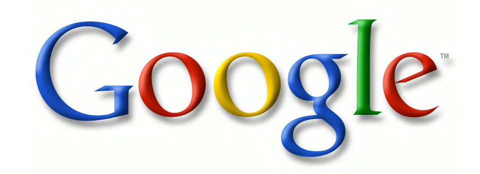
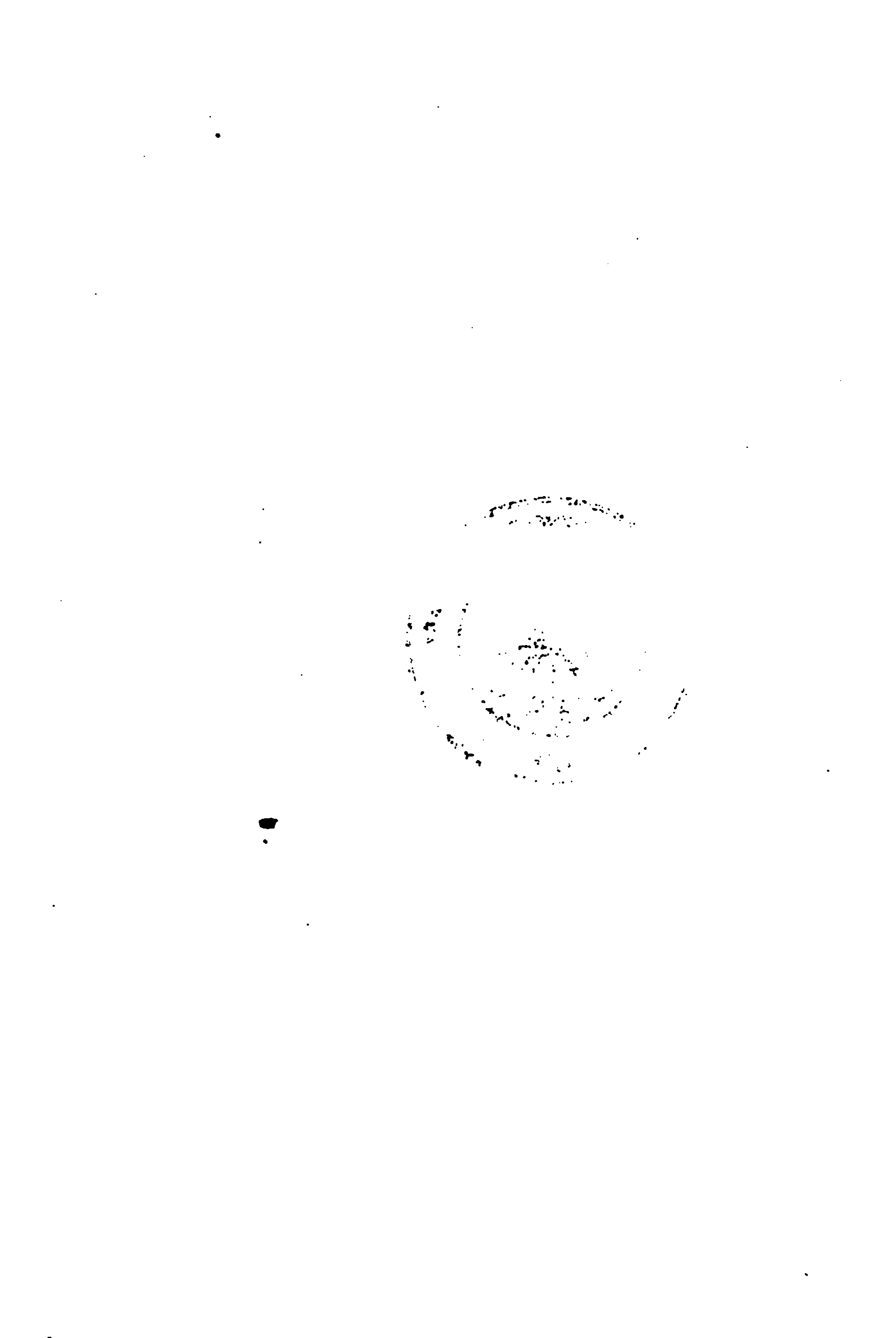





STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969



Evangelisches
Missions-Magazin

▭ Neue Folge ▭

Im Auftrag des Basler Missions-Komitees
unter Mitwirkung von L. Mühlhäußer und F. Würz

herausgegeben von

P. Steiner

Zweiundfünfzigster Jahrgang

1908

Basel
Verlag der Basler Missionsbuchhandlung

Inhalt.

Mission und Islam in Ostafrika.

Von Professor Karl Meinhof.

Die Beziehungen Ostafrikas zu Asien sind sehr alt. Als seinerzeit die großen Ruinen von Zimbabye in Mashonaland gefunden wurden, nahm man an, daß hier arabischer oder phönizischer Einfluß vorliege, und eine ganze Literatur verfocht den Satz, daß das Goldland Südafrika mit dem Ophir der Bibel identisch sei, daß schon Salomo in Südafrika Gold geholt habe, und daß hier also das langgesuchte Eldorado liege. Solange keine Inschriften gefunden sind, die uns über die Herkunft der Bauten aufklären, werden diese Meinungen sich nicht sicher beweisen oder widerlegen lassen — aber das ist richtig: Ostafrika war nicht das abgeschlossene Land, wie wir es uns vorstellen, sondern seine Beziehungen zu Asien und zu seiner Kulturwelt waren uralt. Wir wissen, daß die Bewohner von Madagaskar zum großen Teil malaiischer Abkunft sind, ihre körperliche Erscheinung, ihre Kultur, ihre Sprache läßt darüber gar keinen Zweifel — aber wann kamen diese Asiaten auf die große ostafrikanische Insel? Aus chinesischen Schriftstellern ist uns bekannt, daß einmal Handelsbeziehungen zwischen China und Ostafrika stattfanden, und diese Nachricht wird uns bestätigt durch die Tatsache, daß sich auf alten Gräbern vornehmer Leute an der Suahelküste in Ostafrika Scherben des besten chinesischen Porzellans vorfinden. Es hat für Ostafrika eine Zeit des persischen Einflusses gegeben. Eine Reihe persischer Worte in der lingua franca Ostafrikas, im Suaheli, erinnern daran, und ein kleiner Suahelistamm nennt sich noch heute Wa-Schirasi, „Schirasleute;“ sie versichern, daß sie Abkömmlinge der Perser wären, obwohl man ihnen nichts von kaukasischer Abstammung mehr ansehen kann. Es kamen die Araber aus Yemen und später aus Mascat und setzten sich in Ostafrika fest. Sie befestigten die Städte, sie bauten Moscheen, sie führten arabische Sitte und Kultur ein, sie reisten in das ferne Innere und kannten die großen Seen, aus denen der Nil sein Wasser empfängt, noch ehe die europäischen Geographen sie auf ihren Karten verzeichneten. Es kamen indische Kaufleute, die Sklaven und Elfenbein, Ebenholz und Kopal einhandelten und dafür indische Stoffe und indischen Schmuck, Eisen- und Messingwaren und schließlich auch europäische Handelsartikel in Menge einführten.

Seit wann das ist? Wer weiß? Die Kokosnuß und das Boot tragen in Ostafrika indische Namen. Im Sommer weht der Monsun von Südwest nach Nordost und treibt jedes Brett, das in Sansibar ins Wasser fällt, nach den Küsten Indiens. Im Winter weht er von Nordost nach Südwest, und die Schiffe, die im Sommer kamen, können wieder nach Hause fahren. Das ist so sicher, daß im Reichskursbuch nachzulesen ist, was für Wind an der ostafrikanischen Küste weht — und das ist sicher so gewesen, seit die Kontinente ihre heutige Gestalt haben — so alt könnten die Beziehungen zwischen Ostafrika und Indien sein, wenn die Menschen Lust gehabt haben, übers Wasser zu fahren. Große Ozeandampfer braucht man dazu nicht. Die Ostafrikaner fahren bis heute auf ihren aus Brettern zusammengebundenen Schiffen, an denen kein Nagel ist, über den indischen Ozean nach Bombay — warum sollen sie das nicht immer getan haben?

Wo ein so reger Völkerverkehr seit alter Zeit stattgefunden hat, da müssen ja denn auch Spuren asiatischer Kultur sich in Afrika nachweisen lassen, und diese Spuren sind gar nicht dürftig. Die Ethnographen glauben immer wieder indonesische Beziehungen in Afrika zu finden. Das ist sicher, daß der Bambus, manche Gemüse und Kulturpflanzen, das Buckelrind und das Huhn asiatischen Ursprungs sind. Aber auch die Kunst weist nach Indien. Während die Musikinstrumente am obern Nil noch ägyptisches Gepräge tragen, gibt es in Ostafrika einen großen Kulturkreis, dessen Musikinstrumente aus Indien stammen. Wo man so wirtschaftlich und künstlerisch von den Asiaten gelernt hat, da ist man auch in der Religion von ihnen nicht unabhängig geblieben.

Ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß vor dem Eindringen des Islam den Bewohnern von Ostafrika das Christentum irgendwie bereits bekannt gewesen ist. Der Einfluß Aegyptens ist ja sicher viel weiter gegangen, als wir heute denken. Ein Land von so hoher Kultur verbrauchte eine große Menge von Gütern aller Art, und die Handelszüge, die zu Lande und zu Wasser unternommen wurden, haben sich selbstverständlich in erster Linie auf Afrika bezogen. So kam es, daß schon in sehr alter Zeit Abessinien christlich wurde, und da die umwohnenden Völker Heiden waren, ohne feste Buchreligion, ist es selbstverständlich, daß das Christentum seinen Einfluß weit über die politischen Grenzen Abessiniens ausdehnte. Afrika lag im Altertum nicht so außerhalb der gebildeten Welt, wie im Beginn der Neuzeit. Heute noch bewahren abessinische Stämme wie die Irob-Saho Erinnerungen an die Heere der Römer — gemeint sind die Oströmer, die Griechen — die dort in Abessinien gekämpft haben. Die Entdeckung der christlichen Literatur in altnubischer Sprache hat uns überzeugt, daß damals nicht nur hellfarbige Aegypter und Abessinier Christen waren, sondern auch dunkelfarbige Afrikaner. Bei den Galla, die von Abessinien bis nach Englisch-Ostafrika wohnen, sind noch Erinnerungen vorhanden an

alte christliche Zeit. In den Poesien der Suaheli spielt der heilige Barisis eine Rolle, der ein syrischer christlicher Heiliger war, und die Siebenschläfer werden in diesen Liedern gern angeführt, auch als Schutzheilige auf Talismanen angerufen.*) Natürlich können diese christlichen Nachrichten erst mit dem Islam nach Ostafrika gekommen sein, aber es kann auch anders zusammenhängen. Heute noch gießt der Suaheli über den gestorbenen Verwandten drei Hände mit Wasser, eine Sitte, die der Araber nicht kennt. Es ist also wohl wahrscheinlich, daß vor dem Islam Nachrichten vom Christentum nach Ostafrika gekommen sind, und bei ungestörter Weiterentwicklung wäre Ostafrika christlich geworden. Aber der Islam kam. Er verschloß mit der Eroberung Aegyptens der Christenheit das Tor zu den Ländern Ostafrikas. Die nubische Kirche verschwand so gründlich, daß wir erst seit 1906 wieder wissen, daß sie existiert hat. Die ägyptische Kirche versank in dumpfen Aberglauben und Unkultur, und die abessinische Kirche wurde nur gehalten, weil das trotzige Bergvolk sich wehren konnte gegen den Ansturm der mohammedanischen Heerscharen. Aber freilich, sie schlief einen tausendjährigen Schlaf und wußte nichts von den Kämpfen und Siegen des Evangeliums in Europa. Wie die Bilder in abessinischen Kirchen heute noch nach altem byzantinischem Vorbild gemalt werden, als wäre die Zeit still gestanden, so ist hier auch sonst alles Stillstand. Da konnte kein Missionsgedanke von Abessinien mehr ausgehen. Im Gegenteil. Schritt vor Schritt verlor man an Boden. Erst seit zwei Jahrhunderten sind die Saho zum Islam übergetreten; und unter den christlich gebliebenen Abessiniern war längst sittliche Laxheit eingezogen.

So kam es, daß der Islam sich über die Länder von Ostafrika verbreitete. Dabei wurde der Angriff im wesentlichen in zwei Fronten geführt. Die eine richtete sich von Norden her gegen die Völker am Nil und um Abessinien herum und schob sich auf dem Landwege vor. Die andere griff zu Wasser von Osten her die Küsten Ostafrikas an und drang von da ins Innere.

Die Völker, mit denen man zu tun hatte, waren außerordentlich verschieden. Am Nil traf man auf mehr oder weniger unkultivierte Sudanneger, die man gern als Sklaven nach dem Norden führte. Auch hier waren Stämme hamitischen Blutes schon vor dem Islam eingedrungen. Soweit man sie nicht unterwarf, zogen sie sich nach Süden und gaben vielleicht die Veranlassung zu mancherlei Wanderungen und Verschiebungen der zentral- und südafrikanischen Völker, die das Mittelalter gesehen hat. Andere wurden islamitisiert, und es entstanden jene gefährlichen, mit Negerblut mehrfach versetzten Räuber- und Hirtenstämme, deren rohe Kraft und furchtbare Kulturfeindlichkeit in dem Aufstand des Mahdi die gebildete Welt mit Schrecken erfüllte.

*) Büttner, Suaheli-Anthologie. Berlin, Felber 1894. Seite 50.

Rings um Abessinien her lagern verwandte Stämme, die zum größten Teil Mohammedaner sind — kraftvolle mannhafte Krieger, denen die schwache Beimischung von Negerblut nichts von ihrer ursprünglichen Willensstärke genommen hat — ein vorzügliches Menschenmaterial für den Krieg. Die Reste alter heidnischer Gewohnheit sind ja noch nicht erstorben. Noch heute hat es nicht ganz aufgehört, daß der Somali einen Mann erschlagen haben muß, wenn er eine Frau bekommen will, obwohl der Islam hier mildernd gewirkt hat. Aber wie viel von diesen alten heidnischen Instinkten wieder auflodert, wenn einmal der Gedanke des heiligen Kampfes in diesen Kriegerherzen zündet, das kann niemand ahnen. England hat bisher in der Unterwerfung der Somali keine großen Fortschritte gemacht — und eine Mission unter den Somali ist über gelegentliche Anfänge nicht hinausgekommen. Sie ist eine schwierige und gefährliche Arbeit, aber wenn sie einmal Erfolg haben sollte, dürfen wir hoffen, daß sie Bedeutung haben wird — weit über die Grenzen des Somalilandes hinaus.

Dr. Krapf, der eigentliche Begründer der ostafrikanischen Missionen, hat das ja ganz richtig gesehen*), wie eng die Länder von Ostafrika mit diesen nördlicheren Bezirken zusammenhängen. Weiden doch die Herden der Galla südlich bis über den Tana hinaus, und führen doch die Herrengeschlechter in den schwarzen Nationen von Uganda und den Nachbarländern ihren Stammbaum wahrscheinlich auf Gallafürsten zurück. Diese Hamitenvölker sind die alten Beherrscher und Unterdrücker der Negerstämme, und wenn Krapf auch nicht in allem recht hat, seine Schilderungen ostafrikanischer Verhältnisse sind heute noch in hohem Maße lesenswert.

Die von Osten vordringende Macht des Islam hatte zum Teil dieselben Leute vor sich. In den Küstenstädten des Somalilandes traf man sie an — sie waren nach Rasse und Lebensart dem Araber so nahe verwandt, daß sie gern von ihm lernten, und die Schüler waren, wie es scheint, fanatischere Mohammedaner, als der Lehrer.

Freilich nicht alle Hamitenstämme sind Mohammedaner geworden. Galla und Massai haben ihre heidnische Religion bis heute bewahrt, und die Galla haben deshalb die Aufmerksamkeit der Missionsfreunde seit den Tagen von L. Harms immer wieder auf sich gezogen. Weiter südlich stand die Sache anders. Hier hatte man nicht mehr Leute hamitischen Stammes vor sich, sondern hier waren es „Bantu", mit denen man zu tun hatte. Die Wissenschaft streitet noch über die Entstehung der Bantu. Ich halte es für möglich, daß es Neger sind, die ein wenig hamitische Kultur und Art, vor allem etwas von hamitischer Sprache angenommen haben.

Die verschiedenen Bantustämme weichen voneinander in ethnographischer Hinsicht so sehr ab, daß man eine allgemeine Charakteristik

---

*) Reisen in Ostafrika. Korntal. 1858.

nicht geben kann. Der Suaheli, wie man den Küstenbewohner in Ostafrika nennt, ist ein Händler, durchaus unkriegerisch, beredt bis zur Geschwätzigkeit, gewandt und schlau im Geschäftsverkehr, ein vortrefflicher Unterhändler zwischen den Asiaten und den Afrikanern. Diese Suaheli, die viel arabisches Blut haben, sitzen nun als die Familien der bessern Stände in den großen Hafenplätzen Ostafrikas, in Lamu, Mombassa, Sansibar, Kilwa und in den kleineren dazwischen liegenden Städten. Sie sind alle Mohammedaner, und die vielen Sklaven, die der Suaheli, der arabische und indische Mohammedaner seit alter Zeit gehalten hat, sind natürlich auch Mohammedaner und sind es geblieben, auch wenn sie frei wurden. Sklavenhandel ist jetzt an den Küsten Ostafrikas verboten. Sklaverei besteht noch zu Recht — man kann nicht auf einmal alte Rechte und Sitten aufheben, und was zu ihrer Milderung geschehen konnte, ist geschehen.

Die Städte Ostafrikas haben ein mohammedanisches Gepräge, wie Bombay oder Kairo, vielleicht noch mehr, da nicht so viele europäische Fremde sie besuchen. Mächtig und groß beherrscht der Islam das ganze öffentliche Leben und zieht jeden neu hinzukommenden Afrikaner in seine Kreise. Aber der Einfluß des Islam beschränkt sich nicht auf die Küste. Als Dr. Krapf ins Innere von Ostafrika reisen wollte, da war es der Araber Stambul in Tanga, der ihm dazu verhalf. Livingstone traf die Araber im Innern am Tanganyika, Mackay traf sie in Uganda; als Merensky und nach ihm Richard nach Utengule, nördlich vom Nyassa, kamen, waren Araber da, und Kandt hat ganz recht, daß mohammedanische Einflüsterungen es sind, die christlicher Mission ihren Einfluß bei den Afrikanern verderben. Alle äußerliche Freundlichkeit kann darüber nicht täuschen*).

Mackay sah, wie mächtig die Propaganda des Islam in Uganda war, und er empfand die Anklage der Araber als berechtigt, die ihm vorhielten, warum man nicht mit dem Evangelium nach Arabien käme, das viel leichter zu erreichen ist als Uganda. Die Missionsarbeit in Arabien ist geradezu eine Frucht dieser Anregung von Mackay.**)

Sollte der Einfluß des Islam nicht geringer geworden sein, seitdem Deutschland und England in Ostafrika regieren? Keineswegs. Es ist bezeichnend, daß Stanley mit Hilfe eines Arabers, Hamed ben Mohammed genannt Tibbu-Tib, seine großen Entdeckungen am Kongo zu Ende führte. Wie einst Krapf ohne Hilfe der Araber nicht weiter kam, so auch Stanley. Niemand kann ihm daraus einen Vorwurf machen — die Araber kannten eben die Wege, die wir nicht kannten — aber die Tatsache bleibt bestehen: von Anfang an trat der Europäer im Bunde mit dem Araber auf, und der Mohammedaner war dabei ja natürlich nicht nur der Gebende. Tibbu-

*) Vergl. R. Kandt, Caput Nili. 2. Aufl. 1904. S. 195.

**) Alexander M. Mackay, „Pioniermissionar v. Uganda." Leipzig 1891. S. 333, 365 ff. und sonst öfter.

Tib hat es wohl verstanden, am Kongo seinen Handel und Einfluß auszudehnen. Daran ändert auch nichts die Unterdrückung des Sklavenhandels. Der Europäer schafft ja neue und bessere Verkehrsmittel, als es die alten Sklavenkaravanen waren, und an den Eisenbahnen entlang dringt der indische und arabische Kaufmann vor, zieht der mohammedanische Küstenneger ins Innere und bringt den Islam mit sich. Und die Tausende von Sklaven der Araber am obern Kongo sind natürlich auch Mohammedaner. Alle Stationen der Ugandaeisenbahn sind Sammelpunkte für den Islam.*) In Muhesa an der Usambaraeisenbahn, das früher ein kleines Dorf war, stehen heute drei Moscheen.

Die Mannschaften der deutschen Schutztruppe sind zum großen Teil Mohammedaner und tragen mit derselben Selbstverständlichkeit, wie der Mohammedaner das zu tun pflegt, ihren Glauben weiter.**) So breiten sich allmählich aber sicher mohammedanische Ideen im Lande aus. Von irgend welchem Fanatismus ist dabei nichts zu bemerken. Die Entwicklung geht meist ganz friedlich vor sich, zum Fanatismus ist ja auch kaum Gelegenheit geboten, da ein nennenswerter Widerstand sich eigentlich nicht findet.

Diese durch Händler, Reisende, Soldaten gelegentlich betriebene Mission hat dabei den Vorzug, daß sie außerordentlich billig ist. Genau genommen kostet sie sogar gar nichts, sondern bringt etwas ein. Die Unterhaltung mohammedanischer Schulen ist nicht teuer, und der Lehrer wird von den Eltern seiner Schulkinder besoldet. Die Summe der Kenntnis, die er ihnen mitteilt, ist ja meist nicht groß, aber immerhin groß genug, um sie für das Christentum in der Regel endgültig zu verschließen.

Ich muß sagen, daß ich die im allgemeinen friedliche und freundliche äußerliche Stellung der Mohammedaner zur Heidenmission für viel bedenklicher halte, als wenn sie sie bekämpften. Sie halten sie gar nicht für einen Gegner, der ihnen ernstlich zu schaffen macht. Als 1902 König Eduard von England gekrönt wurde, fand in der Kathedrale der englischen Mission in Sansibar ein feierlicher Gottesdienst statt, an dem alle die mohammedanischen und heidnischen Beamten, die England dort unterhält, teilnahmen — da sah man einmal Mohammedaner in der Kirche, und sie kamen ganz unbefangen. Aber sonst?

In Sansibar predigt man den Heiden längst nicht mehr, die Mission beschränkt sich auf die kirchliche Versorgung der vorhandenen Christen, die entweder befreite Sklaven sind oder aus den Stationen des innern Afrikas kommen.

---

*) Vgl. Sir H. Johnston. The Uganda protectorate. London. 1904.

**) Auch die Beamten der deutschen Regierung in Ostafrika sind zum Teil Mohammedaner. Den christlichen Eingeborenen, die die Regierung anstellt, wird verboten zu missionieren, ob es auch den Mohammedanern verboten wird, ist mir nicht bekannt.

In Kilwa ist keine evangelische Mission und in vielen andern leicht zu erreichenden Küstenplätzen Ostafrikas auch nicht, nicht einmal in Bagamoyo.

Dar es Salaam hat eine winzige evangelische heidenchristliche Gemeinde, die aber in den 20 Jahren ihres Bestehens nicht gewachsen ist. Eigentliche Heidenpredigt findet nicht statt.

In Tanga hat sich eine kleine Gemeinde gesammelt, die ich für lebensfähig halte. Die Heidenpredigt wird von Zeit zu Zeit wieder versucht.

In Mombassa bestehen die großen Institute der C. M. S., aber sie arbeiten im wesentlichen an befreiten Sklaven. Irgendwelche Fühlung mit der eingeborenen Bevölkerung hat man nicht.

In Lamu haben die Neukirchener seit 18 Jahren Missionsversuche gemacht ohne jeden Erfolg.

Die Ursache dieses jammervollen Tatbestandes ist der Islam. Wo der Islam die Gemüter beherrscht, ist es meist vergeblich, sich an die wenigen Heiden zu wenden. Sie stehen von vornherein unter mohammedanischem Einfluß, sie sind intellektuell und wirtschaftlich einfach von ihnen abhängig, und das Resultat aller Mühe muß ein derart klägliches sein, wie wir es finden. In Lamu sind eigentliche Heiden überhaupt nicht vorhanden; auch die Sklaven sind äußerlich Mohammedaner. Ich meine, man sollte sich davon überzeugen, daß die bisher angewandte Methode falsch ist. Der Apostel Paulus hat sich immer erst an die Juden gewandt, weil er hier zunächst Verständnis für seine Predigt voraussetzen konnte. Erst wenn die ihn abwiesen, wandte er sich an die Heiden. Und das geschah in Städten wie Korinth und Ephesus, wo das jüdische Element doch nur ein geringer Teil des Volkes war. Wo aber, wie an der Küste Ostafrikas, der Islam das Denken und Empfinden der Bevölkerung beherrscht, da scheint es mir ein Fehler zu sein, daß man an der herrschenden Geistesmacht vorübergeht und sich an Leute wendet, deren dürftiger Aberglaube sich selbst keine rechte Kraft mehr zutraut. Ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß die Mohammedaner uns ebenso abweisen, wie die Juden den Paulus abgewiesen haben, aber ich glaube, daß doch hier und da einer zum Nachdenken kommen kann*). Eins halte ich aber vor allen Dingen für gegeben durch das Vorbild des Apostels Paulus: Die jüdisch beeinflußten Heiden folgten dem Paulus mit Aufmerksamkeit, und die waren der Stamm seiner Gemeinen. Fangen wir nur erst einmal an mit den Mohammedanern

*) Die schon erwähnte Neukirchener Mission in Lamu klagt über die starke Verschlossenheit der Mohammedaner, die durch die insulare Lage des Ortes noch begünstigt wird. Neuerdings beginnt der Islam sich aber auch hier auf dem Festland auszubreiten, da viele Pokomo — so heißen die am Tana sitzenden heidnischen Bantu — den Fluß herunter gezogen sind, um Reis zu bauen. Unter diesen islamitisch beeinflußten Heiden hat eine kleine Mohammedanermission eingesetzt und soll noch weiter ausgedehnt werden. (Mitteilung von Missionsinspektor Stursberg.) Hier hätten wir also einen bemerkenswerten Anfang.

uns auseinanderzusetzen, so kommt gewiß mancher von den mohammedanisch beeinflußten Heiden zum Nachdenken, und wir dürften viele von ihnen gewinnen. Solange wir aber ängstlich dem Mohammedaner ausweichen, dürfen wir uns nicht wundern, daß der unter mohammedanischem Einfluß stehende Heide gar nicht auf den Gedanken kommt, uns zuzuhören.

Nach einem Mißerfolg von so vielen Jahren dürfen wir nich. denken, daß die Sache einfach und leicht sei, und ich halte es für falsch, die bisherige Methode beizubehalten, von deren Erfolglosigkeit man sich überzeugt hat.

Der Islam hat in Ostafrika eine Reihe starker Bundesgenossen. Der erste Bundesgenosse ist die Furcht und die Sympathie der Europäer. Wenn ich auch nicht, wie jener amerikanische Freund, glaube, daß die Furcht der europäischen Regierungen vor dem Islam seine wesentlichste Stütze ausmache, so glaube ich doch, daß diese Furcht wohl erheblich über das Ziel hinaus schießt. Der Islam ist eine politische Religion, und in der Politik ist Furcht immer ein Fehler. Niemand von den Missionsfreunden wird einer gewaltsamen Unterdrückung des Islam das Wort reden, auch nicht in Gedanken; aber man wird erwarten, daß man den Islam nicht pflegt und begünstigt.

Er genießt aber erhebliche Sympathien auf seiten der Europäer Sie sind begreiflich bei Arabisten von Fach, die sich in ihr gelietbes Arabisch ebenso vertiefen, wie die klassischen Philologen in den Homer. Aber bei dem Beamten einer europäischen Regierung ist diese Sympathie unverständlich. Er muß wissen, daß der Islam ein Feind der europäischen Kultur ist. Mit dem einzelnen Mohammedaner kann man gut Freund sein und doch seine Religion als kulturfeindlich erkennen.

Diese Sympathien haben aber ihren Grund nicht selten darin, daß dem gebildeten Europäer der christliche Neger von vornherein unsympathisch ist. Der Gedanke stört ihn, daß er mit dem Schwarzen dieselbe Religion haben soll. Diese Gefühlsmomente sind oft stärker als verständige Erwägungen.

Ich will dabei nicht leugnen, daß mancher Europäer, der das Christentum nur in verzerrter und entstellter Gestalt kennen gelernt hat, wirklich von der Einfachheit mohammedanischer Religionsübungen ergriffen ist, und daß seine Sympathien also ganz ehrlich sind, allerdings keine große Sachkenntnis auf religiösem Gebiet verraten.

Ein weiteres wesentliches Hilfsmittel für den Islam ist seine laxe Stellung zur Zauberei und Polygamie. Der Uebertritt zum Christentum ist abhängig von dem Bruch mit dem Zauberwesen und der Polygamie. Das ist beim Islam anders; der neu gewonnene Gläubige kann sich, wenn er will, zu seinen alten Zaubermitteln noch einen arabischen Talisman umhängen. Aber sonst wird man ihm wegen der Zauberei keine sonder-

lichen Schwierigkeiten machen *). Auch seine Frauen kann er behalten. Er gefährdet also nicht durch den Verlust seiner Frauen seine soziale Stellung, und er braucht in dem Betrieb seiner Ackerwirtschaft nichts zu ändern, seine Frauen können nach wie vor für ihn mit der Hacke das Feld bestellen. Die soziale und wirtschaftliche Umwälzung, die das Christentum bringt, braucht er nicht mitzumachen.

Eben diese soziale und wirtschaftliche Rückständigkeit des Islam sollte aber die europäischen Regierungen nicht im Zweifel lassen, wie notwendig die Arbeit der Mission ist. Denn der Christ, der seine Frauen entläßt, der seine Kinder zur Schule schickt, der sich kleidet und Kirchensteuer bezahlt, muß arbeiten, und zwar mehr als er vorher gearbeitet hat, und tritt auf eine neue wirtschaftliche Stufe. So wird er gezwungen, von der alten Hackkultur zur einträglicheren Form des Ackerbaus überzugehen.

Die asketische Seite des Christentums halte ich im übrigen nicht für ein Hindernis. Das Heidentum fordert Enthaltung von allen möglichen Dingen, die tief in das Wirtschaftsleben einschneiden, und man folgt den Vorschriften doch. Der Islam verbietet den Trunk, und wenn auch mancher im stillen das Gebot übertritt, im allgemeinen wird es doch gehalten und wird von dem Afrikaner als drückend empfunden. Und trotzdem breitet sich der Islam aus **).

Aber ein wesentliches Moment ist, daß es im Islam den Rassenhaß nicht gibt. Gewiß gilt der Araber, als der Bruder Mohammeds, in der ganzen islamitischen Welt als eine Art religiösen Adels. Aber kein Araber scheut sich, seine Kinder, die er von einer farbigen Nebenfrau hat, anzuerkennen. Tibbu-Tib hatte so viel afrikanisches Blut, daß man in seinem breiten Gesicht die arabischen Züge schwer herausfindet. Weiße, gelbe, braune und schwarze Leute beten in der Moschee zu einem Gott, und kein Mohammedaner wird an der dunkeln Farbe des Vorbeters in der Moschee Anstoß nehmen.

Und bei den Christen? Die jahrhundertelange Gewöhnung an europäisches Christentum hat uns Europäertum und Christentum als gleichbedeutend empfinden lassen — bei manchen sogar Germanentum und Christentum. Bei vielen ist die Rasse ihre Religion. Daher kommt es, daß mancher Europäer und besonders mancher blonde Deutsche die Mission an farbigen Rassen verabscheut als eine Felonie an den Rechten des weißen Mannes.

---

*) Der Islam richtet sich gegen handgreiflichen Polytheismus, aber nicht gegen die Zauberei. Da es diesen Polytheismus in Afrika nicht in der sinnenfälligen Form asiatischer Religionen gibt, ist der eigentliche Gegner des Islam gar nicht vorhanden und die Grenze zwischen Heide und Mohammedaner eine fließende. Vergl. hiezu Atterbury, Islam in Africa 1899.

**) Atterbury versichert a. a. O., daß im Sudan der Alkohol durch Mohammedaner eingeführt wird. Ostafrikanische Araber markieren scharf die Abstinenz — freilich nicht immer ehrlich.

Nun versetze man sich in die Seele des Afrikaners!

„Als Mohammedaner werde ich von den angesehenen Leuten, den großen Arabern und reichen Indern, wie ein Genosse angesehen. Ich darf mit ihnen in der Moschee beten. Man schämt sich meiner nicht. Die Lehrer des Islam und die Nachkommen des Propheten achtet man darum nicht geringer, wenn sie sich mit mir befassen, im Gegenteil, man freut sich ihres Erfolges."

Und bei den Christen?

„Der Missionar wird von seinen Landsleuten nicht sonderlich geachtet. Arbeit bei Europäern ist für einen Christen schwer zu finden. In den Gottesdienst der Europäer darf ich nicht, als Glaubensgenossen erkennen mich die meisten ja doch nicht an."

Es ist nicht schwer zu raten, wie der Mann sich entscheidet.

Aber sind denn die ostafrikanischen Bantu wirklich einer tieferen Auffassung des Islam zugänglich?

Einmal erscheinen sie zu weichlich, zu kindisch, um eine größere geistige Bewegung und einheitliche Aktion fertig zu bringen, und dann ist ihr Diesseitigkeitssinn so hervortretend, daß auch die Religion bei ihnen zur alltäglichsten Plattheit herabgedrückt wird und sie eines fortstürmenden Fanatismus wohl kaum fähig erscheinen *).

Ich möchte dem gegenüber aufmerksam machen auf die Tatsache, die ich schon berührt habe, daß die Herrscher in manchen ostafrikanischen Stämmen Hamiten sind, an deren persönlicher Tatkraft kein Zweifel ist. So wenig der Bantuneger eine selbständige ideale Begeisterung im allgemeinen fertig bringt, so willig ordnet er sich einem Herrn unter, der ihm zu imponieren versteht, und ist in dessen Hand ein gefügiges und darum überaus gefährliches Werkzeug. Die eigentliche Zukunft des Islam in Ostafrika liegt darin, daß durch die fortschreitende Kultur die Verkehrswege vom Sudan nach dem Süden immer mehr sich öffnen, so daß die nördliche und östliche Angriffslinie sich vereinigen. Von Norden her strömt dann den Nil herauf dem Ostafrikaner neue religiöse Begeisterung zu. Die Fanatiker der Zukunft werden schwerlich Bantu, aber Araber und Hamiten sein, und die Bantu werden nur das willige Werkzeug zur Ausführung ihrer Befehle hergeben. Je mehr sich dabei die einzelnen Völkerverbände lockern, je mehr durch das Suaheli als allgemeine Verkehrssprache die geistigen Beziehungen von Volk zu Volk wachsen, und je mehr der stille Fortschritt des Islam die heidnischen Stämme untereinander verbindet, um so mehr werden die Möglichkeiten geschaffen, daß einmal von begeisterten Lippen wieder ein Mahdi ausgerufen wird, und die Massen unter die Macht eines gewaltigen Willens gezwungen werden, der dann mit

*) „Der afrikanische Mohammedaner ist noch ein Heide". Atterbury a. a. O., S. 164.

Feuer und Schwert die christliche Kultur bekämpft und für den Gott Mohammeds ficht. Darin liegt die Gefahr, nicht in den mohammedanischen Bantu selbst, sondern in den Bantu als Soldaten für den Glaubenskrieg, in dem Semiten und Hamiten die Führer sind.

Einer meiner Freunde von der Universitäten-Mission in Likoma, Nyassaland, schreibt mir auf eine Frage nach dem Verhältnis der Mission zum Islam folgende bemerkenswerte Mitteilung:

„Ich hatte das Glück, daß da, wo ich lebte und arbeitete, der Islam sich überhaupt kaum bemerkbar machte; aber ich hörte später und ich höre es kürzlich erst recht, daß weiter südlich und auch westlich vom See (Nyassa) die Gefahr eine sehr reale ist. Ich nehme an, daß die Art von Mohammedanismus, wie sie sich hier gewöhnlich findet, eine Mischform ist, wo die Freiheiten des Islam angenommen aber seine heilsamen Einschränkungen vernachlässigt werden. Er ist sicher tätig und breitet sich nach Norden aus längs der Ostseite des Sees, wo unsere Mission herzhaft arbeitet. Ich habe von jungen Leuten gehört, die aus Nyassa-Dörfern die weite Reise nach der Küste machen, um den Glauben des Islam zu lernen. Wenn sie dann das Amt eines Mwalimu (Lehrers) bekommen haben, kehren sie in ihre heidnischen Dörfer zurück als tätige Mitarbeiter an der Ausbreitung des Glaubens. Ich habe von ihrem Eifer gehört, der sie durch alle diese Mühen der Vorbereitungen hindurchträgt, ungeachtet der großen Schwierigkeiten und Beschwerden und ohne irgendwas von den Hilfen und Belohnungen, durch die der Weg des Evangelisten von den mächtigen europäischen Freunden gewissermaßen geebnet ist. Der Gottesdienst des Islam scheint sich gern mit dem politischen Ruf zu verbinden: „Afrika für die Afrikaner!“ und so ist es eine wirkliche Gefahr von jeder Seite. In Kotakota an der Westküste ist ein erheblicher Ausbruch des mohammedanischen Fanatismus gegen die Christen vorgekommen, und er hat unleugbar die Form angenommen, daß christliche Schulen und Lehrerhäuser niedergebrannt wurden. Es ist natürlich schwer zu sagen, wie viel an solcher Unordnung rein religiös ist und wie viel politisch oder auch persönlich, aber alle Erscheinungen deuten auf ein beträchtliches Anwachsen in der Tätigkeit des Islam.“

Von der Küste von Mosambik berichtet Rankin noch 1886, daß die religiöse und weltliche Erziehung fast ausschließlich in den Händen der Araber und Suaheli ruhe. Er sagt, daß man an der Küste 180 englische Meilen entlang reisen könne, ohne auf einen einzigen Versuch zur Erziehung der Eingeborenen von seiten der Portugiesen zu stoßen. Sogar die Mulatten, Abkömmlinge der Portugiesen, sind oft genug Mohammedaner. Steinerne Moscheen stehen an manchen Stellen an der Küste. Man kann auch in Orten, wo die Bevölkerung ganz aus Makua (einem Stamm der Bantuneger) besteht, den Muezzin zum Gebet rufen hören. — In den meisten

der großen Dörfer erhalten die Kinder Unterricht im Lesen und Schreiben; das allgemeine und einzige Lesebuch ist aber der Koran. *)

Erscheint es unglaublich, daß der ostafrikanische Farbige in diesem Umfang mohammedanischen Gedanken zugänglich ist, so bitte ich die umfangreiche mohammedanische Literatur zu beachten, die in Suahelisprache existiert. Gewiß, es sind Ueberarbeitungen arabischer Originale. Aber daß man es auf Suaheli nachdichtet, also in einer Bantusprache, ist doch ein Beweis, wie tief diese Fragen den Afrikaner interessieren.

Ich gebe einige Proben dieser Literatur, die ich aus den Veröffentlichungen von Büttner, Suaheli-Anthologie, Berlin 1899, entnehme. Ich habe die Zitate in gereimte Form gebracht, um sie dem Verständnis der Deutschen anzunähern. Die Stücke sind nicht aus dem Arabischen, sondern aus dem Suaheli übersetzt. **)

Ein längeres Gedicht „von der Himmelfahrt Mohammeds" schließt mit folgenden frommen Versen:

Mit Deiner teuren Gnade, Herr, wir bitten, o erbarme Dich,
Und wer es liest und wer es hört, erbarm Dich seiner gnädiglich.
Es wolle der Gesegnete †) uns Deine Gnade, Herr, erflehn,
Und vor der Hölle schirm er uns am Tage, da wir auferstehn.
Du Richter, Lebenspender Du, der dies gesungen, ist Dein Knecht,
Er hofft auf Deiner Gnade Lohn, wenn er dem Treuen †) diente recht.
Mit des Propheten Scharen gib den Lohn ihm dort im Paradies,
Denn guten Lohn empfängt der Mann, der Guten Gutes hier erwies.
Selbst eines Hundes Treue hat das Herz des Freundlichen ††) gerührt,
Der Siebenschläfer Hündchen ward dereinst ins Paradies geführt.
So ist's genug für dieses Mal. Es segne mich des Höchsten Gnad,
Um dessentwillen †), der allzeit für Böse und für Gute bat.

In einem anderen Gedichte streiten sich die Engel Gabriel und Michael, ob es Barmherzigkeit auf Erden gibt. Der Beweis wird erbracht, daß die Barmherzigkeit noch nicht ausgestorben ist. Daran wird dann aber die Prophezeiung geknüpft, in den letzten Zeiten werde die Barmherzigkeit ganz aufhören. Das veranlaßt den Dichter zu folgender Betrachtung:

Und in diese schwere Zeiten sind wir jetzt schon eingetreten,
Nach dem Herrn will keiner fragen, niemand achtet des Propheten.
Güter schenkte uns der Höchste, doch der eitlen Lust sie dienen,
Des Erhabenen vergißt man, bis der Todestag erschienen.
Ach vom Teufel, von dem Satan, lassen wir die Herzen lenken,
Folgen ihm, dem Feind des Guten, wollen nicht des Herrn gedenken.
O erlöse uns in Gnaden, der du kannst allein erretten,
Wollest uns durch deine Gnade, Herr, an dein Erbarmen ketten.

*) Daniel J. Rankin, Ex-acting british consul Mozambique, Arab tales, Tugulu dialect of the Mákua language. London 1886 S. VIII. IX.

**) Abgedruckt zuerst in Nr. 317 der Kreuzzeitung, Jahrgang 1896.

†) Mohammed. ††) Gott.

Wirke Leben in den Herzen, wenn wir spenden an die Armen,
Wenn wir fasten, wenn wir beten, wollest aller dich erbarmen,
Wirke Leben in den Herzen, fülle uns mit Gottesglauben.
Laß uns nichts des Korans Lehren und das Licht der Wahrheit rauben.
Wirke Leben im Bekenntnis, in dem Halten frommer Sitte,
In dem steten Dienste Gottes, in der Gottesknechte Mitte.
Wirke Leben mit dem Liebling des Allmächt'gen, dem Propheten,
Daß wir niemals davon lassen, zu bekennen und zu beten.
Laß uns an das Grab gedenken, nach dem Paradies verlangen,
Daß wir alle Ihm nachgehen, wo der Treue eingegangen.
Möge dies der Herr des Buches, er, der Freundliche, mir geben,
Mögen, die es freundlich lesen, willig nach den Worten leben.
Ja die Lust des Paradieses ward dem Herrlichen verliehen,
Sei uns allen das bereitet, gleich ihm dorten einzuziehen.
Und mit stillem sanftem Tode woll uns der Vergeber segnen,
Unsere Sünden uns vergeben, daß kein Leid uns mag begegnen.
Führe gnädig uns vorüber, wo verbotne Pfade winken,
O Allmächtger, daß wir niemals in die Finsternis versinken.
Ueber allen, die da glauben, laß Herr deine Gnade walten,
Vor der Hölle sie bewahre, laß sie guten Platz erhalten.

Weitere Uebersetzung in gebundener Rede findet sich in Seidel, Geschichten und Lieder der Afrikaner. Berlin 1896 S. 228 ff.

Außerdem gibt es noch andere gedruckte *) und nicht gedruckte religiöse Gedichte in Suahelisprache, die den Islam verherrlichen, und aus denen man sieht, daß der Suaheli mit dem Geist des Islam viel besser vertraut ist, als man meist zugeben möchte.

Was ist demgegenüber zu tun?

Die ostafrikanischen Missionen haben sich bisher um den Islam in der Hauptsache nicht gekümmert, sondern Heidenmission getrieben **). Sie haben damit im Innern große und erfreuliche Erfolge gehabt am Nyassa, in Mombassa, am Kilimandjaro, in Uganda, am Tana. Daß dieselben Gesellschaften, die im Innern so erfolgreich waren, an der Küste fast ohne Erfolg gearbeitet haben, ist ein schlagender Beweis, daß die im Innern befolgte Methode für die Küste nicht genügt. Es liegt nun aber auf der Hand, daß die Verhältnisse des Innern immer mehr und immer stärker unter den Einfluß der Küste kommen werden. Der Fortschritt im Bau der Wege, Eisenbahnen und Dampfschiffe, das Aufblühen des Handels, die Einführung europäischer Regierung werden immer mehr im Innern Verhältnisse schaffen, die denen der Küste gleichartig oder ähnlich sind. Man kann das bedauern, aber man kann es nicht ändern. So wird der

*) Die Drucke sind ausschließlich von Europäern für europäische Leser besorgt. Eine mohammedanische Presse gibt es in Ostafrika bisher nicht.

**) Gelegentliche Missionsversuche kommen natürlich vor, vergl. z. B. Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission. 1902. S. 106 f. Unter den Saramo hat die Berliner Mission kürzlich einige Mohammedaner getauft. Aehnliches läßt sich von Tanga und Mombassa berichten, vergl. auch Lamu, S. 7.

Islam, wie er schon jetzt tut, an den Eisenbahnen entlang das Innere erobern. Denn es ist ein Gesetz aller geistigen Bewegungen, daß sie von der Großstadt aufs Land und nicht, daß sie von dem Dorf in die Stadt kommen. So nützlich es gewesen ist, im Heidenlande erst einmal eine Anzahl christlicher Gemeinden fern vom Islam zu gründen — einmal müssen sie den Ansturm des Islam aushalten. Wenn dann die großen Städte und Verkehrszentren, die Eisenbahnstationen und Hafenplätze mohammedanisch und einige Dörfer christlich sind, dann wird die Aufsaugung dieser Dörfer vom Islam ja nur eine Frage der Zeit sein. Paulus wußte, was er tat, als er in die großen Verkehrsplätze ging, in die berüchtigten Hafenstädte, nach Ephesus und Korinth. Von da und von Athen und Rom aus sollte die neue Botschaft auf allen Verkehrsstraßen des römischen Reiches durch die Lande eilen, und seine Absicht erfüllte sich in unglaublich kurzer Zeit. Sollten wir davon nicht lernen?

Wenn wir das wollen, müssen wir mit dem Islam in den großen Handelsplätzen Ostafrikas uns auseinandersetzen. Dazu gehört tüchtige Kenntnis des Islam und der mohammedanischen Theologie. Denn wer von diesen Dingen nichts weiß, kann auch nicht erfolgreich mit Mohammedanern reden. Es genügt auch nicht, daß er den Koran in Uebersetzung liest; er muß ihn im Original lesen können, denn der Mohammedaner liest religiöse Dinge nur arabisch *)

Dazu gehört ferner eine literarische Tätigkeit. Wir haben die Tatsache noch viel zu wenig beachtet, daß eine große Zahl dieser Mohammedaner, die bis in den Kongostaat hinein wohnen, lesen kann.**) Die C. M. S. hat in richtiger Erkenntnis dieser Tatsache die Evangelien in Suahelisprache mit arabischer Schrift drucken lassen und sie zur Verbreitung in Ostafrika bestimmt. Von dieser Ausgabe wird lange nicht so viel Gebrauch gemacht, als geschehen könnte. Ich glaube aber, daß auch

*) Diese Beschäftigung mit dem Islam und der arabischen Sprache würde für die Heidenmission obenein den Nutzen haben, daß man über die eigentliche Bedeutung der arabischen Terminologie, die man bisher ganz unbefangen in das Neue Testament und den christlichen Gottesdienst herübergenommen hat, besser als bisher unterrichtet wird. Das wird hoffentlich dazu führen, diese arabischen Fremdlinge immer mehr zu beseitigen.

**) Die Kultur des Ostens, vom mohammedanischen Araber gebracht, berührt sich im südlichen Kongostaat mit der Kultur des Westens. Der arabische Händler brachte den Anbau des Reises und die Sklavenjagden, der portugiesische Handel Messingkreuze und Alkohol. Der Sklavenhandel ist heute verboten, der Brantweinhandel nicht. Es ist wahr, was Professor F. F. Ellinwood in der Vorrede zu Atterbury, Islam in Afrika, ausführt, daß der Sklavenhandel bei dem Mohammedaner ein Teil seiner Religion, der Branntweinhandel aber nicht ein Teil der christlichen Religion ist. Beschämend bleibt dieser Handel jedoch für Europa, umsomehr als wir der Rücksichtnahme auf die segensreiche Enthaltsamkeit des Islam es zu verdanken haben, daß nicht auch Ostafrika mit europäischem Branntwein überschwemmt wird.

die arabisch verfaßten Evangelien, besonders das Johannesevangelium, willige Leser finden würden.

Die Tatsache, daß das Suaheli die lingua franca von Ostafrika bis in den Kongostaat hinein ist, kann viel stärker benützt werden als geschieht. Atterbury schrieb schon 1899: „Als ein Anzeichen, daß der Islam in seinem Fortschreiten durch Afrika manche Verbesserung der sozialen Lage, wenn auch wenig Aenderung des religiösen Gedankens gebracht hat, kann man die Tatsache ansehen, daß der Araber imstande gewesen ist, die Suaheli-Sprache durch Zentral-Afrika einzuführen — so schuf er ein allgemeines Verständigungsmittel nicht bloß für den arabischen Händler, sondern für den christlichen Missionar. Die Sprache des Sklavenhändlers ist nutzbar gemacht worden als die Sprache des Wortes Gottes." Aber nicht nur zur Evangelisation, sondern auch zur Polemik gegen den Islam ist das Suaheli brauchbar.

Anfänge hiefür sind gemacht. Vor einer Reihe von Jahren erschien im Dialekt von Sansibar eine Prüfung des Koran, betitelt „Il Koran" in doppelter Ausgabe, mit lateinischer und arabischer Schrift. Hier wird mit arabischen Zitaten aus dem Koran selbst verwiesen, daß das Gesetz, der Psalter und das Evangelium Gottes Wort ist, und der Leser zum Lesen dieser Bücher aufgefordert. Im Jahre 1905 erschien von Mitchell (J. Murray): Evidences of the Christian religion together with a short examination of Mohamedanism, in Swaheli. For the C. M. S. East-African Mission. Shuhuda za dini. (Zeugnisse der Religion) 192 S. Die Universitätenmission in Magila (Bondeiland) gab bis vor kurzem ein christliches Monatsblatt heraus, das manchen Leser hatte. Es hat sein Erscheinen eingestellt, weil ein von der deutschen Regierungsschule herausgegebenes Blatt ihm zu viele Leser wegnahm. Selbstverständlich konnte das auf dem Dorf redigierte Blatt mit einem aus der Hafenstadt kommenden nicht dauernd konkurrieren, aber schade ist es, daß das christliche Blatt nicht mehr erscheint und durch ein sonst gutes, aber religiös indifferentes Blatt ersetzt ist. Sollten die Missionen nicht vereint ein neues christliches Blatt herausgeben können? Es müßte aber auch in einer größeren Stadt, in Sansibar oder Dar es Salaam erscheinen.

Durch diese mit lateinischen Lettern gedruckten Blätter erreicht man aber nur die Leute, die durch christliche oder Regierungsschulen gegangen sind. In die alten mohammedanischen Familien kommen sie nicht. Will man die erreichen, so müßte man Blätter schreiben, die mit arabischer Schrift gedruckt werden. Sie könnten Artikel in arabischer und Suahelisprache aufnehmen, vielleicht sogar Hindustani. Da ein solches Blatt in Ostafrika nicht existiert, könnte es bei geschickter Redaktion einen größeren Leserkreis finden.

Der oben genannte frühere Konsul Rankin äußert sich a. a. O.

S. XI: „Wenn unter diesen Leuten (in Mosambik) Veröffentlichungen in Suahelisprache und arabischer Schrift verbreitet werden könnten, einfach im Ausdruck, beweiskräftig, die aber nichts enthielten, was für einen gläubigen Mohammedaner anstößig sein könnte, d. h. nichts Beschimpfendes, oder was die alten und geliebten Ueberlieferungen und Lehren ihrer Religion lächerlich machen könnte, also solche Schriften, wie sie die Mission in Sansibar auf ihrer Presse herzustellen pflegt — wenn die weiter verbreitet würden, so ist meine Ansicht, die sich auf Unterhaltungen hierüber mit vielen Eingebornen stützt, daß viel Gutes dabei herauskommen würde und ein wesentlicher Fortschritt erreicht werden würde in der Aufgabe, den Leuten westliche Gedanken und Religion nahe zu bringen."

Vor allem sollte man sich der mohammedanischen Frauenwelt annehmen. Die U. M. C. A. hat eine große Anzahl von Missionsarbeiterinnen in Sansibar, aber mir ist nicht bekannt, daß einige von ihnen in die Harems der mohammedanischen Häuser gehen oder zu gehen versuchen. In Deutsch-Ost-Afrika wird m. W. daran überhaupt noch nicht gedacht. Wie will man aber die Kinder in christliche Schulen bekommen, wenn nicht christliche Frauen das Herz der mohammedanischen Frauen gewinnen?

Ein sehr wichtiges Mittel zur Ausbreitung christlicher Gedanken unter den Mohammedanern ist die ärztliche Mission. Die Engländer haben in Sansibar ein Hospital, in Mombassa einen Arzt. Die deutschen Missionen haben nach dem Eingehen des Missionshospitals in Dar es Salaam keine ärztliche Tätigkeit an Mohammedanern mehr geübt. Und doch ist die Ueberlegenheit der europäischen Aerzte den Mohammedanern wohl bekannt, und es gibt kaum einen bessern Weg zur Einführung der Mohammedanermission als die Arbeit eines tüchtigen christlichen Arztes.

Würde das alles nicht Unruhe und viel Aufsehen machen? Das kann wohl sein, besonders die Europäer würden sich wieder einmal beunruhigen. Es kann auch vorkommen, daß hier und da ein Mohammedaner sich vergißt und seinem Christenhaß Ausdruck leiht. Aber wo die Verkündigung des Evangeliums im Geist aufrichtiger, ungeheuchelter Liebe geschieht, da wird man auch viele Freunde finden. Wer in der Mohammedanermission gearbeitet hat, weiß ja, wie viel öfter sie uns Freundschaft als Feindschaft unter den Mohammedanern einträgt. Ich glaube, daß unsere Bequemlichkeit und unsere Scheu unbekannte Wege zu gehen uns mehr hindert, den Mohammedanern in Ostafrika das Evangelium zu bringen, als sonst irgend etwas. Und diese Feinde der Mohammedanermission in unserm Herzen müssen wir vor allem überwinden.

Geldfragen.

1. Die Basler Mission wird ihre Jahresrechnung für 1907 voraussichtlich mit einem Defizit von rund 300 000 Franken, also beinahe einer Viertelmillion Mark, abschließen. Das bedeutet, daß die Einnahmen der Generalkasse um etwa ein Siebentel hinter den Ausgaben zurückgeblieben sind. Es hat schon früher Defizite von ähnlicher Höhe gegeben, und sie stellten damals einen noch höheren Bruchteil des Jahresbudgets dar. Auch gibt es in unserer Geschichte Zeiten, wo sich der Geldmangel durch Jahre hinzog, ja wo sogar das Missionshaus verpfändet war. Die Fehlbeträge sind immer wieder gedeckt worden, oft mit einem geradezu beschämenden Eifer, der weite Kreise der Missionsgemeinde ergriff. Noch im Jahr 1907 haben wir solche treue Liebe erfahren, und ihr haben wir es zu danken, wenn kein oder nur ein geringer Rest des Defizits von 1906 in das Jahr 1908 mitgeschleppt wird.

Aber beunruhigend ist, daß das Jahr 1907 schon das zwölfte Defizitsjahr in ununterbrochener Reihe ist. Unsere Mission hat seit 1895 nie mehr eine Jahresrechnung ohne Fehlbetrag abgeschlossen. Mitunter war das alte Defizit noch nicht gedeckt, wenn man schon ein neues feststellen mußte. Schließlich sind uns ja alle diese Gelder durch nachträgliche Gaben unserer Freunde noch zugekommen; aber die Regelmäßigkeit der Fehlbeträge beweist doch, daß die Elastizität unserer Geberkreise ihrer Grenze nahe ist. Das ist um so schlimmer, da unsere Jahresausgabe immer noch rasch zunimmt.*)

Was ist die Ursache dieser Kalamität? Man kann, abgesehen von kleineren Schwankungen, keineswegs von einem Rückgang der Beiträge reden. Sie sind von 1896 bis 1906 um 49,1 % gestiegen, wobei Extragaben für Deckung der Defizite u. s. w. nicht berücksichtigt sind. Aber die Ausgaben der Generalkasse sind in derselben Zeit um 49,4 % gestiegen, und man muß bedenken, daß schon 1896 die Einnahmen um 104 000

*) **Ausgaben der Basler Mission (Generalkasse. — Zahlen in Tausend Franken):**

Rechnungsjahr	1. Indien	2. China	3. Goldküste	4. Kamerun	5 Sonstige Ausgaben	Total	Zunahme seit 10 Jahren
1886	425	142	240	—	188	997	15,1 %
1896	421	124	337	207	271	1358	36,2 %
1906	594	308	355	420	349	2029	49,4 %
Budget 1908	597	344	413	488	380	2223	seit 1906: 9,5 %

Spalte 5 umfaßt Missionsanstalt, Verwaltung, Reiseprediger und Literaten, Drucksachen, Zuschuß an die Kinderhäuser und die ärztliche Mission 2c.

Franken hinter den Ausgaben zurück waren. Dazu kommt, daß in neuester Zeit die Steigerung der Ausgaben immer noch anhält. Das hat um so mehr zu bedeuten, da keine großen neuen Unternehmungen mit im Spiel sind, sondern es sich einfach um die stetige Ausdehnung des Bestehenden handelt.

2. Ein Blick auf andere Missionen zeigt, daß wir mit unserer Schwierigkeit nicht allein stehen.

Die Rheinische Mission hat seit 1896 jedes Jahr ein Defizit; das von 1906 betrug 188000 Mark, fast ein Fünftel der Jahresausgabe. Die Beiträge aus der Heimat haben sich in 11 Jahren fast verdoppelt. Aber das Werk in Niederländisch Indien ist mächtig gewachsen, China verlangt Schulen; in Südwestafrika kostet die Neugründung einer Station heute 6—10 mal so viel als vor fünf Jahren!

Berlin I hat seit 1898 alljährlich ein Defizit gehabt. Ende 1904 hatten sich die Fehlbeträge auf 346000 Mark angehäuft, d. h. auf 28,8 % einer Jahresausgabe. Für Ende 1907 wird ein Defizit von 250000 Mark befürchtet. Eine Hauptursache der Notlage ist das rapide Steigen aller Preise in Südafrika seit dem Burenkrieg, das eine jährliche Mehrausgabe von 200000 Mark nötig macht.

Die Mission der Brüdergemeine hat mit 1905 14 aufeinanderfolgende Defizitsjahre gehabt und sieht jetzt einem neuen Defizit entgegen. Der größte Fehlbetrag belief sich auf 258000 Mark (etwa 15 % des Budgets) im Jahr 1897. Die Hauptursache ist die Besetzung neuer aussichtsvoller Missionsgebiete.*)

Die größte evangelische Mission, die englisch-kirchliche, deren Jahresausgabe jetzt annähernd £ 400000 (= 10 Millionen Franken) beträgt, kämpft seit 1893 ununterbrochen mit Defiziten und hat ihr letztes Rechnungsjahr mit einem solchen von £ 21240 abgeschlossen. Von ihrem Betriebskapital, das im Jahr 1900 £ 100000 betrug, hat sie seither zwei Drittel aufzehren müssen. Die Lage ist so ernst, daß man bereits mit der Einschränkung des Werkes begonnen hat. Die 50 neuen Missionsarbeiter, die Ende 1907 ausgesandt werden sollten, hätten großenteils zu Hause bleiben müssen, wenn nicht ihr Unterhalt bis Ende 1908 durch Extragaben gesichert worden wäre.

3. Hieraus ergibt sich, daß die Ursachen des Notstandes nicht in den Verhältnissen einer einzelnen Gesellschaft liegen, sondern allgemeinerer

---

*) Bekannt sind die periodisch wiederkehrenden Geldnöte der Goßnerschen Mission (Berlin II). Bei ihr findet ein starkes Schwanken zwischen Ueberschuß und Defizit statt; für 1907 hat sie ein Defizit von 120000 Mark = 30 % des Budgets in Aussicht. Der Grund der Schwierigkeiten liegt in dem Mangel an stetiger Unterstützung — nur wenige organisierte Hilfsvereine; fortschreitende allgemeine Zersplitterung — und in der raschen Ausdehnung der hoffnungsvollen Mission unter den Kols.

Art sein müssen. Man braucht sie nicht weit zu suchen. Alle die genannten Missionen stehen mehr oder weniger unter dem Einfluß der weltgeschichtlichen Entwicklung, die während der letzten Jahrzehnte der christlichen Mission so ungeheure Aufgaben gestellt hat und ihr, wenn nicht alles trügt, in der Zukunft noch größere stellen wird. Wir brauchen nur an drei Dinge zu denken: die Erschließung Afrikas, die Umwälzung in China und die Bewegung im Geistesleben Indiens. Es wäre von hohem Interesse, bei jeder der genannten Missionen nachzuweisen, auf welche besondere Art sie von den weltgeschichtlichen Ereignissen beeinflußt worden ist. Die Rheinische Mission hat den Aufstand in Südwestafrika, Berlin I den Burenkrieg mitgemacht. Die englisch-kirchliche Mission hat große neue Missionsfelder in Uganda, am Nil und am Niger besetzen müssen. Die Basler Mission hat ihr Kamerun bekommen, und unsere Tabelle (Seite 17) zeigt, wie rasch die Ansprüche dieses Missionsgebiets wachsen. Aber auch die Forderungen unserer Mission in China, die im letzten Jahrzehnt auf das $2^1/_2$fache gestiegen sind, gehören auf dieses Konto. Dasselbe finden wir, wenn wir näher zusehen, bei dem Mehrverbrauch unserer indischen Mission, denn dieser kommt hauptsächlich von der starken Vermehrung der Missionsschulen. Nicht anders ist es bei der neuesten Steigerung der Ausgaben auf der Goldküste, da diese wenigstens zum Teil von der so lange erwarteten Erschließung Asantes herrühren. Es ist immer wieder dieselbe Erfahrung. Die Weltgeschichte stellt uns vor neue große Missionsgelegenheiten. Eile tut Not, sollen sie nicht vorüber gehen. Man muß also zugreifen und das Werk ausdehnen.

Man darf freilich nicht alles der geschichtlichen Notwendigkeit zuschreiben. Es gibt ein Anschwellen des Betriebes, das auch abseits von den Brennpunkten der Welt- und Missionsgeschichte stattzufinden pflegt. Es würde nicht notwendig zu einem gesunden Wachstum gehören, stellt sich aber ungerufen mit ein. Man hat mit schönen Hoffnungen eine Station gegründet; die Hoffnungen haben sich nicht erfüllt, aber die Station besteht weiter, wäre auch gar nicht so leicht wieder aufzuheben. Eingeborene Gehilfen sind angestellt worden; die einen haben sich bewährt, die andern sind Mitläufer, aber doch noch nicht untüchtig genug zur Ausstoßung. Eine Heidenschule ist eröffnet worden, und es schien, als würden durch sie Hunderte von Häusern erschlossen; das ist nicht geschehen, aber doch mag man die Hoffnung noch nicht begraben und die Schule schließen. In den Anfangszeiten hat man den werdenden Gemeinden allerlei Hilfe (Gemeindebauten, Lehrergehälter 2c.) gewährt; daraus ist ein Gewohnheitsrecht geworden, das nur in kleinsten Schritten zu beseitigen ist, während sich die Zahl der Empfänger vervielfacht hat. So könnte man noch weiter aufzählen. Es gibt fast für jeden einzelnen Fall gute Gründe; und doch, wenn plötzlich eine neue große Aufgabe kommt, so reicht die Kraft nicht,

und das Defizit ist da. Ob und wie man jenes Anschwellen vermeiden oder seine Folgen ausmerzen könnte, ist hier nicht zu untersuchen; es genüge die Versicherung, daß beides sehr schwer ist.

4. Wie urteilt denn das Gewissen über das Defizit, das Gewissen des Geschäftsmannes und des Christen? Haben sich die Gesellschaften, als sie es auf ein Defizit ankommen ließen, nicht eines verwerflichen Leichtsinns schuldig gemacht? Und vom Glaubensstandpunkt betrachtet, ist es recht, sich so in die Hände der Menschen zu begeben, wie es jeder tut, der „Schulden" macht? Ist nicht das Ausbleiben der nötigen Mittel an sich schon das Zeichen eines inneren Mangels? Gewichtige Fragen!

Zuerst die Frage des Christen. Darauf ist folgendes zu antworten. Das Defizit in der Kasse kann allerdings von einem inneren Defizit herrühren, bei den Gliedern der Mission oder bei deren Freunden. Deswegen sind Zeiten des Geldmangels immer Zeiten der Selbstprüfung und Buße für uns und die Missionsgemeinde. Aber ein zwingender Schluß ist hier unmöglich. Es handelt sich auch um Unterschiede, die in der Geschichte der Gesellschaften, unter Umständen in der persönlichen Führung der Gründer, oder in den Verhältnissen der Arbeitsfelder oder in der geschäftlichen Organisation liegen. Die eine Gesellschaft verfügt grundsätzlich nur über die Mittel, die sie bar in Händen hat, und arbeitet weder mit Vorschüssen noch mit Reserven;*) die andere hält im Interesse stetiger Arbeit einen Betriebsfonds**) und riskiert, um ihre Aufgaben zu erfüllen, in Gottes Namen auch ein Defizit — beides kann in demselben Geist des Glaubens geschehen. Die eine erklärt, sie könne den Missionaren ihren Unterhalt nur in dem Maße darreichen, als die Mittel eingehen, verspreche also keinen festen Gehalt; die andere bestimmt Gehälter, die so bemessen sind, daß gerade damit auszukommen ist, und behält sich ausdrücklich deren Kürzung vor für den Fall, daß die Gaben ausbleiben sollten, aber sie würde von diesem Vorbehalt nur in der äußersten Not Gebrauch machen — auch dies beweist nichts für eine verschiedene Glaubensstellung. Vom Standpunkt des Christen ist es also möglich, mit gutem Gewissen (wenn auch mit schwerem Herzen) ein Defizit zu haben.

Nun das Bedenken des Geschäftsmannes. Ein großes Missionswerk, das mit seinem Budget von einer Million und mehr auf freiwillige Gaben angewiesen ist und dessen Aktivbestände, wenn einmal die Gaben ausblieben, in wenigen Monaten aufgezehrt wären, ist vom streng geschäftlichen Standpunkt immer ein gewagtes Unternehmen. Der Glaubens-

*) Wir wissen freilich keine größere Mission, bei der das ganz zuträfe. Auch die China-Inland-Mission hat jetzt z. B. einen Pensionsfonds zinstragend angelegt.

**) Dieser Fonds sollte $^1/_4$ bis $^1/_3$ der Jahresausgabe betragen, beträgt aber bei der Basler Mission jetzt nur etwa $^1/_6$. Er ist nötig, weil die Gelder auf den Missionsgebieten immer etwas früher bereit sein müssen, als die Gaben zu Hause einlaufen.

charakter der Mission tritt vielleicht keinem so vor Augen wie dem Kaufmann. Aber jetzt ist unsere Frage nur, ob eine Mission, die längere Jahre mit Defizit arbeitet, nach den Regeln solider Geschäftsführung den Vorwurf der Leichtfertigkeit verdient. Hier sind zwei Fälle möglich.

Entweder: die Summen, die zur Aufrechterhaltung des Betriebs nötig sind, müssen zwar zunächst irgendwo entlehnt werden, werden aber durch nachträgliche Gaben immer wieder ersetzt. Entlehnt wird natürlich zuerst bei der Betriebskasse, deren Mittel aber, weil auch in normalen Zeiten teilweise dem Betrieb vorgeschossen, nur bei kleineren Fehlbeträgen ausreichen; weiterhin bei befreundeten Personen oder Verbänden oder bei Banken. So schuldet die Basler Mission jetzt rund 100 000 Franken (über den gewöhnlichen Vorschuß hinaus) ihrer eigenen Betriebskasse, 200 000 Franken der eng mit ihr verbundenen Missions-Handlungs-Gesellschaft. So lange diesen Posten entsprechende Aktiva, z. B. Liegenschaften, gegenüberstehen und so lange auf baldigen Ausgleich durch die nachhinkenden Einnahmen zu zählen ist, steht man noch auf solidem Boden. So lange sollte auch das viel mißbrauchte Wort „Missionsschuld" vermieden werden. Es erweckt den Verdacht leichtsinniger Geldwirtschaft.

Gewöhnen darf man sich aber an die Rückstände nicht. Sie sind und bleiben ein Uebel, und es ist Pflicht, sie womöglich zu vermeiden. Wo diese Pflicht ihre Grenzen hat, bedarf noch der prinzipiellen Klärung. Die Regel müßte etwa folgende sein.*) Das Ausgabenbudget jedes Jahres wird so gehalten, daß es die Durchschnittseinnahme der letzten drei Rechnungsjahre nicht übersteigt. Höhere Ausgaben in die Voranschläge aufzunehmen, als nach menschlicher Wahrscheinlichkeit durch die Einnahmen gedeckt werden, ist ein gewagtes Verfahren und nur in Ausnahmefällen zuläßig. Ebenso sind Nachforderungen während des Jahres nur dann zu bewilligen, wenn die laufenden Einnahmen entsprechend über dem Voranschlag stehen. Die vorbehaltenen Ausnahmen wären allgemeine Kalamitäten (z. B. Krieg in Südafrika!), unvorhergesehene dringliche Aufgaben (z. B. die unaufschiebbare Besetzung eines neuen Gebietes) und ähnliches. Sobald aber ein solcher Fall eintritt, sind die heimatlichen Hilfsvereine und Freundeskreise zu benachrichtigen, damit sofort die nötigen Schritte zur Aufbringung der Mittel geschehen. Es ist klar, daß damit ein Defizit nicht unmöglich gemacht ist; aber man hat doch das menschlich Mögliche getan, ihm vorzubeugen. Kommt es doch, so ist es höhere Gewalt.

Oder: der Abstand zwischen Ausgaben und Einnahmen wird größer, die Fehlbeträge werden nicht mehr nachträglich gedeckt, sondern häufen sich an. Es mag noch ein Ueberschuß von Aktiven da sein, aber der Zeitpunkt naht heran, wo „Ueberschuldung" eintritt. Diesen Weg kann man nur

*) Hier und in dem Schlußabschnitt spricht der Verfasser zunächst nur seine persönliche Anschauung aus.

entweder im festesten Glauben gehen, der gewiß weiß: Gott will es! — oder in sträflichem Leichtsinn, denn für gewöhnlich führt er zum Bankerott.

5. Die englisch-kirchliche Mission steht an dem Punkt, wo dieser Weg anfängt. Noch wenige Defizitsjahre wie die letzten, und ihr Betriebsfonds samt dem Wert ihres Grundbesitzes in London wäre aufgezehrt, und der Bankerott wäre da. Deswegen haben ihre Leiter ein entschlossenes Halt! gerufen und sind energisch ans Reduzieren gegangen. Dauert die Krisis fort, so werden wir sehr bald von der Aufhebung von Stationen, wenn nicht von der Aufgabe von Missionsgebieten hören. Bereits hat man das Budget für 1908 um mehr als £ 15000 unter die Jahresausgabe von 1906 herabgedrückt.

Die Basler Mission steht ebenfalls an diesem Punkt. Die regelmäßigen Ausgaben steigen immer rascher; in den zwei Jahren von 1906 bis 1908 ist es ein Mehr von 194000 Franken. Das wird mit 1908 nicht aufhören, da wir (man denke an Kamerun und China) in einer großen geschichtlichen Entwicklung stehen. Daß auch die Einnahmen in diesem Tempo steigen, darauf ist wenig Hoffnung, außer wenn Gott eine große Erweckung schenkt oder sonst ein Wunder tut. Ob wir es auf so etwas ankommen lassen dürfen, das ist die Frage, über die die Leiter des Werkes vor ihrem Gott Klarheit gewinnen müssen. Noch einmal: es wäre ein außerordentlicher Weg. Für gewöhnlich haben auch Christen mit den gegebenen Umständen zu rechnen. Nach diesen ist es aber möglich, daß unsere Mission in wenigen Jahren überschuldet ist.

Sobald klar ist, daß wir uns auf diesem Weg befinden, ist es auch höchste Zeit zu einschneidenden Reduktionen. Diese sind etwas wesentlich anderes als die kleinen Abstriche, die man in jedem Defizitsjahr an den Voranschlägen vornimmt und die für 1908 besonders zahlreich sind, deren es aber viele braucht, wenn auch nur 50000 Franken erspart werden sollen. Sollen die Reduktionen ihren Zweck erreichen, so müssen sie das Budget so tief herabdrücken, daß nicht nur für den Augenblick das finanzielle Gleichgewicht hergestellt wird, sondern auch der nötige Spielraum entsteht für weitere Ausdehnung des Werkes an den vitalen Punkten. Denn das wäre in unserer Zeit ein unerträglicher Zustand, wenn wir zwar das Bestehende notdürftig erhalten, aber neue dringende Aufgaben, z. B. im Innern von Kamerun, nicht übernehmen könnten. Aber auch ohne das müßte die Einschränkung in die Hunderttausende gehen. Der Prozeß zöge sich durch Jahre hin, da es ein schweres Stück Arbeit wäre, jährlich auch nur 5% = 110000 Franken abzustreichen. Mit wie viel Schmerzen jeder derartige Einschnitt verbunden wäre, steht dem Eingeweihten sofort lebendig vor der Seele. Aber es ist gut, wenn wir uns mit der Aussicht vertraut machen.

W.

Das Zeugnis eines britischen Offiziers.

Von Missionssekretär J. Frohnmeyer.

Es ist keine Seltenheit in England und Amerika, daß Männer, deren Wort Gewicht hat und die aus Erfahrung reden, offen und unmißverständlich für die evangelische Missionsarbeit eintreten. Allen voran einer der bedeutendsten Vizekönige Indiens, Lord John Lawrence, der erklärte, daß die Missionare mehr für Indien getan haben als alle andern europäischen Faktoren zusammen. Und warme Worte für die Mission sprachen nach ihm Staatsmänner wie Sir Fraser, Sir Nicolson, Lord Selborne, Lord Cronmer, Sir Elliot und andere, aber auch Leute wie der Novellist R. Stevenson und Henry Drummond, die die Mission an Ort und Stelle sich angesehen haben. Und es steht ähnlich in Amerika. Nicht nur ein Herr Geil, der extra hinausgesandt wurde, um für die großen amerikanischen Zeitungen ein unabhängiges Urteil abzugeben, auch Präsident Roosevelt und aus eigener Anschauung sein politischer Gegner Bryan zollen der Arbeit der Missionare alle Anerkennung. Die Frage liegt nahe: woher der große Unterschied in dieser Hinsicht zwischen England und Deutschland? Eine Zeitschrift wie „Die Koloniale Zeitschrift" könnte in England doch kaum existieren. Nicht daß es keine Engländer geben würde, die vielleicht ebenso fühlen und denken wie diese deutschen Herren, denen die Missionare unbequem geworden sind. Aber wenn Vizekönige, Gouverneure und große Staatsmänner mit ihrer vollen Sachkenntnis gesprochen und sich öffentlich zu der Sache des Evangeliums bekannt haben, dann pflegen sich gewisse Leute etwas vorsichtiger auszudrücken oder ganz zu schweigen. Es fällt in England und seinen Kolonien nicht einmal auf, wenn Prinzen, Leute vom höchsten Adel, Gouverneure und Staatsminister bei Jahresfesten von Bibelgesellschaften und Missionsgesellschaften den Vorsitz führen, auch in Amerika wurde die letzte ökumenische Missionskonferenz von dem Expräsidenten Benjamin Harrison als dem Vorsitzenden eröffnet. Es mag wohl sein, daß die englische Frömmigkeit anders geartet ist als die deutsche. Daß sich durch die alte Kolonialherrschaft auch die Mission in England ganz anders eingebürgert hat als bei uns, wird auch nicht in Abrede zu stellen sein. Ueber manche Kinderkrankheiten, an denen wir Deutsche drum noch laborieren, ist der Engländer längst hinaus. Von Verwicklungen zwischen Kolonialbeamten und Missionaren weiß man in englischen Kolonien wenig mehr. Es ist das um so merkwürdiger, als es der Engländer in seinen großen Kolonien mit allen denkbaren Missionsgesellschaften zu tun hat. Nicht nur die evangelischen Denominationen aller europäischen und amerikanischen Nationen sind da vertreten, selbst Jesuiten sind zugelassen. Die Regierung beobachtet offiziell allen Religionen gegenüber strikte Neutralität, gewährt aber auch allen die nötige Freiheit auf religiösem Gebiet. Obschon sie in öffentlichen Angelegenheiten die Meinung und den Rat der Missionsorgane sich zu Nutzen zu machen sucht, ein Hereinregieren der Missionare in Staatsangelegenheiten ist ausgeschlossen. Anderseits genießen Missionare und ihre Arbeit die Sympathien der Regierungsorgane. Hiebei machen sich zwei Züge im englischen Charakter wohltätig geltend. Der eine ist der aufs Praktische gerichtete Sinn des Eng-

länders. Er hat nun erkannt, was seinerzeit die ostindische Handelskompanie noch nicht erkannt hatte, daß die Missionsarbeit im großen ganzen die Interessen einer Regierung, die das Beste des Landes will, fördert, und so begünstigt sie die Arbeit, soweit es ihre Neutralität zuläßt. Ein andrer günstiger Charakterzug ist die Toleranz des Engländers, die mit seinem Freiheitsbewußtsein zusammenhängt. Darin ist er uns Deutschen, die wir meist nur von Toleranz reden, wenn wir uns in der Minderheit befinden, weit über. Selbst ein gebildeter englischer Atheist wird nicht unangenehm; er bestreitet einem andern das Recht nicht, zu glauben und seinen Glauben zu bekennen. Wenn drum ein Fürst oder Staatsmann sich gedrungen fühlt, seinen Christenglauben zu bekennen und sich in seinem Privatleben den Kreisen zuzuwenden, denen er mit dem Herzen angehört, so verfällt er nicht dem Femgericht einer Presse, die sich liberal heißt, sondern man findet das einfach selbstverständlich.

So kam der Oberst G. K. Scott Moncrieff von Indien zurück. In einer öffentlichen Versammlung redete er von seinen Eindrücken über das, was er von Mission in Indien und China gesehen und erlebt hatte. Seine Worte fanden solchen Anklang, daß er gebeten wurde, die Sache niederzuschreiben. So kam es letztes Jahr zu dem hübschen Büchlein „Eastern Missions from a Soldier's Standpoint“*) oder: Die Missionen im Osten, vom Standpunkt eines Soldaten aus angesehen. Er beginnt mit einem Lob der englischen Beamten draußen, die häufig von den höchsten Motiven beseelt seien und die nach keiner höheren Anerkennung trachten als nach der vor ihrem eigenen Gewissen. Er ist mit Sir Charles Elliot, einem großen Anglo-Indier, der Meinung, daß dem Volk wirklich nur mit sittlichen Mitteln und nicht mit materiellen geholfen werden könne und daß die Hauptsache nicht durch die Regierung, sondern durch die Missionare geschehen müsse. Seine Beobachtungen erstrecken sich auf das Pandschab und die Nordwestprovinzen in Indien und auf China, da er mit dem Entsatz von Peking zu tun hatte. Der Oberst ist natürlich mit vielerlei Missionen in Berührung gekommen, und er hat herausgefunden, auf was es ankommt. Die Schwierigkeiten in Indien seien so groß, daß man sich wundern müsse, daß überhaupt etwas erreicht worden sei, und ohne Erweisung der Kraft von oben seien alle Schulen, Spitäler und sonstige Veranstaltungen umsonst. Die erfolgreichste Mission sei die, welche am meisten durchdrungen sei vom Gebet, einem Gebet, das an schmerzvolles Ringen hinanreichen werde. Einen solchen Beter fand er zufällig in einem jungen, früh vollendeten Missionar der hochkirchlichen Ausbreitungsgesellschaft, und er meinte, wenn alle Missionare solche Beter wären, die Welt würde bald für unsern Meister gewonnen sein. Obschon dieser Oberst der englischen Staatskirche angehört, hat ihm die Heidenwelt und die Mission das Herz doch so weit gemacht, daß er sagen kann: „Die streitigen Punkte, durch die sich eine Denomination von der andern unterscheidet, verlieren ihre Bedeutung in Ländern, wo die Massen auch nicht einmal die Anfangsgründe des Christentums kennen.“

Als einen großen Segen für das Pandschab erwies es sich nach den Beobachtungen des Obersten, daß die Gouverneure dieser Provinz reine und

*) London, The Religious Tract Society. 1907. 2 sh.

edle Charaktere und zum großen Teil lebendige Christen waren. Das hat die Gründung von Missionskirchen wesentlich erleichtert. Moncrieff, wie sonst noch einige, ist geneigt zu glauben, daß das Christentum auf die monotheistische Religion der Sikh Einfluß gehabt habe; denn im 17. Jahrhundert, in den Tagen von Aurang Seb, war eine Jesuitenmission dort in Tätigkeit, von der allerdings sonst keine Spuren übrig geblieben sind. Den fanatischen Mohammedanern gegenüber hat die evangelische Missionsarbeit einen schweren Stand. Nach dem Gesetz besteht ja Religionsfreiheit, aber auch in Indien wird kein Mittel unversucht gelassen, um einem Konvertiten das Leben zu verbittern. Bat doch ein junger Mohammedaner unsern Oberst, ihn nach England zu nehmen und dort taufen zu lassen, da er in Indien nicht weiter existieren könnte. Hindutempel hat es neben den zahllosen Moscheen in Lahore, der Hauptstadt, nicht wenige, aber unter dem Einfluß der Sikh und anderer Reformhindu spielt der Götzendienst keine so große Rolle wie in Südindien. Großen Eindruck machte auf unsern Berichterstatter der Rektor des Forman Christian College, einer großen Lehranstalt der amerikanischen Presbyterianer. Er nennt den Namen des Mannes nicht, es ist aber zweifelsohne Dr. Ewing, um den es sich handelt. Die Regierung schätze ihn ebensosehr wie seine Missionsgesellschaft. Es gelinge diesem Mann auch, die Engländer und Eingeborenen einander näher zu bringen. Moncrieff erinnert sich mit Vergnügen an eine Abendmahlzeit, an der auch eingeborene Christen und ihre Frauen teilnahmen. „Die eingeborenen Frauen benahmen sich eben so fein und anmutig als ihre westlichen Schwestern." Der Oberst gibt uns hier auch seine Ansicht über das Missionsschulwesen. Er gibt zu, daß man da und dort vergessen habe, daß die Hauptsache bei Missionsarbeit sei, die Völker zu Jüngern Jesu zu machen. Er meint, das sei von einigen Missionaren in Nordchina vor 1900 vergessen worden. Aber dann vergleicht er die Schularbeit mit der ärztlichen Mission, die niemand angreife, und sagt, daß selbst der weltliche Unterricht für die unwissenden Klassen ebensoviel wert sei, als die Heilung des Körpers für die Kranken. Dazu komme noch der systematische, eingehende und durch Jahre sich hinziehende Unterricht in Gottes Wort. Der Umgang von intelligenten, edlen Jünglingen mit feingebildeten Missionaren, die ihre Schüler und deren Bedürfnisse kennen und das Volk lieben, sei von unsagbarem Wert.

In Lahore begegnete Moncrieff einem christlichen Fakir, der als ein Verkündiger des Evangeliums umherzog und die Botschaft in orientalischer Art dem Volke näher zu bringen suchte. Der Mann sah nicht besonders appetitlich aus in seinem abenteuerlichen Gewand und mit dem Anstrich von Asche auf der Stirne und an den Armen, aber der hochkirchliche Freund unseres Obersten erkannte den eigenartigen Kollegen an, und es muß eine ansprechende Szene gewesen sein: Hand in Hand, auf offener Straße der stattliche und hübsche Engländer in geistlicher Tracht und der dunkle Fakir, sich gegenseitig freundlich in die Augen schauend! In Firozepur ging unser Oberst einst in die Missionskirche. In Abwesenheit des Missionars hielt ein Eingeborener, und zwar ein Laie, der Right Honourable Maya Daß, ein im ganzen Lande hochgeachteter Beamter, den Gottesdienst. In Amritsar lernte

er auch den alten Robert Clark (gest. 1900) und den bekannten Dr. Imad-ud-din, den einstigen mohammedanischen Mulla, kennen.

Interessant ist auch, was der Oberst aus Nord-China zu erzählen weiß. Er kam nach der Befreiung der Europäer und der eingeborenen Christen in Peking sofort in Berührung mit den letztern und mit englischen und amerikanischen Missionaren. Er ist voll von Bewunderung für das, was die Missionare während der Belagerung geleistet, und mit ihnen die eingeborenen Christen. Sie hatten sich, um allem nachzukommen, in Gruppen mit je einem Leiter geteilt. Einer sah nach dem allgemeinen Wohlbefinden; andere hatten für Nahrung zu sorgen; andere leiteten die Verteidigungsarbeiten, die 3000 Eingeborene besorgten; andre beaufsichtigten die Wohnungen dieser Leute; einer war Ingenieur und sah nach den Befestigungen. Die Damen hatten mit Krankenpflege zu tun. Der amerikanische Gesandte hob in seinem amtlichen Bericht hervor, daß die ganze Verteidigung von Missionaren organisiert und geleitet worden sei. Wie treu die Missionare und die eingeborenen Christen in jenen Tagen zusammenhielten, ist bekannt, ebenso wie glühend die Christen von ihren Landsleuten gehaßt wurden, auch wie tapfer sich diese Christen als Märtyrer und als Kämpfer für die fremden Gesandtschaften hielten. Mit Recht bemerkt Moncrieff: „Solche, die meinen, die Chinesen werden nur aus äußerlichen Beweggründen und Eigennutz Christen, mögen bedenken, daß diese Leute, die für die Verteidigung der ausländischen Gesandtschaften kämpften und arbeiteten, sich alle diese Strapazen hätten ersparen können, wenn sie vor einem Götzen etwas Weihrauch verbrannt hätten." In Tientsin sah Moncrieff in einer Versammlung der Missionare das freundliche und ruhige Antlitz einer Frau, die unglaubliche Martern und Mißhandlungen erduldet hatte. Ihr Nacken war im Aufstand schon entblößt gewesen, um den Todesstreich zu erhalten. Nachrichten von solchen draußen im Land, die in den vorhergehenden Monaten um Jesu willen gemartert und geschlachtet worden waren, Eingeborene und Missionare, kamen damals so nach und nach an, besonders aus Schansi, wo man wenige Jahre zuvor von Europa und Amerika aus sich bemüht hatte, der Hungersnot zu steuern, wo kein Eingriff fremder Nationen stattgefunden hatte und wo die eingeborenen Christen der Obrigkeit nie Schwierigkeiten gemacht hatten. Es war eben der chinesische Nero Yü-Hsien damals Gouverneur von Schansi. Unser Oberst wirft auch die Frage auf, warum in einigen Fällen so ganz merkwürdige Errettungen vorkamen, während in Schansi und andern Orten der Herr nicht eingegriffen habe. Er ist der Ansicht, daß diese Martyrien nötig seien, wo das reine Licht des Evangeliums mit finstrer Nacht in Kontakt komme, und die Geschichte lehre, daß diese Martyrien häufig die Einleitung zu großen Erntetagen seien. So in der ersten Christenheit, in Madagaskar, Uganda und nun (1907) auch in China. Auf die Frage der Sühngelder kommt Moncrieff auch zu sprechen. Er will die Londoner Mission, die nur für Privatverluste ihrer Missionare Entschädigung verlangte, nicht richten, selbst die amerikanischen Gesellschaften nicht, die zwar nicht so weit gingen wie die Katholiken, aber doch Rückerstattung ihres materiellen Verlustes verlangten — der Apostel Paulus habe ja auch an den Cäsar appelliert — aber er ist doch der An-

sicht, daß die englischen Missionsgesellschaften mehr im Einklang mit dem Geist Christi gehandelt hätten. Auch der britischen Soldaten und Matrosen haben sich die Missionare in jenen Tagen angenommen und waren ihre besten Freunde im fremden Lande. Die Missionshäuser standen ihnen offen, und das war eine große Bewahrung; denn sonst hatten sie nur Zutritt in Trinkhallen, und daneben war man keinen Augenblick sicher, wann die Soldaten verschiedener Nationen zu Tätlichkeiten gegen einander übergehen würden. Und die Leute waren dankbar, wenn sie es auch nicht immer so recht aussprechen konnten. Als eine Missionsfrau auf einem Kriegsschiff eine Versammlung abhalten wollte, strengte sich einer der Matrosen gar sehr mit Vorbereitungen an. Als die Dame sagte, er gebe sich zu viel Mühe, entgegnete er: „Keine Mühe! 's kommt nicht alle Tage vor, daß wir ein britisches Frauenzimmer zu uns hereinkriegen." — Man hört oft von nicht missionsfreundlichen Anglo-Indiern sehr wegwerfend über christliche Knechte reden. Moncrieff hat es im Offizierskasino anders gefunden. Man versuchte es zuerst mit gewöhnlichen chinesischen Knechten, und nachdem sich vier als ganz unverbesserliche Schufte betragen hatten, nahm man Christen. „Sie erwiesen sich als treffliche Leute: ehrlich, reinlich und fleißig."

Moncrieff freute sich, daß ein schottischer Missionar anfing, sich auch der Blinden vor den Toren Pekings anzunehmen. Sie pflegen heute noch wie in den Tagen Jesu an den Toren der Städte im Orient zu sitzen oder zu liegen, um zu betteln. Viele von ihnen lesen nun die Blindenschrift mit größerer Geläufigkeit als manche Sehenden die chinesischen Schriftzeichen. Er war auch bekannt mit dem armen Missionar Stonehouse von der Londoner Mission und hatte eine lange Unterredung mit ihm wenige Tage, ehe er auf dem Weg zurück zu seiner früheren Station ermordet wurde.

Im März 1901 nahm unser Berichterstatter teil an einer Missionskonferenz in Peking und freute sich des allseitigen Verlangens nach gegenseitiger Annäherung unter den verschiedenen Missionsgesellschaften. Er hörte, daß die Eingeborenen zum Teil nicht wissen, was sie aus unseren vielen „isten" machen sollen, und daß sie sie drum in ihrer Weise charakterisieren. Die Baptisten heißen „Kaltwasserchristen", die Methodisten „Handschüttelchristen", und die amerikanischen Presbyterianer „die Frauen-redenden Christen". Auch auf jener Konferenz schon wurde der Zusammenschluß der Gesellschaften zu gemeinsamer Arbeit betont, da dies eine große Ersparnis an Geld und Kraft bedeuten würde. — Daß Moncrieff weit davon entfernt ist, die Missionare zu idealisieren, kann man daraus sehen, daß er das Wort eines alten Missionars in Tientsin zitiert, der sagte: „Es gibt Heilige, die keine Missionare sind, und Missionare, die keine Heilige sind."

Für ärztliche Missionen interessiert sich unser Oberst besonders; denn er ist überzeugt, daß da, wo sich warme christliche Sympathie mit dem Elend der Heidenwelt beschäftige, die Botschaft des Evangeliums williger aufgenommen werde. Besonderen Eindruck machte auf ihn die Arbeit einer Doktorin von der Londoner Gesellschaft, die schon bei der Belagerung sich so auszeichnete, daß der König von England ihr das „rote Kreuz" (unserm „eisernen Kreuz" entsprechend) verliehen hatte. Als der Sturm

vorüber war, gründete sie ein Spital, und zwar mit Hilfe einer eingeborenen Christin, deren Mann von den Boxern grausam gemordet worden war, die ihr einziges Kind verloren hatte und selbst zum Tod verurteilt in wunderbarer Weise ihr Leben davongetragen hatte. Moncrieff sah, wie eine kranke Frau ihren Arm um die Doktorin schlang. „Wenn das Evangelium auch sonst nichts erreicht hätte, es hat jedenfalls den leidenden chinesischen Frauen eine ganze Welt von Trost geoffenbart", bemerkt der Oberst. In Indien und China freute sich natürlich der Offizier auch ganz besonders über das, was von Missionaren, besonders von Frauen, an den europäischen Soldaten geschieht. Die Soldatenheime in Peking seien besonders von Amerikanern und Deutschen besucht gewesen, aber auch Engländer und Franzosen haben nicht gefehlt. Der Oberst meint, man kenne diese Einrichtung in Frankreich nicht und in Deutschland kaum.

Am Schluß des Kapitels über Peking wagt sich unser Offizier auch an eine Vergleichung der Missionsprobleme in Indien und China. Ein Hauptunterschied sei die Gleichartigkeit der Chinesen (fast in jeder Hinsicht) im Gegensatz zu der unendlichen Mannigfaltigkeit in Indien. Der Gedanke, daß man es in China mit etwa 400 Millionen zu tun habe, die eine gleichartige Masse bilden und sich durch Energie, Fleiß und Intelligenz auszeichnen, sei überwältigend. Ein zweiter Unterschied sei, daß in Indien die Völker von Religiösität durchdrungen seien, in China habe man es mehr mit Materialismus und Aberglauben zu tun. China sei auch voll von Tempeln und Götzen, aber fast alles trage diabolischen Charakter an sich, und positiver Glaube zeige sich wenig. Der Indier sei durch seine Religionen nicht sittlich gehoben worden, aber die Religiösität sei da. Der Glaube an den allmächtigen Gott und eine zukünftige Welt, für die diese Welt eine Vorbereitung ist, sei allgemein. Die Religion durchdringe alles so weit, daß ein Indier schwer begreife, daß Kleidung, Nahrung und äußerliche Bräuche kein integrierender Bestandteil des Christentums sein sollen. Mit all diesen Dingen habe die Religion in China nichts zu tun. Trotz der Verfolgungen in China könne man sich fragen, ob in China die Bösartigkeit dem Christentum gegenüber einen solchen Grad erreiche wie in Indien. Im Grunde sei in China das Christentum nur verhaßt als die Religion der **Fremden**, und obschon es natürlich auch eine Trennung von gewissen halbreligiösen Gebräuchen mit sich bringe (z. B. Ahnenverehrung), schließe doch ein Uebertritt zum Christentum nicht wie in Indien notwendigerweise eine vollständige Trennung von aller sozialen Gemeinschaft in sich. Aeußerliche Lockmittel für einen Uebertritt bestehen in keinem der beiden Reiche. In Indien sei der soziale Ostrazismus fürchterlich, in China zeigen die anno 1900 ermordeten 10000 Christen, daß die Motive beim Uebertritt im großen ganzen reiner Natur gewesen seien.

Das letzte Kapitel des Buches beschäftigt sich mit **Beludschistan**, wohin den Offizier seine Pflicht auch gerufen hat. Auf seine Schilderungen von **Quitta** können wir hier nicht eingehen. Seit 1884 erst konnte man an eine Missionsstation dort denken. Maxwell Gordon hatte schon früher in dieser Richtung Voruntersuchungen angestellt. Wie es um den Fanatismus der Afghanen stand, zeigte seine Ermordung 1880. Der erste Missionar der

engl.-kirchl. Mission wurde von Moncrieff, der damals vorübergehend das Kommando von Quitta hatte, tatkräftig unterstützt. Wie schön muß es sein, zu missionieren neben einem solchen Kommandanten! Der Offizier war begeistert für die Gründung einer Missionsstation, obschon, wenige Tage vor diesbezüglichen Beratungen mit dem Missionar, ein Afghane gehängt werden mußte und zwar wegen Meuchelmords, den er an einem jungen britischen Offizier verübt hatte. Und der mohammedanische Fanatismus regte sich auch gewaltig, sobald die Mission mit der Arbeit einsetzte. Der unsichtbare Feind wandte alle Mittel an, um das Werk zu hintertreiben, doch kam es zu einer blühenden Missionsstation. Die 1903 erbaute Kirche ist am Sonntag mit etwa 300 Zuhörern gefüllt. Ein allgemeines Missionsspital und eines für Frauen, ein Buchladen und verschiedene Schulen sind entstanden, und der Oberst schildert einen glücklichen Weihnachtsabend, den er dort unter den eingeborenen Christen und Missionaren gefeiert hat. An Ostern 1906 wurden neunzehn Taufbewerber getauft, darunter vier aus Tschaman, 85 Km. von Kandahar entfernt. Besonders das Spital hat schöne Missionserfolge. Ein Krebskranker, der mit Mühe sein Taufbekenntnis sprechen konnte, durfte doch noch erleben, daß sein Nachbar im Spital durch sein Zeugnis zum Glauben an Jesum kam. Dies erinnerte Moncrieff an ein Ereignis aus 1876, wo am selben Ort ein aus dem Regierungsspital als geheilt entlassener Pathani wenige Tage nachher vor den Augen von Sir James Brown einen europäischen Aufseher zu ermorden suchte. Vor seiner Hinrichtung gefragt, was ihn zu dieser schändlichen Tat veranlaßt habe, sagte er: „Ich sah Blut", womit er sagen wollte, er sei eben entschlossen gewesen, einen Engländer zu töten. Der Oberst meinte, so etwas wäre in einem Missionsspital unmöglich gewesen. Die Patienten bekommen da doch den Eindruck, daß sie in Berührung mit einer höheren Welt stehen, und daß Gott für die Missionare einstehen werde. Die selbstlose Liebe, die sie da genießen, müsse ihre bessere Natur beeinflussen. Im Gegensatz zu manchen andern ist Moncrieff sogar der Ansicht, daß medizinische Wohltaten *ohne* das Evangelium auf den Eingeborenen den Eindruck machen, es müsse etwas Eigennutz im Hintergrund sein. Wenn man die Missionsspitäler einmal kenne, stoße das Evangelium nicht mehr ab, und die Leute wissen, daß man da selbstlose Liebe genießen könne, ohne die Spitaldiener mit möglichst viel „Bakschisch" bestechen zu müssen. (Schluß folgt.)

Aerztliche Mission.

I. Vor einem Jahr haben wir unsern Lesern das *Deutsche Institut für ärztliche Mission* zum erstenmal vorgestellt (Miss.-Mag. 1907, S. 19). Seither ist eifrig an der Ausführung des Planes gearbeitet worden. Die Ergebnisse traten bei der zweiten Tagung des Verwaltungsrates — Frankfurt, 14. Nov. 1907 — in erfreulicher Weise zutage.

Zunächst das Ergebnis der Sammlung. Bei der Gründung des Vereins im November 1906 waren 50 000 Mark beisammen. Diesmal waren es

112 000 Mark. Der zweite Aufruf, der soeben erschienen ist, veröffentlicht eine Gabenliste, die mit ihrer Nennung des vollen Namens der Geber von der sonstigen Praxis deutscher Missionen abgeht, aber ein erfreuliches Bild allseitiger Teilnahme darbietet. Hoch und nieder haben beigesteuert, vom einzelnen Groschen bis zur Gabe von 5000 Mark. Mehr als vier Fünftel der ganzen Summe stammen aus dem Sammelgebiet der Basler Mission, aus Süddeutschland und der deutschen Schweiz.*) Aber auch Mittel- und Norddeutschland fehlen nicht, und wir hoffen, daß sie in Zukunft noch kräftiger mithelfen. Schon jetzt ist diese Sammlung ein schönes Zeugnis für die Einigkeit der Missionsfreunde in Nord und Süd.

Wenn bis zum Frühjahr 150 000 Mark beisammen sind, soll der Bau beginnen. Die Pläne, die verschiedene Architekten dem Verein zum Geschenk gemacht haben, werden jetzt von einer engeren Kommission geprüft. Man denkt zunächst an ein zweistöckiges Gebäude mit Direktorswohnung, 24 Studentenzimmern, Hörsaal, Speisesaal und Lesezimmer. Dieses Haus soll auf dem unteren, ebenen Teil des — bekanntlich von einem Freunde geschenkten — ausgedehnten Bauplatzes so zu stehen kommen, daß jederzeit ein Anbau möglich ist. Der hintere, ansteigende Teil des Areals bleibt zunächst für eine Gartenanlage frei, bis dort einmal die geplante Klinik für Tropenkranke gebaut wird. An diese will man erst gehen, wenn das Institutsgebäude fertig ist und weitere Mittel da sind. Immerhin sollte die Klinik nicht zu lange auf sich warten lassen, da sie für das Gedeihen des Ganzen von Bedeutung ist.

Innerhalb des Baublocks befindet sich noch eine Liegenschaft, auf die der Verein ein Vorkaufsrecht besitzt und auf der ein zweistöckiges Wohnhaus steht. Dieses Haus würde sich, mit einigen baulichen Aenderungen, vortrefflich eignen als Heim für weibliche Medizinstudierende und für angehende Missions-Krankenschwestern. Der Verein wendet sich jetzt an die missionsfreundlichen Frauenkreise mit der Bitte um die 50 000 Mark, die zur Erwerbung, zum Umbau und zur inneren Einrichtung dieses missionsärztlichen Schwesternheims erforderlich sind. Man weiß, welch weites Arbeitsfeld die heidnische und mohammedanische Welt sowohl der Missionsärztin wie der einfachen Krankenschwester bietet. Die britischen und amerikanischen Missionen haben nicht umsonst neben der stattlichen Zahl ihrer Missionsärzte rund 200 Aerztinnen in der Arbeit stehen.

Und nun die Hauptsache, der Direktor. Die Kommission, die den Auftrag hatte, sich nach dem rechten Mann umzusehen, hat lange vergeblich gesucht. Man fürchtete schon, ohne Ergebnis in Frankfurt vor den Verwaltungsrat treten zu müssen. Da kam im September die Zusage eines Mannes, mit dem man schon im Herbst 1906 in Verhandlung getreten war und der nach längerem Zögern nun doch die Freudigkeit gefunden hatte, den Ruf anzunehmen. Es ist Dr. med. Max Fiebig in Jena, ein Tropenarzt von

---

*) Hauptposten: Württemberg Mk. 58 426 (und 30 000 Mk. für Grunderwerb), Schweiz Mk 20 400, Prov. Brandenburg Mk. 7 135, Rheinprovinz Mk. 6 700, Frankfurt a. M. Mk. 5 930, Prov. Hannover Mk. 3 440, Baden Mk. 3 290, Hessen-Nassau Mk. 2 795, Großh. Hessen Mk. 2 675, Bayern Mk. 1 244, Kgr. Sachsen Mk. 1 216, Pfalz Mk. 1 100, Prov. Westfalen Mk. 990, Elsaß-Lothringen Mk. 823.

ungemein reicher Erfahrung, da er 22 Jahre als Militär- und Regierungsarzt in Niederländisch Indien gedient hat. Ist er auch nie Missionsarzt gewesen, so hat er doch mit den evangelischen Missionaren, besonders denen der Rheinischen Mission, die ihm als Wegweiser zum Glauben gedient haben, in inniger Gemeinschaft gestanden, so daß wir ihn ganz als Missionsmann in Anspruch nehmen dürfen. Er war in Frankfurt persönlich zugegen und hat der Versammlung einen tief zu Herzen gehenden Bericht über sein bisheriges Leben vorgetragen, der in dem Protokoll der Frankfurter Tagung zu lesen ist. Dr. Fiebig gedenkt im Frühjahr 1908 nach Tübingen überzusiedeln, um von dort aus, neben der Ueberwachung des Institutsbaues, die Interessen unserer Sache nach Kräften zu fördern. Wir hoffen, er bilde von Anfang an einen Mittelpunkt für die missionsfreundlichen Studenten der Medizin.

Die Eröffnung des Instituts erhoffen wir auf Frühjahr 1909. Bis dahin ist auch der Unterrichtsplan der Samariterschule für Missionare festzustellen. Ein Entwurf von der Hand Dr. Fiebigs geht jetzt den Missionsgesellschaften zur Prüfung zu. Der Lehrkurs soll nach dem Entwurf ein Jahr dauern, und was darin geboten wird, geht natürlich weit über das hinaus, was man in den Missionsanstalten in wenigen Wochenstunden medizinischen Unterrichts leisten kann. Natürlich muß man aber noch auf vieles verzichten, was an sich als wertvoll erschiene, z. B. auf bakteriologische Untersuchungen mit dem Mikroskop.

Diese und ähnliche Fragen werden den zunächst Beteiligten noch reichlich Arbeit geben. Der weitere Freundeskreis aber wolle nicht vergessen, daß wir zur Vollendung des Werks noch bedeutende Mittel brauchen. Außer den 150 000 Mark, die bis zum Frühjahr 1908 bereit sein sollten, werden innerhalb eines weiteren Jahres noch einmal 100 000 Mark nötig sein. Wir bitten, den soeben erschienenen zweiten Aufruf*) so weit wie möglich verbreiten zu helfen, nur sollten über den Extragaben für Tübingen die Missionsgesellschaften nicht verkürzt werden, deren Ausgaben bekanntlich immerfort wachsen.

II. In Frankfurt stand auch eine praktische Frage des Missionsbetriebs auf der Tagesordnung: die Selbsterhaltung der ärztlichen Mission. Es gibt ja Anzeichen, die uns hoffen lassen, daß die deutsche ärztliche Mission allmählich aus ihrer zwerghaften Kleinheit herauswachse. Das eine ist, daß seit Bekanntwerden unseres Planes die Meldungen in die ärztliche Mission sichtlich zunehmen. Die Basler Mission, in deren Gebiet das Tübinger Institut bis jetzt am populärsten ist, hat im Jahre 1907 drei angehende Studenten der Medizin in ihren Verband aufgenommen, einen vierten nur aus finanziellen Gründen abgelehnt. Sie hat somit jetzt 11 künftige Missionsärzte in der Vorbereitung. Bei den andern Gesellschaften wird sich ohne Zweifel eine ähnliche Bewegung nach oben zeigen.

Nun befinden sich aber mehrere der Gesellschaften, die sich für das Tübinger Institut am lebhaftesten interessieren, in anhaltenden finanziellen Schwierigkeiten. Neue Gründungen werden womöglich vermieden; auch die

*) Der Aufruf ist zu beziehen von Oberlehrer Kammerer, Alte Weinsteige 26, Stuttgart, und von Missionssekretär Würz, Missionshaus, Basel.

rasche Vermehrung des Personals stößt auf Bedenken. Es ist unvermeidlich, daß durch diesen Zustand die Entwicklung der ärztlichen Mission niedergehalten wird, so lange diese auf Zuschüsse aus der Generalkasse angewiesen ist. Diese Zuschüsse sind aber bis jetzt durchweg notwendig gewesen. Sogar der ärztliche Zweig der Basler Mission, der sich doch der kräftigsten Unterstützung des Stuttgarter Vereins für ärztliche Mission erfreut, schließt fast jedes Jahr mit einer Mehrausgabe ab, die von der Generalkasse der Gesellschaft getragen werden muß.

Soll also der deutschen ärztlichen Mission die Möglichkeit einer stetigen, kräftigen Entwicklung gesichert werden, so muß sie finanziell von den Muttergesellschaften unabhängiger werden. Zu diesem Zweck genügt es aber nicht, daß in der Heimat durch die Hilfsvereine so viel wie möglich gesammelt wird; es ist auch wichtig, daß der Betrieb der ärztlichen Mission auf den Stationen sich selbst bezahle. Was nämlich in der Heimat gesammelt wird, wird großenteils aufgebraucht durch die Ausgaben für Ausbildung und Aussendung junger Aerzte und für Gründung neuer ärztlicher Stationen.

Eine Anfrage bei einigen deutschen und außerdeutschen Gesellschaften hat bestätigt, daß die Einnahmen der ärztlichen Mission an Ort und Stelle auf den einzelnen Gebieten sehr ungleich sind, wie sie sich auch ganz verschieden zusammensetzen. Man kann unterscheiden zwischen dem, was den ärztlichen Stationen durch Regierungsbeiträge oder durch Geschenke von Europäern oder wohlhabenden Eingeborenen zufließt, und dem, was durch Honorare, Pflegegelder und Verkauf von Arzneimitteln verdient wird. Regierungsbeiträge gibt es in Britisch und Niederländisch Indien; am weitesten scheinen hierin die Holländer zu gehen, die auch in sehr liberaler Weise Arzneimittel liefern. Man darf gespannt sein, wie sich in dieser Hinsicht die deutsche Kolonialregierung verhalten wird. Freiwillige Gaben und Sammlungen spielen hauptsächlich in China eine Rolle, am meisten bei Gründung neuer Spitäler. Diese ganze Klasse von Einnahmen reicht aber nur ausnahmsweise zu, um die Betriebskosten der ärztlichen Mission ganz oder zum größeren Teil zu decken. Man ist also immer wieder auf das angewiesen, was direkt durch die ärztliche Praxis und den Spitalbetrieb verdient wird. Hier stoßen wir aber auf einen großen Unterschied zwischen den einzelnen Gebieten. Die Basler Mission liefert die Beispiele. Ihr Missionsarzt auf der Goldküste erzielt neben andern Einnahmen so reichliche Honorare, daß er die Betriebskosten, mit Einschluß seines eigenen Gehaltes, völlig decken kann. Auf den indischen und chinesischen Stationen dagegen wird nicht einmal ein Drittel der Kosten durch die Einnahmen gedeckt. Der Hauptgrund ist, daß in Indien und China die Masse der Bevölkerung in großer Armut lebt, während auf der Goldküste viel Geld umläuft.

Es besteht auch ein Unterschied zwischen neuen und alten Gebieten. Das hat besonders die China-Inland-Mission erfahren. Auf neuen Gebieten ist die ärztliche Mission teurer als auf alten. So lange noch ganze Berge von Vorurteilen und Aberglauben zu überwinden sind, so lange muß der fremde Arzt froh sein, wenn er allmählich das Vertrauen der Leute gewinnt, und kann zunächst überhaupt keine Bedingungen stellen. Dieser Zustand kann,

auf die ganze Bevölkerung gesehen, Jahre dauern. Eine ärztliche Mission ist nicht überall so günstig gestellt, wie sie es einmal in Bali oder Bamum im Hochland von Kamerun sein wird, wo ihr die ordinierten Missionare kräftig vorgearbeitet haben und sie des herzlichsten Willkomms von zwei mächtigen, einsichtigen Häuptlingen sicher ist. Man denke sich nur, daß es einmal gälte, im mohammedanischen Nord-Kamerun oder Nord-Togo eine ärztliche Station zu gründen, im Gebiet irgend eines habsüchtigen Fula-Potentaten, dazu in einem Land ohne bares Geld. Dort wird es auch in finanzieller Beziehung eine lange Geduldsarbeit geben. — Der Tatbestand ist also der, daß heute die ärztliche Mission auf weitaus den meisten Stationen größere oder kleinere, zum Teil recht große Zuschüsse aus der Heimat braucht.

Wir könnten hier in anscheinend wohlbegründeter Resignation stehen bleiben und uns entschließen, die Last der ärztlichen Mission in Gottes Namen auf unsern eigenen Schultern zu behalten. Wir könnten noch auf die englisch-kirchlichen Missionsärzte hinweisen, die ihrer Gesellschaft auf die Ankündigung finanzieller Reduktionen rundweg geantwortet haben, daß die Verminderung der Zuschüsse von daheim gleichbedeutend sei mit der Verkümmerung der Arbeit draußen. Wir könnten das, wenn nur nicht die künftige Entwicklung davon abhinge. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß unsere deutsche und deutsch-schweizerische ärztliche Mission, wenn sie auf Zuschüsse der Muttergesellschaften angewiesen bleibt, auf absehbare Zeit zu dem bisherigen kümmerlichen Dasein verurteilt ist. Das bedeutet, daß unsere eigentlichen Pionierspoſten im Innern von China, in Ost- und Westafrika, in den mohammedanischen Distrikten Indiens wie bisher meist vergeblich auf Missionsärzte warten werden. Diese Tatsache ist so ernst, daß wir uns nicht dabei beruhigen dürfen, ehe wir das Aeußerste versucht haben, um die Betriebsausfälle unserer ärztlichen Stationen so tief wie irgend möglich herabzudrücken.

Das ist es, was die Frankfurter Versammlung nun den Missionsleitungen und durch sie den Missionsärzten zur Erwägung vorlegt. Wir hoffen dabei doch auf einigen Erfolg, denn wir müssen zugestehen, daß der Grundsatz, von jedem zahlungsfähigen Patienten angemessene Zahlung zu verlangen, bis jetzt in ziemlich liberaler Weise gehandhabt worden ist. Eine gemeinsame Anstrengung dürfte noch einen guten Schritt weiter führen, besonders wenn wir die Aerzte selbst zu Bundesgenossen gewinnen, was doch nicht ausbleiben kann. Sie sind ja die ersten, die eine kräftige Entfaltung der ärztlichen Mission wünschen müssen. Auch hier hoffen wir zu erfahren, daß Einigkeit stark macht. Es wird dem einzelnen Missionsarzt leichter fallen, den nötigen Druck auf seine Klientel auszuüben und dabei sogar den Schein der Härte auf sich nehmen, wenn er sich mit allen seinen Kollegen, wie auch mit den ordinierten Missionaren und der heimischen Leitung einig weiß. Daß wirklich arme Patienten auch in Zukunft umsonst oder gegen ein minimales Honorar behandelt werden, dabei muß es natürlich bleiben.

Bei der Erörterung dieses Problems wurde eine weitere wichtige Frage gestreift: Welche Taktik soll die ärztliche Mission bei Verteilung ihrer Kräfte befolgen? In den Städten Britisch Indiens sind die Einnahmen der Missionsärzte auch deswegen so gering, weil diese in Konkurrenz stehen mit Re-

gierungsärzten, sowie mit Regierungsspitälern, in denen die Kranken umsonst verpflegt werden. Man kann also in Indien, wenigstens in den Städten, nicht mehr so ohne weiteres ein physisches Bedürfnis nach ärztlicher Mission behaupten, wie es z. B. im Innern von China und im tropischen Afrika vorliegt. Der indische Missionsarzt mag den Teil der Bevölkerung zu erreichen suchen, an den die übrigen Aerzte noch nicht herankommen, und dieser ist immer noch bedeutend. Er mag als christlicher Arzt auch in den Städten noch eine große Missionsaufgabe haben. Aber die Frage erhebt sich doch: Ist nicht bei der Verteilung neuer Kräfte und bei Errichtung neuer Spitäler den Gebieten unbedingt der Vorzug zu geben, die noch ganz ohne ärztliche Hilfe sind? Muß nicht da, wo man den Arzt noch am nötigsten hat, auch die Missionsgelegenheit für ihn am reichsten sein? Es genügt für jetzt, diese Frage auszusprechen. Zu ihrer gründlichen Erörterung wird wohl eine künftige Frankfurter Tagung Gelegenheit bieten. W.

Die Konferenz des Christlichen Studenten-Weltbundes.

Tokio, 3.—7. April 1907.

Von cand. med. P. de Benoit.

Der 1895 gegründete Christliche Studenten-Weltbund, der heute 110 000 Mitglieder zählt, hat anfangs April vorigen Jahres in der Hauptstadt Japans seine VII. allgemeine Konferenz gehalten. Dies ist auf alle Fälle ein bedeutendes Ereignis gewesen, mag man im einzelnen über den wirklichen Erfolg auch verschiedener Ansicht sein. Es war die erste Weltkonferenz irgend welcher Art, die auf asiatischem Boden stattfand, und daß dies eine christliche war, das hat gewiß seine hohe Bedeutung. Die Beteiligung sowohl von Asien als auch von den übrigen Ländern der Welt war eine unerwartet starke, und auch der äußere Verlauf der Konferenz war wirklich großartig. Es ist daher begreiflich, daß die meisten Berichte bloß von den Erfolgen der Konferenz reden und kaum auch nur die kleinste Kritik wagen; um so mehr fallen die wenigen warnenden Stimmen auf.*) Doch wenn auch im allgemeinen der Erfolg der Konferenz überschätzt worden ist, so ist das für uns kein Grund, schwarz zu sehen; wir wollen einfach versuchen, uns ein Urteil über den wirklichen Wert der Konferenz zu bilden, und namentlich die wichtigen praktischen Lehren zu Herzen nehmen, die sie uns zu geben hat.

Zunächst einige Worte über die Vorgeschichte der Konferenz von Tokio. Der Christliche Studenten-Weltbund hat seit seiner Gründung die Evangelisation der Welt als seine wichtigste Aufgabe angesehen, und sein

*) Vergl. den Artikel von Gundert, Allg. Miss.-Zeitschr., Okt. 1907, S. 445 ff.

genialer Generalsekretär, John R. Mott, eine der kraftvollsten christlichen Persönlichkeiten der Gegenwart, hat von Anfang an seine Aufmerksamkeit ganz besonders auf die großen Kulturvölker Asiens gerichtet. 1894 hatte er von den Sekretären der Christlichen Jünglingsvereine in Indien, China und Japan Einladungen erhalten, und 1895/96 hielt er in den wichtigsten Studentenzentren jener Länder eine Serie von Vorträgen. Durch seine feurigen Reden und weise Organisation gelang es ihm, die kleinen christlichen Studentenvereinigungen, die er bereits an den meisten Orten vorfand, außerordentlich zu fördern. Da die erwähnten Einladungen zu jener Vortragstour von einander völlig unabhängig eingelaufen waren, hat er stets die ganze folgende Entwicklung als eine direkte Fügung Gottes betrachtet. Seine Erfahrungen auf dieser ersten Weltreise hat er in dem bekannten Buche „Strategic Points in the World's conquest" niedergelegt. Die Studentenbewegungen jener Länder sind bald darauf als selbständige Gruppen dem Weltbund beigetreten. 1901 besuchte Mott zum zweiten Male jene Länder, und die Eindrücke seiner ersten Reise wurden noch bedeutend verstärkt.

Am auffallendsten sind zweifellos die Erfolge Motts in Japan gewesen. Es war eine für das Christentum außerordentlich kritische Zeit, in welche sein erster dortiger Besuch fiel. Auf eine erste Periode blinder Begeisterung für alles Ausländische, die bei den kleinen, aufgeregten Leuten oft ganz lächerliche Früchte gezeitigt hatte, und wobei es sich einmal beinahe darum gehandelt hätte, das Christentum als Staatsreligion einzuführen, war ein völliger Rückschlag eingetreten. Die Verhandlungen über Handelsverträge mit den fremden Mächten hatten nämlich 1887 abgebrochen werden müssen, weil diese die für die Japaner so demütigende Konsulargerichtsbarkeit nicht aufgeben wollten, und als Folge davon erhob sich ein allgemeiner Sturm des Hasses gegen alles Fremde. Die Lage wurde auch nicht viel besser, als 1894—96 durch eine Reihe von Verträgen endlich alle Ausländer den japanischen Gerichten unterstellt wurden; denn der sowieso nicht geringe Nationalstolz des Inselvolkes war durch die leichten Siege über die Chinesen maßlos gesteigert worden. Es hatte beinahe den Anschein, als sei dem Christentum, der Religion der Fremden, dauernd der Eingang verwehrt.

In jenen so kritischen Jahren war der jährliche Zuwachs der Christengemeinden in Japan immer geringer geworden, bis er 1895 fast auf Null heruntersank. In diesem Momente setzte der Einfluß Motts ein. Schon mit dem nächsten Jahre ging die Kurve in die Höhe, und seither ist sie von Jahr zu Jahr immer gestiegen. Wir stehen hier vor der seltenen Tatsache, daß die christlichen Kirchen eines Landes durch mächtigen Zuwachs aus den Kreisen der Gebildeten und nicht hauptsächlich des niederen Volkes, wie es sonst fast immer der Fall ist, belebt worden sind. So erfreulich dieser Umstand an und für sich ist, er bedeutet immerhin eine ernste Gefahr, und es liegen in der Tat Anzeichen vor, die befürchten lassen, daß das japanische Christentum rein intellektuell ausarte.

Ueberraschend und im Hinblick auf die eben erwähnte Gefahr tröstlich ist der Einfluß, den der Krieg mit Rußland auf das religiöse Leben der Japaner ausgeübt hat. Man hätte erwarten sollen, daß dieser neue Sieg

ihren Stolz wieder in gefährlicher Weise wecke, aber das Gegenteil trat ein. Wir wissen heute, daß dieser Riesenkampf die Kräfte des Landes auf das äußerste angespannt und beinahe erschöpft hat. Das hat den Uebermut der Japaner gleich im Keime erstickt, und weite Schichten des sonst so leichtfertigen Volkes haben wie vielleicht nie zuvor den Ernst des Lebens erkannt. Mit dem Kriege hat eine Periode religiösen Suchens in Japan eingesetzt, und wenn auch u. a. der Buddhismus davon Nutzen gezogen hat, so haben sich doch die meisten Sucher an das Christentum gewandt. Wer heute eine christliche Kirche in Japan besucht, der ist erstaunt, daß fast alle Bänke besetzt sind, und zwar meistens mit jungen Leuten.

Aber noch in anderer Weise hat der Krieg dem Christentum Türen geöffnet. Der Christliche Verein junger Männer in Japan hat gleich zu Beginn des Krieges um Erlaubnis nachgesucht, unter den Soldaten im Felde eine Zeltmission zu betreiben. Als im Frühjahr 1904 das erste Zelt an den Ufern des Yalu im Rücken von Kurokis Armee aufgeschlagen wurde, da ahnte niemand, welche Ausdehnung dieses Werk annehmen würde. Es währte nämlich gar nicht lange, so sah man sich genötigt, immer mehr Leute zu schicken, bis schließlich dieses Liebeswerk an den elf Operationsbasen der Armee gleichzeitig betrieben wurde. Es wurden Verwundete und Kranke besucht, Literatur verteilt und geliehen, den Soldaten alle möglichen nützlichen Gegenstände, wie Briefpapier, Nadeln, Faden, Knöpfe, Seife 2c. verabfolgt; die Sekretäre hielten Gottesdienste, verteilten Evangelien und Testamente, hielten Konzerte mit einem Phonographen, kurz, sie leisteten den Soldaten unzählige größere und kleinere Dienste; in Feng-wang-cheng errichtete der Verein sogar eine große Wäscherei für die Soldaten! So wurden Hunderttausende von Soldaten und Offizieren, Leute aus allen Berufsklassen und Ständen, mit dem Geist des Evangeliums und der christlichen Nächstenliebe bekannt, und durch sie auch ihre zahllosen Angehörigen zu Hause. Die Dienste der Sekretäre waren so geschätzt, daß man anfing, den Christlichen Verein junger Männer „die Mutter der Armee" zu nennen. Alle Generäle, bis hinauf zum Marschall Oyama und zu den kaiserlichen Prinzen, haben ihre Anerkennung und ihren Dank für dieses Werk ausgedrückt, und der Mikado stiftete dafür einen Betrag von 10000 Yen (20000 Mark). Die Armee, die bis dahin für verschlossen galt, war für das Christentum geöffnet. Bezeichnend ist die Tatsache, daß ein ähnlicher Versuch der Buddhisten, die ja in Japan das Christentum außerordentlich nachahmen, vollständig mißlang.

Wir sehen also, daß der Krieg dem Christentum manche Türe geöffnet hat, und es ist nun Sache der Christen, diese seltene Gelegenheit zu benützen. Der Augenblick hätte daher auch nicht glücklicher gewählt werden können zur Veranstaltung einer großen christlichen Konferenz. Alle Vorbereitungen wurden mit der größten Sorgfalt vorgenommen, und das großartige Organisationstalent Motts konnte zur vollen Wirkung gelangen. Der Zweck der Konferenz war ein doppelter: Einerseits sollte in diesem günstigen Augenblick dem Christentum in Japan und im Osten überhaupt ein kräftiger Anstoß gegeben werden, und auf der anderen Seite sollte den auswärtigen Delegierten klar werden, wie wichtig es ist, gerade jetzt die Mission im fernen Osten mit allen Kräften

zu fördern. Die Konferenz mußte zu einer imposanten Demonstration des Christentums in Asien werden. Und nun

der Verlauf der Konferenz.

Der Eindruck war in der Tat erhebend, als am 3. April 1907 die 627 Vertreter von 25 verschiedenen Ländern sich erhoben und gemeinsam in verschiedenen Sprachen das gleiche Lied zur Ehre des lebendigen Gottes anstimmten. Mit Einschluß der Missionare waren etwa 160 Delegierte aus den christlichen Ländern anwesend; Vorder- und Hinterindien hatten zusammen 20, China und Korea 55 eingeborene Vertreter gesandt. In diesen Zahlen inbegriffen sind die weiblichen Delegierten, die in einem Nebenlokal noch ihre eigenen Zusammenkünfte hatten.

Das Programm glich in mancher Hinsicht demjenigen früherer Konferenzen, wenigstens insofern die Vorträge in Betracht kommen. Bibelbetrachtungen, erbauliche Ansprachen, Gebetsvereinigungen und Berichte über die Fortschritte der Bewegung in verschiedenen Ländern wechselten miteinander ab. Neu war dabei eigentlich bloß die Tatsache, daß viele der Redner Asiaten waren. Die Worte des chinesischen Professors Tschen und des ehemaligen koreanischen Vize-Unterrichtsministers Yun-Tschi-Ho wird keiner vergessen, der sie gehört hat. Besonders wichtig war die Vortragsserie über „das Christentum im Leben großer Völker", welche die Bedeutung und Fortschritte des Christentums in Deutschland, Frankreich, England, Amerika, Südafrika, Indien und Japan darlegen sollte. Mit Ausnahme der beiden ersten waren diese Vorträge wohl allgemein etwas zu optimistisch gehalten. Ein Abend war dem Thema „Die Wissenschaft und das Christentum" gewidmet; als Referenten hatte man die beiden berühmten englischen Medizinprofessoren Sir Alexander Simpson (Neffe des Erfinders der Chloroformnarkose) und Dr. A. Macalister gewonnen. Mott hat bloß bedauert, daß nicht auch ein deutscher Professor der Naturwissenschaft sich hat bewegen lassen, nach Tokio zu kommen, da bekanntlich die Japaner eine besondere Hochachtung vor deutscher Wissenschaft haben. Immerhin waren an jenem Abend eine Reihe von Professoren der kaiserlichen Universität erschienen, und das schlichte christliche Zeugnis der beiden englischen Gelehrten verfehlte nicht, einigen Eindruck zu machen.

Soweit die Referate der Konferenz. Die Sitzungen fanden im schönen Gebäude des christlichen Vereins junger Männer statt, das 1894 mit einem Kostenaufwand von 400 000 Mark erbaut worden ist. Die Verhandlungen waren nicht öffentlich und hatten einen durchaus ernsten, würdigen Charakter. Ein neues und eigenartiges Gepräge wurde dagegen der Konferenz gegeben durch eine Serie von großartigen Empfängen, die ihr von den einflußreichsten Leuten der Hauptstadt bereitet wurden. Zuerst war es der Minister des Aeußern, Viscount Hayashi, der die ausländischen Abgeordneten in seinem Hause empfing; dann folgte ein Bankett, das von den Spitzen der Finanzwelt im Schiba-Park gegeben wurde, dann ein Gartenfest beim Grafen Okuma; eine Einladung beim amerikanischen Gesandten hätte füglich abgelehnt werden dürfen. Der Empfang des berühmten Staatsmannes Baron Goto am Tage nach der Konferenz hatte geradezu fürstliches Gepräge. Nichts wurde von

den japanischen Behörden gespart, um den Delegierten zu zeigen, daß man sie ehren wolle. Wenn auch alle diese Empfänge nicht gerade dazu beitrugen, das religiöse Leben der Konferenz zu vertiefen, wenn sie auch entschieden die Gefahr der Zerstreuung enthielten, so hätten die Einladungen mit der angeführten Ausnahme doch schwerlich abgelehnt werden dürfen. Es lag in ihnen ein Zeichen des Wohlwollens und der Anerkennung seitens der japanischen Behörden, und eine Ablehnung wäre eine unnötige Verletzung des Anstandes gewesen.

Man darf sich allerdings nicht durch diese glänzenden Empfänge blenden lassen und meinen, jene einflußreichen Gastgeber neigten nun alle dem Christentum zu. Die Japaner sind nun einmal sehr höfliche Leute, und in diesem Falle ist ein guter Teil ihres Wohlwollens dem Umstande zuzuschreiben, daß sie sich dadurch geschmeichelt fühlten, daß eine bedeutende internationale Konferenz, die erste in Asien, in ihrer Hauptstadt zusammengetreten war. Das Eintreffen von Glückwunschtelegrammen der Könige von England, Schweden und Norwegen und vom Präsidenten der Vereinigten Staaten erhöhte entschieden in ihren Augen die Bedeutung der Konferenz und machte ihnen vielleicht noch mehr Freude als den Delegierten. Aber es wäre entschieden ein Irrtum, zu meinen, alles sei reine Höflichkeit gewesen. Der sittliche Zerfall hat nämlich im letzten Jahrzehnt in Japan so erschreckende Proportionen angenommen, daß gerade die weitsichtigsten Staatsmänner ernstlich nach Mitteln und Wegen suchen, dem Uebel zu steuern, bevor die Nation ganz ruiniert ist. Kein geringerer als Marquis Ito, der noch vor 15 Jahren kühn behauptete, man brauche keine Religion, um gute Bürger zu bilden, gibt jetzt öffentlich zu, daß eine moralische Erziehung der Jugend ohne Religion unmöglich sei und daß von allen Religionen eigentlich nur das Christentum einen dauernden sittlichen Einfluß ausüben könne. Dieses Zeugnis gewinnt nur an Wert durch die Tatsache, daß Marquis Ito, der selber kein mustergültiges Leben führt, dem Christentum völlig ferne steht und es bloß nach den Früchten beurteilt, die er beobachtet hat. Daß er es ernst meint, beweist auch der Umstand, daß er dem C.V.J.M. bei Anlaß der Konferenz 10 000 Yen gespendet hat. So bezeugten auch mehrere Stellen in den Begrüßungsansprachen unserer Gastgeber, daß sie immerhin einiges Verständnis für die Zwecke der Konferenz hatten.

Der Bürgermeister von Tokio sagte: „Meine Herren, Sie tun mehr als alle Diplomaten, um die Völker der Welt einander näher zu bringen!" Und der Direktor der Bank von Japan äußerte sich unter anderem folgendermaßen: „Wir dürfen hoffen, daß eine derartige Versammlung, die einberufen ist im hohen Interesse der Religion — der Religion des Wohlwollens gegen die Menschen, des tätigen Dienens an allen ohne Ansehen von Person oder Rasse, — die stets bereit ist, zu helfen bei jedem Werk sittlicher Hebung und sozialer Verbesserung, und die den Namen dessen verkündigt, welcher der Friedefürst hieß — wir dürfen hoffen, daß eine derartige Versammlung reiche Früchte tragen und langdauernde Erfolge haben werde, indem sie den Osten und den Westen einander näher bringt und den dauernden Weltfrieden anbahnt, den Japan noch sehnsüchtiger wünscht als Sie." — Diesen Aus-

sprüchen darf man natürlich nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig Bedeutung beimessen. Sie zeigen immerhin, daß dem Christentum in Japan von offizieller Seite kein Hindernis in den Weg gelegt wird, und dafür dürfen wir gewiß dankbar sein. Der Japaner ist vor allem Patriot, und wenn er sieht, daß seine Regierung dem Christentum freundlich gesinnt ist, so ist damit für ihn das wichtigste äußere Hindernis hinweggeräumt.

Alles in allem kann man sagen, daß die Konferenz in Japan populär war. Auch das Volk fühlte sich geschmeichelt, nicht nur seine Führer. Alle Zeitungen brachten täglich lange Artikel, die sich ausnahmslos in wohlwollender Weise mit der Konferenz befaßten. Die Popularität an und für sich hat natürlich nicht viel zu bedeuten, in Japan noch weniger als anderswo; es bleibt jedoch die Tatsache, daß das gesamte zeitunglesende Publikum des Reiches in jenen Tagen etwas mit dem Wesen und der Bedeutung der christlichen Religion bekannt geworden ist; es hat den Eindruck bekommen, daß das Christentum etwas Großes und etwas Gutes ist. Und wenn auch zweifellos manche Mißverständnisse, Illusionen und Verdrehungen vorgekommen sind, so wollen wir doch dankbar sein, daß dem Evangelium immerhin manche Tür geöffnet worden ist, die bisher verschlossen war.

Der äußere Erfolg der Konferenz hat aber entschieden eine schlimme Kehrseite. Er hat wohl äußerlich die Einführung des Christentums erleichtert; aber es liegt in ihm eine sehr ernste Gefahr. Wir haben schon gesehen, daß die Japaner das Christentum zu stark von der intellektuellen Seite auffassen, und bei den immer häufiger werdenden Uebertritten kann das japanische Christentum leicht verflachen. Schon jetzt wird mancherorts einer Verschmelzung von Christentum, Buddhismus und Schintoismus das Wort geredet, und phantastische Köpfe sehen in diesem Gemisch die Zukunftsreligion der Welt! Durch Unterstützung solcher oberflächlicher Auffassungen könnte die Konferenz also direkt Unheil gestiftet haben. Dennoch können wir nicht die hie und da laut gewordene Befürchtung teilen, daß die Konferenz wahrscheinlich mehr geschadet als genützt habe, und dies aus zwei Gründen.

Einmal ist nach der Konferenz ein großer Evangelisationsfeldzug in alle wichtigeren Städte Japans veranstaltet worden. Etwa 40 ausländische Delegierte haben sich zusammen mit einer Anzahl japanischer Christen in kleine Gruppen zerstreut und in allen Studentenzentren Evangelisationsvorträge gehalten. Ueberall waren die größten verfügbaren Säle dicht besetzt mit jungen Leuten, mancherorts mehrere Abende hintereinander. So ist im Anschluß an die Konferenz fast der ganzen studierenden Jugend Japans der Appell zur persönlichen Uebergabe an Jesum zugegangen. Zwar wird jetzt nachträglich geklagt, die japanischen Redner hätten oft unmittelbar darauf diesen klaren Eindruck wieder verwischt, aber das ist nur an wenigen Orten geschehen, und da, wo der Appell der ausländischen Delegierten wirklich deutlich und lebendig war, hat er sicher wenigstens teilweise die bestehende Verwirrung gelöst.

Der andere Grund, weshalb wir nicht glauben können, daß die Konferenz von Tokio nichts genützt habe, ist religiöser Natur. Wir glauben, daß das Christentum selber dank der in ihm wohnenden Kraft die etwa bestehende Verwirrung klären wird. Wenn wir Menschen etwas klären wollen, so wird

die Verwirrung oft noch größer. Folgen wir doch dem Beispiel des Säemanns Jeder streue den Samen aus, so gut er es weiß und kann. Wenn der Same wirklich gut ist, dann brauchen wir nicht ängstlich nachzusehen, ob auch ja alles auf guten Boden gefallen ist und ob nicht etwa Unkraut daneben und darunter aufgeht. Das wollen wir ruhig dem Herrn der Ernte überlassen! Die Konferenz von Tokio hat den japanischen Boden für manches Samenkorn zugänglich gemacht; es wäre einfach Undank, dies nicht anzuerkennen. Wir wollen vielmehr unsern Dank gegen Gott dadurch bezeugen, daß wir in gläubigem Vertrauen — Glauben heißt ja gerade Vertrauen — von der Gelegenheit, die Gott uns hiemit gegeben hat, freudig und nach Kräften Gebrauch machen.

Damit ist eigentlich dieser Bericht zu Ende. Es muß aber doch noch das zuletzt Gesagte etwas deutlicher betont werden. War nämlich die Konferenz von Tokio einerseits für die Christen des Orients eine Hilfe, so war sie für die fremden Delegierten und die Christenheit des Okzidents eine deutliche Lektion. Wir waren in der Minderheit, und wenn dies auch unter den gegebenen Verhältnissen eigentlich selbstverständlich war, so sollte es uns doch nachdenklich stimmen. Die Abendländer werden mit der Zeit tatsächlich zu einer Minderheit werden; jedenfalls gewinnen die Kulturvölker des fernen Ostens immer mehr an Bedeutung, und das Bedürfnis, sie zu christianisieren, wird von Jahr zu Jahr dringender. Davon hat uns wieder einmal die Konferenz einen Begriff gegeben. Außerdem haben viele der fremden Delegierten die Gelegenheit benützt, um sich an Ort und Stelle in Indien, China, Japan und Korea einen Einblick zu verschaffen in die größten Missionsprobleme der Gegenwart. Die Konferenz von Tokio ist ein gewaltiger Appell zur Mission an die ganze Christenheit. Und wer etwa aus sträflicher Unwissenheit noch meint, das Christentum mache in Asien sozusagen keine Fortschritte, der sollte sich belehren lassen durch das eindrückliche Zeugnis, welches an der Konferenz indische, chinesische, koreanische und japanische Christen abgelegt haben. Wir werden durch manchen sogenannten Heidenchristen beschämt! Während wir hier schlafen, geht in der Welt gar manches, von dem wir keine Ahnung haben. Es wäre wahrlich an der Zeit, daß sich die gesamte Christenheit aufmachte und geschlossen das verheißungsvolle Werk der Mission an die Hand nähme. Lassen wir uns die Konferenz von Tokio zur Demütigung und zum Ansporn dienen!

Rundschau.

Heimat.

Studentenkonferenz in Liverpool. Der britische Studenten-Missionsbund (Student Volunteer Missionary Union) hält 2. bis 7. Januar seine vierte große Konferenz, bei der auch der Kontinent vertreten sein wird. Die Konferenz hat bisher alle vier Jahre stattgefunden: Liverpool 1896, London 1900, Edinburg 1904; nun kommt wieder Liverpool an die Reihe. Unter den Rednern werden sich neben den jetzigen Führern der Bewegung

mehrere bekannte Missionsfachleute befinden. — Der Bund ist, unter Befruchtung von Amerika, 1892 in Edinburg gegründet worden. Seither sind ihm rund 2700 (darunter 700 weibliche) Freiwillige beigetreten. Von diesen sind 1150 als Missionare hinaus gegangen, 800 befinden sich noch in Vorbereitung, einige sind gestorben oder ausgetreten, und 500 sind durch äußere Verhältnisse an der Ausführung ihrer Absicht verhindert. Eine indirekte Frucht des Bundes ist die Bewegung zum Missionsstudium, die in Amerika und Großbritannien großen Umfang angenommen hat und bereits auch auf dem Kontinent ihre Anhänger hat (vgl. Miss.-Mag. 1907, S. 49 ff.). — Die Erklärung, die jeder Freiwillige unterschreibt, lautet bekanntlich: „Ich beabsichtige, wenn Gott es zuläßt, Missionar zu werden." Das Losungswort der Bewegung: Evangelisation der Welt in dieser Generation — ist in Deutschland und der Schweiz nicht durchgedrungen, teils aus formalen, teils aus prinzipiellen Gründen. Ueberhaupt geht unsere Studenten-Missionsbewegung, soweit wir eine haben, bis zu einem gewissen Grad ihren eigenen Weg. Was aber das Losungswort betrifft, so ist zuzugestehen, daß es die Größe der heutigen Missionsgelegenheit und zugleich der Missions-Verantwortung der Christenheit in unerreichter Prägnanz zum Ausdruck bringt. (Nach Mitt. der D. C. S. V.)

Lehrer-Missionsbund. In Verbindung mit Berlin I hat sich unter der Leitung von Lehrer Patuschka in Pankow bei Berlin ein Lehrer-Missionsbund gebildet, der bereits 8—900 Mitglieder hat. Der Bund scheint sich rasch über ganz Deutschland auszubreiten, in der Weise, daß im Gebiet der einzelnen Missionsgesellschaften besondere Bündnisse entstehen. In dem kleinen Gebiet der Breklumer Mission ist bereits ein Missionsbund von 230 Lehrern. Für die Barmer und Leipziger Mission sind soeben Lehrerbündnisse im Entstehen. Wir wünschen dieser hocherfreulichen Bewegung Gottes reichen Segen. Möchte sie bald auch in Süddeutschland und der Schweiz, wo schon jetzt viele missionsfreundliche Lehrer sind, zum Durchbruch kommen. Es hängt oft viel von der Initiative eines Mannes ab.

Koloniales.

Wünsche für die deutschen Kolonien. Am Schluß seiner dreistündigen Vorlesung über Mission und Kolonisation in ihrem gegenwärtigen Verhältnis sprach Kons.-Rat Prof. D. Mirbt beim Berliner theologischen Ferienkursus einige Wünsche aus an die Missionen und an die deutschen Kolonialkreise. Wir teilen sie im Wortlaut mit, wie er in der „Reformation" veröffentlicht ist, ohne vorläufig selbst Stellung dazu zu nehmen, weisen aber jetzt schon angelegentlich auf die bevorstehende Veröffentlichung der Mirbt'schen Vorträge hin.

I. An die Missionen: 1) Eine Vereinigung der in den deutschen Kolonien arbeitenden evangelischen Missionsgesellschaften tut not, um die Interessen der Missionen im Namen der Gesamtheit zu vertreten. 2) Eine rührige Vertretung der evangelischen Mission vor der Oeffentlichkeit ist nötig. Die Angriffe gegen die Glaubwürdigkeit evangelischer Missionare, die im Prozeß Puttkamer laut geworden sind, sind nicht genügend in der Oeffentlichkeit zurückgewiesen worden. 3) Die evangelischen Missionen müssen die Kolonien

noch stärker besetzen. Ohne andere Missionen außerhalb des deutschen Kolonialgebietes schädigen oder zurücksetzen zu wollen, muß doch die besondere Verpflichtung der deutschen evangelischen Christenheit gegenüber den Heiden der deutschen Kolonien stärker betont werden. 4) Die Missionen müssen ihrerseits alles tun, um eine engere Fühlung mit den Kolonialkreisen zu erlangen. 5) Die Missionen müssen es auch ihrerseits herbeizuführen suchen, daß zwischen Mission und theologischer Wissenschaft lebendige Fühlung erhalten werde.

II. An die Kolonialregierung: 1) Die Parität in der Behandlung der Missionen ist streng durchzuführen. 2) Eingeborenen-Anwälte sollen amtlich bestellt werden. Was die Missionare bis dahin um des Gewissens willen freiwillig getan haben, muß zu einer vaterländischen Institution führen. 3) Bei der Feststellung des Eingeborenenrechts, die zurzeit im Gange ist, müssen evangelische Missionare als Sachverständige herangezogen werden. Bisher ist nur ein Vertreter der katholischen Mission in der betreffenden Kommission. 4) Der Mission sind keine Schranken aufzuerlegen aus Bedenken gegenüber der Erregbarkeit der Mohammedaner, z. B. in Nordtogo. 5) Die wirklichen Probleme müssen von den Beamten anerkannt werden. Wichtige Lebensfragen der Kolonien können nicht durch Militarismus oder behördlichen Erlaß geregelt werden. Da muß man auch die wirklichen Sachverständigen, die Missionare, heranziehen. Das Christentum, das sie vertreten, kann zwar die vorhandenen Gegensätze nicht aus der Welt schaffen, aber sie doch mildern.

Ein Kolonialkenner. Ein Herr, der mit Staatssekretär Dernburg in Deutsch-Ostafrika gereist ist, schreibt in der „Straßburger Post“ u. a.: „Sehr streng ist der Mohammedanismus des Küstennegers nicht. Uebrigens paßt dieser Glaube mit seinen rituellen Waschungen für den Neger besser als jeder andere. Mangelhaft ist jedenfalls der Erfolg des Christentums. Ueberall in der Kolonie klagt man darüber, daß die Zöglinge der Missionen beider Konfessionen als Diener und Arbeiter nicht mehr zu gebrauchen sind, da sie faul und unehrlich geworden seien. Man kann die Missionen nicht aus der Kolonie fernhalten, und die unter ihnen, die ihre Hauptaufgabe darin sehen, aus dem Neger einen tüchtigen Handwerker zu machen, wirken auch segensreich. Die Erziehung zu Christen aber hat bis jetzt keine großen Erfolge, wohl aber bedeutende Mißerfolge zu verzeichnen. Für Schwarze, die zu einigem Wohlstand gelangt sind, ist der Mohammedanismus viel angenehmer als das Christentum, denn wenn seine Mittel es ihm erlauben, so wird ganz natürlicherweise in ihm der Wunsch rege werden, neben seiner bisher einzigen Frau noch eine zweite oder dritte zu besitzen. Er kommt dabei aber mit seinem Christentum in Konflikt, und in den meisten Fällen wird die Hoffnung auf die Freuden des erweiterten Ehestandes den Sieg über die Freuden im besseren Jenseits davontragen.“ Ueber den Cynismus des letzten Satzes wollen wir kein Wort verlieren; eine solche Auffassung des Christentums kann allerdings nicht auf große Erfolge rechnen. Aber kindlich ist die Auffassung von der Harmlosigkeit des Islams. Das wäre ja sehr einfach, wenn der Islam nur etwas mehr Reinlichkeit und Nüchternheit brächte und sich im übrigen den Schwarzen nur durch die Gestattung der Vielweiberei empfähle. Sicherlich hat der Staatssekretär selbst unsern Kolonialfeind besser durchschaut. Aber möchten auch die Beamten draußen, gleichviel ob Deutsche, Engländer oder Franzosen, vor dieser verhängnisvollen Verblendung in Gnaden bewahrt bleiben. Weiteres möge man in dem ersten Aufsatz dieses Heftes nachlesen.

Ueber die angebliche Minderwertigkeit der Negerchristen entnehmen wir dem Brief eines erfahrenen Missionars aus einer westafrikanischen Kolonie folgende Sätze, die zweifellos auch für Ostafrika Geltung haben. 1. Die Kritiker kommen in der Regel schon mit dem fertigen Urteil über die Mission hinaus. Haben sie's in der Heimat nicht erfahren, so erfahren sie es ganz gewiß auf dem Schiff, daß mit der Mission nicht viel los sei; insbesondere werden sie gewarnt, einen Missionsschüler als Haus-

burschen zu nehmen. Diese Urteile sind ein Ausfluß der allgemeinen Gehässigkeit gegen die Mission. Daß man sich dann die Mühe nimmt, eine Missionsstation oder Missionsschule zu besuchen, um sich ein eigenes Urteil zu bilden, ist ganz ungewöhnlich. 2. Unter den schwarzen Hausburschen der Europäer gibt es allerdings ganz durchtriebene Kameraden. Sie sind vielleicht in der Missionsschule gewesen und dort wegen schlechten Betragens entlassen worden. Kommen sie zu den Weißen, so geben sie sich als Missionsschüler aus, von der Entlassung schweigen sie. Taugen sie dann nichts, so ist die verkehrte Missionserziehung schuld. Daß nun die Herren selbst eine Erziehungspflicht an ihren Angestellten übernehmen, ist den wenigsten bewußt. Es gibt traurige Beweise dafür. 3. Die Rassenfehler des Negers, besonders seinen Hang zur Trägheit und Lüge, kennen die Missionare nur zu gut, und sie kämpfen beständig dagegen. Sie rechnen aber allerdings mit der ganzen Vergangenheit der afrikanischen Völker, und statt nun den Neger überhaupt nicht mehr als Menschen zu betrachten, machen sie sich ernstlich an seine Erziehung. Deswegen gelten sie aber als einfältige Leute. 4. Wieviel Wert z. B. in den Erziehungsanstalten der Basler Mission auf körperliche Arbeit gelegt wird, kann jeder sehen, der es sehen will. Fast jede Anstalt hat ihre Pflanzung, in der täglich mindestens zwei Stunden, manchmal auch ganze Tage, gearbeitet wird. Die Mission will kein halbgebildetes Proletariat. 5. Unehrliche Leute gibt es natürlich auch noch unter den schwarzen Christen; aber daß die Christen unehrlicher seien als die Heiden, ist nicht wahr. Es gibt nicht wenige Christen, die gegen die Versuchung zur Unredlichkeit tapfer kämpfen, die bei der Wahrheit bleiben, auch wenn sie Schaden davon haben, und die auch andere vom Unrecht abzuhalten suchen. 6. Auch der Vorwurf der Trägheit trifft die Christen nicht in besonderem Maß. Es gibt zwar Christen, die der Ansicht sind, sie hätten, eben als Christen, mehr Anspruch auf Rücksicht und Schonung als die Heiden. Es gibt aber auch Christen, denen treue Berufserfüllung wirklich Christenpflicht ist. Im übrigen sorge man für lohnende Arbeit und gute Behandlung, so wird dem Neger die Lust zur Arbeit schon kommen. Auf den Pflanzungen in Kamerun stellen sich die Arbeiter viel zahlreicher ein, seit die Behandlung besser ist.

Afrika.

Südafrika. Während im Jahre 1906 in der Stadt Johannesburg eine allgemeine südafrikanische Missionskonferenz stattfand, an der etwa 90 Missionare als Mitglieder von ca. 20 Kirchengemeinschaften teilnahmen und wobei die verschiedensten Nationalitäten vertreten waren, beschränkte man sich im letzten Jahr auf eine engere Konferenz, zu der sich nur die Vertreter der deutschen Missionen — der Brüdergemeine, der Rheinischen, Berliner und Hermannsburger Mission — zusammenfanden. Ort der Versammlung war die Diamantenstadt Kimberley. Die Verhandlungen betrafen natürlich fast durchweg Gegenstände, die im besonderen Gesichtskreis der genannten Missionen liegen. Nach einem einleitenden Begrüßungsgottesdienst begannen am 4. Juli die Besprechungen. Der erste Vortrag vom Brüdermissionar von Dewitz behandelte: „Die Erziehung der Schulkinder in- und außerhalb der Schule" und gab beherzigenswerte Winke dafür, wie Familie und Schule besonders auf diesem Gebiet gemeinsam zu arbeiten hätten und wie man die christlichen Eltern dazu anleiten müsse. Auch wurden Kindergottesdienste und Sonntagsschulen hiefür empfohlen. An diesen Vortrag schloß sich ein anderer vom Berliner Missionar Reuter über „Pflege der Jugend nach den Schuljahren", worin u. a. die Gründung von Jünglings- und Jungfrauenvereinen nahegelegt wurde. Eine prinzipielle und zugleich sehr praktische, wichtige Frage behandelte der Brüdermissionar van Kalkar, indem er über „Die Stellung und das Verhalten des europäischen Missionars zu den eingeborenen Predigern und Helfern" referierte. Im Blick auf die künftige Heranbildung einer Volkskirche ist es Aufgabe der

Mission, die eingeborenen Mitarbeiter zur Selbständigkeit zu erziehen und sie für ihre Stellung brauchbar zu machen. Dies hat nicht nur seine Schwierigkeiten, sondern schließt auch manche Gefahren in sich, wenn es nicht durch weise Erziehung geschieht. Dabei ist nicht außer acht zu setzen, daß die eingeborenen ordinierten Missionsarbeiter in den meisten Fällen den europäischen Missionar nicht ersetzen können, da es dem einen am weiten Blick, dem andern an der weisen Selbständigkeit fehlt. Doch soll der Eingeborene wenigstens auf einem einzelnen Gebiet selbständig handeln lernen. Geldsachen sollen dem Eingeborenen vorderhand nicht zur Verwaltung übergeben werden; auch solle man ihn nicht auf eigene Hand neue Gebiete in Angriff nehmen lassen, ohne daß er vorher mit dem Missionar Rücksprache genommen habe. Immerhin möge der Europäer dem Schwarzen mit Vertrauen begegnen, um das Rassenvorurteil nicht aufkommen zu lassen; doch hüte man sich vor zu großer Vertrauensseligkeit. Ueber die von den Eingeborenen aufgebrachten Gelder lege man den Gemeinden Rechenschaft ab, damit sie williger werden zum Geben, und ziehe die eingeborenen Mitarbeiter in wichtigen Angelegenheiten zu den Beratungen der Missionare herbei. — Der rheinische Missionar Hartwig wies in seinem Vortrage über die „missionarische Predigt" unter anderem darauf hin, daß die Predigt ihrem Inhalt nach Gesetz und Evangelium zu verkünden habe, aber ihrer Form nach einfach, anschaulich und kurz sein solle. Unsere deutsche Art sei bei den Eingeborenen nicht zu gebrauchen, die in ihrer bilderreichen Sprache den Volkston besser zu treffen wüßten, so daß Missionare von ihnen noch viel lernen könnten. — Den Schluß der Konferenz bildete ein Vortrag des Hermannsburger Missionars Bodenstab über das Gebot: „Du sollst den Feiertag heiligen." Er vertrat den lutherischen Standpunkt gegenüber der streng-kalvinistischen Anschauung der Buren, die außer der Sabbatfeier nicht viel von den üblichen kirchlichen Festtagen halten.

Jubiläum der Nigermission. In Onitscha und den übrigen Missionsstationen im Nigerdelta wurde im September v. J. das fünfzigjährige Jubiläum der Nigermission durch eine Reihe von Gottesdiensten festlich begangen. Die Gründung dieser Mission ist mit dem Namen des bekannten Negerbischofs Samuel Crowther verknüpft, dem seiner Zeit die Oberleitung dieses Missionsgebiets übertragen wurde, nachdem er 1857 die ersten Stationen Onitscha unter den Ibo, Gbebe im Igbaragebiet und Rabba im islamisierten Nupe angelegt hatte. Das Werk dehnte sich rasch aus und hatte bald mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen, denen die eingeborenen Arbeiter, die hier ausschließlich verwendet wurden, zum Teil nicht gewachsen waren; deshalb wurden später europäische Kräfte herbeigezogen und das weite Arbeitsgebiet in zwei Sprengel zerlegt. Erst im letzten Jahrzehnt hat diese Mission nach längerem Niedergang wieder einen erfreulichen Aufschwung genommen.

Zum Missionsgebiet des Nigerdeltas gehört auch das erst neuerdings von der englisch-kirchlichen Mission besetzte Benin, ein Land, daß durch seine heidnischen Greuel und Menschenschlächtereien berüchtigt war, bis ihnen durch die Einnahme der Hauptstadt von seiten der Engländer ein Ende gemacht wurde. Seitdem nun die Mission dort eingerückt ist, sind in wenigen Jahren — seit 1901 — nicht weniger als sieben Stationen errichtet worden, auf

denen man 119 Christen und nahezu 1000 Taufbewerber zählt. Leider scheint auch hier der Islam der christlichen Mission zuvorgekommen zu sein, denn er findet sich überall in den größeren Ortschaften, und die heidnischen Häuptlinge neigen sich ihm zu, während sie dem Christentum eine ausgesprochene Antipathie entgegenbringen. So sollen im letzten Jahr allein in der Stadt Owo zwischen zwei- und dreitausend junge Leute öffentlich dem Heidentum entsagt und den Islam angenommen haben. Dem gegenüber ist es um so erfreulicher, daß ein angesehener Häuptling, der seiner Zeit von den Engländern als Staatsgefangener nach Akra (auf der Goldküste) deportiert wurde, hier während der Gefangenschaft zum Glauben gekommen und ein entschiedener Bekenner Jesu Christi geworden ist. Nachdem er wieder frei geworden und in seine Heimat Benin zurückgekehrt ist, hat er an seinem alten Familiensitz mit allem heidnischen Wesen und was an die vorigen Zeiten erinnerte, gründlich aufgeräumt und sich seinem Volk gegenüber öffentlich als Christ erklärt. (C. M. S. Gazette Dec. 1907, p. 365 f.)

Aegypten. Den Besuchern der Konferenz für Mohammedanermission in Kairo (April 1906) ist die kräftige, jugendfrische Gestalt des Missionars Thornton unvergeßlich, dessen Wohnung der Konferenz als Heim gedient hat. Schon als Knabe bekehrt, hatte Douglas Thornton in Cambridge studiert und dann ein Jahr lang der Studenten-Missionsbewegung als Sekretär gedient, ehe er 1898 als engl.-kirchl. Missionar nach Aegypten ging. Hier hat er mit seinem Freunde Gairdner die Arbeit unter den gebildeten Mohammedanern zu seiner Hauptaufgabe gemacht. Es war eine Lust, sich von ihm durch die berühmte Kaironer Universität, die Moschee El Azhar, führen zu lassen, mit deren Studenten ihn manche verborgene Fäden verbanden. Der junge Scheich Bulus, der als Student von El Azhar zum Glauben gekommen ist, ist Thorntons geistlicher Sohn. Im Frühjahr 1907 schien sich für Thornton ein noch größerer Wirkungskreis zu öffnen. Er machte zwei Evangelisationsreisen nach Oberägypten, wo er als Mitherausgeber der Zeitschrift „Orient and Occident“ viele Anknüpfungspunkte hatte. Die Aufnahme war überraschend, sowohl bei Kopten als bei Mohammedanern. In Keneh z. B. (der Hauptstadt der Provinz, in der das alte Theben liegt) hatte der koptische Bischof alles vorbereitet und die Bevölkerung, vom Gouverneur (einem Moslem) bis zu den Schulkindern, eingeladen. Drei Abende redete Thornton an der Hand von Lichtbildern über das Leben der Erzväter und das Leben und Sterben Jesu, vor Hunderten von Männern, Frauen und Kindern. Zum erstenmal in Aegypten sah er Männer weinen über die gute Botschaft. Selbst Mohammedaner sagten: Wir haben nie Größeres gesehen oder gehört. Der Bischof selbst empfing einen Segen. Aehnlich war es an andern Orten. Auch mit Mohammedanern gab es tiefgehende Gespräche unter vier Augen. Voll Freude berichtete Thornton nach Hause über diese offenen Türen. Da kam ein Typhus, dem er, 34 jährig, am 8. September 1907 erlag. Unter den Freunden, die an seinem Grabe sprachen, war neben dem ersten Moslem, den Thornton getauft hatte, auch der Bischof von Keneh. — In der koptischen Kirche ist uralter Brauch, für verstorbene Glieder am vierzigsten Tage einen Gedächtnisgottesdienst zu feiern. Die Gemeinde in Kairo tat das aus

freien Stücken auch für Thornton. (Vgl. C. M. Rev. 1907, 474. 617. 659. 761 und Miss.-Mag., Dez. 1907.)

China.

Aerztliche Mission in China. Die Jahrhundertkonferenz in Schanghai, April 1907, hat sich bekanntlich sehr entschieden für Ausdehnung und planmäßigeren Betrieb der ärztlichen Mission erklärt. Hierauf gestützt, wendet sich nun die 250 Mitglieder zählende Vereinigung chinesischer Missionsärzte (China Medical Missionary Association) an die Heimat mit der Bitte, der Heranziehung eingeborener Aerzte und Hilfskräfte besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Es wird hingewiesen auf das ungeheure Bedürfnis der 400 Millionen Chinesen und auf das zunehmende Begehren nach ärztlicher Hilfe, das fast ganz durch die Missionsärzte geweckt worden sei. Im Jahre 1906 sind 35000 Kranke in den Missionsspitälern behandelt worden, und mehr als eine Million Menschen haben die Sprechstunden besucht. Die ausländischen Missionsärzte können dem Bedürfnis nicht länger genügen. Die Heranziehung eines eingeborenen Aerztestandes ist daher jetzt von größter Wichtigkeit, und da die Regierung nichts Durchgreifendes tun kann, steht es der Mission frei, die Sache in die Hand zu nehmen. Sie kann dadurch indirekt einen mächtigen Einfluß auf das Land ausüben. Bereits besteht in Peking eine von der Regierung anerkannte, von den Missionen gemeinsam unterhaltene Medizinschule mit 11 Lehrern und mehr als 100 Studenten; die Unterrichtssprache ist das Mandarin. Kleinere Schulen dieser Art bestehen in Kanton und einigen andern Hauptstädten. Die Lehrer sind Missionsärzte, die aber daneben ihren Spitälern vorzustehen haben. Die vorhandenen Lehrkräfte sollten frei gemacht und ihre Zahl mindestens verdoppelt werden. Man hofft, daß in etwa zehn Jahren diese Schulen sich im wesentlichen selbst erhalten und daß aus ihnen eine große Zahl chinesischer Aerzte hervorgehen werde, darunter sicher viele Christen. Bis dahin ist kräftige Unterstützung nötig. Ein Komitee von Missionsärzten wird die Sache in die Hand nehmen; Beiträge erwartet man besonders von Großbritannien und Nordamerika. — Das dringendste Bedürfnis ist jetzt die Herausgabe guter medizinischer Lehrbücher in Chinesisch. Hiezu ist eine besondere Kommission bestellt worden, der auch Dr. Wittenberg in Kayintschu angehört. Der schottische Missionsarzt Dr. Cousland ist nach Schanghai übergesiedelt. um hier als Sekretär und Kassier der Kommission zu arbeiten. Zur Deckung der Kosten soll jede Missionsgesellschaft für drei Jahre einen jährlichen Beitrag von 20 Pfund = 500 Franken versprechen. Wir hoffen, diese bescheidene Bitte werde von allen gern erfüllt.

Was chinesische Hilfsärzte leisten können, geht aus einem Bericht von Missionar Dr. Oehler in Lilong (20. Aug. 1907) hervor. Er schreibt: Außerordentlich gut gefiel mir das neue kleine Missionsspital auf dem Markt Hokschuha. Nicht daß es glänzend ausgestattet wäre. Ein einfaches neugebautes Haus ist dafür gemietet. Durch Bretterverschläge sind die Krankenzimmer hergestellt, und die Kranken haben ihre einfachen Brettbetten; aber alles ist sauber und luftig. Ueberrascht waren wir von der Sauberkeit und Ordnung, besonders im Sprechzimmer, das zugleich die Apotheke ist. Es sind zwei junge, in Kayintschu bei Dr. Wittenberg ausgebildete Aerzte da. Der

ältere ist ein anerkannt tüchtiger Arzt. Er war eben zur Vertretung von Dr. Wittenberg in Kayintschu. Aber auch der jüngere, der acht Jahre gelernt hat, hat sich durch sein bescheidenes Wesen und seine Kenntnisse so viel Vertrauen erworben, daß er auch als Hausarzt bei den Missionarsfamilien konsultiert wird. Er zeigte uns seine anatomischen Zeichnungen, deren sich bei uns kein Arzt zu schämen brauchte. Daß sich das Spital sehr bald das Vertrauen der Bevölkerung erwerben werde, war ja zu erwarten. Dabei hatten sie Gelegenheit, bei einem Unglücksfall in der Nähe gleich helfende Hand anzulegen. Neben dem Spital führt eine hohe Holzbrücke über den Fluß. Einige Männer wollten einen schweren Stein hinüber tragen; ein Balken brach, und sie stürzten hinab. Dabei wurden zwei Männer schwer verletzt. Sie wurden sofort ins Spital gebracht und konnten gerettet werden. Die jungen Aerzte halten auch regelmäßige Andachten im Spital. Sie haben noch zwei Gehilfen, die dort ihre erste Schulung erhalten. So bekommen wir fast zur gleichen Zeit, da wir durch das neue Lehrerseminar einen vom Katechistenstand geschiedenen eigenen Lehrerstand bekommen, einen dritten Stand von eingeborenen Gehilfen, die Aerzte.

Zur Reformbewegung in China darf man auch den neuesten Antrag des Großsekretärs Tschang-Tschi-tung rechnen, den er dem Pekinger Hof gestellt hat, wonach das Lipu oder Kultusministerium als nicht mehr zeitgemäß beseitigt werden soll. Seine Geschäfte sollen fortan, soweit sie in einem modernen Staatswesen überhaupt noch nötig seien, dem Fapu oder Justizministerium übertragen werden. Dem Lipu lag bisher die Ueberwachung des Religionskultus, der Opfer, der großen Feste und der Zeremonien ob, die dem Kaiser gegenüber und im Verkehr der Beamten unter einander zu beobachten waren. Es leitete die Prüfungen für die literarischen Grade und überwachte die Herstellung der Amtssiegel, sowie die Einhaltung der vorgeschriebenen Trauer. Das Lipu überwachte ferner das Erziehungswesen in den Provinzen, indem es für dessen Einheitlichkeit Sorge trug und die Prüfungsordnung festlegte. Schon hieraus, schreibt der Ostasiatische Lloyd, geht deutlich hervor, daß für das Lipu im modernen China kein rechter Platz mehr ist. Soweit das Erziehungswesen in Frage kommt, wird es oft genug in Widerspruch mit dem neuen Unterrichtsministerium kommen. Bedenkt man, daß Tschang-Tschi-tung an der Spitze des letzteren steht, so erklärt sich sein Wunsch, daß mit dem alten Lipu ein für allemal aufgeräumt werde, ganz von selbst. Es ist demnach nicht unwahrscheinlich, daß Tschang es verstehen wird, seinem Antrag den nötigen Nachdruck zu geben und den Thron zu veranlassen, ein dementsprechendes Edikt zu erlassen, zumal mit der Beseitigung dieser Behörde der Zentralregierung die Möglichkeit gesichert wird, wesentliche Ersparnisse zu machen.

Den Unruhen in der Provinz Kiangsi, die durch die dortigen „Geisterkämpfer" nach Art der Boxer in Szene gesetzt werden, ist ein Lazaristenpater und über 100 chinesische Christen, darunter auch Frauen und Kinder, zum Opfer gefallen. Außerdem sind mehrere Stationen der katholischen Mission niedergebrannt und ca. 4000 chinesische Christen obdachlos geworden. Ein Pater konnte sich mit mehreren katholischen Schwestern retten. Wenige

Stunden vom Orte der Bluttat liegen zwei Außenstationen der **Berliner** Mission. Nach Abschlachtung der Katholiken zogen 2000 „Geisterkämpfer" dahin, um auch diese zu zerstören und die Christen zu töten. Die Graduierten der Ortschaften ließen aber allenthalben die Trommel schlagen und forderten das Volk auf, sich einmütig zu erheben und die Christen zu schützen. Dadurch wurde das drohende Unheil abgewendet. Dagegen wurden zwei Kapellen der Berliner Mission in den Bergen verbrannt, wo die Beamten die Macht verloren hatten. Die Behörden haben sich inzwischen aufgerafft und suchen durch Zusammenziehung von Truppen die gefährliche Bewegung zu unterdrücken. Die christenfeindlichen „Geisterkämpfer" werden noch durch Banden der antidynastischen Triasgesellschaft unterstützt. Auf den Bannern der verbündeten Rebellen sieht man die Zeichen: „Verderben den Fremden! Heil dem Reiche! Die Regierung zwingt uns zum Aufstande!"

Gärung in Südchina. Wie groß wieder die Unsicherheit in der Provinz Kanton ist, geht aus folgenden zwei Briefen von Basler Missionaren hervor.

Miss. G. **Ziegler**, Lilong, 10. Oktober 1907: Seit etwa zwei Monaten sind die englischen Ingenieure damit beschäftigt, die Linie zwischen Tschhim-tschun und Schak-lyung (am Ostfluß) behufs Bau einer Eisenbahn abzustecken. In drei Jahren soll die Strecke fertig werden. Ein Graduierter in Thonglak, der schon früher zu Br. Schaubs Zeiten den Kapellenbau dort verhindert hat, suchte überall die Aeltesten gegen den Bau der Eisenbahn aufzuwiegeln. Es ist ihm aber bis jetzt nirgends gelungen. Er hetzte zugleich gegen die Missionare. Wie ich vor acht Tagen bei der Heidenpredigt merkte, meinen viele Heiden, wir Missionare seien am Eisenbahnbau beteiligt. — Die zweite Reisernte scheint überall gut zu werden. Gott sei Dank! Bei einer zweiten Fehlernte wäre der Ausbruch einer Rebellion sicher gewesen.

Miss. **Leonhardt**, Moilim, 13. Oktober 1907: Berichte über Aufstände und Revolutionen der geheimen Gesellschaften brachten die Zeitungen aus verschiedenen Richtungen. Wir konnten friedlich und freudig unsrer Arbeit nachgehen, obwohl ein Gefühl der Unsicherheit unter dem Volk uns häufig entgegentrat. Am 25. September kam ein Christ und meldete, daß die Trias am 26. September oder 2. Oktober in Ho-pho sich sammle und in der Nacht nach Wang-lyu-thu marschieren werde, also in unsere nächste Nähe. Doch niemand wollte so recht dran glauben. Nur zwei Dörfer, die 1895 den Rebellen eine Niederlage beigebracht haben, brachten manches in Sicherheit und feuerten in der Nacht Schreckschüsse ab. Am 7. Oktober wollte ich eine Reise antreten. Aber eine halbe Stunde vor dem Aufbruch erhielt ich die Nachricht, daß der Laden in Wang-lyu-thu, durch den wir und Nyenhangli unser Bargeld beziehen und der die Post hat, in der Nacht von 40 Räubern ausgeraubt worden sei. Dasselbe war vor drei Tagen dem Kirchenältesten Tsen in Sung-theu passiert. Also die Zustände wurden auch für die Station sehr unsicher, zumal da auf dem nahen Markt Moilim Theater ist, wodurch Tausende, meist nicht die besten Elemente, zusammenkommen. Dazu kam vorgestern ein Brief eines Christen aus Sa-kong, der meldet, daß die Trias innerhalb zehn Tagen in Ho-pha und Wang-lyu-thu zugleich losschlagen wolle; die Boten seien Tag und Nacht unterwegs. Wir müssen in Gottes Namen warten, wie es wird. Wenn sich die Rebellen in Wang-lyu-thu (2 Stunden von hier) sammeln sollten, dann müssen wir, wenn wir noch können, fliehen. Der Herr sei unser Schutz!



Literarische Beilage zum Missions-Magazin.

1908, Nr. 1.

Deutsche Kolonialwirtschaft. I. Süd-Westafrika. Von Lic. Dr. Paul Rohrbach. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe". geb. Mk. 10.

In schöner Ausstattung, mit ausgezeichneten Bildern, bietet uns Dr. Rohrbach eine Beschreibung des deutschen Schutzgebiets in Süd-Westafrika und seiner bisherigen Geschichte mit Einschluß des Herero-Aufstandes. Er red t aus Anschauung, da er drei Jahre als wirtschaftlicher Sachverständiger, während des Aufstandes als Mitglied und Vorsitzender der Entschädigungskommission, in der Kolonie gearbeitet und sowohl die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse wie die Eingeborenenfrage eingehend studiert hat. Uns interessieren besonders die Abschnitte, die sich auf die Eingeborenenpolitik im Frieden und im Kriege beziehen, und wir freuen uns über das im ganzen gerechte, maßvolle Urteil des Verfassers, der sich nicht scheut, auch die Fehler seiner Landsleute beim Namen zu nennen. Denkt man an die Maßlosigkeit, womit derartige Fragen während des Aufstands in der Presse verhandelt worden sind, so berühren diese ruhigen Ausführungen umso wohltuender. — Ueber die „Eingeborenen- und Missionsfrage" stellt Dr. R. eine besondere Schrift in Aussicht. Wir sind gespannt darauf.

Wie machen wir unsere Kolonien rentabel? Von Dr. P. Rohrbach. Halle a./S. Gebauer-Schwetschke. geh. Mk. 3.

Auch hier redet, wie in dem soeben besprochenen größeren Werke, der Kolonialwirtschafter, der auch die Fragen, die die Eingeborenen betreffen, in erster Linie unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten beurteilt. Er will z. B. die Schulung der Eingeborenen nach politischen Gesichtspunkten geregelt, nötigenfalls beschränkt wissen, eine Forderung, die bei unverständiger Anwendung notwendig zu Konflikten mit der Mission führen müßte, die aber Dr. R. zum Teil auf richtige Beobachtungen stützt. Erfreulich ist die richtige Würdigung der mohammedanischen Gefahr im Hinterland von Togo und Kamerun. Die Mission ist sich dieser Gefahr schon lange bewußt gewesen und hat ihre eigenen Folgerungen daraus gezogen. — Es ist gut, wenn kolonialwirtschaftliche Werke, wie die von Dr. Rohrbach, auch von Missionsfreunden studiert werden. Man gewinnt dabei ein besseres Verständnis für den Gegensatz, der je und je zwischen beiden Interessenkreisen entsteht; aber man wird zugleich in der Ueberzeugung bestärkt, daß es sich im Grunde nicht um Gegensätze handelt, die nicht ausgeglichen werden könnten.

Deutsche Kolonien. Koloniales Lesebuch von Dr. Willy Scheel. Berlin. C. A. Schwetschke & Sohn. geh. Mk. 2.80. | geb. M. 3.50.

Für die heranwachsende Jugend ist das Buch bestimmt; wir möchten sagen: für die herangewachsene Jugend, schon wegen der allgemeinen Kenntnisse, die vorausgesetzt werden. Es ist ein guter Gedanke, bekannten Autoritäten das Wort zu lassen; wir finden Stücke von Dernburg, Treitschke, Hassert, Leutwein, Paasche ꝛc. Auch aus Werken des Großen Generalstabs sind zwei Abschnitte genommen. Einen Mangel sehen wir in der einseitigen wirtschaftlichen Orientierung des Buchs, wobei die Eingeborenen und vollends die Mission entschieden zu kurz kommen. Die Mission erscheint höchstens in der Distanz, aus der Paasche in Dar-es-Salam „die stolzen Kathedralen der evangelischen und katholischen Missionen" erblickt hat. (Die evangelische Mission pflegt sonst ihr Geld nicht für Kathedralen auszugeben.) Aber wenn wir wenigstens die Eingeborenen ordentlich kennen lernten! Das würde dem Buch in den Augen der Jugend nur zur Empfehlung dienen. Passender Stoff hätte sich z. B. in den Berichten der Basler Missionare aus Bali und Bamum reichlich gefunden.

Das neue Aegypten. Von Sup. K. Klingemann, Zeitfr. d. christl. Volkslebens, Heft 244. Stuttgart, Belser. 60 Pf.

Auch diese Schrift ist unter kolonialpolitischen Gesichtspunkten geschrieben; unter diesen (wie unter vielen andern) ist das neue Aegypten bekanntlich vom höchsten Interesse. Wir hören aber auch von christlicher (besonders deutscher) Liebestätigkeit und evangelischem Gemeindeleben, vom Islam und ein wenig von der Mission.

Was man erlebt, wenn man den Vorurteilen und Vorwürfen gegen die evangelische Mission nachgeht. Von Marinepfarrer K. F. Müller-Bremen, J. Morgenbesser. 20 Pf.

Ein gutes, offenes Wort über den Kolonialklatsch, der der Mission heute so viel zu schaffen macht. Der Verfasser hat ihn auf Dienstreisen in Ostasien an einer seiner Quellen kennen und richtig einschätzen gelernt. Natürlich wird der Klatsch weiter gehen — die Welt muß etwas zu reden haben — aber wer in die Lage kommt, ihn bekämpfen zu müssen, sollte Müllers Schrift zur Hand haben.

Kamil Abdul Messiah El Aietany. Ein Lebensbild von Dr. H. H. Jessup. Uebersetzt von Pastor F. von Velsen. Großlichterfelde. Deutsche Orient-Mission. 50 Pf.

Dieses schöne Lebensbild beweist für die Mohammedaner-Mission mehr als die beste Abhandlung.

Egypt and the Christian Crusade. By Ch. R. Watson. Philadelphia, Pa, Board of For. Miss. of the Unit. Presbyt. Church of N. A. geb. $ 0.50.

Ein Missionsbuch über Aegypten, volkstümlich, mit Liebe und Sachkenntnis geschrieben. Vier einleitende Kapitel berichten über das Land und seine große Geschichte, über das Volk und seine Religionen, besonders über den Islam, in dessen Banne Aegypten jetzt liegt. Dann werden wir in die weitverzweigte Arbeit der Missionare, besonders der amerikanischen Presbyterianer, eingeführt. Von den Schwierigkeiten ist offen die Rede, und doch beherrscht ein gesunder christlicher Optimismus das Buch.

Tatsachen vom südindischen Missionsfelde. Von A. Wilson-Carmichael. Uebersetzt von E. von Feilitzsch. Barmen, Emil Müller. geb. Mk. 4.

Things as they are heißt das englische Original, das in kurzer Zeit einen bedeutenden Erfolg errungen hat. Wir freuen uns, das Buch nun auch in lesbarer deutscher Uebersetzung zu besitzen. Tatsachen will die Verfasserin geben, nicht was man gern erleben möchte, sondern was man wirklich erlebt, und wäre es noch so schwer. Es ist neben dem Banne der Kaste vor allem der große Schmerz der indischen Missionarin, die Knechtung, ja Zertretung der indischen Frauenwelt, was wir hier in ergreifenden Bildern kennen lernen. Heranwachsenden Kindern soll man das Buch nicht in die Hand geben. Aber Männer und Frauen, die genug von der Liebe des Heilandes haben, um rauhe Wirklichkeit zu vertragen, mögen das Buch recht aufmerksam lesen. Es wird stählend auf ihren Missionssinn wirken.

Zwingt uns die Heidenmission, Mohammedanermission zu treiben? Von Prof. C. Meinhof. Osterwieck a. H., A. W. Zickfeldt. 15 Pf.

Die Bedeutung der Mohammedanermission für die Heidenmission. Von Prof. C. Meinhof. Großlichterfelde, Deutsche Orient-Mission. 15 Pf.

Die Mohammedanermission wird immer noch teilweise als ein christlicher Sport angesehen, selbst in Kreisen, wo man ernstlich Heidenmission treibt. Prof. Meinhof zeigt uns nun, daß die Heidenmission selbst die Mohammedanermission fordert. Warum? Weil der Islam selbst eine missionierende Religion ist und, wenn wir ihn nicht überwinden, uns in der Heidenwelt schlagen wird. Freilich wird es unter den Mohammedanern harte Arbeit geben, wozu nicht jeder taugt; nur ein kraftvolles Christentum kann den Islam überwinden, und auch dieses muß mit einem ganz bestimmten Wissen gepart sein. Meinhof empfiehlt die Anlehnung der Mohammedanermission an die Heidenmission, so daß für jene besondere Arbeiter bestimmt werden, die aber in der Gemeinschaft der Heidenmissionare beständig Halt und Ermutigung finden können. Für die Basler Mission in Malabar (Meinhof denkt zwar zunächst an Ostafrika) ist dies in der Theorie schon seit Jahren beschlossen. W.

Unter den Mormonen in Utah. Mit besonderer Berücksichtigung der deutschen evangelischen Missionsarbeit. Ein Beitrag zur neueren Missionsgeschichte. Von G. A. Zimmer, ehemals deutschem evang. Missionar unter den Mormonen und Pfarrer der deutschen evangelischen Christusgemeinde zu Salt Lake City im Staate Utah. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1908. 130 S. groß 8°. brosch. Mk. 1.50. | geb. M. 2.

Die Mormonen oder „Heiligen der letzten Tage" entfalten fortwährend im *evangelischen Europa* eine rege Missionstätigkeit, und zwar vielfach mit Erfolg. Daß die-

jenigen, die sich von ihnen betören und zur Auswanderung nach Utah verlocken lassen, dort öfter schon in bezug auf ihr irdisches Fortkommen einen schlechten Tausch machen, ist eine bekannte Tatsache. Aber noch weit schlimmer ist es, daß diese Leute dort dem Glauben ihrer Kirche entfremdet und in das seelenverderbliche Treiben des Mormonismus hineingezogen werden. Diese unseren evangelischen Kirchengliedern drohende Gefahr ist zwar von vielen Geistlichen und auch von Kirchenbehörden erkannt worden, und es hat an warnenden Stimmen, die darauf aufmerksam machen, nicht gefehlt. Aber es ist dessen doch noch nicht genug geschehen. Es ist darum sehr zu begrüßen, daß in dem obgenannten Buch ein Mann zur deutschen evangelischen Christenheit redet, der selbst unter den Mormonen gelebt und gewirkt hat. Sein Zweck ist ein zweifacher: Er will einmal nachdrücklich auf die Gefahren hinweisen, die der evangelischen Christenheit durch die ausgedehnte, zielbewußte, mit Energie und Schlauheit betriebene Missionstätigkeit der Mormonen drohen, damit man sich zu systematischer Gegenwehr aufraffe. Dann aber will er auch die deutsche evangelische Christenheit mit den Missionsbestrebungen bekannt machen, die darauf ausgehen, die bereits mormonisch gewordenen Glaubensgenossen in Utah aus den Banden dieser Truglehre zu befreien, oder diejenigen, welche auf dem Wege dazu sind, Mormonen zu werden, zur Umkehr zu bringen. Er betont mit Recht, daß eine christliche Mission unter den Mormonen so berechtigt und so nötig sei als eine solche unter Mohammedanern und Heiden, und daß sie auch ebenso schwierig, ja vielleicht noch schwieriger sei.

Sein Buch zerfällt in drei Teile. Der erste handelt vom Mormonismus im allgemeinen, seiner Entstehung, seinen Lehren und Gebräuchen. Derselbe enthält meist schon Bekanntes, das aber, weil aus eigener Anschauung geschildert, jeden Leser fesseln wird. Der zweite Teil handelt von der evangelischen Mission in Utah, ihren Anfängen und ihrem jetzigen Bestand, und betrifft die diesbezügliche Tätigkeit der englisch-amerikanischen Kirchengemeinschaften (Episkopale, Baptisten, Methodisten u. a.). Wir werden da mit einer ausgedehnten Missionsarbeit bekannt gemacht, von der wir bis jetzt wenig oder nichts wußten, und vernehmen mit Staunen, welche Kosten und Mühen schon an dieses Werk sind verwendet worden. Im dritten, interessantesten Teil werden wir bekannt gemacht mit der erst 1902 begonnenen Missionsarbeit der deutsch-evangelischen Synode, welche natürlich den deutschredenden Mormonen oder neu Eingewanderten, die es werden wollen, gewidmet ist. Hier finden wir natürlich auch die persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen des Verfassers, die uns einen lehrreichen, meist traurigen Einblick ins Mormonentum tun und seinen lebhaften Wunsch nach Gegenwehr nur allzu berechtigt erscheinen lassen.

Der Unterzeichnete hat sich schon früher einläßlich mit dem Mormonismus beschäftigt und eine vor dieser Irrlehre warnende Schrift verfaßt: „Was haben wir von den Mormonen zu halten?“ Basel, Verlag christlicher Schriften, II. Auflage, 1903. Die Verlagshandlung des vorliegenden Buches hat ihm darum auch das Manuskript des Verfassers zur Durchsicht und Begutachtung übergeben. Wir haben alle Ursache, dem Verfasser für seine Mitteilungen zu danken, und wünschen, daß dieselben weite Verbreitung finden und ihren Zweck erreichen mögen. J. Kündig, Pfr.

Handbuch der Religionsgeschichte. Von Paul Wurm. Herausgegeben vom Calwer Verlagsverein. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Calw und Stuttgart. Verlag der Vereinsbuchhandlung. 1908. 512 S.
Mk. 5. | in Lwd. Mk. 6. | in Halbfrzbd. M. 7.

Daß dieses Buch knapp vier Jahre nach seinem ersten Erscheinen eine zweite Auflage erlebt, ist ein Beweis, daß es einem tatsächlichen Bedürfnis entgegen kommt, und gerade wir Missionsleute empfinden mit dem ehrwürdigen Verfasser die freudige Genugtuung, daß seine fleißige Arbeit nicht umsonst gewesen ist. Die Mission hat ja ein ganz besonderes Interesse daran, daß nicht nur ihre Arbeit selbst, sondern auch deren Voraussetzungen möglichst gründlich und möglichst allgemein bekannt werden, und zu diesen Voraussetzungen gehört in erster Linie die Religion der nichtchristlichen Völker. Aber auch die Rücksicht auf die moderne Ausnutzung der Religionsgeschichte zur Entleerung des Christentums von seinem biblischen Gehalt nötigt dazu, die Kenntnis dieses weiten Gebietes in die Kreise der gebildeten Christen hineinzutragen; gerade hier ist Gründlichkeit des Wissens das beste Schutzmittel gegen den berückenden Reiz der modernen Geschichtskonstruktion. Da aber die meisten kürzeren oder ausführlicheren

Darstellungen der Religionsgeschichte, mit Ausnahme des trefflichen Werkes v. Orellis, das zur Mode gewordene evolutionistische Schema zur Grundlage haben, so war eine für weitere Kreise bestimmte Mitteilung der wichtigsten Elemente aus der immer gewaltiger anwachsenden Masse religionsgeschichtlichen Materials, welche die Gesichtspunkte der christlichen Geschichtsanschauung mit verwertete, ein immer dringenderes Bedürfnis. Aber auch der religionsgeschichtliche Unterricht an Missions- und andern Anstalten verlangte nach einem praktischen Handbuch, und die Erfahrung hat bewiesen, daß sich das vorliegende Werk für diesen Zweck im allgemeinen eignet, wenn auch gerade hier noch einige Desiderien zu erheben sind.

Zunächst aber möge auf die wichtigsten Erweiterungen hingewiesen werden, die das Buch in seiner zweiten Auflage erfahren hat. Die in den letzten Jahren erschienenen Veröffentlichungen sind fleißig benützt, an manchen Stellen größere Abschnitte neu eingefügt, vor allem der über die griechischen Mysterienkulte und über die Mithrasmysterien; aber auch das Losangowesen in Kamerun, die Seelenvorstellungen bei den Bataks, die Zauberei bei den Babyloniern, der offizielle Opferkultus in China, die sog. Sekten des Buddhismus in China und Japan, die Derwischorden des Islam sind eingehender berücksichtigt worden, von den vielen kleineren Ergänzungen zu schweigen. Manches ist nun auch etwas übersichtlicher geordnet, z. B. die Darstellung der babylonischen und der chinesischen Religion. Immerhin bleibt gerade in dieser Beziehung noch vieles zu wünschen übrig, namentlich wenn das Buch auch zu Unterrichtszwecken verwendet werden soll. Die vielen wörtlichen Zitate aus andern wissenschaftlichen Werken unterbrechen oft den Zusammenhang; ihr Inhalt sollte künftig, wo immer möglich, zu einem Bestandteil des fortlaufenden Textes verarbeitet werden, was auch dazu dienen würde, den Umfang des Buches in den nötigen Grenzen zu halten. Ein weiterer Nachteil der vielen wörtlichen Zitate zeigt sich darin, daß in ihnen häufig Bezeichnungen vorkommen, für die eine genauere Erläuterung entweder gänzlich fehlt oder erst nachträglich gebracht wird. Dagegen kommen die Mitteilungen aus den religiösen Zeugnissen der verschiedenen Völker der Anschaulichkeit der Darstellung sehr zu statten.

Was die prinzipielle Beurteilung des religionsgeschichtlichen Materials betrifft, so hat der Verfasser den Beweis erbracht, daß es dem Verständnis für das religiöse Leben der nichtchristlichen Völker nichts abbricht, wenn man sich von vornherein auf dem Boden der biblischen und christlichen Welt- und Geschichtsanschauung stellt. Nur darf man mit der Harmonisierung der Angaben der Bibel und der Ergebnisse religionsgeschichtlicher Forschung nicht zu rasch sein. So erfreulich neuerdings die Glaubwürdigkeit der Bibel, auch was ihre geschichtlichen Angaben betrifft, durch eine nüchterne Erhebung des außerbiblischen Tatsachenmaterials bestätigt wird, so bleibt doch noch vieles übrig, worüber sich vom geschichtlichen Standpunkt aus vorläufig nichts Bestimmtes ausmachen läßt Im allgemeinen wird sich die Aufgabe eines Handbuchs der Religionsgeschichte auf die angemessene Gliederung und objektive Darbietung des vorhandenen Stoffes zu beschränken haben; alles weitere wird am besten in einer kurzen grundsätzlichen Darlegung am Eingange des Buches erörtert. Das letztere hat denn auch der Herr Verfasser in beiden Auflagen seines Werkes getan. Für den Unterricht wäre es freilich eine Erleichterung, wenn die Apologetik hinter der positiven Darlegung etwas mehr zurückträte Endlich möchte ich für eine zukünftige Revision zur Erwägung geben, ob es sich nicht empfiehlt, das Christentum in seiner wahren Gestalt als Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott durch Jesum Christum mit der alttestamentlichen Religion als seiner Vorstufe zu verbinden, wogegen das talmudistische Judentum und die synkretistische Religion des Islam, sowie gewisse rückläufige Entwicklungen auf dem Boden der christlichen Kirche, z. B. der römische und griechische Katholizismus, als geschichtliche Wucherungen im Gebiete der Offenbarungsreligion zu behandeln wären. Der Buddhismus andererseits ist in seinen heute noch vorhandenen Grundzügen ein so echt indisches Gewächs, daß er am besten an die ältere Stufe des Brahmanismus angeschlossen wird. Dann erscheint seine nationale Ausprägung in Tibet, China und Japan als Parallele zu der synkretistischen Weiterbildung des Brahmanismus in Hinduismus. Uebrigens soll mit diesen Vorschlägen nicht geleugnet werden, daß die Frage der Anordnung des Stoffes auf den oben genannten Gebieten wohl noch einige Zeit eine offene bleiben muß. Ueberhaupt sollen die geäußerten Wünsche den Dank für die aufs neue dargebotene Gabe des Herrn Verfassers in keiner Weise beeinträchtigen. M.

Mission und Kultur.

Von Missionsinspektor D. Oehler.

I. Was ist Kultur? Wir stellen sie der Natur gegenüber und bilden die Gegensätze: Kulturleben und Naturleben, Kulturprodukt und Naturprodukt, Kulturmensch und Naturmensch. Die Kultur ist immer Erzeugnis menschlicher Tätigkeit, man darf sagen von menschlicher Intelligenz geleiteter Tätigkeit; sie entsteht dadurch, daß der Mensch auf die Natur wirkt, sie bearbeitet und bildet, sie ist die durch menschliche Tätigkeit bearbeitete und gebildete Natur. Schließt man in diese Bearbeitung der Natur auch ihre geistige Durchdringung und Aneignung durch das Erkennen ein, so gibt es kein Gebiet der Natur, das nicht Gegenstand der Kulturtätigkeit werden könnte von den entlegensten Weltkörpern an, die durch Teleskope beobachtet, bis zu den winzigsten Organismen, die durch die Mikroskope erforscht werden. Der Mensch selbst und seine ganze Welt ist Gegenstand seiner Kulturtätigkeit. Es gibt deswegen auch viele und verschiedenartige Kulturgebiete; es gibt z. B. eine geistige und eine materielle, es gibt eine individuelle und eine soziale Kultur. Die Kultur dient dazu, die Kräfte des Menschen zu entwickeln und zu bilden, ihn selbst, sein persönliches Leben und sein Gemeinschaftsleben zu veredeln und zu bereichern, die ihn umgebende Welt mit ihren Gütern und Mächten in seinen Dienst zu stellen, seinen Selbsterhaltungs-, Tätigkeits-, Erkenntnis-, Glückseligkeitstrieb zu befriedigen.

Es ist kein Zweifel, daß die Kultur in der Aufgabe und Bestimmung des Menschen liegt. Der Mensch soll Kulturmensch werden und nicht Naturmensch bleiben. Er soll sich und seine Welt kultivieren. Schon das erste Blatt der Bibel stellt dem Menschen die Aufgabe der Kultur: „Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht“ (1. Mose 1, 26), und „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untertan und herrschet über die Fische im Meer u. s. f.“ (V. 28). Als Aufgabe des Menschen erscheint hier die Weltbeherrschung, und Kultur ist Weltbeherrschung.

Dieser schöpfungsgemäßen Bestimmung des Menschen entspricht es, daß der Mensch seiner Anlage und einem angeborenen Trieb, wie auch den in seiner Welt liegenden Aufforderungen folgend notwendig kultiviert. Die Menschheit mußte zur Kulturmenschheit werden. Auch die Völker, die wir als Naturvölker den Kulturvölkern gegenüberzustellen pflegen, sind

im letzten Grund nicht kulturlos, sondern kulturarm, wenn auch bei einzelnen die Kultur so unentwickelt und die Kulturarbeit so verkümmert erscheint, daß sich ihre Kulturtätigkeit nur wenig von Analogien unterscheidet, die man bei manchen Tieren als Betätigung ihres Instinktes antrifft. Aber sie sind doch entwicklungsfähig und beweisen durch ihre Entwicklungs- und Bildungsfähigkeit die Grundverschiedenheit ihrer geistigen Anlage von der seelischen Ausstattung der Tiere.

Als eine von Gott als dem Schöpfer dem Menschen gestellte und in seinem Wesen begründete notwendige Aufgabe kann die Kultur nicht im Widerspruch stehen mit der Aufgabe, die ihm das Reich Gottes stellt. Beidemale handelt es sich um von Gott gesteckte Ziele. Ja, wenn wir erwägen, daß man mit Recht nicht nur von einer allgemein geistigen, sondern speziell von einer ethischen, ja religiösen Kultur redet, so kann man fragen, ob man nicht die religiöse und sittliche Aufgabe der Mission im Dienste des Reiches Gottes als Kulturarbeit auf dem religiös-sittlichen Gebiet auffassen solle. Diese Frage ist nun allerdings zu verneinen, weil wir bei Kultur immer nur an Zwecke und Ziele denken, die innerhalb dieser irdischen Welt liegen, innerweltlich sind, während der letzte Zweck und das letzte Ziel der Mission in der Ewigkeit liegt und überweltlich ist; denn es handelt sich dabei um die ewige Seligkeit des Reiches Gottes. Aber doch ist offenbar, daß Kultur- und Missionszweck, also auch Kultur- und Missionsarbeit von Haus aus nicht in einem sich ausschließenden Gegensatz stehen können, vielmehr in einer inneren Verbindung. Eine alle Gebiete des menschlichen Lebens umfassende und in sich harmonische Kulturarbeit müßte in der religiös-ethischen Arbeit der Mission, wenngleich ihr Zweck über den Kulturzweck übergreift, eine Arbeit erkennen, die auch ihre Zwecke, sofern sie auf religiöse und ethische Kultur gehen, erfüllt.

Aber tatsächlich ist die Kulturentwicklung der Menschheit nichts weniger als gleichmäßig und in sich harmonisch. Vielmehr zeigt sich eine sehr ungleichartige Entwicklung der einzelnen Zweige der Kulturarbeit und der verschiedenen Kulturbestrebungen. Oft treten sie in Gegensatz zu einander. In dieser Beziehung ist auch wieder typisch, was schon auf den ersten Blättern der Bibel über die früheste Entwicklung der Menschheit zu lesen ist. Die ersten bedeutenden Kulturfortschritte auf dem Gebiet des weltlichen Lebens werden von dem Geschlecht Kains gemacht (1. Mose 4, 17—22), nicht von dem Sems. Die von Gott abgewandte und eben deswegen mit um so größerer Energie der Welt zugewandte Richtung ist auf dem Gebiet der weltlichen Kultur glücklicher: „Die Kinder der Welt sind klüger als die Kinder des Lichts“ (Luk. 16, 8). Es gibt eine weltliche Kultur, die in einseitiger Pflege irdischer oder gar materieller Interessen gegen die höhern geistigen, besonders die ethischen nnd religiösen Interessen gleichgültig oder gar feindselig ist. Die Ziele der Mission und

solcher Kulturbestrebungen gehen weit auseinander, und der so entstandene Gegensatz der Bestrebungen ruft dann die Frage, wie sich Mission und Kultur zueinander verhalten und verhalten sollen, um so mehr hervor, als beide von Haus aus in naher Beziehung zueinander stehen. Wer diese Frage stellt, denkt dabei allerdings weniger an ethische und religiöse Kultur (obwohl sie sich von der übrigen Kultur nicht mechanisch scheiden läßt); denn diese ist in dem Zweck der Mission selbstverständlich einbegriffen. Wir können daher die uns beschäftigende Frage so formulieren: Wie verhält sich die Mission mit ihren auf Pflanzung christlichen Glaubens und Lebens gerichteten und die Menschen unter dem Gesichtspunkt des Reiches Gottes betrachtenden Bestrebungen zu einer Kulturarbeit, die ihrer Natur nach mit diesen Zwecken an und für sich nichts zu tun hat und gegen sie indifferent ist, kurz, zur weltlichen Kulturarbeit?

II. Zur Beantwortung dieser Frage werfen wir zunächst einen Blick auf das Verhältnis von Mission und Kultur, wie es in der Geschichte vor uns liegt.

Hier tritt uns vor allem die Tatsache entgegen, daß sich die Mission als eine kulturfördernde Macht erwiesen hat. Ist es von jedem Vernünftigen anerkannt, daß das Christentum eine kulturfördernde Macht geworden ist, so muß auch die Mission als Verbreiterin des Christentums kulturfördernd gewirkt haben. Auf dem Gebiet der sittlichen und sozialen Kultur ist das ohne weiteres einleuchtend. Man darf nur an die Ueberwindung so vieler sittlicher und sozialer Unkultur und Afterkultur (Vielweiberei, Sklaverei, Kindermord u. dergl.) erinnern. Auf diesem Gebiet ergeben sich die großen Kulturtaten der Mission und der von ihr gegründeten Kirchen unmittelbar aus dem Wesen des Christentums. Aber wir finden die Mission auch Kulturtaten vollbringen, die nicht so unmittelbar Ausfluß des von ihr gepflanzten christlichen Sinnes sind, wiewohl auch hier die dem Christentum eigene sittliche Wertung der Arbeit mitwirkt. Man denke an die große Kulturarbeit, die im Mittelalter von den zum Zweck der Mission und in ihrem Dienst gegründeten Klöstern ausging in Urbarmachung des Landes, Pflanzung von Kulturgewächsen, Pflege des Handwerks, Einführung manchfacher Geistesbildung. Dieselbe Erscheinung treffen wir in der neueren Mission, und je kulturärmer ein Volk ist, unter dem sie arbeitet, desto mehr wird jede Missionsstation auch ein Kulturmittelpunkt und desto deutlicher tritt uns ihre Kulturarbeit vor Augen.

Aber der einen geschichtlichen Tatsache, daß die Kultur durch die Mission gefördert worden ist, tritt gleich überzeugend die andere zur Seite, daß die Mission durch die Kultur gefördert worden ist. Ich erinnere zunächst an zwei große geschichtliche Tatsachen, nämlich an die Vorbereitung der alten Welt des römischen Kaiserreichs für das Christentum durch die gesamte Kulturentwicklung der vorangehenden Jahrhunderte

und an die modernen Kulturfortschritte und den auf ihnen ruhenden Weltverkehr als die Voraussetzung für die heutige Entfaltung der Mission zur Weltmission. Es gibt kein Missionsgebiet, auf dem sich nicht die Abhängigkeit der Mission von Kulturerrungenschaften und ihre Förderung durch sie unmittelbar vor Augen stellte. Ich erinnere z. B. an Förderungen, die die Mission dem Handel, der Sprachwissenschaft, der Einführung einer Kultursprache, der Schaffung besserer Verkehrsverhältnisse, der Herstellung friedlicherer Zustände verdankt. Weniger als das wird oft etwas anderes beachtet, wodurch die Kultur der Mission große Dienste tun kann, nämlich die Entwicklung der geistigen Fähigkeiten des Menschen durch die Kultur. Sie schafft dadurch die geistigen Voraussetzungen für eine vollkommenere und selbständigere Auffassung des Christentums. Hauck sagt einmal in seiner Kirchengeschichte Deutschlands, wo er von der Unterwerfung der Sachsen unter die Kirche redet: Die Kultur, welche Individualitäten bildet, ist die Voraussetzung für den sittlichen Charakter (Bd. II, S. 331). Sie ist es in demselben Sinn auch für den religiösen. Beweise dafür wird man bei einer Vergleichung der Wirkungen der Mission unter Kulturvölkern mit denen unter kulturarmen Völkern genug finden. Wenn das Missionsgebiet des Paulus nicht eine Welt von hochentwickelter Kultur gewesen wäre, so wäre es nicht möglich gewesen, die gegründeten Gemeinden in diesem Maße sich selbst zu überlassen, wie es geschehen mußte, und er hätte nicht so schnell solche Mitarbeiter bekommen, wie er sie bekam. Und ein Heidenchrist wie der bekannte Japaner Kanso Utschimura ist nur als Glied eines Kulturvolkes möglich. Damit soll freilich nicht die verkehrte Meinung befürwortet werden, daß Naturvölker das Evangelium nicht verstehen können. Sie können es verstehen, wie es die Kinder verstehen; aber es ist ein Unterschied zwischen dem kindlichen Verständnis desselben und dem entsprechenden Christentum und demjenigen des gereiften Menschen.*) Daß es daneben auch sehr hemmende Kultureinflüsse gibt, weiß jeder, der die Mission kennt, aber das darf nicht abhalten, die fördernden Einflüsse unbefangen anzuerkennen.

III. Dieses in der Geschichte tatsächlich vorliegende Verhältnis zwischen Mission und Kultur, daß sie einander dienten und sich gegenseitig förderten, führt jedenfalls darauf, daß die Mission ein Interesse für die Kulturarbeit haben muß, aber die Frage ist nun, **in wie weit darf, beziehungsweise soll sie selbst Kulturarbeit treiben?**

Wir gehen davon aus, daß der Zweck der Mission ein anderer ist als der der Kulturarbeit. Er liegt auf einem andern Gebiet. Daraus

*) Das landläufige Urteil von „Kennern" Afrikas, daß „der Neger noch nicht reif sei für die christliche Lehre", wird auf den wenig Eindruck machen, der weiß, wie wenig sich diese Leute für die Frage, über die sie urteilen, zu interessieren und sich um Kenntnis und Verständnis der geistlichen Wirkungen der Mission zu bemühen pflegen.

ergibt sich, daß eine bewußte, geflissentliche Kulturarbeit, der die Kultur Selbstzweck ist, geeignet ist, die Mission von ihrer eigentlichen Aufgabe abzulenken. Aber auf der andern Seite ist es unzweifelhaft, daß die Mission es gar nicht vermeiden kann, Kulturarbeit zu tun. Sie muß z. B. Häuser bauen, Felder bestellen, Tauschhandel treiben, weil die Missionare unter Umständen ohne das gar nicht bestehen können. Aber die meisten dieser Arbeiten können von den Missionaren nicht oder nicht allein eigenhändig verrichtet werden teils um des Klimas, teils um ihrer sonstigen Beschäftigung, teils um des Umfangs der Arbeit willen. Sie müssen die Eingeborenen zu Hilfe nehmen und oft genug diese die entsprechende Arbeit erst lehren. Sie werden so notwendig Lehrer der Kulturarbeit. Daraus ergibt sich jedenfalls, daß die Mission Kulturarbeit treiben darf und soll, soweit sie es tun muß.

Aber wir müssen einen Schritt weiter gehen: Neben dem Gebiet unausweichlicher Notwendigkeit tut sich ein weites Gebiet der Zweckmäßigkeit auf, und das entschieden Zweckmäßige kann auch als notwendig beurteilt werden. Es ist ein fließender Unterschied zwischen Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit. Der Missionar in Afrika muß, um gesund bleiben zu können, ein gutes Haus haben. Er ist nicht unter demselben Gesichtspunkt veranlaßt, sich auch um die Wohnungen der Neger zu bekümmern. Aber wenn die Anlage ihrer Gehöfte der unter ihnen herrschenden Vielweiberei entspricht — man kann es oft einem Gehöft ansehen, wie viel Weiber der Besitzer hat — so wird er andere Häuser als dem Missionszweck förderlich und dem Missionserfolg entsprechend erkennen und deswegen zum Bau anderer anleiten. Die neuen Bedürfnisse, die die Mission bei den Christen weckt, z. B. daß sie die Bibel lesen, gestatten auch nicht mehr dunkle Hütten ohne Fenster, sondern empfehlen Häuser, in die das Licht mehr Zugang hat. Solche Häuser bedürfen vor allem die eingeborenen Lehrer und Prediger. So entsteht unter dem Einfluß der Christen eine Wohnungsreform, gewiß eine Kulturleistung. Auf manchen Missionsgebieten ist es sehr schwer, die Christen zu einem christlichen Leben zu erziehen, solange sie unter ihren heidnischen Volks- und Familiengenossen leben; das gibt dem Missionar Anlaß, sie zu bestimmen, daß sie sich an einem andern Ort ansiedeln. So entstehen besondere christliche Dörfer, in denen natürlich auch auf Ordnung, Sauberkeit und Gesundheit gesehen wird. Hat es die Mission, wie z. B. die Indianermission, mit nomadisierenden Völkern zu tun, so kann sie sich im Interesse eines geordneten Gemeindelebens und der christlichen Erziehung ihrer Pflegebefohlenen veranlaßt sehen, sie in festen Niederlassungen zu sammeln und an ein seßhaftes Leben zu gewöhnen. So wird die Mission zur Gründerin von Dörfern und Städten. Der mit dem Handelstrieb verbundene Wandertrieb der Neger führt die Glieder der Negergemeinden häufig in die Ferne, bringt sie dadurch in versuchliche

Verhältnisse und entzieht den Familien ihr Haupt. Den daraus entstehenden Uebelständen kann aber dadurch abgeholfen werden, daß man den Landbau pflegt, der die Leute seßhaft macht. Wie viel besser ist es für das Gedeihen der Gemeinde, wenn die Leute z. B. den Gummibaum selber pflanzen, als wenn sie sich in wochen- und monatelanger Abwesenheit vom Hause in die Urwälder zerstreuen, um den Gummisaft aus den wildwachsenden Bäumen zu gewinnen. Wenn sich christliche Gemeinden bilden, so entstehen neue Bedürfnisse, zu deren Befriedigung Geld nötig ist. Man braucht Kirche, Schule, Lehrer- und Predigerhaus. Die Gemeinde muß lernen die Mittel dafür selbst aufzubringen. Man kann ihr den Weg dazu zeigen, indem man sie lehrt, eine Gemeindeplantage anzulegen und zu bearbeiten, deren Ertrag dann zur Bestreitung der entstehenden Kosten dient. Die Notwendigkeit einer geordneten Arbeit für das sittliche Gedeihen, die sittliche Verwerflichkeit und Gefährlichkeit der Faulheit, die Not der Erwerbslosigkeit kann für die Mission ein Grund werden, neue Erwerbszweige einzuführen, z. B. den Bau von Kulturpflanzen, oder neue Handwerke. Unter diesem Gesichtspunkt gewinnt auch ein reeller Handel Bedeutung: die Einfuhr neuer Gebrauchsgegenstände weckt neue Bedürfnisse und spornt dadurch zur Arbeit an. Diese Beispiele ließen sich noch vermehren; aber die angeführten genügen, um zu zeigen, wie eine Kulturarbeit eben im Interesse des Missionszweckes wertvoll ist und ihn fördert.

Keine Kulturarbeit aber kommt derjenigen gleich, welche durch die Schule geschieht. Sofern in der Schule Religionsunterricht und eine christliche Erziehung erteilt wird, kommt die Schularbeit unter den Gesichtspunkt direkter Missionsarbeit zu stehen. Aber wir sehen jetzt davon ab und sehen nur darauf, was sie überhaupt für die Bildung des Geistes tut, indem sie Lesen und Schreiben lehrt und weltliches Wissen mitteilt. Aber auch dadurch bildet sie den Geist für das Verständnis des Christentums und für die Aufgaben eines christenwürdigen Lebens in der Welt. Sie setzt dadurch die Gemeindeglieder instand, die Bibel zu lesen; sie gibt die notwendige allgemeine Bildung für künftige Prediger des Evangeliums aus dem eigenen Volk. Sie zerstört durch Unterricht in der Geschichte, Geographie, Naturwissenschaft allen möglichen dem Evangelium hinderlichen Aberglauben und trägt so zur Entwurzelung des Heidentums bei. Sie zerstört Vorurteile gegen die Missionare, verschafft ihnen Einfluß auf die Jugend und Eingang in die Familien der Schüler; sie macht die Missionare der Bevölkerung vertraut. Nirgends tritt der enge und unlösliche Zusammenhang zwischen Mission und Kulturarbeit uns überzeugender entgegen als auf dem Gebiet der Missionsschule.

Im Blick auf diese mannigfaltige Kulturtätigkeit, zu der sich die Mission zur Förderung ihrer eigenen Zwecke aufgefordert sieht, stelle ich dem Satz, daß die Mission Kultur treiben darf und soll, soweit sie muß,

den andern zur Seite, daß sie es tun darf und soll, soweit sie durch ihre eigenen Zwecke dazu geführt wird. Und hier kann man nicht von vornherein bestimmte Grenzen ziehen bezüglich der verschiedenen Zweige der Kulturarbeit, sondern jede Kulturarbeit, die den Zweck der Mission fördert, ist an sich ihr erlaubt, oft geradezu geboten. Es gilt in dieser Beziehung der Mission das Wort: „Alles ist euer" 1. Kor. 3, 21.

Aber aus dem Gesagten ergibt sich auch wieder eine notwendige Beschränkung. Sie liegt eben in dem Zweck, dem die Kulturarbeit der Mission dienen soll, in dem Gesichtspunkt, unter den sie gestellt wird. In vielen Ländern, in denen Mission getrieben wird, läßt sich eine sehr gewinnbringende Kulturarbeit treiben. Manche Missionare könnten dadurch reiche Leute werden. Aber wir sind einig darin, daß eine Kulturarbeit zum Zweck der eigenen Bereicherung bei einem Missionar unzulässig ist und daß es ein schwerer Vorwurf für einen Missionar wäre, wenn es hieße, er widme sich industriellen oder kommerziellen Unternehmungen, um ein reicher Mann zu werden. In unserer Zeit liegt eine andere Gefahr näher. Man hört oft Stimmen, daß der Missionar ein Kulturpionier werden solle. Er soll die Entwicklung der Kolonie im Interesse seines Vaterlandes fördern, die Neger zur Arbeit erziehen, geographische, ethnographische, philologische, religionsgeschichtliche Studien machen, wissenschaftliche Sammlungen bereichern, im Interesse des herrschenden Volkes seine Sprache, die deutsche oder die englische, verbreiten. Wer das mit Eifer und Geschick tut, der darf hoffen, in weiten Kreisen Anerkennung zu finden. Aber alle diese Ansprüche, die die Mission in den Dienst eines ihrem Zweck fremden Zweckes stellen wollen, sind abzulehnen. In demselben Maße, als sich die Mission diesen Ansprüchen fügt, entfremdet sie sich ihrem Beruf und wird ihm untreu. In dem Sinn dieser Ansprüche und unter diesen Gesichtspunkten hat die Mission mit der Kulturarbeit nichts zu tun. Nicht einmal durch den Gedanken darf sie sich verlocken lassen, daß es gelte, den Kulturfortschritt der Menschheit zu fördern; denn sie steht nicht im Dienst der Kultur, sondern des Reiches Gottes. Für die Mission muß daher bei allem das Reich Gottes, in dem ihr Zweck liegt, maßgebend sein, die Kultur nur sofern sie als Faktor für das Reich Gottes mitwirkt, nicht als Selbstzweck, und die ganze Tätigkeit der Mission muß dem Zweck des Reiches Gottes untergeordnet werden. Um des Reiches Gottes willen darf und soll der Missionar der Wohltäter des Volkes werden, indem er alle Arten von geistiger und leiblicher Not lindert und die Lebensverhältnisse verbessert, darf und soll er alles tun, was das sittliche Gedeihen des Volkes fördert, und abhalten, was ihm hinderlich ist; im Interesse, ihm das Evangelium nahezubringen, darf und soll er das Volk nach allen Richtungen kennen lernen, ethnologische, philologische und religionsgeschichtliche Studien treiben; um des Wertes willen,

den es für das Gedeihen des Volkes hat, darf er ihm auch ein Lehrer der Sprache des herrschenden Volkes werden. Aber in allem muß maßgebend sein die Rücksicht auf das Heil des Volkes, unter dem er arbeitet, und zwar auf das religiöse und wegen seines engen Zusammenhanges damit das sittliche Heil und Gedeihen; alles also nur soweit es dieses fördert und damit zusammenhängt.

IV. Nicht so einfach wie die Feststellung allgemeiner Grundsätze ist die Entscheidung im einzelnen Falle, wenn die Frage entsteht, ob diese oder jene Kulturarbeit auf einem bestimmten Missionsgebiet getrieben werden darf und soll. Man kann über die Zweckmäßigkeit, über die Bedingungen der Zulässigkeit, über die Art des Betriebs oft sehr verschiedener Ansicht sein.

Vielleicht der ungeteiltesten Anerkennung erfreut sich die Kulturarbeit der ärztlichen Mission. Das Vorbild der Krankenheilungen Jesu, der unmittelbar deutliche Charakter der ärztlichen Arbeit als eines Liebeswerks, die Linderung vieler und großer Leiden durch sie, ihr Pionierdienst für die Mission empfehlen sie allen, und eine Meinungsverschiedenheit knüpft sich fast nur an Fragen des Betriebs.

Aber manche, die die Liebesarbeit der ärztlichen Mission gern anerkennen, sind Gegner anderer Kulturarbeiten, die doch den Leuten auch Gutes erweisen. Eine bestrittene Kulturarbeit ist die durch die höhere Missionsschule. Die Elementarschule ist allerdings so unentbehrlich, daß sie kaum Gegner hat, aber das Recht der höhern Schule, die bis zur Maturität bildet, mitunter sogar eine Universitätsbildung gibt, wird öfters in Abrede gestellt. Solche Schulen sind besonders auf dem eigentümlichen Boden Indiens gediehen, aber auch in Japan und China versprechen sie eine wachsende Bedeutung zu gewinnen. Was diesen Schulen viele Gegner gemacht und bei diesen ihre Berechtigung in Frage gestellt hat, ist das starke Ueberwiegen des weltlichen Bildungsstoffes über den religiösen, die Absicht der Schüler dieser Schulen, sich durch sie den Weg zu einer höheren Lebensstellung zu bahnen, die Seltenheit der Uebertritte von Missionsschülern, der häufige Mißbrauch der darin gewonnenen Kenntnis des Christentums durch frühere Schüler, manchmal auch die hohen Kosten. Aber diesen Gründen stehen gewichtige Gegengründe gegenüber: die Notwendigkeit, dem religiös ungünstigen Einfluß von religionslosen Regierungsschulen oder von heidnischen Schulen in der Missionsschule ein Gegengewicht zu geben, die Möglichkeit, gerade durch sie und oft durch sie allein Einfluß auf die Jugend der höhern und höherstrebenden Klassen zu gewinnen — einen geregelten, Jahre hindurch fortgesetzten und gerade in den für die Lebensrichtung entscheidenden Jahren ausgeübten Einfluß —, die Erfahrung, daß durch solche Schulen gerade die hervorragendsten unter den indischen Christen gewonnen wurden, die Beobachtung, daß sie, wenn sie

auch nicht viel direkte Früchte in Bekehrung von Schülern bringen, doch viel dazu beitragen, christliche Gedanken unter das Volk zu bringen, besonders unter die höheren Schichten der Bevölkerung.

Noch umstrittener sind landwirtschaftliche, industrielle, kommerzielle Unternehmungen der Mission, wenigstens dann, wenn sie zu Großbetrieben werden und die Uebelstände, die damit verbunden sind, nicht zu vermeiden vermögen. Uebelstände sind z. B. die Abhängigkeit der darin beschäftigten Arbeiter von der Mission, die Ansammlung der christlichen Bevölkerung an den Geschäftszentren, wodurch unter Umständen die Bildung zahlreicherer Gemeinden im Land umher gehindert wird, das Entstehen einer Fabrikbevölkerung, das Ueberwiegen eines Geschäftsgeistes, der leicht dem Missionsgeist gefährlich wird, Spannungen zwischen dem Geschäfts- und Missionsinteresse und den Vertretern der beiden. Dem gegenüber steht die Linderung der materiellen Not, die Bewahrung der Leute vor Ausbeutung durch Volksgenossen (z. B. mohammedanische Wucherer) oder Weiße, die Gewöhnung an Arbeit und Erziehung dazu, überhaupt der ganze hier mögliche erzieherische Einfluß, die Gegenwirkung gegen den Branntweinhandel, der dadurch, daß die Mission einen Handel ohne Branntwein ins Leben ruft, eingeschränkt oder fern gehalten werden kann.

In der Regel lassen sich die Fragen nach der Berechtigung und dem Wert kultureller Unternehmungen nicht im allgemeinen und nach einer Theorie beantworten, sondern wie sie aus konkreten Verhältnissen hervorgegangen und ihnen angepaßt sind, so müssen solche Unternehmungen darnach geprüft und beurteilt werden. Doktrinarismus ist hier nicht angebracht. Von besonderer Bedeutung ist immer das Wie des Betriebs, der Geist, in dem diese Dinge getrieben werden. Und dabei kommt es wieder vor allem auf die Persönlichkeiten an, die sie in den Händen haben.

Wir haben oben auf die Kulturarbeit im Dienst der Mission das Wort „alles ist euer" angewandt. Die Fortsetzung desselben heißt: „ihr aber seid Christi". Das ist schließlich das Entscheidende, daß die Vertreter der Kulturarbeit sich dessen, daß sie Christi sind, bewußt bleiben. Wirken sie in diesem Bewußtsein und ihm gemäß, so wird sich die Berechtigung ihres Wirkens durch ihr Wirken von selbst erweisen und sie werden mit ihrer Kulturarbeit, die sie in den Dienst des Reiches Gottes stellen und demgemäß betreiben, dem Reich Gottes dienen. Das Recht und wiederum die Schranke der Kulturarbeit im Dienste der Mission kann nicht treffender ausgesprochen werden, als durch das Wort: Alles ist euer, ihr aber seid Christi.

Die Rheinische Mission und der Islam.

Von Missionar G. K. Simon.

Im indischen Archipel hat, wie J. Richter einmal sagt, der Islam sein Meisterstück gemacht; er hat in sieben Jahrhunderten diese schöne Inselwelt fast ganz für sich gewonnen. Er hat's dabei ähnlich gemacht, wie die erobernde Weltmacht, die Holländer. Nur da, wo er es ohne Schwierigkeit tun konnte, wie z. B. auf Java, hat er seinen Siegeszug bis ins Innere ausgedehnt; oft, so auf Sumatra, Celebes, Borneo, hat er sich zunächst auf die Küsten beschränkt, in der ganz richtigen Erkenntnis, daß die Macht, die den Zugang zum Meer besitzt, mit der Zeit auch ganz von selbst die Bewohner des Innern beherrschen werde. Daß diese Politik, bei der die weltliche Macht so gut gefahren ist, dem Islam schließlich doch das Meisterstück verdorben hat, das ist das Verdienst eines Gegners des Islam, der Jahrhunderte lang fast geschlafen hatte und darum auch vom Islam fast vergessen war: der evangelischen Mission. Darin liegt die große Bedeutung aller Mission in Niederländisch Indien, auch da, wo sie noch ganz unbedeutend ist; was sie gewonnen hat, ist dem Islam entrissene Beute.

Hüten wir uns, dies gering anzuschlagen in der Meinung, der Islam des Archipels sei nur primitiver Art und darum kein nennenswerter Gegner. Ist der Islam des Archipels wirklich von so primitiver Art? Etwa deshalb, weil er so viel Heidentum mit sich schleppt? Auch der genuine Islam in Arabien und Aegypten tut das. Oder weil er Zauberei treibt? Aber die Zauberei wird im Namen Allahs getrieben. Sie bildet überall einen wesentlichen Bestandteil des Islam; Zauberkräfte sind die von Gott den Gläubigen verliehenen Gnadengaben. Eher könnte man den Islam des Archipels als minderwertig bezeichnen, weil Gebet und Koran in arabischer Sprache gehandhabt werden, also von den Gläubigen rein mechanisch nachgeplappert werden. Allein Koranlesen und Gebet dürfen wir ja nicht auf eine Stufe stellen mit dem Bibellesen und dem Gebet der Christen. Es ist ein verdienstliches Werk, und seine Wirkung ist ganz unabhängig davon, ob der Betende es versteht oder nicht.

Der Schwerpunkt der mohammedanischen Lehre liegt hier wie überall in der Lehre von den letzten Dingen. Der Zwischenzustand, das Gericht und die ewige Seligkeit oder Verdammnis sind auch im Archipel die populärsten Stücke der mohammedanischen Verkündigung, und in dieser Lehre liegt auch im Archipel die religiöse Kraft des Islam. Nur um das himmlische Ziel zu erreichen, legt sich der Eingeborene, auch der junge Konvertit, die schwersten Opfer auf, den Verzicht auf Schweinefleisch, das jährliche Fasten, die drückenden Abgaben, und wenn es sein muß, geht er willig in den Tod im heiligen Glaubenskrieg. Und das für alles Phan=

tastische offene Gemüt des Eingeborenen findet eine schier unerschöpfliche Quelle der Befriedigung in den zahlreichen Uebungen der Geheimkulte der mystischen Orden, welche die Einwohnung Allahs in den Herzen der Gläubigen vermitteln.

Das religiöse Suchen der Heiden findet in der Tat im Islam eine Antwort, nämlich eine Verheißung, die wohl an eine Reihe von Leistungen gebunden ist, die aber nichts von dem verlangt, was wir Buße nennen. Darauf beruht auch in Niederländisch Indien die Anziehungskraft des Islam und seine feste Position in der Seele des Volks. Natürlich befördert manches nebenher die Propaganda des Islam, die weitgehende Akkomodation an das Heidentum, die laxe Sittlichkeit, die innere Verwandtschaft mit dem herrschenden Animismus, besonders auch der beiden gemeinsame Fatalismus, und das noch nicht ganz erstorbene Gottesbewußtsein der Heiden. Bei den Völkern, die sich der holländischen Kolonialregierung nicht gern unterordnen, wirkt ferner ein starkes politisches Moment mit. Bei den Heiden ist der Verband mit den eigenen Volksgenossen nur ein loser; der Mohammedaner ist Glied einer mächtigen Gemeinschaft, die es wohl mit den verhaßten weißen Leuten aufnehmen kann. So wahrt sich außerdem der braune Mann ein Gebiet, in das der weiße Mann nicht so ohne weiteres hineinsehen darf; denn sowie man einem untersuchenden Beamten sagen kann: Dies sind religiöse Angelegenheiten! wird er sich zurückziehen. Die Religion der braunen Mekka-Pilger (Hadschi) ist für die Indonesier eines der wenigen Mittel zur Abwehr des weißen Mannes, die ihnen noch geblieben sind.

Kein Wunder, wenn uns in Niederländisch Indien überall ein siegesgewisser Islam gegenübertritt. Die Heiden sind in seinen Augen Leute, die noch nicht Mohammedaner sind, und die Heiden entschuldigen sich oft dem Europäer gegenüber geradezu, daß sie noch nicht Mohammedaner seien.

Insofern hätten wir ein gutes Recht, auch die gesamte Arbeit der Rheinischen Mission in Niederländisch Indien als Mohammedanermission zu bezeichnen, obwohl sie zum größten Teil unter Heiden ausgeführt wird. Ueber diese gewissermaßen prophylaktische Art der Bekämpfung des Islam ist die Rheinische Mission nur an einem Punkt, in dem südlichen Batak-Land auf Sumatra, hinausgegangen. Hier ist sie durch die geschichtliche Entwicklung, die für die betende Missionsleitung wohl immer den göttlichen Willen am deutlichsten offenbart, zur Arbeit an dem Islam selbst geführt worden.

1. Die Beziehungen zum Islam auf Borneo und Nias.

Es ist merkwürdig zu beobachten, wie dieses Prinzip, dem Islam vorbeugend Mission zu treiben, bei der Besetzung aller Missionsgebiete in Niederländisch Indien durch die Rheinische Mission den Ausschlag ge-

geben hat bis in die neueste Zeit herein. Das ist freilich in unseren Tagen nichts Auffallendes mehr, nachdem der Ruf nach Schutz für die durch den Islam bedrohten Völker mit solcher Einstimmigkeit erhoben worden ist. Aber beachtenswert ist, daß bereits 1834 dieser Gedanke für die Rheinische Mission die Veranlassung wurde zur Aufnahme der Mission auf Borneo und damit in Niederländisch Indien überhaupt. In jener Zeit nämlich war die Nachricht nach Barmen gekommen, daß die Dajaken ihre Religion weggeworfen hätten und ohne Zweifel Mohammedaner würden, wenn nicht eilig christliche Unterweisung komme; denn schon jetzt hätten die Mohammedaner großen Einfluß auf das Volk. Als endlich Barnstein 1838 Südborneo von Bandjermasin aus bereiste, fand er die Situation genau so, wie man sie in Barmen angesehen hatte. Gegen 40 kleine mohammedanisch-malayische Staaten hielten an der Küste den Schlüssel des Landes in der Faust; sie hatten das Handelsmonopol, sie hatten das Kapital, ihnen waren viele der heidnischen Dajakken verschuldet, ungestraft nahmen sie 1000 bis 2000 % Wucherzins. Natürlich stellten sich bei der ersten Verkündigung des Worts auch Mohammedaner ein. Anfangs waren sie freundlich; ja Malayen in der Hauptstadt Bandjermasin begannen Gottes Wort zu lesen, gaben auch wohl dem Missionar Barnstein recht in vielen Dingen. Im ganzen aber hatte Barnstein nach 20 Jahren den Eindruck gewonnen, daß sie „durch Wort und Lehre nicht zu überzeugen seien.“ Allerdings war im Jahre 1857 unter den Täuflingen auch ein mohammedanischer Buginese, aber im ganzen hielt sich die Mission an den alten Grundsatz, sich der Heiden anzunehmen.

Es war ganz folgerichtig, daß der Islam diese Arbeit der Missionare als einen Eingriff in seine Rechte ansah. Die 250 Dajaken, die das Jahr 1859 als die Frucht 21jähriger Arbeit aufwies, waren in der Tat sowohl ein Debet in der Rechnung des Islam, wie ein Verlust für die Heiden. Zwanzig Jahre lang war dem Islam die Arbeit der Missionare mehr wie eine Spielerei erschienen, über die ein siegesgewisser Moslem nur lächelte. Jetzt durchzuckte ihn plötzlich der entsetzliche Gedanke, seinem bisherigen mühelosen Siegeslauf könnte doch eine Schranke aufgerichtet werden. In solchen Lagen hat der Islam ja ein wohlerprobtes Mittel: Feuer und Schwert. Er wandte es 1859 aufs neue an. Vier Missionare, zum Teil mit ihren Familien, fielen der Volkswut zum Opfer. Gewiß, es waren zunächst politische Absichten, die dem enttäuschten Hidajat, so hieß der Anführer, den Verschwörungsplan eingaben; aber daß seine Gedanken einen solch ingrimmigen Widerhall im Volke fanden, das lag an etwas anderm. Fabri hat es richtig und offen ausgesprochen: „Der fanatische Islam hatte mit den Europäern das mit Macht vordringende Christentum ausrotten wollen.“ — Das war der erste Zusammenstoß der Rheinischen Mission mit dem Islam. Obwohl keine direkte Mission am

Islam getrieben worden war, erhielt die Mission vom Islam die Märtyrerkrone; so lebhaft empfand der Islam den Kampf gegen das Heidentum als einen Kampf gegen die Seinigen.

Wieder einmal unterlag scheinbar die geistliche Waffe der christlichen Mission der brutalen Gewalt des Islam. Es hat Jahre gedauert, ehe sich die versprengten Häuflein der Christen unter ihren Missionaren auf Borneo haben wieder sammeln können. Vielleicht krankt noch heute die bornesische Mission an jener Wunde von 1859. Aber gerade die Niederlage ist zu einem wunderbaren Sieg geworden; das Blut der bornesischen Märtyrer wurde die Saat der heidenchristlichen Kirchen auf Sumatra und Nias, von denen die erste den besonderen Auftrag erhalten hat, nicht nur Heiden, sondern auch Mohammedaner zu bekehren.

Freilich in Borneo selbst ist es zu einer richtigen Mohammedanermission bis auf den heutigen Tag nicht gekommen. Mit Recht wandte man sich in erster Linie den Heiden zu. Dennoch entzogen sich weder die Missionare noch auch die jungen Christen ihrer Zeugenpflicht. Es kommt oft zu lebhaften Diskussionen, und wie gewöhnlich im Verkehr mit der mohammedanischen Welt, steht die Frage: Wer war Jesus? im Vordergrund des Interesses. Einzelne Bekehrungen von Mohammedanern werden auch berichtet. Es zeugt von Nachdenken, wenn ein zum Christentum übergetretener Moslem in den sechziger Jahren das Christusproblem gnostisch zu lösen versucht und Jesus für einen Engel Gottes, aus Gott hervorgegangen, erklärt. Noch wunderlichere gnostische Gebilde finden wir in den Batak'schen Sekten der Parmalim auf Sumatra; der rationalistische Islam scheint als Reaktion allerhand phantastische Spekulationen hervorzurufen. Im ganzen blieb der Islam unter den Dajaken unempfänglich. Der Islam ist politisch fanatisch. Im Jahr 1869 stürzen einmal zwei Mohammedaner in die Küche einer Kaserne. Im Nu haben sie zehn Soldaten niedergemacht. Nachdem die Truppe unter das Gewehr getreten ist, werfen sich die wütenden Menschen in die Bajonette. Die Untersuchung ergab, daß diese Leute von Hadschi (Mekka-Pilgern) belehrt waren, auf diesem Wege könne man stracks in den Himmel hinein laufen.

Das Haupthindernis aber war die ausgesprochen mohammedanerfreundliche Stellung der Regierung. In früheren Jahren ließ man die mohammedanischen Wanderlehrer ungehindert in das Land, aber die christlichen Missionare hielt man nach dem Aufstand jahrelang zurück. Die Beamten besuchten die religiösen Feste der Mohammedaner, aber ihr Christentum verleugneten sie. Die Europäer gaben wohl Geld für verfallene Moscheen, aber für christliche Kirchen baten die Missionare vergeblich. Der Islam ließ sich durch solches Liebeswerben keinen Sand in die Augen streuen; er durchschaute seine christlichen Freunde, ihre Schwäche und ihre Angst, und das steigerte das stolze Gefühl der Ueberlegenheit. Dazu verbreitet

der Hadschi bei seinen andächtigen Zuhörern, daß bald der Schutzherr des Islam, der Fürst von Stambul, sich aufmachen und alle Völker unterwerfen werde. Kein Wunder, daß 1897 sogar noch Mohammedaner versuchten, die Schule eines christlichen Chinesen in Bandjermasin durch Steinwürfe zu sprengen. Und immer wieder haben sie versucht, die Heiden gegen die Missionare aufzuregen.

Der Gegensatz zum Islam spornte zwar die Mission immer wieder an. Er trieb Hennemann zur Gründung seines Gehilfenseminars. Mit Erfolg hat man in Borneo Traktate übersetzt und verteilt, und bis in die neueste Zeit werden immer wieder Mohammedanertaufen berichtet, z. B. vier im Jahre 1906. Auch befanden sich unter den 1305 Schulkindern 220 mohammedanische.

Aber die Früchte jener furchtbaren Mordtat auf Borneo kamen auf zwei andern Inseln des Archipels zum Ausreifen. Die holländische Regierung verharrte auf Borneo in ihrer verkehrten Politik. Statt daß sie nach dem Aufstand kraftvoll auftrat, die Missionare kraftvoll beschirmte und so dem Mohammedaner zeigte, was jede christliche Regierung dem Islam gegenüber zeigen muß, wenn sie anders das Heft in der Hand behalten will, nämlich daß sie sich nicht fürchtet, verbot die Regierung einfach den Missionaren die Rückkehr, und es hat sieben Jahre gedauert, bis die Mission wieder aufgenommen werden konnte. Daher beschloß die Missionsleitung, ihre Missionare nach dem eben erst bekannt gewordenen Batak-Lande zu senden, wohin schon vorher Ds. v. Witteven in Holland glaubensmutig eine Anzahl Missionare gesandt hatte. Der Islam war hier bereits weit vorgeschritten! Aber diesmal griff die Missionsleitung zu, ohne Scheu vor einem neuen Waffengang. Sie sühnte damit, freilich ohne es damals zu wissen, eine alte Schuld der Christenheit gegenüber dem Batak-Volke. In den dreißiger Jahren riefen batak'sche Häuptlinge die Holländer um Hilfe an gegen die fanatischen Horden der Padri, einer wahhabitisch malayischen Sekte, die das Batak-Land mit Feuer und Schwert zum Islam bekehren wollten. Die Holländer schlugen die Padri, und die Batak nahmen die Herrschaft ihrer Befreier willig auf sich. Mohammedaner werden wollten sie nie; sie fanden es viel natürlicher, die Religion ihrer neuen Herrscher anzunehmen. Sie baten um Missionare, aber ungehört verhallte der Ruf, und das Merkwürdige geschah: das ganze südliche Batak-Land nahm in wenigen Jahren die Religion seiner Bedränger an und wurde mohammedanisch. Unaufhaltsam drang die mohammedanische Flutwelle vor. Einige von Holland ausgesandte Missionare warfen sich ihr 1856 entgegen im Hochland von Sipirok. In dieses schöne Land, fast 1000 m über dem Meer, mit üppigem Reis- und Kaffeebau und einer dichten, arbeitsamen Bevölkerung, sandte man die vertriebenen rheinischen Missionare.

Aber Gott hatte noch andere Pläne. Einer der Brüder, Denninger, wurde an der Küste Sumatras durch Krankheit festgehalten. Er suchte Arbeit und fand sie unter den Einwanderern, die sich von der gegenüberliegenden großen Insel Nias hierher gezogen hatten, um Verdienst zu suchen. Unter ihnen fand Denninger einen Mann, der auf See ein neues Testament in arabisch-malayischer Schrift erhalten hatte und Christ werden wollte. Aber er fand auch acht niassische Jünglinge, die die Regierungsschule, in der der Koran gelesen wird, besuchten. Denninger erkannte die furchtbare Gefahr. Wie leicht konnten solche Jünglinge, auf ihre Insel zurückgekehrt, erfolgreiche Missionare des Islam werden! Er begann die niassische Sprache zu lernen. Seinen Versuch, auch unter den mohammedanischen Malayen zu wirken, gab er wieder auf, obwohl ein Malaye sich wirklich taufen ließ. Im Jahr 1865 siedelte Denninger nach Nias über. In der Tat, er war aufs höchste erstaunt, daß dieses Volk noch nicht dem Islam anheimgefallen war. Seit Jahrhunderten waren die Malayen mit dem Volk verschwägert, trieben Handel mit ihm, waren als gewandte Medizinleute seine Helfer in der letzten Not. Die Hadschi, jene gefährlichen Pilgermissionare, kamen auch nach Nias, um Propaganda zu machen. Trotzdem war es den Mohammedanern noch nicht gelungen, ins Innere vorzudringen; einheimische Gemeinwesen, die zum Islam übergetreten waren, gab es noch nicht. Die Regierung brachte anfangs auch mohammedanische Unterbeamte ins Land, und die Gefahr der Vergewaltigung des Volkes wuchs. Die kräftige Entwicklung des Christentums auf der Insel hat freilich der Ausbreitung des Islam wohl für immer den Weg verlegt, obwohl der Islam bis in die letzten Jahre seine Rolle als Störenfried treulich weiter gespielt hat. 1906 wurde Missionar Hoffmann auf einer der Nakko-Inseln (westlich Nias vorgelagert) in seiner Wohnung überfallen und schwer verwundet. Die Fäden dieses Anschlags liefen in der Hand eines von der Regierung abgesetzten mohammedanischen Häuptlings zusammen. Mohammedanermission ist auf Nias fast nicht getrieben worden.

2. Der Wettkampf mit dem Islam auf Sumatra.

Wenden wir uns wieder den Missionaren zu, von deren Ankunft auf Sumatra 1861 wir bereits gehört haben, so treten wir damit in das Gebiet ein, wo die Rheinische Mission zu einer geregelten Arbeit unter den Mohammedanern selbst geführt worden ist. Freilich war auch hier die Arbeit zunächst nur prophylaktischer Art. Der Islam war eben im Begriff, aus dem heißen Tiefland von Padang Sidempuan auf jenes herrliche Hochplateau von Sipirok hinaufzusteigen, wohl wissend, daß dies der Weg zum Herzen des Batak-Landes, dem dicht bevölkerten Toba-Gebiet sei. Zwei jener holländischen Missionare vereinigten sich mit den rhei-

nischen. Das Volk war noch heidnisch, aber die Häuptlinge waren im innersten Herzen bereits dem Islam zugetan.

Ein großer Unterschied gegenüber Borneo, der auch für die Folgezeit von Bedeutung geworden ist, war der, daß die Regierung eine andere Stellung zur Mission einnahm. Man begann die Christianisierung der Batak-Lande zu wünschen, um einen Stützpunkt gegen die mohammedanischen Malayen zu haben. Diese politische Absicht ist bei der Regierung noch verstärkt worden, seit 1873 der Krieg gegen die fanatisch mohammedanischen Atschin an der Nordspitze Sumatras begonnen hat. In der Tat lehrt ein Blick auf die Karte, daß das christliche Batak-Volk die Malayenstaaten im Süden von den Atschinesen im Norden völlig getrennt hat. Aber erst allmählich zog man auch die Folgerungen aus dieser veränderten Stellung. Immer noch waren die Missionare gehalten, für ihre Niederlassungen die Erlaubnis der Regierung nachzusuchen, während man die politisch gefährlichen mohammedanischen Heiligen ganz ungehindert ins Land ließ. Immer mehr nahmen diese Mekkapilger überhand, immer neue Pilger aus dem Küstenstrich machten sich auf den Weg nach Mekka. Die Missionare hatten diesen Fanatikern gegenüber einen schweren Stand. Es war nur natürlich, daß die braunen Missionare des Islam, mit denselben Lebensgewohnheiten, derselben Sprache, viel leichter Eingang fanden als die weißen Fremdlinge. Zuverlässige eingeborene Gehilfen hatte man damals noch nicht. Die Pilger waren außerdem meist den regierenden Häusern an der Küste und in der südlich von Sipirok gelegenen Landschaft Mandeling nahe verwandt. Natürlich, die Begüterten konnten die Kosten der Reise nach Mekka auf sich nehmen, und sie taten es auch um sehr handgreiflicher irdischer Vorteile willen. Waren doch diese weitgereisten Leute gesuchte Ratgeber für die Fürsten, und ihr Rat wurde nicht schlecht bezahlt. Auch die geistlichen Funktionen waren nicht unlukrativ; ganz besonders bei der Aufnahme eines Neulings fielen immer ein paar Silberlinge ab, mindestens aber ein gebratenes Huhn und ein Stück Zeug. Also das in die Mekkafahrt gesteckte Kapital war keine schlechte Anlage; sicherte sie doch für dieses arme Leben Reichtum und Ansehen, und — sollte man unvermutet sterben, so war trotz schwerer Sünden der Eingang in den Himmel so gut wie sicher. Es lag also durchaus im Interesse dieser Leute, den Islam so viel als möglich auszubreiten, denn je mehr Gläubige, um so bessere Einnahmen.

Diese Hadschi sind bis auf den heutigen Tag unsere unversöhnlichen Gegner, und wir werden ihnen immer wieder begegnen. Sie haben eine unheimliche Macht über die Gemüter. Das merkt man freilich auf den ersten Blick nicht; sie spielen gern die Unwissenden, um so von den unbequemen Christen loszukommen. Missionar Klammer erzählt: „Einer jener ersten Hadschi entpuppte sich bei der Unterredung als ein recht einfältiger Mensch; er verstummte selbst bei einfachen Fragen, ja er zitterte

wie Espenlaub und schwitzte vor lauter Angst. Das auffallendste aber ist, daß alle, die damals über ihn lachten, jetzt zu seinen Füßen sitzen und Mohammedaner geworden sind." Das hat sich im Lauf der Jahre nicht geändert, nur haben mehr und mehr die mohammedanischen Lehrer die Parole ausgegeben: Mit den Christen überhaupt nicht disputieren; sie sind ja doch klüger in dieser Welt; wir sind es dafür in der Ewigkeit! Dieser beständige Hinweis auf die letzten Dinge ist charakteristisch für den Islam. Im Archipel ist der Islam wesentlich eschatologisch. Oft wurde schon damals die schnöde Habgier plump durch das eschatologische Mäntelchen verdeckt: „Wenn ihr mir Reis gebt, so werdet ihr ihn am jüngsten Tage wieder bekommen! Alles, was ihr mir gebt, bekommt ihr am jüngsten Tage wieder, und außerdem die himmlischen Jungfrauen!"

In diese Bewegung zum Islam hin traten also die Missionare ein, und 18 Jahre hat der Wettkampf um die Bevölkerung des Hochlandes gedauert. Seit 1879 gibt es dort keine Heiden mehr, nur noch Mohammedaner und Christen. Von vornherein aber legten es die Missionare darauf an, auch die bereits zum Islam Uebergegangenen für das Christentum zu gewinnen. So selbstverständlich uns das klingt, so merkwürdig ist es für den Eingeborenen. Für den Inländer ist nämlich eine Religion annehmen dasselbe, wie Mohammedaner werden. Er hat keine Religion — heißt: er ist kein Mohammedaner, und es ist zunächst ein ganz unvollziehbarer Gedanke, daß ein Mohammedaner noch Christ werden sollte. Als ich vor vier Jahren (in Si Balungun) unter eine Bevölkerung kam, die auf dem Sprunge stand, mohammedanisch zu werden, sagten sie mir oft, wenn sie mich los sein wollten: Siehst du, mit uns ist doch nichts mehr los, wir werden Mohammedaner! Sie wollten es mir dann nicht glauben, daß ich selbst viele frühere Mohammedaner getauft hätte. Ich rief dann wohl einen unserer Gehilfen und ließ ihn die Gebetsformeln der Mohammedaner aufsagen, die bekanntlich arabisch sind; erst dann glaubten sie mir, daß diese Leute wirklich früher mohammedanisch waren.

Es war klar, der Islam fraß um sich wie eine heimlich schleichende Seuche. Viele von den Häuptlingen waren bereits heimlich Mohammedaner, mochten es aber nicht sagen. Sie wollten wohl erst abwarten, wie sich die Dinge entwickelten. Viele verfielen auf wunderliche Mittel. Man wollte nach dem Vorbild der unter den Heiden gebräuchlichen Gottesurteile nach dem Koran und nach der Bibel schießen — nach der Bibel in den Händen des Missionars, und nach dem Koran in den Händen des Hadschi — es sei ja keine Frage, daß die Bibel getroffen werde. Man bestach das Medium, auf das der Geist des Stammes-Ahnen herniederzusteigen pflegte, und dieses sagte aus, sie müßten Mohammedaner werden. Die Feindschaft der Häuptlinge hatte den allgemeinen Grund, daß ihnen die mahnende Stimme des Missionars und das christliche Gebot einen

Druck auferlegte, der ihnen höchst unangenehm war; waren sie doch von Jugend auf gewöhnt, alle ihre Launen an ihren Untertanen auszulassen. Aber der Hauptgrund war die Sorge um ihre Sklaven. Sie hatten das dunkle Gefühl, daß der Missionar doch auf die Dauer diese Wirtschaft nicht mit ansehen könne. Die Mission kam damals in eine schwierige Lage. Sklaven von mohammedanischen Herrn kamen in die Kirche und besuchten den Taufunterricht. Die Häuptlinge ließen die Taufbewerber an den Haarschöpfen in die Felder schleifen, bis die Regierung dem Unfug ein Ende machte. Auch gegen freie Leute suchten die Häuptlinge vorzugehen. Sie ließen ihre Prozesse monatelang liegen und hätten wohl noch zu schärferen Maßregeln gegriffen, wenn nicht damals die Regierung die Zügel ein wenig straffer angezogen hätte.

Zu Anfang der 70er Jahre schien es, als sei die Stunde des Islam gekommen. Der Sohn eines der angesehensten Fürsten war aufgestanden und hatte in öffentlicher Versammlung erklärt, das Christentum sei die richtige Religion. Man wußte, daß dieser Mann bald an die Stelle seines Vaters treten würde. Der Resident, der höchste holländische Beamte, erschien. Er war erstaunt über die Erfolge der Mission. Drei Stationen waren gegründet, einige Hundert Getaufte waren vorhanden. Der Resident kam den Missionaren in jeder Weise freundlich entgegen, ja ein in Sipirok angestellter Beamter erschien regelmäßig in der Kirche. Man beschloß, die Hadschi in ihrem Treiben zu kontrollieren. Außerdem waren 1869 die ersten Gehilfen aus dem Seminar gekommen und gingen den Missionaren mit Geschick zur Hand. Die Gemeinden nahmen einen mächtigen Aufschwung. In Sipirok wurden Weihnachten 1870 93 Personen getauft; im benachbarten Bungabondar erschien der Häuptling von Si Mangambat, wo jetzt eine blühende Christengemeinde besteht, zum erstenmal mit einer Reihe mohammedanischer Begleiter in der Kirche.

Um diesen Aufschwung zu verstehen, müssen wir daran denken, daß inzwischen weiter im Norden, im Batangtoru-Tal und im Hochland von Silindung mit seinen 35000 Einwohnern, eine blühende Heidenmission in Gang gekommen war. Hier konnte jeder, der sich die Mühe gab, einen bis zwei Tagemärsche in diese Gebiete zu machen, sehen und hören, was das Christentum aus den wilden, allgemein gefürchteten Heiden gemacht hatte. Zudem waren die Leute aus dem Süden, obwohl sie einen andern Dialekt sprachen, doch von alters her mit den Leuten des Nordens verschwägert. Die Mohammedaner sahen immer mehr ein, daß ihnen das Batak-Land unwiderruflich verloren ging. Umgekehrt gewann die südliche Mission einen mächtigen Rückhalt an dieser lebenskräftigen Heidenmission. So hatte man 1870 auch den Mut gefaßt, eine neue Missionsstation unter den Mohammedanern anzulegen in der Hafenstadt Siboga, deren Besetzung schon aus äußeren Gründen unbedingt nötig war.

Aber leider erfüllte sich die Hoffnung, daß das Kreuz den Halbmond völlig aus dem Felde schlagen werde, nicht. Es war ein unglückliches Zusammentreffen, daß in jener Zeit kurz hintereinander zwei der leitenden Missionare nach Europa mußten. Als der eine von ihnen, Klammer, 1874 wieder in Sipirok erschien, fand er von 370 Christen nur noch 150 vor. Im Jahr 1875 erschien noch ein anderer böser Gast im Lande, die Cholera. Freilich begannen viele Mohammedaner in der Not wieder heidnisch zu opfern, aber als die Seuche nachließ, waren sie wieder ebenso fanatisch wie vorher. Schlimmer war es, daß auch schwache Christen sich hatten verführen lassen zu opfern; sie schämten sich, wieder in die Kirche zurückzukehren, und konnten ungestörter beim Islam unterschlüpfen. Es wurde immer deutlicher: das Christentum war vom Islam überflügelt. Gerade das völlig mechanische Uebergehen zum Islam behagte der großen Masse des Volkes, die das helle Licht des Evangeliums scheute. Ein Christ aus den Mohammedanern legte darüber einmal das Bekenntnis ab: „Als ich zum Islam überging, lernte ich in einer Woche die Gebete auswendig, und ich verstand durchaus nichts davon (eben weil sie arabisch waren), aber die zehn Gebote kann ich durchaus nicht lernen, obwohl ich jedes Wort verstehe."

Sehr viel hatten auch die von der Regierung angestellten mohammedanischen Beamten geschadet. Diese weigerten sich, Schweinefleisch zu essen. Darauf begannen die Vornehmen, die sich durch den Verkehr mit den Beamten geehrt fühlten, die Schweine abzuschaffen. Aber jene Beamten machten auch offen Propaganda für ihren Islam. Das war für sie eine leichte Sache, da man ja annahm, daß sie einen gewissen Einfluß auf die Maßregeln der europäischen Beamten hätten. Freilich begann die Regierung christliche Beamte anzustellen, aber damit wurde das Versäumte nicht wieder gut gemacht.

Vielleicht war es nicht ganz vorsichtig, daß man damals schon versuchte, die Christen zum Unterhalt ihrer Gehilfen heranzuziehen, durch Geldbeiträge und auch durch Kaffeegärten. Man hatte wohl die Opferwilligkeit der Christen zu hoch geschätzt; genug, es gab infolgedessen Abtrünnige. — Auch ein anderes Uebel hatte sich in den Gemeinden eingestellt. In jenen Jahren, als die Gunst der Regierung dem bisher verachteten Christenhäuflein zu lächeln anfing, drängten sich Elemente heran, die Hilfe in Prozessen suchten oder durch die Missionare zur Häuptlingswürde kommen wollten. Das war begreiflich. Die Leute wußten, daß in der Zeit, wo die jungen Christen von ihren mohammedanischen Herren von den Gottesdiensten zurückgehalten wurden, der Missionar sich mit Erfolg für seine Schutzbefohlenen verwandt hatte. Auch konnte es dem gewissenhaften Missionar nicht einerlei sein, was für Leute Häuptlinge wurden, und sein Rat mag manchmal Gehör gefunden haben. Endlich aber waren

viele der kleinen Häuptlinge in einer schwierigen Lage ihren mächtigen Oberhäuptlingen gegenüber. Sie suchten nach einem Stützpunkt, einem mächtigen Freund, der sie ehrlich beriet, und da bot sich ihnen der Missionar. Wurden sie nun ungerecht behandelt, so konnten sie als Christen, wie sie meinten, wohl beanspruchen, daß sich der Missionar ihrer annehme. Wir müssen diesen Punkt recht nüchtern ins Auge fassen; er spielt in die ganze Entwicklung der Mohammedanermission hinein. Ich will nicht sagen, daß diese Leute alle in ihrem Christentum unehrlich gewesen seien. Gewiß viele blieben unlauter; diese hielten es nicht lange im Christentum aus. Aber viele von den Leuten, die auf solche Weise unter den Einfluß des Wortes Gottes gekommen sind, sind durch Gottes Gnade im Lauf der Jahre gläubige Christen geworden.

Solche unlauteren Elemente kamen damals ans Licht. Ein Aeltester erklärte: „Fünf Jahre bin ich schon Christ, und bin noch kein Häuptling geworden!" Schlimmer trieb es der zum Christentum übergetretene Oberhäuptling Dja Muda. Jahrelang hinkte er auf beiden Seiten und verführte viele Christen, bis er endlich 1877 zum Islam überging. Ganze christliche Dörfer gingen verloren. Die Häuptlinge warfen die Maske ab und gingen mit Gewalt vor. Der Distriktshäuptling verheiratete seine Tochter an einen Vornehmen aus dem stockmohammedanischen Angkola im Süden; dieser brachte gleich vier Hadschi mit, und alles, was noch heidnisch war, wurde nun zum Islam hinübergeführt. Die ihrem Vorgesetzten treu ergebenen Dorfhäuptlinge holten die Hadschi einfach in die Dörfer ab. Alle Einwohner, groß und klein, wurden zum Wasser geführt und mit Zitronensaft besprengt, und in einer Stunde gab's in einem solchen Dorf keine Heiden mehr. Auch die Christen wurden vor den Distriktshäuptling gerufen; der Hadschi mußte dann sein bestes tun, sie vom Glauben abwendig zu machen. Aus einem Dorf rief man den christlichen Häuptling mit den Gemeindeältesten und sagte ihnen in der verbindlichsten Weise: „Ihr seid mit mir eine Familie, da müßten wir eigentlich doch dieselbe Religion haben. Das Christentum ist die Religion der Weißen; ist es nicht Hochmut, sich in der Religion den weißen Leuten gleich zu stellen? Und wartet nur ab; in einem Jahr werden doch alle hiesigen Christen Mohammedaner sein!" Ein Taumel hatte die Leute ergriffen. Ein Katechet trat zum Islam über und verbot seiner Frau auf das strengste den Besuch der Kirche. Versuchte irgendwo der Missionar, einen schwachen Christen zurechtzuweisen, so schallte ihm gar bald die Drohung entgegen: Wir werden Mohammedaner! — Unter diesen Nöten reiften die festbleibenden Christen sichtlich. Mehr und mehr besann man sich auf Gottes Wort; man hielt Hausandachten, und so gewann man Kraft, die Spottreden zu überwinden, in [...]auch die wenigen Heiden mit einstimmten: „Tragt ihr Christen auch [...]uhe, Rock und Hut wie euer Herr Missionar? Eßt ihr auch mit ihm

am Tisch?" Es wollte etwas heißen, wenn in jenen Jahren ein an Dysenterie schwer erkrankter Christ, der seine zwei Kinder verlor, trotz aller Reden der mohammedanischen Nachbarn seinem Glauben treu blieb.

Wer 1861 auf einen raschen Sieg gehofft hatte, der hatte sich also getäuscht. Von den 15000 Bewohnern des Hochlands von Sipirok wurden nur einige Hundert gewonnen, und ihnen war eine doppelte schwere Aufgabe gestellt. Einmal die, sich zu behaupten. Erwarteten doch die Mohammedaner nichts anderes, als daß sie mit dem kleinen Christenhäuflein ebenso schnell fertig werden würden, wie mit den Heiden. Dann aber mußten Missionare und Christen auf alle Weise zu verhindern suchen, daß der Islam seinen Weg nach Norden fand. Wenn wir von den Tausenden hören — es sind rund 80000 — die jetzt auf Sumatra Gottes Wort angenommen haben, dürfen wir nicht vergessen, daß es nicht zum mindesten das Verdienst jenes kleinen Christenhäufleins und seiner treuen Hirten gewesen ist, daß nicht der Islam uns zuvorkam. Sagen wir lieber: Gott hat dieses kleine Häuflein gebraucht, um seine Ehre gegenüber dem stolzen Islam zu wahren.

3. Die Missionsarbeit an den Mohammedanern Sumatras.

Die beste Abwehr ist immer der Angriff. Wollte man sich der mohammedanischen Uebermacht dauernd erwehren, dann mußte man versuchen, auch aus den Reihen des Islam sich zu verstärken. Dazu boten sich nun eine ganze Reihe von Missionsmitteln; das wichtigste war die Schule. Im Jahr 1879 hatte die Missionsschule in Pran sorat eine Reihe von Mohammedanern aufgenommen, aber ohne jede Verpflichtung. Die Schüler aus den Mohammedanern behielten, dem Brauche der Regierungsschulen folgend, z. B. beim Gebet ihre Mützen auf. Nach einiger Zeit kamen sie von selbst zum Missionar und baten, die christlichen Lieder mitsingen zu dürfen. Von da an wurde es Brauch in allen unseren Missionsschulen, daß die mohammedanischen Kinder am Religionsunterricht teilnahmen und Lieder und Gebete mitlernten, ohne daß die Mohammedaner Anstoß genommen hätten. Allerdings bestanden neben den Missionsschulen auch noch Regierungsschulen, allein auf den Dörfern besuchten überall die Mohammedanerkinder die christlichen Schulen, und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Unter etwa 19000 Schülern waren 1906 1737 Mohammedaner. Der direkte Missionserfolg läßt sich zahlenmäßig nicht feststellen; doch kommen immer wieder Uebertritte von Schülern vor, die dann zuweilen auch die Eltern nach sich ziehen. Außerdem wirken bei den vielen Uebertritten aus dem Islam — es waren im Jahre 1907 unter 7000 Neugetauften 200 Mohammedaner — ohne Frage die Eindrücke aus der christlichen Schule indirekt mit. Wohl jeder Schüler nimmt aus der Schule den Eindruck mit, daß es mit dem Christentum doch nicht

so eine geringe Sache ist, wie der mohammedanische Lehrer es ihnen vorreden will.*) Man hat freilich auf seiten der Missionare den Einfluß der Schule nicht immer so günstig beurteilt. Die christlichen Gehilfen, sagte man, seien nicht dazu da, die Mohammedaner klug und weise zu machen; ja man warf der Schule vor, sie liefere den Mohammedanern die Waffen zur Bekämpfung des Christentums. Ganz besonders hat man dies geltend gemacht, wenn, wie es in den letzten Jahren wohl vorgekommen ist, in den Schulen während der ersten Jahre nicht gesungen und auch kein Religionsunterricht gegeben werden durfte. Allein man muß zweierlei im Gedächtnis behalten. Einmal das Streben der mohammedanischen Koranschulen, die wir allerdings im Batak-Lande noch nicht haben, die Kinder in arabischem Geist zu beeinflussen, also das Volk zu arabisieren, während die Missions-Volksschule immer darauf bedacht sein wird, das batak'sche Volkstum zu erhalten und damit der Mission vorzuarbeiten. Ferner wenn wir einem Ruf aus mohammedanischer Gegend nicht folgen, so veranlassen wir damit die Regierung, mit ihren religionslosen Schulen zu kommen, die meist von mohammedanischen Lehrern geleitet werden und deshalb eine Stärkung des Islam bedeuten.

Auch bei den ärztlichen Hilfeleistungen, soweit sie von den Missionaren gewährt werden konnten, läßt sich der Erfolg nicht zahlenmäßig nachweisen. Aber daß wir Missionare uns unter diesen fanatischen Leuten überhaupt frei bewegen können, daß es Mohammedaner gibt, die nicht mehr mit finsterem Gesicht an dem Missionar vorübergehen, sondern ihn freundlich grüßen, das ist die Folge jener unentwegt betriebenen täglichen Liebesarbeit. In einem völlig mohammedanischen Distrikt, in Si Tumba, errichtete Missionar Hanstein 1888 ein Schwefelbad für Aussätzige und Frambusiekranke. Warum tut ihr das? fragten uns oft die Mohammedaner. Und diese Arbeit fiel um so mehr ins Auge, als ja der „Gläubige" von seinen Lehrern und Hadschi gehörig ausgesogen wurde.

Da unsere Christen vielfach aus mohammedanischen Familien stammen, war es sehr natürlich, daß zu manchen Amtshandlungen, besonders den Trauungen und Beerdigungen, Mohammedaner erschienen. Bei solchen Gelegenheiten gab es oft Gelegenheit zu einem entschiedenen Zeugnis vor den Mohammedanern, das freilich oft mit Hohn aufgenommen wurde. Auch zu den täglichen Abendandachten erschienen häufig suchende Mohammedaner. Oeffentliche Straßenpredigt kennt man im Batak-Lande nicht. Umso wichtiger war die gelegentliche Evangelisation, die durch die Christen in einer oft sehr einfachen Weise geübt wurde. Ein häufiger Anlaß war

*) Auch daß in weiten Kreisen des mohammedanischen Volkes der — für den echten Moslem ungeheuerliche — Gedanke durchgedrungen ist, daß das Christentum doch auch eine Religion sei, kommt nicht zuletzt auf Rechnung der Schule.

das Tischgebet, womit freilich nur wenige Christen in mohammedanischen Häusern Ernst machen. Die Batak kennen meist kein stilles Gebet; besonders junge Christen können sich nur ein lautes Gebet als wirksam vorstellen. Darum ist ein Tischgebet jedesmal ein Bekenntnis, und oft knüpft sich daran eine Unterhaltung; denn daß man zu Gott in seiner täglichen Sprache reden und ihm sagen darf, wie es einem ums Herz ist, das ist für die Leute etwas ganz Unerhörtes. Noch mehr gilt das von Sterbebetten. Das Sterben ist auch für den Mohammedaner die Probe aufs Exempel. Denk' an Allah! Rufe Allah! rufen die Umstehenden dem Sterbenden zu. Wie anders das Sterben eines Christen! Freilich fallen gerade auf dem Sterbebette immer wieder schwache Christen ab; aber selten stirbt ein Christ, ohne daß nicht eine Reihe von mohammedanischen Verwandten dabei ist. „Wenn Gott barmherzig ist, wirst du wieder gesund werden", sagt echt mohammedanisch ein Verwandter zu einer sterbenden Christin. „Und wenn er mich nicht wieder gesund macht, hört dann seine Liebe zu mir auf?" antwortete die Christin. Aber wohlgemerkt, die wirksamen Sterbebetten sind nicht die Regel, sondern lichtvolle Ausnahmen. Im allgemeinen sind solche Zeiten der Not furchtbare Versuchungen für Mohammedanerchristen, besonders wenn Tag und Nacht die Malim (Lehrer) die geprüfte Familie umschwärmen. Hängen sich doch leider viele unlautere Elemente an die christliche Gemeinde. Ich glaube, wenn man dem nachgehen könnte, was die Leute aus dem Islam zum Christentum getrieben hat, wir würden erschrecken über diese Fülle von Selbstsucht, Hochmut, Ehrsucht, Streitsucht und vielleicht noch schlimmeren Dingen. Das Batak-Volk ist kein charaktervolles Volk; eine feste Ueberzeugung, der man schließlich alles opfert, kennt man nicht. Darum weist auch unsere Missionsgeschichte keine großen Märtyrergestalten auf. Ich möchte um alles in der Welt kein falsches Bild von unseren Mohammedanerchristen erwecken. Aber auch unter unseren Christen hat sich Gottes Geist nicht unwirksam erwiesen; davon zeugt manches verborgene Martyrium treuer Christen, die mitten unter mohammedanischen Verwandten leben müssen.

Aber mag die Veranlassung zum Uebertritt noch so oberflächlich sein, wir dürfen getrost jeden Uebertritt ansehen als einen Beweis dafür, daß der Islam unterminiert ist. Viele Mohammedaner haben einsehen gelernt, daß sie von ihren Lehrern betrogen und verführt sind; freilich stehen sie oft noch so sehr unter der Knute ihrer Häuptlinge und dem Terrorismus ihrer Verwandten, daß sie nicht wagen überzutreten. Daher bringt oft eine scheinbar äußerliche Veranlassung zum Ausbruch, was schon lange in den Herzen geschlummert hat. Oft ist es eine Heirat, die dem jungen Mann Gelegenheit bietet, in eine neue Gemeinschaft, die christliche Familie der Braut, überzutreten. Nun hat er einen Halt gegenüber seinen mohammedanischen Verwandten und wagt den Uebertritt.

In dieser Weise hat sich das Christentum auch in dem bereits vom Islam eroberten Gebiet in den letzten 30 Jahren ausgebreitet. Im Hochland von Sipirok zählte man 1880 im ganzen 1071 getaufte Christen; Ende 1906 wohnten in demselben Bezirk 4569 Getaufte und 780 Katechumenen. Unter diesen Umständen war es denn nicht mehr als billig, daß die Christen auch unter den Distriktshäuptlingen einen Vertreter bekamen. Jener Dja Muda, einst Christ, war Jahre hindurch ein geradezu wütender Feind des Christentums gewesen. Endlich ereilte ihn das Verhängnis; er wurde wegen Bedrückung seiner Untertanen abgesetzt, und an seine Stelle trat 1906 der intelligente Mangaradja Israel, ein bewährter Christ. Die Folgen dieses Ereignisses sind noch gar nicht abzusehen. Jedenfalls atmen jetzt weite Kreise auf, und die Zeit, in der die Christen unter dem Druck der mohammedanischen Häupter höchstens die Geduldeten waren, ist vorbei.

Inzwischen hat sich die Arbeit noch auf einige andere, teils rein mohammedanische, teils gemischte Gebiete ausgedehnt. Schon 1880 kamen Leute aus der sogenannten Padang bolak und baten um Gehilfen. Leider konnte damals die Bitte nicht erfüllt werden, und der ganze Landstrich mit etwa 36 000 Bewohnern trat zum Islam über bis auf einen kleinen Rest. Es hat sich also hier wiederholt, was 50 Jahre vorher in Mandeling geschehen war; die Mission war nicht zur rechten Zeit zur Stelle. Erst 1887 machte der Pandita (ordinierte Nationalgehilfe) Markus Evangelisationsreisen in diese Gegend. Auf der Arbeit dieses Mannes, der zwar eine gute Ausbildung genossen, aber in seinem Wesen etwas sehr Schlichtes behalten hatte, lag ein wunderbarer Segen.

Selbst aus vornehmer Familie stammend, verstand Markus es mit feinem Takt, die großen Häuptlinge dieser Landschaft zu gewinnen, durch sein höfliches und feines Benehmen. Er ließ sich nicht erbittern durch die wilden Schimpfreden des Pöbels. Du bist ein verwester Christ, meine Fußsohlen sind reiner als du! sagten sie ihm. Schon 1888 mußte Missionar Irle kommen. Unter großen Schwierigkeiten ließ er sich in dem abgelegenen, zerklüfteten Lande nieder. Das harmonische Zusammenarbeiten des Missionars mit seinen Gehilfen trug reiche Früchte. Als ich 1896 als junger Missionar in diese Arbeit eintrat, waren schon über 400 getaufte Mohammedaner dort, und weitere 500 befanden sich im Taufunterricht, darunter drei der größten Häuptlinge. Heute ist die Zahl der Getauften allerdings erst auf 560 gewachsen. Die Arbeit leidet unter besonderen Schwierigkeiten, der Zerstreutheit der Bevölkerung, großen Entfernungen und dem teilweise sehr heißen, ungesunden Klima, das sowohl bei dem europäischen Missionar als bei den aus kühleren Gebieten stammenden Gehilfen häufigen Wechsel nötig macht. Besonders ärgerlich ist der Umstand, daß infolge der traurigen wirtschaftlichen Zustände jährlich

Scharen von Christen das gebirgige Hochland von Padang bolak verlassen und im Tiefland, nach der Ostküste zu, sich ansiedeln. Diese Leute, die damit Untertanen des mohammedanischen Fürsten von Bilah werden, gehen dem Christentum meist verloren. Man hat neuerdings den Versuch gemacht, auch im Osten von der Padang bolak Einfluß zu gewinnen.

4. Die Abwehr der mohammedanischen Propaganda unter Heiden und Christen.

Von einer weiteren Ausdehnung der Arbeit in rein mohammedanischen Gegenden hat man abgesehen, weil man der Heidenmission im Norden die Kräfte nicht entziehen konnte. Um so eifriger suchte man dem Islam auf allen Seiten zuvorzukommen in heidnischen Gebieten, wo seine Propaganda schon spürbar war. Gelang es auch nicht, den Islam wirklich fern zu halten, so hatte man doch die Hoffnung, einmal seinem weiteren Vordringen einen Damm zu setzen, wie auch unter den erst oberflächlich islamisierten Leuten noch manche für das Christentum zu gewinnen. So wurde 1897 an der halbmohammedanischen Küste die Station Si Manosor gegründet. Kaum war die Station fertig, als die ganze Bevölkerung, wohl unter dem Druck der mohammedanischen Häuptlinge, zum Islam übertrat. Doch ist es auch hier bis 1906 gelungen, ein Häuflein von 181 Christen aus den Mohammedanern zu gewinnen; 33 befanden sich noch im Taufunterricht.

Im Jahre 1903 wurde auch auf Sumatras Ostküste, unter dem Stamm der Si Balungun- oder Timor-Leute, die Arbeit begonnen. Eine Untersuchungsreise, die ich im Jahre 1904 bis an die Meeresküste im Osten machte, ließ deutlich erkennen, daß der Islam bereits seit zwei Jahren in der Landschaft Si Antar große Fortschritte gemacht hatte. Dies veranlaßte mich, an dem gefährdetsten Punkte, in Bandar, eine Missionsstation anzulegen. Unter den Erstlingen, die getauft werden konnten, befand sich auch ein früherer Mohammedaner. Da reichlich zwei Drittel der Bevölkerung der Landschaft Si Antar bereits zum Islam übergegangen sind, steht hier die Barmer Mission wieder vor einer Aufgabe an Mohammedanern. Im April 1907 ist auch mit der Anlage einer Station im Zentrum der mohammedanischen Propaganda, in Pamatang Si Antar, begonnen worden. Der Islam hat nämlich hier einen heftigen Stoß erlitten, indem sein Führer, der Fürst von Si Antar, ein arger Despot, der den Islam mit Gewalt ausbreiten ließ, von der holländischen Regierung 1906 wegen Bedrückung seiner Untertanen verbannt wurde. Die Arbeit erscheint infolge des Anschlusses einiger einflußreicher Häuptlinge sehr aussichtsvoll, leidet aber unter dem großen Mangel an einheimischen Gehilfen. — In vielen anderen Landschaften des Si Balungun-Landes, z. B., in Tano Djawa, waren die Leute auf dem Sprunge, zum Islam überzugehen, doch haben

eine Reihe der Häuptlinge sich noch im letzten Augenblick entschlossen, wenigstens zunächst für die Ausbildung der Jugend lieber christliche Lehrer zu rufen. Die Mission hat aber an vielen Punkten mit dem großen Mißtrauen zu kämpfen, das der Islam der heidnischen Bevölkerung einzuflößen verstanden hat.

Der Islam hat die Offensive nicht aufgegeben. Wiederholt hat er versucht, sich in die schon christianisierten Gebiete einzudrängen, und nicht immer ohne Erfolg.

Schon 1881 waren die Häuptlinge im Tal von Batangtoru bereit, eine Moschee zu bauen, also in dem Gebiet zwischen dem Plateau von Sipirok und dem jetzt fast ganz christianisierten Tal von Silindung. Zwei große Distriktshäuptlinge aus dem Süden wollten das Geld geben. Zur Ausführung kam es damals freilich nicht; wohl aber wußte ein angesehener Häuptling, der Radscha Ibo, durch Zuzug aus dem Süden eine Schar von etwa 100 Familien um sich zu sammeln. Es kam zu heftigen Streitigkeiten. Die christlichen Häuptlinge erreichten es aber bei der Regierung, daß bestimmt wurde, daß in christlichen Dörfern kein Mohammedaner Häuptling sein dürfe. Dadurch wurden wenigstens die Christen vor mohammedanischen Gewaltmaßregeln geschützt. Obwohl sich dort mehrere Hadschi, ja sogar ein sogenannter Scheich niedergelassen haben, ist es ihnen nicht gelungen, der Gemeinde wesentlich Abbruch zu tun; im Gegenteil, auch dort werden Jahr für Jahr frühere Mohammedaner getauft.

Selbst in Silindung haben die Mohammedaner wiederholt versucht, einzubrechen. Der gefährlichste Angriff war der des Adschi Basir, Anfang der achtziger Jahre. Adschi Basir, um 1830 in Silindung geboren, als Knabe geraubt und nach der malayischen Hafenstadt Padang verkauft, wurde von einem Mohammedaner losgekauft und nach Mekka gesandt; dort hat er an 30 Jahre gelebt. In den sechziger Jahren zurückgekehrt, arbeitete er mit Eifer an der Ausbreitung des Islams im südlichen Batak-Land. Er zog auch Leute aus Silindung an sich und ging dann mit ihnen nach Silindung. Hier erklärte er, Kranke heilen zu können; gewöhnliches Wasser besprach er, so daß es heilkräftig wurde, und im Nu hatte er großen Anhang. Die Regierung wies ihn zwar als Ausländer aus, aber dafür kamen seine fanatischen Anhänger und gewannen selbst verständige Häuptlinge für ihre Pläne. Allen Ernstes erwogen die Häuptlinge, ob man nicht die eine Hälfte des Volkes mohammedanisch und die andere christlich werden lassen solle. Die Sache sah gefährlich aus. Erst als mehrere der betörten Leute starben, ja die Aufwiegler selbst krank wurden, kam die Bewegung zum Stillstand. Solche Versuche haben sich immer wiederholt. Noch vor drei Jahren versuchte ein Hadschi aus Silindung einen Einfall in seiner Heimat Pansur na pitu; aber die Uneinigkeit der Abgefallenen hat auch diesen Versuch vereitelt.

Dennoch muß die Christengemeinde immer auf ihrer Hut sein, besonders deshalb, weil jahraus jahrein eine große Schar von jungen Leuten an die mohammedanische Ostküste, in das berühmte Tabaksland Deli, wandert, um dort lohnenden Verdienst zu suchen und die Welt kennen zu lernen. Viele können dort den Versuchungen des Küstenlebens nicht widerstehen oder lassen sich durch den Terrorismus der Mohammedaner einschüchtern und nehmen, wenn auch nur äußerlich, den Islam an. Andere aber fallen den Hadschi in die Hände und lassen sich dann zuweilen selbst zu Hadschi ausbilden. Die Hadschi richten ihr Augenmerk besonders auf solche junge Leute, die unsere Schulen besucht haben. Leider befinden sich unter diesen Deli-Läufern immer auch solche, die sich auf das Aufnahmeexamen für eines unserer Seminare vorbereitet, aber keinen Erfolg gehabt haben. Diese Enttäuschten fallen den Verführern leicht in die Hände.

Die Gesamtzahl der aus den Mohammedanern gewonnenen Christen läßt sich nur schätzungsweise angeben. Es werden ihrer über 6000 sein, natürlich nur die jetzt Lebenden gerechnet. Dazu kommen etwa 1300 Taufbewerber, die früher Mohammedaner gewesen sind. Das sind Zahlen, für die wir sehr dankbar sein dürfen. Angesichts der 125 000 batak'schen Mohammedaner bedeuten sie freilich noch sehr wenig. Allein man muß bedenken, daß wir in der Mohammedanermission erst einen Anfang gemacht haben. Eigentlich haben wir nichts weiter getan, als notgedrungen einen kleinen Grenzkrieg auf uns genommen, um der Heidenmission freie Bahn zu machen. Zu einem Sturm auf die Festung selbst fehlen uns zurzeit leider noch die nötigen Krieger. Aussichtsvoll wäre auch dieser Sturm nach den gemachten Erfahrungen sicher.

Und dennoch haben wir keine Eile damit. Bis Gott der Herr einmal das Signal zum Angriff gibt, wird es die Aufgabe der Mission bleiben, durch fortgesetzte Angriffe den mohammedanischen Gegner in Atem zu halten, denn nur so werden wir unsere christianisierten Gebiete vor dem Islam bewahren können. Wir werden Mohammedanermission treiben müssen, ob wir wollen oder nicht.

Schon unsere batak'schen Christen werden uns keine Ruhe lassen. Sie empfinden lebhaft, daß die zum Islam übergegangenen Batak sich damit von ihrem Volkstum losgelöst haben, und der Gedanke, unter dem nichtchristlichen Teil ihres Volkes -- unter ihren „leiblichen Brüdern", wie sie bezeichnenderweise ihre Stammesgenossen nennen — zu missionieren, hat in der Gründung einer batak'schen Missionsgesellschaft um die Wende des Jahrhunderts einen tatkräftigen Ausdruck gefunden. Mohammedanerchristen sind lebhaft dabei beteiligt, und die Gesellschaft unterhält auch Evangelisten zur Arbeit unter den Mohammedanern.

Man sieht, es besteht eine lebhafte Wechselwirkung zwischen Heidenmission und Mohammedanermission. Wir müssen Mohammedanermission

treiben, um Heidenmission treiben zu können, und andrerseits bedingt das Gedeihen der Heidenmission den Fortbestand der Mohammedanermission. Deshalb ist es ein sehr günstiges Moment, daß gerade der lebenskräftige, urwüchsige Stamm der Toba-Batak für das Christentum so gut wie gewonnen ist, während sich mindestens die Hälfte der mohammedanischen Batak aus den entnervten Küstenleuten rekrutiert. Schenkt also Gott der Rheinischen Mission im Batak-Land wie bisher einen ruhigen, ungestörten Fortgang der Heidenmission, dann ist damit auch der Bestand und die günstige Entwicklung der Mohammedanermission gesichert. Selbst für den Fall, daß von einer Vermehrung der Arbeitskräfte in den mohammedanischen Gebieten, besonders auch von dem Beginn einer ärztlichen Mission unter dem Islam, vorläufig noch abgesehen werden müßte, würde doch das christliche Batak-Volk ganz von selbst mit der Zeit soweit erstarken, daß das Banner des Halbmonds im Batak-Lande dem siegreichen Kreuzespanier weichen muß.

Für die Frage übrigens, wie sich die Mohammedanermission in Zukunft entwickeln werde, ist von größter Wichtigkeit die Stellung der holländischen Kolonialregierung. Daß sie in früheren Jahren große Fehler in der Behandlung des Islam gemacht hat, haben wir oben mehrfach angedeutet. Immer noch steht man zwar der Arbeit unter den Mohammedanern ein wenig zurückhaltend gegenüber. Das alte Dogma, daß ein zum Islam bekehrter Heide für die christliche Mission ja doch unerreichbar sei, taucht wohl hier und da wieder auf. Die Schwärmer, die nach einigen schönen Stellen im Koran sich ein sehr idealisiertes Bild vom Islam zurechtmachen, sind noch nicht ganz ausgestorben unter den Beamten. Aber die einseitige Begünstigung des Islam hat aufgehört. Daß der Koransatz, wonach kein Gläubiger von einem ungläubigen Herrscher beherrscht werden darf, eine enorme Gefahr für jede Kolonialmacht bedeutet, beginnt man mehr und mehr zu begreifen. Man duldet es nicht mehr, daß heidnische Gebiete einfach von den fanatischen Hadschi überschwemmt werden. Man hat eingesehen, daß mohammedanische inländische Beamte und Polizisten stets trotz aller Verbote der Regierung die allerwirksamsten Proselytenmacher des Islam sind. Bei aller Wahrung der religiösen Neutralität gibt man doch den Häuptlingen zu verstehen, daß man die Bestrebungen der Mission zur Hebung der Eingeborenen, besonders die Schularbeit, schätzt. Den mohammedanischen Häuptern, die auch nichtmohammedanische Untertanen haben, wird in letzter Zeit mehr auf die Finger gesehen, und gewalttätige mohammedanische Propaganda wird geahndet. Die Regierung beginnt zu zeigen, daß sie sich vor dem Islam nicht mehr fürchtet. Das sind hoffnungsvolle Ansätze!

Das Zeugnis eines britischen Offiziers.

Von Missionssekretär J. Frohnmeyer.

(Schluß)

Wir haben im Vorhergehenden zwei Kapitel übergangen, die es verdienen, noch etwas genauer angesehen zu werden.

Kapitel 3 gibt Mitteilungen aus der Missionsarbeit im Pandschab und zwar aus einer Gegend abseits von der Reiseroute, die Parlamentsmitglieder und andere Reisende, die den Winter in Indien zubringen möchten, einzuschlagen pflegen. Es ist der Distrikt Schapur, eine trockene Gegend, ein Land voll Staub und Dornen, bewohnt von Bauern mit ihren zahllosen Kamelen und exzellenten Pferden. Die Regierung bezieht von dort ausgezeichnete Kavalleristen für die Sipahiregimenter. Es lassen sich da auch pensionierte englische Offiziere nieder und leben dort als eine Art Landedelleute. Die Eingeborenen haben im Jahr 1857 den Engländern gute Dienste getan. Die bedeutendste Stadt ist Bhera, am Dschelam gelegen. Hier steht es aber mit der Bevölkerung anders. Diese Stadt ist bekannt als Sitz von Hochverrat und Rebellion gegen die englische Regierung; denn da wohnen viele, die mehr dem bengalischen Babu gleichen. Ein fruchtbarer Streifen Landes, 125 km lang und 10—12 km breit, zieht sich dem westlichen Ufer des Dschelam entlang, der ähnlich wie Aegypten durch den Nil, so hier durch die Fluten des Dschelam und ein System von Kanälen im Sommer überschwemmt wird und in dem zurückgelassenen Schlamm einen kräftigen Nährboden hat. Unerreichbar von diesen Kanälen lag das Flachland zwischen dem Dschelam und Tschenab, „die Bar" genannt, die gänzlich auf den spärlichen und unzuverlässigen Regenfall angewiesen war. Naturgemäß lebte hier ein Nomadenvolk, das umherzog mit den Herden dahin, wo Wasser und Gras zu finden war. Niedriges Gebüsch bedeckte diesen Landstrich, eine Region von Schlangen, Eidechsen und Raubvögeln. Für den Fremden war es fast unmöglich sich zu orientieren, da das Gebüsch zwar keinen Schatten spendete, aber doch die Aussicht versperrte. Nun ist die ganze Gegend in einen Garten verwandelt, zweimal im Jahr erntet man, und wohlhabende Dörfer sind darüber hingestreut. Vierzig Meilen oberhalb der Bar wurde im Dschelam ein gewaltiges Wehr gebaut, und zu jeder Zeit kann nun durch den Dschelamkanal die Bar bewässert werden. Etwa 12 000 Kuli hatten da zu arbeiten. Ameisen gleich waren sie geschäftig. Jegliche Maschinerie fehlte, alles geschah durch die Einzelarbeit der Kuli, von denen die einen mit Spaten, die andern mit Körben versehen waren. Die Wegtragenden verloren noch manches von ihrem Material, aber mit schwachen Kräften und verächtlichen Werkzeugen näherte man sich doch langsam der Erreichung eines großen, segensreichen Ziels. Es war aber daneben noch eine andere Schar: geschickte Ingenieure, die viel zu berechnen und zu denken hatten. An ihrer Spitze stand Moncrieff. Es galt den hydrodynamischen Gesetzen zu gehorchen, und doch sollte das Wasser nach oben geleitet werden. Auch das war harte Arbeit in dieser fürchterlichen Hitze, in dem damals unfruchtbaren Land, ferne von all den sonstigen Annehmlichkeiten des Lebens.

Missionsarbeit war damals im Jahr 1899 noch keine getan worden auf dieser Bar. Ja, der schon genannte Maxwell Gordon hatte von Pind Dadan Khan aus apostelartig auch dieses Gebiet durchzogen, aber nach ihm war 20 Jahre lang kein Missionar mehr in die Gegend gekommen. In Bhera befand sich nur ein kleines Zweighospital der amerikanischen Presbyterianer, und schließlich kam auch ein amerikanischer Missionar in die Gegend. Und nun bat Oberst Moncrieff die englisch kirchliche Missionsgesellschaft um einen eingeborenen Lehrer oder Evangelisten. Er bekam einen tüchtigen Mann aus Multan, der früher Mohammedaner gewesen war. Dieser zog mit dem Obersten umher, der ihm auch ein Kamel zur Verfügung stellte. So lange der Offizier amtete, machte der Gehilfe Predigttouren auf die Dörfer hinaus und wurde gerne gehört. Bald mußte Moncrieff ihn wieder an seine Missionsgesellschaft abgeben. Jeden Sonntag las aber der Offizier seinen Knechten (und ein englischer Offizier hat ihrer viele) aus dem Neuen Testament in der Urdusprache vor. Von christlichen Glaubenslehren und anderen Religionen redete er dabei nicht; er erklärte einfach dies und jenes aus dem Leben Jesu, im übrigen ließ er das Bild Jesu und des Herrn Worte auf die Zuhörer einwirken. „Die Bibel ist ja ein östliches Buch, beschreibt Gebräuche und hat mit Gedankengängen zu tun, die östlichen Völkern von Delhi bis Damaskus schon viele tausend Jahre bekannt sind.“ Ein vornehmer Sikh, Sohn eines Großgrundbesitzers, wurde an einem Sonntag auch eingeladen zuzuhören, und er tat's. Er fragte am Schluß: „Ist das ein neulich herausgekommenes Buch? Ich kenne die Engländer schon lange, aber so etwas Interessantes habe ich noch nie gehört. Darf ich wieder kommen und zuhören?“ Der Oberst hatte die Geschichte vom barmherzigen Samariter gelesen. Er kam wieder, und das Vaterunser nach Lukas (im nächsten Kapitel) machte solchen Eindruck auf ihn, daß er es abschrieb, um es fortan zu gebrauchen. Und er kam nun Sonntag für Sonntag, obschon der Oberst über den ganzen Distrikt zu reisen hatte und sich jeden Sonntag wieder an einem andern Ort aufhielt. Schließlich nahm der Sikh dankbar eine Bibel in der Urdu-Sprache an. Bis zum heutigen Tage korrespondiert der Oberst mit diesem Sikh. Er ist, weil nicht getauft, nur noch ein sogenannter „Heide“, aber er will nach der Bibel leben und hat auch seine Familie in der Wahrheit unterrichtet. Es kamen auch Mohammedaner in die sonntäglichen Bibelstunden des Offiziers, und nach ihrer Art hätten sie gar zu gern disputiert, aber unser streitbarer Oberst lehnte alle Kontroverse ab. Es ist ihm besonders noch eine Versammlung in lebhafter Erinnerung. Es war in Pind Dadan Khan (am Dschelam), als eben Cholera und Hungersnot in der Gegend wüteten und drum eine ernste Stimmung in den Leuten vorherrschte. Die Versammlung war stark besucht, und Moncrieff stand an der Leidensgeschichte nach Johannes. Mohammedaner, Hindu und Sikh hörten aufmerksam zu, und mehr als gewöhnlich redete der Oberst diesmal von der Liebe Gottes und von den Leiden des menschgewordenen Erlösers für uns und zu unserm Heil. Alle Unterschiede der Farbe, Rasse, Gesellschaft, Bildung, Umgebung und Abstammung schwanden ihm in nichts gegenüber dem Gemeinsamen: „unsere Menschheit mit ihren Bedürfnissen, und ...ttes große Liebe mit ihrer unendlichen Macht.“ Einer von der Zuhörer-

schaft schien besonders ergriffen, und da ihn Moncrieff einige Wochen nicht mehr sah, fürchtete er, die Cholera könnte ihn hinweggerafft haben. So fragte er schriftlich in seinem Hause an, und die Antwort war, daß er in der Tat gefährlich krank und in großer Pein sich befunden habe, aber der Gedanke an die Leiden des Herrn Jesu sei ihm eine beständige Quelle des Trostes gewesen in all seiner Schwachheit.

Im Winter von 1899 auf 1900 war bekanntlich große Hungersnot in Indien, besonders im östlichen Pandschab. Es stand etwas besser im Westen im Schapur-Distrikt, wo die Kanalbauten den Leuten reichliche Beschäftigung boten. So wurden auch gegen 30 000 Arbeiter aus den Hungergegenden in diesen Distrikt herübergenommen. Da die Bar damals noch eine Einöde war, mußten Vorkehrungen getroffen werden, alle diese Leute mit Wohnungen und Nahrung zu versehen. Zwei Beamte, ein Verwaltungsbeamter und ein junger Ingenieur, waren besonders hiemit beauftragt. Beide waren lebenslustige Herren. Sie waren begeistert für „Sport", wie die meisten Engländer. Sonst waren sie sehr verschiedene Leute, besonders was die Antizedenzien betraf. Der Verwaltungsbeamte war aus vornehmer Familie und dementsprechender sozialer Stellung, dazu mit dem Prestige ausgestattet, das der indische Verwaltungsdienst (covenanted Civil Service) gibt, außerdem noch mit der Bildung, die Eton und Cambridge gewährt, versehen. Der Ingenieur war ein im Land geborener Engländer, der England nie gesehen hatte. Er war nur zeitweise von der Regierung angestellt. In der Stunde, da die inneren Qualitäten der beiden Männer auf die Probe gestellt wurden, zeigten sie sich nicht verschieden, was Mut und was Teilnahme für das indische Volk anbelangte. Es mochten etwa 10 000 von den 30 000 Arbeitern angekommen und zur Not untergebracht worden sein, als die Cholera ausbrach. Unter den halbausgehungerten und heimwehkranken Leuten entstand eine Panik. Einige rannten verzweifelnd in die Wildnis hinein, um zu verhungern oder von den wilden Tieren zerrissen zu werden, andere wollten wieder heim. Alle meinten, man habe sie hieher gebracht, um sie zu töten. Nun zeigte sich die Seelengröße der beiden Beamten. Der Ingenieur hatte den Vorteil, daß er die Sprache wie die Eingeborenen sprechen konnte. Er ließ rasch Hütten aufschlagen, brachte die Kranken dorthin, ging umher, ermunterte die Gesunden und gab den Kranken Arznei. Die Leute faßten solches Vertrauen zu ihm, daß sie, von der Cholera befallen, vorzogen, in sein Zelt zu gehen, anstatt in die Cholerahütten, und mancher starb vor seiner Türe oder innen im Zelt. Der vornehme Verwaltungsbeamte schlug sogar zum Schrecken seiner Unterbeamten sein Zelt unter den Cholerahütten auf und nahm nur einige vertraute Diener mit sich. Dort blieb er eine Woche lang, bis das Schlimmste vorüber war. Er pflegte die Leute persönlich und sprach ihnen Mut zu, und wenn niemand die Toten anrühren wollte, beerdigte er sie. Und der Mann hatte Frau und Kinder zu Hause! So wurden die beiden Heroen mit Gottes Hilfe Herren der Situation: die Gemüter beruhigten sich, die Seuche verschwand. Das war doch auch wohl Missionsdienst, wenn die beiden Beamten sich auch nicht träumen ließen, daß sie Missionare seien. Zu gleicher Zeit sahen die Eingeborenen, daß ein eingeborener Advokat, vom Schrecken

ergriffen, Weib und Kind im Stich ließ und — floh. Sie mußten sich doch fragen: woher kommt den beiden Engländern solcher Mut? Und sicherlich haben sie die Quelle im Christentum gesucht. Der oben genannte Sikh kam um diese Zeit zu Moncrieff und betete mit ihm; er erinnerte sich nachher, daß von da an die Cholera abgenommen habe.

Zwei Jahre später — der Oberst war unterdessen in China und in England gewesen — erhielt er von vier gebildeten Mohammedanern aus diesem Distrikt einen Brief, worin sie ihn um die heilige Taufe baten. Er war verwundert; denn er hatte nie mit ihnen von der Taufe geredet. Und was bedeutet doch die Taufe für einen Mohammedaner! Es mag kein wirkliches Heilsverlangen gewesen sein; denn als der Oberst vorschlug, daß ein Missionar sie besuche, unterrichte und dann taufe, erklärten sie, entweder müsse der Oberst sie taufen oder wollten sie nicht getauft sein. Einer ließ sich nachher doch von einem amerikanischen Missionar taufen, ein anderer, ohne Christ zu werden, korrespondierte mit dem Oberst. Den ganzen Vorgang erklärt sich Moncrieff so, daß diese Leute gesehen hätten, wie einige Engländer in der Cholera und Teuerungszeit bereit waren, für arme Eingeborene zu sterben. Sie hörten, daß dies im Gehorsam gegen Jesum geschehe. Vom Obersten wußten sie, daß er der Klasse dieser Engländer angehöre und für das Christentum eintrete, und so wollten sie, daß er sie in die Bruderschaft aufnehme, bei der solche Taten eingeschärft werden. Man sieht aus diesen Schilderungen, welch enormen religiösen Einfluß auf unseren Kolonien Beamte ausüben würden, wenn sie vom Geist des Christentums beseelt wären.

Im 6. Kapitel, auf das wir auch noch genauer eingehen möchten, gibt Oberst Moncrieff eine Schilderung aus dem afghanischen Grenzgebiet. Die Leute dort werden Pathani genannt und sprechen Paschto. Sie sind in verschiedene Stämme geteilt, von denen die Afridi und Wasiri besonders bekannt sind. Ihre Hand war stets gegen jedermann, und drum jedermanns Hand gegen sie. Sie sind fanatische Sunniten und nicht zahmer als die Sudanesen in Khartum oder die Berber in Marokko. Die pax Britannica hat sich auch hier geltend gemacht. Als der Oberst vor 30 Jahren in jenen Gegenden war, konnte ein Europäer ohne Waffen und Eskorte das Kantonnement nicht verlassen. Nun, heute ist man sicher, aber der Charakter der Pathani hat sich kaum geändert. Ganz schlimm steht es dort noch um die Frauen. Sie werden von ihren Männern hart und grausam behandelt. Das macht natürlich auch die Frauen grausam und rachsüchtig. Bei den zahlreichen Fehden der dortigen Stämme sind sie fürchterliche Schlachthyänen, und wehe dem verwundeten Feind, der in ihre Hände fällt! Sogar die Toten werden von ihnen noch verstümmelt. Bezeichnend für die Wertachtung der Frau ist folgendes Ereignis. Das Pferd eines englischen Offiziers scheute, schlug aus und verwundete eine Pathanifrau. Der beleidigte Mann verlangte von dem Offizier, der sofort bereit war, die Frau auf seine Kosten im Spital behandeln zu lassen, er müsse ihm entweder eine andere Frau verschaffen oder so viel Geld geben, daß er sich eine andere kaufen könne. Um die Verwundung seines Weibes kümmerte sich der Gatte absolut nichts.

Er hatte offenbar im Sinn, sie wegzuwerfen wie ein zerbrochenes Spielzeug. Doch hat der Pathani auch bessere Eigenschaften. Er ist mutig, abgehärtet, und wenn einmal anhänglich, kann man sich auf ihn verlassen. Die Gastfreundschaft verletzt er nie, und vor einem wirklich christlichen Europäer hat er Respekt. Moncrieff hat in den acht Jahren, die er dort zubrachte, mehr als einmal sein Leben diesen Leuten anvertraut und hat in dieser Hinsicht nichts zu klagen. Wer den Pathani das Evangelium bringen will, muß viel Liebe, Weisheit und Takt besitzen; denn ohne daß er ihr Vertrauen und ihre Achtung gewinnt, geht die Sache nicht. Ohne diese Eigenschaften wird er ihre Feindschaft erregen und der Regierung eine Last werden. Ein ungeschickter Angriff auf die Religion oder die Gebräuche der Leute kann das Missionswerk sehr schädigen. Und allein hinausziehen als Reiseprediger in diesen Gegenden, die von Räubern und Mördern schwärmen, geht auch nicht an. Die Regierung erkennt aber auch an, daß die Missionare in jenem Distrikt besonders durch Missionsschulen und Spitäler der Regierung schon recht in die Hände gearbeitet haben, und trotz des Fanatismus der Mohammedaner legt sie der Missionsarbeit keine Hindernisse in den Weg. — Die Missionsarbeit begann natürlich in Peschawar, 12 km vom Khyber-Paß, mit seinem Basar, in dem zahlreiche Stämme aus Indien und Afghanistan zusammenkommen. Schon in den ersten Jahren nach der englischen Besitzergreifung von Peschawar machte Oberst Martin um 1853 die ersten Vorschläge zur Gründung einer Missionsstation. Er predigte selbst und unterstützte die engl. kirchl. Mission in der liberalsten Weise. Viele hielten den Gedanken einer Mission in Peschawar für eine verrückte Idee. Bei einem Leutnant (später Generalmajor Sir Herbert) Edwardes schlug der Gedanke ein, und der junge Mann sprach bei der Gründung der Station ein Wort, das seither in Indien schon oft zitiert wurde. Er sagte, es sei göttliche Vorsehung, daß dieser Teil der Erde unter eine christliche Nation gestellt worden sei, und obschon es die Pflicht der Regierung sei, alle Bekenntnisse und Klassen der Bevölkerung zu beschützen und vollständige Religionsfreiheit zu wahren, so sei es doch Pflicht der Christen, in ihrem Privatleben denen, die das Evangelium noch nie gehört haben, es anzubieten, und er glaube, daß es denen nicht am Schutz Gottes fehlen werde, die ihrem himmlischen Herrn gehorchen. Der gleiche Mann hat dann im Aufstand von 1857 dieses Peschawar für England gerettet, und hat verhindert, daß der Emir von Afghanistan sich mit den Aufständischen verbündete. Noch heute ist er in jenen Gegenden auch von Mohammedanern verehrt, obschon sein Haus Missionshaus geworden ist. Ein Beweis, daß ein Bekenntnis zu Christo die Beamten in den Kolonien nicht unpopulär machen würde. Große Freude erfüllte das Herz des Obersten, als er sah, wie in der Kirche in Peschawar, die in orientalischem Stil erbaut ist, ein eben getaufter Pathani sich im weißen Taufgewand neben den Soldaten in ihren roten Uniformen niedersetzte. „Wirklich nichts als das Evangelium kann in dieser Weise unsere englischen Jungen aus Somerset und Surrey mit den wilden Halsabschneidern an der afghanischen Grenze zusammenbringen. Da sah man sie zusammen niederknien." Uebertritte gab es nicht viele. Doch gibt es einige bedeutende

Pathanichristen: einen Offizier in jenem berühmten Regiment „Korps der Führer“, einen Geistlichen der englischen Kirche, einen ausgezeichneten Reiseprediger; aber langsam geht es voran.

Ein Teil der Gemeindeglieder in Peschawar besteht aus Armeniern, die im Jahr 1896 vom Emir von Afghanistan vertrieben wurden. Er wollte damals an Glaubenseifer nicht zurückstehen hinter dem Sultan der Türkei. Schutz fanden sie auf britischem Gebiet, aber Hab und Gut hatten sie beinahe ganz verloren und sind nun arm. Alle Arten von Missionsarbeit sind jetzt in Peschawar vertreten. In den Basaren wagte man nicht zu predigen, aber es geschah in einer Predigthalle und im Buchladen. Früher hatten die Missionare ein Reise- oder Gasthaus in ihrem eigenen Gehöfte, wo man die wildesten Burschen einkehren sah, und wo ihnen die Missionare predigen konnten. Die Engländer in der Nähe protestierten aber gegen diese Gäste, und das Reisehaus mußte aufgegeben werden. Mit einem Gymnasium will die Mission die besseren Klassen erreichen. Im Umgang mit gebildeten Missionaren lernen die Jungen Aufrichtigkeit und Mannhaftigkeit. Sie werden auch eingehend mit der Lehre Jesu und der Apostel bekannt gemacht. Moncrieff erzählt von einem vornehmen Pathani, für den die Regierung Vormundschaft zu führen hatte. Der englische Beamte war am Anfang gar nicht zufrieden mit ihm. Er tat ihn in eine Missionsschule, und später wurde er Offizier. Er sei später in Tientsin der einzige eingeborene Offizier gewesen, der auf gleichem Fuß mit englischen, deutschen und französischen Offizieren verkehren konnte. Die Missionsschule hatte einen englischen Gentleman aus ihm gemacht.

Die medizinische Mission erreicht einen weitern Kreis. Die Leute kommen selbst von jenseits der afghanischen Grenze; denn die geschickten, englischen Doktoren geben die Arznei „im Namen Gottes, des Gnädigen und Allbarmherzigen“. Vor acht oder neun Jahren wurde ein Gasthof im Kamelsmarkt gemietet, und hier begann die medizinische Missionsarbeit. In einem offenen Schuppen daneben wurde gepredigt. In hygienischer Hinsicht ließ der Platz manches zu wünschen übrig, aber es war alles landesüblich und Leute, die immer auf freiem Felde leben, sind in dieser Hinsicht nicht so empfindlich wie Stadtbewohner. Das Tagewerk war so: die Aerzte und Gehilfen hatten zuerst eine kurze Morgenandacht. Dann wurde den versammelten Leuten gepredigt; es war dabei meist vom großen Arzt die Rede. Darauf begann die medizinische Arbeit. Die Szenen sind da zuweilen unsagbar traurig, aber auch herzerquickend. So kam ein älterer Mann den Khyberpaß herunter von Afghanistan. Er hatte ein ganz kleines Kind auf dem Arm, ein kleines Mädchen führte ihn; denn er war erblindet. Die Frau war ihm gestorben, und nun kam er ins Missionsspital zu einer Staroperation. Es gelang, und wer beschreibt die Freude des Mannes, als er seine beiden Kinder sah! Er beugte sich zur Erde und küßte des Doktors Füße. Erschreckend häufig sind die Fälle, wo Opfer von Blutrache ins Spital gebracht werden. In einem Fall waren alle männlichen Glieder einer Familie ermordet worden bis auf einen kleinen Knaben. Der Mutter gelang es, ihn mit großer Sorge zu schützen, bis er acht Jahre alt war. Dann in einer Nacht schlich sich ein Feind

ans Fenster und schoß den schlafenden Jungen durch die Lungen. Man brachte ihn ins Missionsspital; aber es war zu spät. Ein Missionar nimmt sich noch den Tag über ganz besonders der Kranken an. An Stelle des oben geschilderten Spitals ist nun ein neues getreten, außerhalb der Stadtmauer, an der Straße, die zum Khyberpaß führt. Doch ist die Bauart des indischen Serai oder Reisehauses auch hier festgehalten worden. Oberst Moncrieff glaubt, daß, ganz abgesehen von der religiösen Bedeutung dieses Spitals, dieses auch einen wohltätigen politischen Einfluß ausüben werde. Das Frauenspital, nach der Herzogin von Connaught genannt, ist immer im Herzen der Stadt gewesen. In der Nähe wohnen die europäischen Missionsschwestern, die ärztlichen und die andern. Es sei kein romantischer Fleck Erde, den sie bewohnen, besonders nicht in der heißen Zeit. Hier folgt in unserem Buch eine Passage, die wir wörtlich geben möchten:

„Ich denke zurück an einen Abend im Juli 1902. Es war ein schwüler, heißer Tag gewesen, einer von der Art, bei der die Eingeborenen von einem „schmutzigen Sonnenschein" reden, wenn der Himmel ehern und die Erde wie Eisen, wenn die glühende Atmosphäre mit erstickendem Staub erfüllt ist. Ich besuchte eine Doktorin, um eine Kleinigkeit zu erledigen, in der sie mich um Rat gefragt hatte. Ich fand sie allein; ihre Gefährtinnen waren entweder zur Erholung in England oder sie waren auf die Berge gegangen. Seit einigen Tagen hatte sie kein Wort in ihrer Muttersprache geredet und kein weißes Gesicht gesehen, so leuchtete ihr abgehärmtes Gesicht freudig auf, als sie mich sah. Doch die jahrelange Arbeit in solcher Atmosphäre, der tägliche Anblick von so viel Leiden ihrer Schwestern, all die Geschichten von der brutalen Behandlung, die ihnen zuteil geworden, all das hatte eine unvertilgbare Spur auf ihrem Antlitz zurückgelassen, und obschon sie freudig und hoffnungsvoll sich aussprach, so konnte man doch sehen, daß eine schwere Last auf ihr lag. Ich fuhr auf meinem bequemen Gefährt zum Offizierskasino zurück, vor mir das munter trabende Pferd und dazu die Aussicht auf ein gutes Abendessen zusammen mit heitern Kameraden, die eben vom Polo- und Kricket-Spiel zurückkamen, mit feiner Kost und mit Getränken mit Eis, dienstbereiten Dienern und allem Luxus, der aufzutreiben war, um sich das Wetter erträglich zu machen. Der Kontrast dieses Lebens mit dem der einsamen Frau, die in all der Hitze, dem Staub, dem Lärm und Gestank des Eingeborenenviertels wohnte, allein mit der Sorge um ihre leidenden Patienten, allein mit der Angst vor den Anschlägen böser Menschen, die immer bereit liegen, ihre jungen eingeborenen Mitarbeiterinnen irre zu führen, war doch sehr groß! Aber, wenn Christus an jenem Abend nach Peschawar gekommen wäre, wo würde man ihn gefunden haben?"

Fünfzig Kilometer im Nordosten von Peschawar befindet sich in Mardan ein anderes Missionszentrum. Die Häuptlinge in den Bergen jenseits der indischen Grenze hätten gerne einen Missionsarzt gehabt, aber derzeit kann man nicht wagen, dorthin einzudringen. Im Bergdistrikt Kohat, südlich von Peschawar, ist noch keine Missionsstation, dagegen befindet sich 150 km südlich von Peschawar die Grenzstation Banna, nach Sir H. Edwardes, der sie 1847 besetzte, Edwardessabad genannt. Sie liegt in einem lieblichen Tal,

das zum Totschi-Paß hinaufführt. Der Friedhof ist voll von Gräbern britischer Offiziere und Soldaten, die im Kampf gegen die räuberischen und gefährlichen Wasiri gefallen sind oder von ihnen ermordet wurden. Hier befindet sich eine blühende Missionsstation. Der gelehrte Rektor des Gymnasiums gibt zugleich eine Zeitung heraus und predigt auf dem Basar. Daneben ist er studierter Arzt und hat als solcher großen Ruf. Er ist wie ein Eingeborener gekleidet und ißt, was die Pathani essen, und da viele dieser Leute sehr hellfarben sind, unterscheidet sich der Doktor kaum von einem aus ihnen. Schon 16 Jahre arbeitet er ohne Urlaub unter ihnen (es muß das Doktor T. Pennell sein). Er wagt sich überall hin und ist allseits geachtet, aber von Uebertritten ist dort nicht viel zu sagen. „Der harte Fels der mohammedanischen Lehren und Bräuche gibt nicht leicht nach." Viele der Mulla sind Freunde des Missionars; denn er hütet sich ihr Gefühl zu verletzen. Der Doktor ist unterstützt von seiner tapferen Mutter, und diese alte Dame widmet ihr Leben der Missionsarbeit in einer Gegend, wo selbst viele Männer zögern würden, sich hinzuwagen. Missionsstationen befinden sich auch noch weiter südlich nahe dem mächtig dahinrauschenden Indus. Es sind Dera Ismail Khan und Dera Ghasi Khan. An beiden Orten sind Missionsspitäler. Es scheint zunächst die medizinische Mission am meisten Aussicht auf Erfolg bei Mohammedanern zu haben. Der Oberst kann aus persönlicher Bekanntschaft bezeugen, daß die Missionare ernst und selbstverleugnend arbeiten, und daß sie sich einer hohen geistigen Ausrüstung erfreuen. Am meisten ernten natürlich die Missionsärzte Ruhm und Anerkennung. Von allen kann er sagen: „Nicht der kleinste Teil ihres Lebenswerkes besteht in ihrem edlen Beispiel, ihrer selbstlosen Nachfolge in den Fußstapfen dessen, der, obschon er reich war, doch arm wurde um unsertwillen."

Es ist echter Missionsgeist, der diesen Offizier erfüllt, und es ist zu hoffen, daß manches, was von Missionaren schon hundertmal gesagt wurde und keinen Eindruck machte, nun von den Lippen eines tapfern Offiziers fallend, tiefer in die Herzen eindringen wird. Moncrieff versteht die Zeichen der Zeit: er sieht in den Dekreten des chinesischen Kaisers, in der neuen Konstitution, die Persien erhalten, in den neuesten Bewegungen in Indien, in dem „Pan-Islamismus" Zeichen einer erwachenden Welt. Und er ist betrübt, daß die heimatlichen Kirchen ihre Verantwortlichkeit nicht einsehen. Das Geld, das für die Missionsarbeit gegeben werde, sei eine Kleinigkeit im Vergleich zu den Ausgaben für Luxus, Sport, persönlichen Genuß. Und das Schlimmste sei, daß die Gebete zum Herrn der Ernte, die doch den Maßstab bilden für den Glauben an sein Wort, armselig und pflichtlich seien. „Wenn wir zufrieden sein können mit dem, was geschehen ist, dann wolle sich Gott unser erbarmen."

Wie schön ist es, daß dem Mann auch so daran liegt, daß Offiziere
Beamte draußen in der Heidenwelt „lebendige Episteln werden, gekannt
gelesen von allen". Er ist mit Sir Lintorn Simmons einverstanden,
meinte, daß, wenn alle Soldaten die Prinzipien des Evangeliums von
hinaustragen würden, dann würde man gar keine Missionare brauchen.
rieff weiß aus Erfahrung, daß die Eingeborenen draußen empfänglich

dafür sind. Ganz richtig bemerkt er, daß das privatim geschehen müsse; denn die Neutralität der Regierungsorgane in Religionsangelegenheiten dürfe nicht angetastet werden. Aber er meint, man dürfe sich fragen, ob in dem Bestreben unparteiisch zu sein, die herrschende Klasse nicht manchmal eine sehr schüchterne Politik betreibe und die Dinge so entscheide, wie die Majorität es gern habe. Manche Offiziere und Beamte haben schon zum voraus ein Vorurteil gegen eingeborene Christen. Natürlich von der Klasse von Beamten draußen, die sich Atheisten und Agnostiker nennen, sei ja in dieser Richtung nichts zu erwarten, auch nicht von der großen Schar der Gleichgültigen, Leuten mit nebelhaften religiösen Vorstellungen. Aber der Oberst wendet sich schließlich in seinem tapferen Wort für die Mission an die Leute, die Nachfolger Jesu sein wollen und doch nichts für die Mission tun. Sein Buch schließt mit den Worten: „Wir berühren nur den äußern Saum der Sache, und wir könnten so viel mehr tun, wenn wir nur wollten. Möge uns Gott aufschrecken aus unserer Lethargie!"

Zur Lage in China.

Von W. Schlatter.

I.

Im weltfernen Süden der Provinz Kiangsi, im Gebiet der Präfektur Nan-an-fu, herrschte in den Septembertagen des vergangenen Jahres 1907 furchtbare Aufregung. Plötzlich ausgebrochen inmitten nichtsahnender Ruhe, drohte sie einen entsetzlichen Brand zu entzünden und China ins Verderben zu reißen. Die „Geisteskämpfer" nämlich waren in dieser Gegend aufgetaucht und hatten gerade sie ersehen, weil nach ihrem Ermessen hier, abseits vom wachsamen Ausland, am ehesten Aussicht auf Erfolg für sie bestand. Dorf um Dorf geriet im Nu in ihren Bann und die Literaten der ländlichen Gebiete redeten ihnen schleunigst das Wort. Zu nächtlicher Stunde hielten diese Geisteskämpfer in Höhlen oder andern Bergungsorten mit Götzen und Waffen ihre Uebungen ab; die gruselnde Bevölkerung ließ sich einweihen in ihre schwarze Kunst. Es hieß: man gewinne hier bei Waffentanz und Raserei Geisteskraft; wer durch sie Herr geworden sei über seine Körperschwere, daß ihm gelinge, hoch in die Luft zu springen und die Wand hinaufzulaufen, der sei gefeit, unverwundbar und unwiderstehlich. Mädchen durften dabei nicht fehlen. Jede Bande zählte einige Jungfrauen in ihrer Mitte; sie sollten mit dem Fächer das Zeichen zum Angriff geben — von ihnen erwartete man Unglaubliches: daß sie über den Städten zu fliegen und Feuerflammen auf sie herab zu schleudern vermöchten. Das alles war nichts anderes, als ein Wiederaufleben der schrecklichen Boxerei, so wohlbekannt vom Jahre 1900, und der Süden Kiangsi's hätte gar leicht einen Brand ins ganze Reich der Mitte entsenden können.

Ihre Banner trugen in schwarzem Feld 4 große rote Zeichen, bedeutend: „Verderben den Fremden, Heil dem Reich!" Der 15. Tag des 8. chinesischen

Monats (= 22. Sept.) war ausersehen als der große Termin; da sollte gegen alle Ausländer und Christen losgeschlagen und, wenn China von ihnen bis an die Küsten gesäubert wäre, der Vernichtungskrieg über das Meer ins Land der Fremden getragen werden, damit China für immer befreit und gereinigt würde. Einige Tage zuvor setzten sich die Geisteskämpfer rote Turbane auf und banden rote Schärpen um — das Zeichen des Aufruhrs.

Der Sturm brach in der Tat los, forderte als blutige Opfer über hundert katholische Christen und den italienischen Lazaristenpater Carsduglia und hinterließ als seine Denkmäler die Trümmer der Niederlassung der Lazaristen in Kan-chou-fu, sowie zweier Kapellen der Berliner Mission in den Bergen. Die Geisteskämpfer aber, sofern sie nicht zur rechten Stunde noch ihre Sache preisgaben, sind entweder niedergemacht oder haben, eingeschlossen in unzugänglichen Schlupfwinkeln, den Hungertod in Sicht. Rasch, wie die Aufregung kam, ist die Ruhe zurückgekehrt.

Welch' ein Unterschied zwischen 1907 und 1900! Die berichteten Vorgänge sind äußerst lehrreich. Sie beweisen, daß eine Bewegung wie die der Boxer sich selbst betrügt, wenn sie heute auf die Regierung zählt. Diese hat vielmehr durch ihr Verhalten dargetan, daß sie entschlossen ist, ihren Verpflichtungen zum Schutz der Ausländer und Christen in vollem Ernst nachzukommen. Man hätte allerdings in Kiangsi rascher eingreifen sollen und können; als aber die Gefahr akut war, wurde durchgreifend gehandelt. 100 Soldaten schlugen eine Schar von 1000 Geisteskämpfern, das Richtschwert statuierte Exempel, und Literaten wurden von der Regierung in das Land gesandt, das Volk zu belehren, daß solches Treiben nur Unglück brächte. Ein kaiserliches Edikt ist am 1. Oktober erschienen, welches die Wiederholung solcher Vorkommnisse möglichst verhüten soll: „Die Generalgouverneure und Gouverneure sind angewiesen, allen ihnen unterstellten Behörden den Text der Verträge Chinas, soweit der Schutz der Missionare und ihr Recht, im Innern zu wohnen und zu wirken in Frage kommt, mitzuteilen, damit keine Unklarheit über die Verpflichtungen der Beamten den Missionaren gegenüber entstehen kann.“

Ein Angehöriger des kaiserlichen Hauses, Hsi-chün, hat vergangenen Sommer an den Großsekretär Na-tung eine Denkschrift eingereicht, deren Inhalt zwar undurchführbar, immerhin aber interessant ist. Sie soll einen Weg zeigen zur Beilegung der religiösen Zwistigkeiten, deren Unheil Chinas Verhängnis sei. Da die einheimischen Beamten unfähig seien, die Streitigkeiten zwischen Christen und Nichtchristen zu schlichten, sei es begreiflich, daß die Ausländer den Schutz jener übernommen hätten. Dabei geschehe jedoch Mißbrauch durch angebliche Konvertiten, und da die Behörden des Landes die Fremden fürchteten wie Tiger und Wölfe, sei es diesen möglich, durch ihre Einmischung in die Gerichtsbarkeit Landabtretung und Schadenersatz in Eigennutz zu erzielen. Die Denkschrift weist sodann auf das bedrohliche Wachstum der christlichen Kirchen hin: „Die beiden Glaubenslehren, der Katholizismus und der Protestantismus, finden augenblicklich unter der chinesischen Bevölkerung von Tag zu Tag größere Verbreitung; die Tempel unserer Vorfahren und die den Geistern unsres Landes geweihten Altäre stehen in

Gefahr, in Trümmerhaufen verwandelt zu werden; man weiß des Morgens noch nicht die Gefahr, die der Abend bringt." Da nun Frankreich den Schutz der Christen infolge seiner Trennung von Kirche und Staat abgelehnt habe, sei es an der Zeit, die Gefahr, daß Deutschland oder Italien diese Aufgabe übernähme, abzuwehren. „Für uns bleibt nur ein Ausweg: wir müssen unsern Herrscher anflehen, unverzüglich einen Delegierten nach Rom zu entsenden, damit dieser dem Papst die Bitte unterbreitet, einen Chinesen zum Erzbischof für China zu ernennen, der in seiner Hand die Leitung der Missionsangelegenheiten aller christlichen Staaten in China vereinigen könnte. Wir müssen eine Vereinigung aller christlichen Chinesen ins Leben rufen und selber für den Schutz der Gotteshäuser Sorge tragen, dann brauchen wir auch nicht mitanzusehen, wie sich andere Staaten in unsere inneren Angelegenheiten einmischen." Und nun führt der Mandschu vom Kaisergeschlecht die Kirchengeschichte ins Feld zum Beweis dafür, daß ein Staat, welcher die Kirche in seinem Gebiet selber schütze, emporblühe, ein Staatswesen aber, welches den Schutz der Religion in seinen Grenzen andern überlasse, zugrunde gehe. „Sollte es nicht möglich sein, den Schutz der Kirchen in unsere Hände zu bekommen, so will ich mein Leben opfern; denn ich kann es nicht über mich bringen mitanzusehen, wie unser Vaterland in Trümmer fällt und unsere Landsleute zu Sklaven anderer erniedrigt werden."

Aus Peking verlautet, die Zentralregierung gehe mit der Absicht um, einen besondern Gerichtshof zur Schlichtung von Religionsstreitigkeiten einzuführen, damit die internationalen Verwicklungen, welche sich an solche Prozesse zu heften pflegen, vermieden würden; in Peking solle zunächst ein Anfang gemacht werden; wenn sich die Einrichtung bewähre, sei sie auch für die Provinzen zu treffen. Europäische Rechtsanwälte sollen für diesen Gerichtshof als Berater ins Auge gefaßt sein. Wir geben diese Mitteilung unter Vorbehalt; eine diesbezügliche Verordnung der Regierung liegt uns noch nicht vor.

Die Unruhe ist gegenwärtig groß im Reich der Mitte! Schon öfters ist in diesem Blatt darauf hingewiesen worden, daß mit der Entsendung von Studenten nach Japan sehr schlimme Erfahrungen gemacht werden. Während des letzten halben Jahres haben sich die Anzeichen, daß revolutionäre und anarchistische Strömungen in diesen studentischen Kreisen vorherrschen, in erschreckender Weise gemehrt. In einigen dieser politisch unreifen und überhitzten Köpfe scheint jetzt die Erkenntnis aufgedämmert zu sein, daß eine Bombe oder Kugel wirksamer sei, als die beste friedliche Beweisführung. Am 6. Juli wurde En-min, der Gouverneur von An-hui, in seiner Provinzialhauptstadt bei Besichtigung der Polizeischule durch den Polizeidirektor unter Mithilfe von Schülern erschossen. Die Kugeln hatten allerdings keinen Würdigen getroffen! Er war ein Fremdenhasser, Opiumraucher und Nichtstuer; um 3 Uhr nachmittags pflegte er aufzustehen; die Verwaltung seiner [illegible]
ließ er sich keine Mühe kosten, und als in derselben die Hung[illegible]
lehnte er hochmütig fremde Hilfe ab und regte selbst ka[illegible]
Man bringt den Mord in Verbindung mit dem weitve[illegible]

der Ko-ming-tang, welcher antidynastische Ziele verfolgt und in seinen Reihen namentlich Studierende in Japan zählt (s. Miss.-Mag. 1907, S. 429). Leider hat bei diesem Anlaß die Regierung ihr Versprechen, fortan mit dem Verbrecher nicht zugleich auch seine Familie zu richten, verletzt, indem auch eine entfernte Verwandte des Mörders mit dem Leben für seine Schuld büßen mußte; sie war eine begabte und tatkräftige Frauenrechtlerin, die man bei dieser Gelegenheit mundtot machte. Solche Justiz hat im Volk viel Entrüstung entzündet. In Peking am Hofe rief diese Mordtat von An-hui Angst und Schrecken hervor. Man begann vor Attentaten zu beben, und schleunigst verordnete ein kaiserlicher Erlaß, daß diejenigen Beamten, welche sonst regelmäßig zur Audienz zu erscheinen haben, durch eine Vorstellung beim Großsekretär dieser Pflicht genügen sollten — „um der großen Hitze willen." Und als Kaiser und Kaiserin-Witwe eines Morgens im Juli einen Tempel in der Stadt besuchten, um Opfer darzubringen, waren Militär und Polizei insgesamt aufgeboten; vor jedem Laden in den betreffenden Straßen waren zwei Bewaffnete postiert, und seltsame Stille herrschte.

Nicht allein unwürdigen Beamten droht neuerdings auch in China die Bombe. Im August baten drei von auswärts gekommene Boten um Audienz bei dem Vizekönig von Tschili, dem tatkräftigen, reformfreundlichen, um sein Vaterland verdienten Yuan Shi-kai in Tientsin. Er traute ihnen jedoch nicht, ließ sie durch Geheimpolizisten untersuchen, und bei jedem fand man eine Bombe. Aehnliches trug sich in Mukden zu. Vier Studenten aus Japan wurden als Revolutionäre ergriffen; als Spur ihrer Tätigkeit entdeckte man im Amtszimmer des Generalgouverneurs Hsü drei große, anarchistische Bilder. Das eine, mit der Aufschrift „des Himmels Strafe", zeigte einen Reiter, der mit gezücktem Schwert Mandschu vor sich her jagt und niederhaut; das zweite und dritte stellten drei Verbrecher dar, wie sie gerichtet werden, und machte sie durch die Zeichen Yuan, Tschang und Tsen als drei der größten regierenden Staatsmänner kenntlich. Seit geraumer Zeit bildet der äußerste Süden des Reichs, das an Tongking stoßende Gebiet der Provinzen Kwangtung und Kwangsi, eine böse Wetterecke, indem die Wühlereien der oben erwähnten Ko-ming-tang-Sekte die Bevölkerung stark aufgeregt und die Flammen der bewaffneten Revolution hell entfacht haben. Mit Besorgnis blickt die Zentralregierung nach der französischen Grenze hin, wo die Nachbarn starke Schutzwehr bereitet haben. Man munkelt in der chinesischen Bevölkerung jener Grenzgebiete davon, daß die Franzosen im geheimen den Aufstand begünstigten und den Revolutionären zu ihrer modernen Bewaffnung verhalfen, und weil in dem japanisch-französischen Abkommen vom Frühjahr 1907 die beiden Mächte sich Unterstützung versprachen in dem Bestreben, „den Frieden in den an die beiden Vertragsstaaten grenzenden, chinesischen Gebieten aufrecht zu erhalten," hegt man chinesischerseits die starke Befürchtung, Frankreich werde, durch Japan gedeckt, mit bewaffneter Hand zu seinen Gunsten von Tongking aus in den unruhigen Nachbarprovi
Frieden schaffen. In Peking ist infolgedessen die Ueberzeugung d
daß es endlich an der Zeit sei, mit fester Hand einzugreif
Mitte Oktober ein kaiserliches Edikt an die Generalgou

neure, die vielen Unruhen und Aufstände in den Provinzen seien lediglich darauf zurückzuführen, daß sie selbst nicht die erforderliche Aufsicht über die ihnen anvertrauten Gebiete ausübten; das Edikt bedroht sie mit schweren Strafen, wenn in sechs Monaten nicht völliger Wechsel eintrete.

Während die chinesische Presse noch vor wenigen Jahren es liebte, weidlich auf Deutschland zu schimpfen, erfreut sich dieses Reich zurzeit einer schonenden, zum Teil sogar freundlichen Beurteilung. Um so größer ist der Argwohn gegen Frankreich, Japan und Rußland. Frankreich entfaltet in Yünnan eine äußerst rührige handelspolitische Tätigkeit. Hinter dieser Provinz liegt nördlich das vielbegehrte, reiche Sztschuen am obern Yangtse, Chinas Schatzkammer und Eingangstor nach Tibet. Dorthin sind Frankreichs Blicke gerichtet. Während Englands Projekt, von Barma per Bahn den Eroberungszug dahin zu unternehmen, vorläufig an Barmas Grenzgebirgen scheiterte, wird voraussichtlich in drei Jahren Frankreich direkten Bahnverkehr von Hai-phong bis Yün-nan-fu, der Hauptstadt von Yünnan, besitzen, und die französischen Kolonialpolitiker hoffen, den Handel Tibets in dieses Geleise lenken zu können. In Yünnan gewahrt die Bevölkerung diese Tendenzen der fremden Macht zum Teil mit großer Sorge. Ein reicher Bürger dieser Provinz hat eine neue Partei gegründet, welche im Volk großen Anhang besitzt. Ihr Name lautet: „Auf Tod und Leben!“ Ihre Parole ist: entweder von der Regierung in Peking wirksamen Schutz erlangen, oder aber sich unabhängig machen und zur Selbsthilfe greifen. „Entweder leben als freie Bürger und nicht als Tiere und Sklaven von Frankreich und England, oder wir sterben zusammen — das sei unser Losungswort!“ (Es ist nämlich zu bemerken, daß die rege französische Aktion von englischer Seite in den betreffenden Provinzen durch gesteigerte Tätigkeit beantwortet wird.)

Die Mongolei im Norden ist nicht minder, als die Südprovinzen, ein Sorgenkind der kaiserlichen Regierung in Peking. Es verlautet hier, Japan habe Rußland in seinem Vertrag freie Hand für dieses Gebiet zugesagt. Wie dem auch sei — es ist augenscheinlich, daß die Russen große Anstrengungen machen, sich in der Mongolei festzusetzen und ihren Einfluß auf die wirtschaftliche Erschließung des Landes zu erhöhen. Ein russischer Forscher, der die Umgegend der Hauptstadt Urga untersuchte und deshalb von der Bevölkerung zurückgewiesen wurde, erschien mit 50 Soldaten aus Wladiwostok wieder. — Nicht minder emsig sind die kleinen, rührigen Japaner. Sie suchen das Volk an sich zu locken, junge Mongolen ziehen sie nach Japan auf ihre Schulen, sie selbst lernen die Sprache an mongolischen Schulen, welche sie errichtet haben. Um die Mongolei vor dem Schicksal der Mandschurei zu bewahren, wird in Peking der Plan erwogen, sie in eine Provinz umzuwandeln, wodurch man den Bestrebungen der Fremden besser entgegenzutreten hofft.

Die Japaner scheinen es besonders auf die ihrem Formosa gegenüber-
nde Provinz Fukien abgesehen zu haben. Hier vollziehen sie eine förm-
vasion, und zwar hat dieselbe neuerdings auffallend viele Buddhisten-
ns Land geschoben. Das ist zum guten Teil Maske; unter dem
ien sich Eindringlinge aus allen möglichen Berufsarten.

Da hiedurch bestehende Verträge direkt verletzt werden, haben (im Oktober 1907) die Notabeln und Beamten der Provinz beim auswärtigen Amt in Peking nachdrücklich Beschwerde erhoben gegen das Eindringen dieser japanischen Buddhisten-Missionare, indem sie darauf hinweisen, daß die Zahl der Japaner im Innern von Fukien immer größer werde. Bedeutsame Vorgänge vollziehen sich in Tibet, dem chinesischen Tributärstaat. Wie unsern Lesern bekannt sein mag, drang 1904 der britische Oberst Younghusband mit Truppenmacht von Britisch-Ostindien bis nach Lhasa, der Hauptstadt Tibets, vor und erzwang den Vertrag vom 7. September, welcher Tibet so ziemlich an England auslieferte. Nun zeigte China plötzlich für dieses sein westliches Interessengebiet rege Bekümmernis. Es erkannte zwar Englands Vertrag mit Tibet an, doch mußte England sich verpflichten, weder tibetisches Gebiet zu besetzen, noch sich in die Verwaltung des Landes zu mischen. So Ende 1906. Noch verhielt sich der chinesische Vertreter in Lhasa wie gewohnt passiv. Aber Ende Dezember erfolgte die Entsendung eines zweiten Residenten, des tatkräftigen und sehr fähigen Tschang-yin-tang. Seitdem ist China entschlossen, Tibet ernsteste Aufmerksamkeit zu schenken, und wichtige Arbeit ist im Gang, welche die allseitige Hebung des Landes bezweckt. Zur Befestigung der chinesischen Autorität ist mit der Ausbildung einer Truppe von 6000 Mann begonnen, Schulen sind errichtet, junge Tibeter sind an die Militärakademie in Peking berufen, in Lhasa ist eine Zeitung gegründet, und in aller Stille sind Schritte eingeleitet, um durch Verbesserung der Verkehrswege und Eröffnung von Handelsplätzen den Ausfuhrhandel Tibets, der hauptsächlich in Gold, Pelzen, Zucker, Moschus, Tee, Tabak, Fetten besteht, über die Provinz Sztschuen zu leiten — den Bemühungen Frankreichs und Englands zum Trotz, die ihn nach Yünnan und Tongking oder Barma und Ostindien ableiten wollen. Man plante in Peking sogar eine unverzügliche Angliederung Tibets an Sztschuen. Von landeskundiger Seite jedoch wurde dringend geraten, mit dem Anschluß an diese Provinz noch zuzuwarten, bis die beiden Gebiete wirtschaftlich und kulturell einander erheblich näher gebracht seien; dann erst solle der tatsächlichen Einigung auch die Verwaltungseinheit folgen. Gelingen diese Pläne, so wird China an Tibet ein mächtiges Bollwerk gegen Westen haben und in der Hand des betreffenden Generalgouverneurs ein Herrschaftsgebiet von 2 300 000 km^2, viermal größer als Deutschland, vereinigt sein; dann würde die englische Expedition, falls ihr Zweck die Lösung Tibets von China war, das Gegenteil erreicht haben.

Wenn auch das chinesische Reich durch sämtliche Verträge der letzten sieben Jahre, welche auf dasselbe Bezug nehmen, in seiner Integrität anerkannt und gegen eine Erneuerung der frühern Aufteilungsversuche geschützt ist, so ist das Mißtrauen gegen die fremden Mächte im Lande selbst dennoch groß — Yuan Shi-kai freilich soll eine Annäherung an Deutschland und die Union beharrlich anregen — und das Bestreben geht durch alles hindurch, sie möglichst fernzuhalten. Noch ist nicht das geringste Anzeichen dafür vorhanden, daß den Schulbestrebungen der Ausländer eine organische Verbindung mit dem staatlichen Schulsystem ermöglicht würde. Ein Thronbericht des Unterrichtsministeriums, vom Staatsanzeiger in Peking am 17. Juli

1907 veröffentlicht, ist völlig deutlich. Nach demselben werden zu den Jahresprüfungen in Peking, von welchen der Eintritt in den höhern Staatsdienst abhängt, nur solche Kandidaten zugelassen, welche an einer richtigen Universität oder Fachhochschule des Auslandes studiert haben; nicht aber berechtigt hiezu der Besuch von Lehranstalten, welche im Ausland oder in den Vertragshäfen von Ausländern für Chinesen errichtet sind. Dieser Erlaß trifft auch Institute wie die neue deutsche medizinische Schule in Schanghai.

Bemerkenswert ist, wie die Bewegung gegen die Uebertragung von Eisenbahn-Konzessionen an Fremde neuerdings an Heftigkeit zunimmt. Die Verhandlungen wegen der Bahn Tientsin-Tschinkiang, für welche Deutschland vor einem Jahrzehnt schon die Lizenz erhielt, rücken nicht von der Stelle, und in betreff einer andern, ebenfalls Deutschland zugesagten Bahnanlage hat der chinesische Gesandte in Berlin Befehl erhalten, der deutschen Regierung plausibel zu machen, daß China die Sache selbst zu übernehmen wünsche. Andern Völkern ergeht es übrigens nicht besser. Das Bestreben, alles selbst zu machen und die Unterstützung des Auslandes möglichst abzulehnen, wird in der Hauptstadt wie in den Provinzen immer stärker. Warnend erhebt deshalb ein von Japanern geleitetes Blatt die Stimme: „Bei der jetzigen Neugestaltung kann China nicht auf ausländische Berater verzichten. Kein einziger Staatsmann ist so klug und tüchtig, daß er alle Aufgaben allein lösen könnte. China sollte für alle Gebiete ausländische Berater beiziehen, wenn die Reform von Nutzen sein soll.“ Wenn nur dieser Rat selbstlos wäre! Wer hat Freude an egoistischen Helfern? Chinas Lage ist in der Tat nicht beneidenswert; es sträubt sich naturgemäß gegen unentbehrlichen, gefährlichen Beistand. (Schluß folgt.)

Rundschau.

Koloniales.

Ueber die kulturellen Aufgaben in den deutschen Kolonien und welche Stellung die Kolonialregierung den Eingeborenen gegenüber einzunehmen habe, hat sich kürzlich der von Ostafrika zurückgekehrte Staatssekretär Dernburg in der Hauptversammlung der deutschen Kolonialgesellschaft zu Frankfurt am 5. Dezember 1907 in bemerkenswerter Weise u. a. folgendermaßen geäußert: „Die kulturellen Aufgaben, die Erschließung der großen Schätze des Landes, die Hebung der Wirtschaft und Produktion der Eingeborenen, die Erzeugung der Rohstoffe für die Heimat, sind die eigentlichen Aufgaben, die wir zu betreiben haben ... Mit diesen technisch-wirtschaftlichen Aufgaben geht Hand in Hand und ist untrennbar verbunden die soziale und ethische Hebung der Eingeborenen, eine Aufgabe, die den deutschen Kolonialfreunden, der ganzen Nation mit Recht warm am Herzen liegt, ja die für manche die ausschließliche Raison einer Kolonialpolitik bildet ... Nur ein in seiner Produktion vorwärtskommender und prosperierender Eingeborener ist in der Lage, seinen Sinn höheren Anforderungen zu öffnen, und nur mit dieser

Entwicklung wird auch die so mühsame und entbehrungsfreudige Arbeit unserer Missionare ihren verdienten Lohn finden. Heben wir den Eingeborenen wirtschaftlich, so heben wir ihn sozial, und über diese Etappen führt der Weg zur Kultur und Humanität im Sinne der Heimat." (Deutsches Kolonialblatt Nr. 24. 1907.)

Japan.

Der Strom chinesischer Studenten, der in den letzten Jahren nach Japan flutete, hat in neuester Zeit bedeutend abgenommen. Bekanntlich war es der russisch-japanische Krieg, der die Chinesen auf das Inselreich hinüberlockte, um sich dort die geistigen Waffen zu holen, womit sie in Zukunft ihr Vaterland von der Bevormundung der Fremden zu befreien hofften. Japan aber, das hiebei auch seine politischen Zwecke im Auge hatte, öffnete ihnen bereitwilligst die Tore seiner Lehranstalten. So begann denn schon im ersten Jahre des Krieges der Zudrang chinesischer Studenten zu den Mittel- und Hochschulen Japans, zumeist zu denen der Hauptstadt. Und als die staatlichen Schulen keine Chinesen mehr aufnehmen konnten, da drängten diese in Ueberfülle in die verschiedenen privaten Lehranstalten, die ihnen ohne jegliche Einschränkung Aufnahme gewährten. Gegen Ende des Jahres 1905 zählte man bereits gegen 12 000, davon 9—10 000 in Tokio.

Dieser unvorhergesehene Andrang hatte allerlei Schwierigkeiten im Gefolge, so daß die ganze Bewegung mit der Zeit notwendig wieder zurückgehen mußte. Ein Hauptgrund davon lag in der Leichtfertigkeit, mit der die Chinesen ohne Rücksicht auf ihre Vorbildung in die japanischen Privatlehranstalten aufgenommen wurden. Neben Männern in reifem Alter standen Jünglinge und Knaben, denen fast alle Kenntnis der japanischen Sprache abging und die sich nur mit Hilfe der Schriftzeichen mit den Japanern verständigen konnten. Diese Ungleichmäßigkeit in der Vorbildung, sowie die Verschiedenheit in dem Ernst ihrer Pläne und Bestrebungen machte den Unterricht für die japanischen Lehrer ungemein schwierig, wenn nicht gar aussichtslos. Da waren Leute, die mit Unterstützung der Regierung oder ihrer örtlichen Behörden gekommen waren, um in einem regelmäßigen Kursus von fünf bis sechs Jahren sich so viel Wissen anzueignen, daß sie daraufhin die Staatsprüfungen in Peking würden bestehen können. Neben ihnen kamen andere, die als Söhne reicher Eltern auf eigene Kosten das gleiche Ziel erstrebten. Die Mehrzahl aber bestand aus solchen, die in ein oder zwei Jahren so weit zu kommen hofften, um dann irgendeinen Posten in ihrer heimatlichen Landesverwaltung zu erhalten. Ob sie ihn auch ausfüllen würden, das kümmerte sie wenig. Außerdem gab es auch genug unruhige Elemente, denen viel mehr an politischen Umtrieben als am Studium der Wissenschaften gelegen war. Das Leben unter der mit neuen, unverdauten Ideen erfüllten Jugend aus allen Teilen Chinas gab diesen Schwärmern die willkommenste Gelegenheit, ihre revolutionären Anschauungen zu verbreiten. Viele dieser Agitatoren waren auch Verbannte, die aus China geflohen waren und in Japan Zuflucht gesucht hatten. Natürlich gingen ihre Umtriebe zunächst nur im geheimen vor sich, bis die japanische Polizei durch eine von ihnen gegründete politische

Zeitung aufmerksam auf sie wurde. Nun begann eine Zeit der Kontrolle in den Studentenherbergen, bei der wenig Erfreuliches an den Tag kam. Die Herbergen wurden infolgedessen unter polizeiliche Aufsicht gestellt, einige wurden sogar aufgehoben. Ferner hatten sich die Studenten von jetzt ab auf der chinesischen Gesandtschaft eintragen zu lassen und mußten dort ihre Herbergen angeben. Als dann auch ihr Schulbesuch unter Kontrolle gestellt werden sollte, da gab's eine allgemeine Empörung. Es folgte kurz vor den Neujahrsferien 1905 ein allgemeiner Studentenstreik, der erst mit dem neuen Jahre sein Ende nahm. Inzwischen hatten aber Hunderte der Jünglinge das Feld geräumt und waren in ihre Heimat zurückgekehrt, unzufrieden mit der Bevormundung, die ihnen in dem freien Japan zuteil geworden war, unzufrieden wohl auch mit dem Erfolg ihres Studiums, das sie nicht ans Ziel gebracht zu haben schien. Denn von den vielen Kameraden, die sich mit Zeugnissen ihrer Schulen in Japan versehen zur Prüfung in ihrer Heimat gemeldet hatten, waren nur wenige zugelassen worden, und von diesen waren noch neun Zehntel durchgefallen. Die dagegen, die ihren Studien in Europa und Amerika obgelegen hatten, waren zu neun Zehnteln siegreich aus dem Prüfungskampf hervorgegangen.

Seitdem ist die Bewegung, wie gesagt, beständig zurückgegangen. Das hängt noch mit einem andern Umstand zusammen. Die chinesische Regierung war nämlich durch verschiedene Ereignisse im eigenen Lande darauf aufmerksam geworden, daß ihre jungen Leute in Japan mehr mit revolutionären Gedanken als mit Wissenschaft angefüllt wurden. Demzufolge wurden auf gleichzeitiges Betreiben der chinesischen Gesandtschaft in Tokio hin die Aufnahmebedingungen für die Studenten einer genauen Prüfung und Ordnung unterzogen; auch wurde ein Nachweis über die Mittel zum Studium verlangt. Damit ist wenigstens so viel erreicht worden, daß die Qualität der Studenten weit besser geworden ist. Bei der letzten Prüfung in Peking haben nun auch neun Zehntel der in Japan vorgebildeten Examinanden die Prüfung bestanden. Daß aber die politischen Treibereien unter ihnen durchaus nicht abgenommen oder aufgehört haben, dafür liegen Beweise aus der neuesten Zeit vor. (Nach dem Ostas. Lloyd 1907, Nr. 45.)

Korea.

In einem Brief, den ein Lord William Cecil über das Missionswerk in Korea an die Times richtete, schreibt derselbe unter dem 28. Oktober: „Die Koreaner nehmen das Christentum mit einer Begeisterung und Aufrichtigkeit an, mit der der Missionserfolg in China und Japan garnicht zu vergleichen ist.“ Fürst Ito, der bekannte japanische Staatsmann, der gegenwärtig die Zivilverwaltung in Korea in Händen hat, und dem die raschen Fortschritte des Christentums im Lande nicht entgangen sind, bemerkte u. a. zu Lord William, daß das Umsichgreifen des Christentums selbst die politische Lage wesentlich beeinflusse, und daß er nur wünsche, die Missionare möchten diese christliche Bewegung in Korea nicht zum Deckmantel politischer Umtriebe werden lassen. Natürlich fehlts auch nicht an Erweckungen, von denen der Berichterstatter besonders die eine erwähnt, die in der Stadt Pyeng-Yang

stattfand, die aber Szenen darbot, wie sie von der Kasseler Bewegung bekannt geworden sind. Wir hoffen, daß die dortigen schottischen Missionare nüchtern genug sein werden, um eine derartige Bewegung in die rechten Geleise zu leiten.

China.

Die Fortschritte der chinesischen Schulreform darf man zurzeit noch nicht allzuhoch einschätzen; denn wie der Ostasiatische Lloyd (Nr. 47) berichtet, hat es den Anschein, als begünstige die Regierung im geheimen noch immer die Schulen alten Stils. Tatsächlich ist neuerdings dem Thron von einflußreichen Männern der Vorschlag gemacht worden, vorderhand das alte System neben dem neuen beizubehalten. Dagegen hat sich aber die unter der Leitung des Großsekretärs Tschang Tschi-tung stehende Unterrichtsverwaltung mit großem Nachdruck gewandt. In einer Denkschrift, die sie kürzlich dem Throne überreicht hat, führt sie aus: Könne man durch beide Systeme zu Amt und Würden gelangen, so würden alle zum alten System zurückkehren, weil es weit leichter sei als das neue. Die Schäden der neuen Schulen sollten keineswegs verkannt werden, aber sie müßten mit in den Kauf genommen werden, da es ohne die neue Schule in China nun doch nicht mehr ginge.

Missionskonferenz. Um einen größeren Zusammenschluß der in der Kanton-Provinz arbeitenden drei deutschen Missionsgesellschaften Basel, Barmen und Berlin I herbeizuführen, kamen die drei Präsidenten der betreffenden Missionen überein, alle zwei Jahre eine gemeinsame Konferenz zu halten, und zwar „als Ausdruck der Freundnachbarlichkeit und der Einheit der drei deutschen Gesellschaften“. Die Zusammenkunft soll als sogenannte „Wanderkonferenz“ abwechselnd auf den Stationen Hongkong (Basel), Kanton (Berlin) und Tungkun (Barmen) jedesmal nach dem chinesischen Neujahr gehalten werden. Den Vorsitz führt der Präses der Gesellschaft, in deren Gebiet die Konferenz stattfindet. Sie wird beschickt außer den drei Präsidenten durch je zwei Abgesandte. Andere Missionare können als Gäste anwesend sein. Mit jeder Konferenz soll ein Gemeindemissionsfest verbunden werden. In der Konferenz selbst soll ein biblisch-theologisches Referat gehalten, dann kurz ein Ueberblick über den Fortgang der Arbeit gegeben werden. Andere Beratungsgegenstände ergeben sich von selbst. Ferner wurde beschlossen, ein gemeinsames Wochenblatt herauszugeben, das vom Jahr 1908 an erscheinen soll, zunächst alle 14 Tage, später wöchentlich. Jede der drei Missionen hat einen oder zwei offizielle Berichterstatter für das Blatt zu ernennen. Letzteres soll nicht in erster Linie nur den Gehilfen und Lehrern dienen, sondern ein wirkliches Gemeindeblatt sein; daher soll es in dem sogenannten leichten Buchstil abgefaßt werden. Zunächst sind 1200 Exemplare ins Auge gefaßt; der Bezugspreis ist auf einen Dollar festgesetzt. Der Inhalt des Blattes soll in einer erbaulichen Betrachtung bestehen, Beiträge wissenschaftlicher und pädagogischer Art enthalten, sodann unterhaltende Artikel und Missionsnachrichten. Auch dem politischen Nachrichtendienst soll Rechnung getragen werden. Möge aus diesem Zusammengehen der drei Gesellschaften viel Segen für meinsame Arbeit erwachsen! (Rhein. Missionsber. 1907, 12.)

Tibet ist noch immer ein „verschlossenes Land“, obschon man gehofft hatte, es werde der Mission durch die britische Expedition im Jahre 1904 daselbst die Tür aufgetan werden. Aber der kürzlich veröffentlichte Vertrag zwischen England und Rußland hat diese Hoffnung vorderhand zerstört; denn nach ihm soll „innerhalb der nächsten drei Jahre keinerlei wissenschaftliche Mission irgend welcher Art in Tibet Zutritt haben.“ Damit soll jedenfalls gesagt sein, daß auch die christliche Mission während dieses Zeitraums nicht zugelassen werden soll.

Indien.

Im nördlichen Indien droht wieder eine schreckliche Hungersnot. Zwar sind einzelne Teile des Landes selten ganz frei von dieser Geißel, aber diesmal scheint wieder ein großes Gebiet, das der Vereinigten Provinzen mit einer Bevölkerung von nahezu 50 Millionen, dieser Kalamität entgegenzugehen, sodaß die Regierung bereits im Herbst den Distriktsbehörden die nötigen Weisungen zugehen ließ, um gegen den gefürchteten Notstand Vorkehrungen zu treffen. Wie bedenklich die Aussichten sind, geht aus einem Bericht des englisch-kirchlichen Missionars Hall in Allahabad hervor, der u. a. schreibt: „Wir haben nun seit längerer Zeit keinen Regen mehr gehabt, und ein austrocknender Wind hat die Ernte vollends vernichtet. Natürlich ist es eine Unmöglichkeit, die Aussaat für den Herbst in dem harten Erdreich zu bestellen, sodaß ich fürchte, wir gehen einer fürchterlichen Not und allgemeiner Hungersnot entgegen.“ Auch aus dem Gebiet der Goßner'schen Mission wird eine solche gemeldet.

Nias.

Ein Autodafee. Auf den westlich von Nias gelegenen Nakko-Inseln, die von der rheinischen Mission von der Hauptinsel Nias aus seit 1899 besetzt worden sind, hatten mehrere Häuptlinge den unerwarteten Beschluß gefaßt, ihre Götzen zu beseitigen und in den Taufunterricht einzutreten. Demzufolge begaben sich die Missionare Kramer und Fehr auf einem Regierungsdampfer dahin, um der Sache näher zu treten. Sie blieben fast eine ganze Woche daselbst und überzeugten sich von der Aufrichtigkeit der Leute. Es waren, heißt es in den Rheinischen Missionsberichten (1907, Nr. 12), Fest- und Siegestage. Erst wurde die vom eingeborenen Lehrer Tito geleitete Schule inspiziert, dann ging es am andern Tage nach der Insel Bawa. Der dortige Häuptling Samaëmu war einer von denen, die die Götzen abtun wollten. Er ließ alle Götzen auf der Dorfstraße in einem großen Haufen zusammentun und verbrennen. Der achtzigjährige Mann zeigte dabei auf ein hölzernes Bild und sagte: „Diese Götzen wurden für mich gemacht, als ich noch ein Kind war, und ich habe ihnen bisher, wenn ich krank war, stets Opfer gebracht und Hilfe von ihnen erfleht. Aber jetzt soll das aufhören und ich will fortan der Lehre Gottes folgen.“ — Am Nachmittag desselben Tages wiederholte sich das gleiche Schauspiel in einem andern Dorfe. Das große Haus des Häuptlings war voll von größeren und kleineren Götzen, zum Teil schön geschnitzten, zum Teil recht rohen Hölzern

Auch dieser Häuptling war ein alter Mann von 83 Jahren. Er war erst noch zaghaft, was er tun sollte, und bat die Missionare, sie möchten entscheiden. Diese aber erklärten mit Recht, daß er das selbst tun müsse; es stünde ihm vollkommen frei, die Götzen zu behalten oder abzutun. Da besann er sich einige Zeit und sagte: „Sammelt die Götzen und verbrennt sie; ich mag nichts mehr mit ihnen zu tun haben." Schnell machten sich die jungen Leute daran und reinigten das Haus in allen Ecken. Am Tage darauf geschah das Gleiche noch einmal an einer dritten Stelle, in einem großen Dorfe auf Nakko selbst. Der dort stationierte Missionar Hoffmann darf nun hoffen, daß jetzt, nachdem durch das öffentliche Verbrennen der Götzen die äußeren Hindernisse hinweggeräumt sind, auch die Frucht seiner bisherigen Missionsarbeit nicht ausbleiben werde. Jetzt gilt es, die Leute zu unterrichten, damit sie den schmalen Weg, der zum Leben führt, betreten; denn mit dem Verbrennen der Götzen ist es noch nicht getan.

Aus **Mesopotamien.** Durch die Einschränkungen, die die englisch-kirchliche Mission infolge Geldmangels vornehmen muß, war auch die Fortführung der ärztlichen Mission in Mosul in Frage gestellt. Die Leute von Mosul nahmen das aber nicht stillschweigend hin. Eine Bittschrift ging nach London ab, worin dringend um Fortführung des Werkes gebeten wurde. Die Bittschrift trug die Namen und Siegel einflußreicher Männer, sprach aber auch im Namen der Armen, wie auch für die 348 Städte und Dörfer, die schon die Hilfe des Missionsarztes erfahren hatten. Das Erfreulichste ist, daß die Bittschrift von einem bigotten vornehmen Moslem ausgegangen ist. Mosul wird seine ärztliche Mission behalten. (C. M. Gazette 1907, 336.)

Kamerun.

Zwei wichtige Bauten sollen dieses Jahr ausgeführt werden.

Die Stadt Bamum (besetzt seit Frühjahr 1906) erhält ein solides Missionshaus für 10000 Mark; eine große Wohltat gegenüber der bisherigen primitiven Unterkunft. Für Schulen und Kapellen sorgt der König nach einheimischer Bauart, die aber für Wohnhäuser zu ungesund ist.

Außerdem erhält die ärztliche Mission in Bonaku (Duala) ein kleines Spital für etwa 30 Kranke, da das vorhandene Häuschen aus Wellblech zu klein und den Temperaturschwankungen zu sehr ausgesetzt ist. Dr. Häberlin macht viele Bruchoperationen, für die auch ganz ordentlich bezahlt wird. Er schreibt am 5. Nov. 1907: Ich habe heute 11 Bruchoperierte in meinem „Spital". Damit ist es vollkommen besetzt. Wie Leoparden reißen sich die Leute um ein freigewordenes Bett. — In Kamerun ist also noch kein Ueberangebot an ärztlicher Hilfe. Das neue Spital kostet 6—8000 Mark.



Die ärztliche Mission in den deutschen Kolonien.

Von Pastor C. Paul in Lorenzkirch bei Strehla a. d. E.

Die vor einigen Jahren entstandene Bewegung zur Vermehrung der im Dienst der deutschen Missionsgesellschaften stehenden Aerzte und Krankenpflegerinnen gewinnt sichtlich an Umfang. Sie hat, wie unsere Leser wissen, warme Fürsprecher im Stuttgarter Oberlehrer Kammerer, in Dr. med. Feldmann zu Eckardtsheim, dem Herausgeber der Monatsschrift „Die ärztliche Mission“, und vielen anderen Männern, die bisher weniger hervorgetreten sind.*) Daß weitere Kreise davon erfaßt sind, bekunden die zahlreichen Vorträge in Missionsversammlungen, immer wiederkehrende Artikel und Notizen in den Missionsblättern; vor allem aber die Vereine für ärztliche Mission und das Deutsche Institut für ärztliche Mission, dessen Heimstätte in Tübingen ersteht.

Einen neuen Anstoß empfängt diese Bewegung durch Staatssekretär Dernburg. Im Zusammenhang mit der Eingeborenen-Frage, der er seine besondere Aufmerksamkeit zuwendet, gehen seine Pläne auf Schaffung eines umfassenden Hilfsdienstes zur Linderung von Krankheiten und anderen leiblichen Nöten für die Eingeborenen der deutschen Kolonien, in erster Linie Deutsch-Ostafrikas. Malaria und Schlafkrankheit, Pocken und Pest, Aussatz, Guineawurm und Sandflöhe — das ist nur eine kleine Auswahl der Plagen, unter denen die zwischen dem Indischen Ozean und den innerafrikanischen Seen lebenden Negerstämme seufzen. Ein weites Arbeitsfeld für Philanthropen nicht minder, wie für solche, die aus wirtschaftlichen Gründen den Eingeborenen zu längerer Lebensdauer und gesteigerter Arbeitskraft verhelfen möchten.

Man darf gespannt sein, welches Entgegenkommen der Leiter der deutschen Kolonialpolitik bei diesen Bestrebungen in den eigentlichen Kolonialkreisen finden wird. Es ist dort eine Strömung vorhanden, die dem Europäer in Afrika die Stellung eines Nietzscheschen Herrenmenschen zuweisen möchte. Auf irgendwelche Sympathien für die Neger ist da nicht zu rechnen. Sie kommen nur als Arbeitskräfte in Frage. Glücklicherweise kann man

*) Die Freunde der ärztlichen Mission werden mit Freude vernehmen, daß Dr. med. M. Fiebig, der künftige Direktor des deutschen Instituts für ärztliche Mission in Tübingen, schon jetzt seine Zeit und Kraft in den Dienst der Sache gestellt und eine rege Vortragstätigkeit begonnen hat. Dr. Fiebig wohnt bis Ostern in Jena (Kaiser-Wilhelmstr. 1), und wird dann nach Tübingen übersiedeln. Red.

sich aber auch in diesen Kreisen nicht länger der Erkenntnis entziehen, daß die in den tropischen Kolonialgebieten schlummernden Bodenschätze nur mit Hilfe der Eingeborenen gehoben werden können. Von hier aus wird sich doch vielleicht eine Verbindungslinie zwischen der philanthropischen und der wirtschaftlichen Betrachtungsweise ziehen lassen.

Die evangelischen Missionskreise, welche die Völker Afrikas und der Südsee von jeher unter dem Gesichtspunkt des christlichen Erbarmens angesehen haben, heißen alle Bestrebungen, die das Wohl der Farbigen bezwecken, willkommen. Ihre in dieser Richtung laufenden Bemühungen haben ihnen gezeigt, wie viel zu tun ist. Sie hätten schon früher gern mehr getan, wenn ihnen der Mangel an Menschenkräften und Geldmitteln nicht vielfach die Hände gebunden hätte. Wird jetzt von seiten der Regierung die Bekämpfung der endemischen Krankheiten und andere leibliche Hilfe geplant, so sind die Missionsgesellschaften, die in den deutschen Kolonien wirken, durch die in den letzten Jahren stärker hervorgetretene Bewegung zu Gunsten der ärztlichen Mission aufs beste vorbereitet und werden es an Entgegenkommen nicht fehlen lassen.

Bei dieser Sachlage wird es unsern Lesern willkommen sein, wenn wir ihnen einen Ueberblick über die in den deutschen Kolonien vorhandenen Unternehmungen im Sinne der ärztlichen Mission geben. Es soll dabei auch einiger Veranstaltungen gedacht werden, die, ohne zur ärztlichen Mission im eigentlichen Sinne des Wortes zu gehören, doch dem leiblichen Wohlergehen der Eingeborenen dienen.

Deutsch-Ostafrika.

Wenn von ärztlicher Mission in Deutsch-Ostafrika die Rede ist, wacht das Andenken an den edlen Livingstone auf, der ein Bahnbrecher dieser Idee war. Am 4. Dezember v. J. fand in der Senatshalle zu Cambridge eine große akademische Feier statt, die das jetzige Geschlecht an eine vor genau 50 Jahren in demselben Raume gehaltene Versammlung erinnern sollte. David Livingstone war damals aus Ostafrika nach Hause gekommen, um die Blüte der englischen Jugend zu Oxford und Cambridge in den Missionsdienst zu rufen. Es ist bezeichnend für ihn, den man mit demselben Recht Missionsarzt wie Afrikaforscher nennen kann, daß er in einem damals veröffentlichten Aufruf alle Missionsarbeit in Afrika unter den missionsärztlichen Gesichtspunkt stellte. Er schrieb:

„Es ist etwas, ein Missionar zu sein. Die Morgensterne lobten miteinander, und alle Kinder Gottes jauchzten, als sie zuerst das Feld erschauten, das der erste Missionar bestellen sollte. Der große Gott, vor dem die Engel ihr Angesicht verhüllen, hatte einen einigen Sohn. Der ward als ein Missionsarzt zu den bewohnbaren Teilen der Erde gesandt. Es ist etwas, in den Spuren des großen Lehrers und einzigen Mustermissionars, der je unter den Menschen erschienen, ein armer, auch noch so schwacher Nachfolger zu sein.“

Wie Livingstone hier den Stifter der christlichen Religion einen Missionsarzt nennt, so hat er auch in seinen letzten aus Innerafrika nach Europa gerichteten Worten ein Bild gebraucht, das dem Mediziner näher liegt als dem Theologen. Wie ein Notschrei Afrikas klingen diese Zeilen, die auf seiner Grabplatte in der Westminster-Abtei stehen: „Möge des Himmels reicher Segen auf jeden herabkommen, der die offene Wunde der Welt heilen hilft!" — Er dachte dabei an die afrikanische Sklaverei. Diese Geißel des schwarzen Mannes wird dank dem Zusammenwirken der christlichen Kolonialregierungen in den unter ihrer Botmäßigkeit stehenden Gebieten bald beseitigt sein.

Aber es bleiben noch Wunden genug, um deren Heilung sich die barmherzigen Samariter in Gegenwart und Zukunft bemühen sollten. Der Verkehr zwischen Weißen und Schwarzen bedarf noch immer jener Verständigung, in der, wie Henry Drummond sagt, Livingstone ein Meister war: „Er ist tot, aber noch heute redet er in Afrika. Die Augen der armen Schwarzen leuchten, wenn sie einem von dem freundlichen Doktor erzählen, der vor Jahren bei ihnen war. Sie verstanden kein Wort von seinem Englisch, er aber verstand sich auf jene Weltsprache, und sie empfanden, daß Liebe sein Herz erfüllte."

Fassen wir den jetzigen Stand der ärztlichen Mission ins Auge, so läßt sich kein einheitlicher Plan herausfinden, nach dem diese Tätigkeit in Deutsch-Ostafrika angelegt wäre. Es sind 6 unabhängig von einander vorgehende Missionsgesellschaften in diesem Gebiet tätig: Berlin I, die Brüdergemeine, die Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika (nach ihrem Sitz im Folgenden kurz als Bielefelder Mission bezeichnet), die Leipziger Mission; dazu zwei englische, schon vor der deutschen Besitzergreifung in diesem Gebiet ansässig gewordene Gesellschaften: die Kirchliche Missionsgesellschaft und die Universitäten-Mission. Ihre über das ganze Schutzgebiet verstreuten Arbeitsfelder bedingen wegen der klimatischen und ethnographischen Unterschiede auch verschiedene Arbeitsweisen. Aber sie sind ohne Ausnahme einig in der Auffassung, daß es eine Pflicht der Barmherzigkeit für sie ist, den Völkern, unter denen sie tätig sind, auch mit ärztlicher Beratung, Krankenpflege und anderer leiblichen Fürsorge zu helfen. Außerdem hat ihnen die Erfahrung gezeigt (die deutschen Missionare sind in dieser Hinsicht den englischen nachgefolgt), daß solche Liebestätigkeit wesentlich dazu beiträgt, Vorurteile und Mißtrauen zu beseitigen, die den Boten des Evangeliums anfangs vielfach entgegengebracht werden. Namentlich in dem unter mohammedanischen Einfluß geratenen Küstenstreifen dürfte die ärztliche Mission als Wegbahnerin zum Herzen des Volkes von großer Bedeutung sein. Daß ihre Hilfe willkommen ist, beweist ein Schreiben des englischen Missionsbischofs D. Hine, der von Haus aus Mediziner war und für seine Diözese im deutschen Gebiet einen Arzt suchte. Er schrieb im Jahre 1903:

7*

„Eine längere Visitationsreise im Archidiakonat Magila hat mir gezeigt, welches schöne Arbeitsfeld ein Arzt hier hätte. Wohin ich auch komme, nach Msalabani (Magila), Korogwe oder sonstwo im Innern, überall werde ich von Leuten aufgesucht, die ärztliche oder chirurgische Hilfe beanspruchen; oft Fälle von großem wissenschaftlichen Interesse. In Korogwe mußte ich vorige Woche eine ganze Reihe von Operationen vornehmen. Es gab noch mehrere, die eine längere, sorgfältige Behandlung erfordert hätten, von denen ich aber wegen Zeitmangel absehen mußte. Ein Arzt, der im Distrikt wohnt, hätte jetzt ein viel größeres Wirkungsfeld als der 1895 gestorbene Dr. Ley. Alle diese Leute lassen sich lieber in der Missionsklinik behandeln, als daß sie in das deutsche Regierungskrankenhaus nach Tanga gehen, so vorzüglich dessen Einrichtungen auch sind."

Zur Zeit sind in Deutsch-Ostafrika drei approbierte Aerzte, die im Dienst der Mission stehen. In Wuga (Usambara) hat die Bielefelder Mission in Verbindung mit dem Evangelischen Afrika-Verein den Dr. Prölß angestellt. In Magila (Hinterland von Tanga), der Hauptniederlassung der Universitäten-Mission, wirkt Dr. Haviland; in Mamboja (Ussagara) im Dienst der Englisch-Kirchlichen Mission Dr. Baxter. Letzterer dürfte unter den „alten Afrikanern" die meisten Dienstjahre zählen. Er ist drei Jahrzehnte in Ostafrika tätig. Seine Geschicklichkeit in Benutzung der einfachsten Hilfsmittel bei Operationen wird besonders gerühmt.

Bis vor kurzem war die Zahl der Missionsärzte noch größer. Die Leipziger Mission hatte bis Ende des vorigen Jahres am Kilimandscharo den Missionsarzt Ploetze in ihrem Dienst. Er nahm aber seinen Abschied, um sich als Farmer in der Nähe niederzulassen. Seine medizinischen Kenntnisse und eine in 5jähriger afrikanischer Praxis erworbene Erfahrung gehen damit dem Schutzgebiet wenigstens nicht ganz verloren. In gleicher Weise sandte die Berliner Mission vor Jahren einen deutschen Arzt Dr. Schröter in ihr Njassa-Gebiet. Er erhielt seinen Sitz in Kidugala (Ubena), kehrte aber nach einiger Zeit in die Heimat zurück, weil die dortige Bevölkerung für die Stationsarbeit nicht dicht genug war, einer ambulanten Tätigkeit aber der Mangel an Verkehrsmitteln große Schwierigkeiten bereitete.

Da sich bisher in Deutschland nur wenig Aerzte bereit finden ließen, den entsagungsvollen Dienst auf den vielfach weit in die Wildnis vorgeschobenen Missionsstationen zu übernehmen, griff man zu dem Aushilfsmittel, diejenigen Missionare, die dazu besonders begabt und geneigt sind, auch medizinisch ausbilden zu lassen. So verfuhr die Berliner Mission mit ihren beiden Sendboten Priebusch und Herrmann, die die tropenhygienische Abteilung des Berliner Instituts für Infektionskrankheiten und einen tropenklinischen Kursus in Hamburg durchmachten. Priebusch arbeitete dann einige Zeit praktisch im Gouvernementskrankenhaus und im Sewa-Hadji-hospital in Dar-es-Salam; Herrmann erhielt in Berlin noch eine zahn-

technische Ausbildung. Die Brüdergemeine ließ während des letzten Jahrzehnts in ihrer Missionsschule zu Niesky einen fachmännisch geleiteten ärztlichen Unterricht erteilen und dadurch ihre Missionare in den Stand setzen, den draußen an sie herantretenden Anforderungen zu genügen. Besonders geeignete Zöglinge wurden, da bisher ein entsprechendes deutsches Institut fehlte, im Livingstone-Kolleg zu London für die missionsärztliche Tätigkeit theoretisch und praktisch ausgebildet. Andere empfingen in deutschen Krankenhäusern (Bethel b. Bielefeld und Bremen) einige Anleitung. Die Bielefelder Mission ist durch ihre Verbindung mit den v. Bodelschwinghschen Anstalten in der glücklichen Lage, ihren Missionaren mit der wissenschaftlichen gleichzeitig auch eine praktische Vorbereitung im Sinne jenes weitverzweigten Liebeswerks geben zu können. Auch im Missionshaus zu Leipzig tritt man neuerdings dieser Frage näher und läßt die demnächst zur Aussendung kommenden Zöglinge einen Samariterkurs durchmachen, der ihnen die grundlegenden anatomischen Kenntnisse vermitteln und sie in den Stand setzen soll, die erste Hilfsleistung bei Krankheiten und Unfällen selbständig vorzunehmen. Die im Schutzgebiet wirkenden englischen Missionare erhalten in ihrer Heimat eine entsprechende Vorbildung. Es stehen ihnen in England und Schottland verschiedene Institute dafür zur Verfügung.

Den für den medizinischen Hilfsdienst vorbereiteten Missionaren wird bei ihrer Aussendung ein gewisser Vorrat von Instrumenten, Verbandzeug und Medikamenten mitgegeben. Die Brüdergemeine bevorzugt die Homöopathie. Sobald der Missionar sich auf seinem Arbeitsfeld eingerichtet und Fühlung mit den Eingeborenen erlangt hat, widmet er in der Regel einige Morgenstunden der Krankenfürsorge. Seine Kenntnisse genügen zumeist bei leichten Erkrankungen, Verwundungen und Frakturen, Geschwüren, Schlangenbissen, Fieberanfällen usw. Handelt es sich um schwere oder chronische Erkrankungen, so sucht er die Hilfe eines nicht allzufern wohnenden Missions- oder Regierungsarztes zu vermitteln. Bei drohenden Epidemien stellten sich regelmäßig einige Missionare in den öffentlichen Gesundheitsdienst, indem sie mit der ihnen zugesandten Lymphe ganze Scharen der eingeborenen Bevölkerung impften.

Zahlreicher als die approbierten Aerzte sind die im Dienst der Missionsgesellschaften stehenden berufsmäßigen Krankenpflegerinnen. Die Berliner Mission hat deren zwei in Muakaleli (Bezirk Langenburg) und Jacobi (Bezirk Iringa); je eine steht der Leipziger Mission (in Moschi), der Bielefelder Mission (Wuga) und der Kirchlichen Mission (Mamboja) zur Verfügung. Die Universitäten-Mission beschäftigt drei in Magila, Korogwe und Massassi. Dieselben waren vor ihrer Aussendung teils Diakonissen und bleiben in diesem Falle im Verband ihres Mutterhauses; teils gehörten sie anderen Krankenpflegerinnen-Verbänden an. Die Mehr-

zahl besuchte zur Vorbereitung auf den Missionsdienst noch eine Hebammenschule und legte die entsprechende Prüfung ab. Letzteres gilt auch von vielen Ehefrauen der Missionare.

Wo die ärztliche Mission einen größeren Umfang annimmt, sind eingeborene Hilfskräfte nicht zu entbehren. In unserem Gebiet, das in missionarischer Hinsicht noch als Neuland zu bezeichnen ist, sind wenigstens kleine Anfänge zu verzeichnen. In den Unterrichtsplänen der Seminare zu Manow und Kidugala und der Mittelschule zu Lupembe, die alle drei zur Berliner Mission gehören, hat die Belehrung über Bau und Pflege des menschlichen Körpers Aufnahme gefunden. Im Bereich der Bielefelder Mission wird von den eingeborenen Lehrern auf den Außenstationen eine allerdings meist auf Wundbehandlung beschränkte Pflege ausgeübt. Der oben als Senior der deutsch-ostafrikanischen Aerzte erwähnte Dr. Baxter hat sich einen Eingeborenen als Heilgehilfen herangebildet.

Am intensivsten wird die Krankenpflege in den Missionshospitälern ausgeübt, deren drei vorhanden sind: in Wuga, Magila und Mamboja. Es hat also jeder der früher genannten approbierten Aerzte eins zur Verfügung, und eine geschulte Krankenpflegerin steht ihm darin zur Seite. In dem zu Wuga wurden im Jahre 1906 rund 2400 Kranke poliklinisch behandelt, während 59 Hauspatienten mit 1470 Pflegetagen und 17 Operationen den Hospitalbestand des Jahres darstellten. In Magila hatte die Arbeit ungefähr denselben Umfang (2500 Patienten im Jahr); es handelte sich dort meist um Geschwüre, Malaria und Lungenleiden (Influenza). Dr. Baxters Praxis in Mamboja scheint wesentlich umfangreicher zu sein. Aus den letzten Jahren stehen uns keine Zahlen zur Verfügung. Im Jahre 1902 wurden in seinem Hospital und den mit Apotheken versehenen Polikliniken auf anderen Stationen, die er der Reihe nach regelmäßig besucht, 11250 Konsultationen gezählt; im Krankenhaus 64 Operationen und 75 Hauspatienten. Die Berliner Mission ist im Begriff, ein kleines Hospital in Lupembe zu errichten. Die Universitäten-Mission sammelt einen Fonds zum Bau eines größeren und reicher ausgestatteten Krankenhauses, das wahrscheinlich an die Stelle des jetzt in Magila bestehenden tritt.

Den fünf Krankenpflegerinnen, die nicht bei einem Hospital angestellt sind, stehen Apotheken zur Verfügung, mit denen ein poliklinischer Betrieb verbunden ist, sei es daß der Arzt an gewissen Tagen auf den für ihn erreichbaren Missionsstationen Sprechstunde abhält, oder daß ein Missionar im Nebenamt ärztliche Ratschläge erteilt. Hier einige Momentbilder aus dieser Schwesterntätigkeit. Die Leipziger Mission berichtet von ihrer

[illegible] nandscharo:

[illegible] te sie, dem Missionsarzt tatkräftig zur Seite zu stehen
[illegible] ezielle medizinische Durchbildung erfordern, die ein-

geborenen Kranken selbständig zu behandeln. Die tägliche Frequenz ihrer mit Apotheke verbundenen Poliklinik betrug 20—25 Personen durchschnittlich, meist Frauen und Kinder, jedoch auch Männer, und stieg bis zur Höchstziffer von 40. In der Regel wurde eine Sprechstunde vormittags eingehalten. Bei dringenden Fällen, oder wenn die Kranken nicht transportabel waren, machte sie Hausbesuche bei ihren Patienten, wobei ein Dschaggamädchen zur Hilfe herangezogen werden konnte. Die Eingeborenen brachten, durch gute Heilerfolge ermutigt, der Schwester ein großes Vertrauen entgegen und konsultierten sie auch in solchen Fällen, die sie als über den Rahmen ihrer medizinischen Kenntnisse hinausgehend an den kaiserlichen Stabsarzt in Moschi verweisen mußte.

Eine Krankenschwester der Universitäten-Mission beschreibt ihren Dienst mit folgenden Worten, die uns zugleich einen Einblick in die unvernünftige einheimische Krakenbehandlung tun lassen:

„In den letzten Wochen strömten die Leute alle Tage herbei, um Medizin gegen die Masern zu erbitten. Es waren sehr viele Kinder in den umliegenden Dörfern krank. Wenn man hingeht, findet man ein Häufchen kleiner Patienten, die an der Sonne sitzen. Ein jämmerlicher Anblick! In der Regel geht es ihnen aber nach einigen Tagen besser. Bei Erwachsenen tritt die Krankheit schwerer auf. Es gab einige Todesfälle. Das Volk ist so unverständig zu meinen, die Masernkranken dürften nicht schlafen, sonst würden sie blind. Infolgedessen stoßen die Mütter ihre kranken Kinder fortwährend, um sie wach zu erhalten. Andere Patienten kommen mit Geschwüren, meist solchen an den Füßen, oder sie wollen Zähne gezogen haben."

Der im Schutzgebiet häufig vorkommende Aussatz hat der Mission, die dabei im Einvernehmen mit den Regierungsorganen handelt, Veranlassung gegeben, Aussätzigenasyle einzurichten. So übt die Berliner Mission in zwei Dörfern, deren eins bei Neu-Wangemannshöh, das andere bei Bulongwa liegt, die Pflege dieser Unglücklichen aus; ein drittes bei Kissale ist im Bau. Die Tatsache, daß für einen Bezirk von 30—40000 Einwohnern drei Aussätzigen-Kolonien nötig sind, deren jede nach ihrer Vollendung etwa 150 Kranke beherbergen wird, beweist den furchtbaren Umfang der Lepra-Erkrankung. Die Anlage der Asyle erfolgte in der Weise, daß die Eingeborenen eines Bezirks zur Einlieferung der Aussätzigen von der Regierung veranlaßt wurden. Letztere verhinderte auch durch Askariposten das Entweichen der Asylisten und bestritt die Kosten der Anlage; die Missionare aber stellten mit Hilfe der Eingeborenen die Baulichkeiten her, übernahmen die Pflege der Kranken und sorgten für Schulunterricht und Gottesdienst. Man ist sowohl in hygienischer wie missionarischer Hinsicht mit der Einrichtung zufrieden. In der Njassa-Mission der Brüdergemeine bestehen drei in gleicher Weise entstandene Aussätzigen-Kolonien, in Rungwe, Rutenganio und Isoko. Im Norden des Schutzgebiets (Usambara) ist auch ein Anfang gemacht. Die dort wirkende Bielefelder Mission gründete ein Asyl bei Hohenfriedeberg. Da in diesem Bezirk von der Regierung noch kein Zwang bei Unterbringung der Leprakranken ausgeübt wird, können nur freiwillig kommende Patienten aufgenommen werden.

In diesem Zusammenhang ist schließlich noch die Tätigkeit des Evangelischen Afrikavereins zu erwähnen. Seine Niederlassung in Lutindi (Usambara ward ursprünglich als Erziehungsstätte für befreite Sklavenkinder angelegt. Als keine aus dem Innern kommenden Sklaventransporte mehr abgefangen wurden, brachte die Hungersnot noch eine Anzahl elender Kinder. Jetzt ist Lutindi als Waisenanstalt anzusehen, mit der eine Station für Geisteskranke verbunden wurde. In letzterer sind zur Zeit 24 Farbige beiderlei Geschlechts untergebracht. Die Pflege liegt in den Händen von zum Teil verheirateten Diakonen aus Bethel bei Bielefeld. (Fortsetzung folgt.)

Erweckungen auf dem Missionsfelde.

Von Missionar W. Dilger.

In unsre vom Geist kühler, kritischer Nüchternheit beherrschte Zeit ist wie ein Fremdling aus einer andern Welt die Erweckung in Wales hereingetreten. Ratlos stehen wir vor der Frage: Was sollen wir von ihr halten? In England, wo man die Sache aus eigener Anschauung kennt, haben die Kirchenmänner aller Richtungen nicht gezögert, diese Erweckung als ein Werk des Geistes Gottes anzuerkennen. Englische Theologen suchen, ganz im Geiste unsrer Zeit, „das Naturgesetz" der Erweckung zu ergründen und für den praktischen Gebrauch nutzbar zu machen. Die englischen Christen aller Schattierungen aber jauchzen dieser Bewegung zu als einer gnädigen Heimsuchung Gottes. Und bei uns in Deutschland? Bei uns suchen die einen die auffallendsten und zugleich hinfälligsten Formen der Erweckung nachzumachen, als ob damit der Geist selbst auch gegeben wäre. Die andern aber fragen: Wittenberg oder Wales? wie man einst fragte: Wittenberg oder Halle? Als ob Luther vermehrtes Bibellesen, eifrigeres Beten, Einschränkung der Trunksucht, Verstummen des Fluchens, Beilegung alter Streitigkeiten und Abzahlung verjährter Schulden als Schwärmerei verurteilen würde. Und über dieser kritischen Frage versäumt man die dankbarere Aufgabe, in den uns fremdartigen Hüllen den echten Kern göttlichen Lebens zu finden.

Nun aber tritt die Erweckung auch an zahlreichen Punkten des Feldes der Heidenmission auf: in Afrika, auf Madagaskar, in Vorder- und Hinterindien, in China, Korea und Japan; und auch hier tritt uns die- ...he Ratlosigkeit, derselbe schroffe Gegensatz der Urteile entgegen. Eine ...fährliche Sache, die man bekämpfen muß! Vor einer solchen Er- ...möge uns Gott bewahren! — so urteilen die einen. Eine Zeit ...ung vom Angesicht des Herrn! Es schweige jede, auch wohl-

wollende Kritik vor diesem glorreichen Werk des Geistes! — so eine große Zahl von Augenzeugen. Wie sollen wir als gläubige Christen und Freunde der Mission uns zu dieser immer weitere Kreise ziehenden Bewegung stellen? Was wirklich aus dem Geiste Gottes geboren ist, dürfen und wollen wir nicht gering achten; und frisches Leben ist immer besser als der starre Tod. Wollen wir aber zu einem gerechten, sachgemäßen Urteil kommen, so müssen wir uns ein möglichst treues Bild von den Vorgängen und Tatsachen machen. Wir lassen uns dieselben zu dem Zweck von zuverlässigen Augenzeugen erzählen.

I. Lebensregungen auf den afrikanischen Missionsgebieten.*)

1. Am Kongo. Im dunkeln Erdteil sind Regungen des Lebens von oben ganz besonders willkommen zu heißen. Am Kongo wurde im Jahr 1877 von der bekannten Familie Guinneß die Arbeit aufgenommen; nach und nach entstanden elf Stationen. Im Jahr 1884 ging dieses Unternehmen an die Amerikanisch-baptistische Missionsvereinigung über, deren Arbeiter schon 1885 eine merkwürdige Erweckung erlebten und als deren Frucht 49 Heiden taufen durften; die Familie Guinneß aber fing 1888 die Kongo-Balolo-Mission an mit etwa acht Stationen und drei Dampfbooten auf dem Kongo. Im Jahr 1895 wurden die fünf Erstlinge getauft. Man zählte 1902 etwa 120 Abendmahlsgenossen. Aber wegen Fleischlichkeit und geistlichem Tod wurde die ganze Gemeinde vom Abendmahl ausgeschlossen. Um so mehr sehnte man sich nach einer Neubelebung und betete darum. Und die Gebete wurden erhört.

Es regte sich zunächst unter den Heiden auf der Station Bonginda am Lulongo, einem Nebenfluß des Kongo. Frühere Spötter baten um Aufnahme und wurden zur Taufe vorbereitet. Einer von ihnen, namens Joka, fand nach seiner Taufe Arbeit auf dem Dampfer „Livingstone", und das neue Leben, das er in sich trug, wirkte auf die übrige Bemannung des Schiffs. Auch unter den heidnischen Frauen fing es an, sich zu regen. Eine alte Frau, die eben noch Zauberin und ein ganz wildes Naturkind gewesen war, öffnete dem Wort vom Kreuz Ohr und Herz und ließ sich taufen. Sie wurde dann das Werkzeug zur Bekehrung ihrer beiden Töchter. So wuchs die kleine Gemeinde. Seit 1905 zeigte sich dann wieder eine Erweckung, die zu einer reichen Ernte führte.

Der gute Wandel der Christen blieb nicht ohne Eindruck auf die Heiden. Dazu kam, daß manche Christen merkwürdige Träume hatten und auffallende Gebetserhörungen erleben durften. Auch in den Träumen

*) Quellen: The Christian 1905, 1906. The Church Mission Intelligencer 1906; The Church Missionary Gleaner 1906, 1907. The London Mission Chronicle 1906.

erkannten die Missionare den Einfluß des Geistes von oben. Warum sollte der Geist Gottes zu diesen Naturkindern nicht in der Sprache reden, die sie am leichtesten verstehen? Eines Tages kam ein ganzes Dorf in starke Bewegung. Eine arme Frau war von einem entlegenen Dorfe hereingekommen, um noch mehr vom Worte Gottes zu hören. Sie hatte geschwollene Füße und litt große Schmerzen. Ihr Mann suchte ihr Linderung und Heilung zu verschaffen durch heiße Umschläge. Nun hörte sie nachts im Traum eine Stimme: „Sage deinem Manne: er soll aufhören, dich zu kurieren. Bitte den Bokwato und den Mobua für dich zu beten, damit du gesund werdest.“ Man rief diese beiden Jünglinge, und sie teilte ihnen den Traum mit. Am andern Morgen war sie zu aller Verwunderung ganz gesund und konnte den weiten Weg zur Versammlung gehen. Heiden und Christen erkannten darin die wunderbare Hilfe Gottes.

Nun strömten die Leute zu den Gottesdiensten. Morgens und abends und bei jeder Witterung füllte sich die Kirche. Auch unter sich hielten die Leute Gebetsversammlungen. Nkema war ein etwas aufgeblasener, hochfahrender Mensch gewesen. Im Traum sah er den Herrn Jesus auf dem Wolkenthron als Richter, was seinen Stolz in den Staub beugte. In seinem Hause vereinigten sich nun an den Samstagabenden bis zu fünfzig Leute, um den Segen des Herrn für den Sonntag zu erflehen. An den Sonntagnachmittagen zogen Freiwillige in die benachbarten Dörfer, um den Heiden das neuerfahrene Heil in Christo zu bezeugen. Die Früchte blieben nicht aus. Rohe Männer und Weiber kamen zur Erkenntnis ihrer Sünden und fanden Frieden bei Jesu. Im Leben der Neuerweckten, besonders der Frauen, wurde die Kraft des Geistes von oben sichtbar, so daß der Glaube der Missionare mächtig gestärkt wurde. „Wir haben die Macht der Waffen erprobt, die der Herr in unsre Hand gelegt hat,“ schreibt Missionar Armstrong, „und wir wissen nun, daß das Evangelium mächtig genug ist, auch die härtesten Herzen zu zerbrechen.“

Eine andere Station dieser Mission ist Bongandanga am Lopori. Von dort darf Missionar Ruskin im Jahr 1906 über eine Erweckung berichten. Er hielt in der ersten Hälfte des Jahres mit dem inzwischen heimgegangenen Missionar Rankin eine Reihe von Evangelisationsversammlungen. Auch die Eingeborenen folgten der Sache mit erwartungsvoller Teilnahme. Und die Hoffnung wurde nicht zu[illegible]
erwachten und fingen an, um Gn[illegible]
herzige Bösewichter bekannten ihr [illegible]

An einem Sonntag fühlte [illegible]
über Apostelgeschichte 19, 19 [illegible]
wogen, das Wort freizugeb[illegible]
und Weiber, Jünglinge un[illegible] vor
der ganzen Versammlung [illegible] oder

Zaubermittel besaß, gab sie heraus, damit sie vernichtet würden. Wer sich ungerechtes Gut angeeignet hatte, warf es auf einen Haufen zusammen, damit es verbrannt würde. Manche suchten die begangenen Uebeltaten gut zu machen. Die Heiden, denen die Sache unheimlich wurde, suchten Hindernisse zu bereiten und nahmen zuletzt eine drohende Haltung an. Aber ihr Widerstand war vergeblich. Vor dem Rednerpult türmte sich ein Berg auf von Wolldecken, Kleidungsstücken, Stühlen, Gabeln, Glocken, Messern, Würfeln, Götzen und Zaubermitteln. Auf die Frage des Missionars, was damit geschehen solle, hieß es: „Verbrennen!" Draußen vor der Kapelle wurde alles den Flammen übergeben. Nun wurde die Sache den Feinden und Spöttern unheimlich. Von Schrecken gejagt stürzten sie über Stühle und Bänke aus dem Saal und verschwanden im Nu. Die Heiden glaubten nämlich, daß der Rauch der verbrannten Zaubermittel Unglück und Tod bringe.

Jetzt war das Eis gebrochen. Jedermann war nun begierig, das Evangelium zu hören. Auf der Station konnten täglich Versammlungen gehalten werden. Auch wurden die Missionare eingeladen, in die benachbarten Dörfer zu kommen und zu predigen. Am zweiten Sonntag wiederholten sich in der Kapelle die Sündenbekenntnisse und die Verbrennung der Götzen und Zaubermittel. An dieser beteiligten sich nun auch solche, die bis dahin Feinde und Spötter gewesen waren. Groß war die Zahl der Suchenden, die nun Taufunterricht erhielten. Natürlich mußte man sich gestehen, daß manches auch Strohfeuer sei, das bald erlöschen werde. Aber die Missionare sind dennoch überzeugt, daß hier wirklich ein Werk Gottes angefangen hat, das Frucht bringen wird. Sehr erfreulich ist, daß soweit die Leute des Lesens kundig sind, die heilige Schrift eifrig gekauft und gelesen wird. Eine kleine Schule zur Heranbildung von eingeborenen Gehilfen, die schon früher eröffnet war, erweist sich als ein besonderer Segen. Die jungen Leute, die hier herangebildet werden, wurden während der Erweckung selbst vom Geiste Gottes ergriffen und suchen nun auch andere zum Herrn Jesu zu führen.

2. Oberägypten. In der etwa 20 000 Einwohner zählenden Stadt Maitschaleh in Oberägypten arbeiten Methodisten und Presbyterianer unter Mohammedanern und koptischen Christen. Aber die Gemeinden dieser Missionen waren einer Neubelebung ebenso bedürftig wie die koptische Kirche. Nun kam es im Jahr 1906 zu einer Erweckung, von der sowohl die Missionsgemeinden als die koptische Kirche ergriffen wurde. Es kam ein tiefes Sündenbewußtsein über viele, und nachdem sie Vergebung gefunden, fingen sie an, mit fröhlichen Liedern Gott zu preisen. Durch diese Zeichen des Lebens wurden immer weitere Kreise in die Erweckung hineingezogen. Diese Leute können weder lesen noch schreiben. Aber Gott hat ihnen den Mund aufgetan zu seinem Lob. Wenn man in später

Abendstunde einen Gang durch die Straßen der Stadt macht, kann man die Umwandlung der Leute mit Augen sehen. Vor der Erweckung waren die Kaffeehäuser voll von vergnügungssüchtigen Besuchern. Nun stehen diese Häuser abends leer, und die Verkaufsbuden werden frühe geschlossen, weil niemand sie besucht. Die Leute gehen jetzt in die Versammlungen, um Gottes Wort zu hören, zu singen und zu beten. Statt von wüstem Lärm hallen die Straßen nun wider von Gottes Lob. Leute, die als Diebe, Räuber, Trunkenbolde bekannt waren, sind andere Menschen geworden, die in einem guten Wandel ihr neues Leben von oben bewähren. Es wird berichtet, daß jetzt in der Stadt Maitschaleh jedes Haus wenigstens eine bekehrte Seele aufzuweisen habe.

3. Inner-Afrika. Im Gebiet der englisch-kirchlichen Mission regt sich in Uganda und seiner Umgebung neues Leben unter Christen und Heiden. Die Missionare veranstalteten in Mengo Erweckungsversammlungen, die von 3—4000 Teilnehmern besucht wurden. Man hatte die Sache durch Gebet im Kämmerlein und Besuche von Haus zu Haus sorgfältig vorbereitet. In die Versammlungen kamen täglich auch viele Rückfällige und man spürte den Segen von oben.

Unter den Christen von Kabarole, der Hauptstadt von Toro, westlich von Uganda, gab es im Jahr 1905 eine Erweckung. Tag und Nacht gingen die Gebetsversammlungen fort. Ein überwältigendes Gefühl ihrer Sündhaftigkeit kam über die Teilnehmer. Darauf folgte eine ebenso freudige Gewißheit der Vergebung und des Sieges über die Sünde, die ihren Ausdruck fand in Lob- und Dankgebeten. Die Eltern wurden sich der Verantwortung für ihre Kinder bewußt und fingen an, sie regelmäßiger zur Schule zu schicken. Viele Christen entsagten dem Trinken, und im ganzen zeigte sich ein erfreulicher Aufschwung im sittlichen Leben der Gemeinde. Der englisch-kirchliche Missionar Maddox schreibt: „Bei vielen war die Buße tief und ernst, und ich glaube, wir sollten nicht zweifeln, daß sie von Dauer sein werde. Gegenwärtig zeigt sich auch eine regelrechte Bewegung unter den Heiden, die sich in großer Zahl an den verschiedenen Leseplätzen versammeln."

Am südlichen Ufer des Tanganjika-Sees, wo die Londoner Missionsgesellschaft die Stationen Kambole und Niamkolo besitzt, hat Missionar Robertson im Jahr 1905 einen Geistesfrühling erlebt. Er hatte es mit einer Gebetswoche versucht; aber es wollte sich nichts regen. Da kamen junge Leute von Livingstonia aus dem Predigerseminar der Vereinigten Freikirche von Schottland, die selbst zum neuen Leben erwacht waren und das Feuer mit sich brachten. Diese vereinigten sich mit jungen Leuten der Londoner Missionsgemeinde, um in den umliegenden Dörfern das Evangelium zu verkündigen. An sieben Orten sammelten sich Häuflein suchender Seelen. Auf der Station selbst mehrte sich die Zahl der Tauf-

bewerber. Die Gebetsversammlungen nahmen einen neuen Aufschwung, so daß das Lokal zu klein wurde und man eine neue größere Halle bauen mußte, an deren Herstellung die Leute freudig mitarbeiteten. Auch sonst zeigte sich ein neuer Opfersinn: neben Geldmünzen fanden 65 Armspangen und zwei Ringe ihren Weg in das Opferbecken. Der Ertrag dieser Sammlungen wurde auf Wunsch der Leute dazu verwendet, einen geisterfüllten eingeborenen Lehrer als Evangelisten zu den Heiden der benachbarten Dörfer zu senden. Die Zahl der Uebertritte von Männern und Frauen, Greisen und Kindern mehrte sich von Tag zu Tag. Seinen Bericht über diese Erweckung schließt der Missionar mit den Worten: „Ich kann nur sagen: ich glaube an Gott den Vater — ich glaube an den heiligen Geist — ich glaube an die Auferstehung der Toten."

II. Die Apostelbewegung auf Madagaskar.*)

1. Stand der Gemeinden vor der Bewegung. Die Insel Madagaskar gehört eigentlich noch zum afrikanischen Missionsgebiet. Indessen sie bildet doch auch ein Gebiet für sich mit eigentümlicher Bevölkerung, eigenartigen politischen Verhältnissen und eigentümlicher Gestaltung der Missionsarbeit und der eingeborenen Gemeinden. Die Mission hat hier schon eine wechselvolle Geschichte von Hemmungen und Verfolgungen, von scheinbarem Fortschritt und Sieg hinter sich. Aber seit die Franzosen 1896 die Howaregierung beseitigt und die Insel zur französischen Kolonie erklärt haben, ist eine schwere Zeit über die evangelische Mission und die eingeborene Kirche hereingebrochen. Verfolgungen, Plackereien und schreiende Ungerechtigkeiten sind an der Tagesordnung. Vielleicht war es aber für die Sache des Evangeliums kein bloßes Unglück, daß die Herrschaft der Howa zu Ende ging.

Die Berichte der Pariser Missionare, die seit der Besitzergreifung in die Arbeit eingetreten, sind voll von Klagen über den Tod und die Sittenlosigkeit in den Gemeinden. Manche Gemeinden, die früher bestanden hatten, waren geradezu von der Bildfläche verschwunden. An andern Orten beobachtete man wohl die äußern Formen der christlichen Frömmigkeit, aber der Geist war entwichen, das Leben erstorben. Traurig scheint es unter den eingeborenen Gehilfen ausgesehen zu haben. Pfarrer und Evangelisten werden mehrfach als die vornehmsten Hindernisse der Lebenserneuerung bezeichnet. Man glaubte, wenn man getauft sei und die äußeren Gebräuche der Kirche mitmache, so sei das Heil der Seele gesichert. Aber viele Kirchen standen auch tatsächlich leer.

*) Quellen: The Christian 1905, 1906. The London Mission Chronicle 1906. Journal des Missions Evangéliques 1899—1907.

Die Pariser Missionare führen diese traurigen Zustände auf die Zwangsmaßregeln zurück, wodurch die Howaregierung das Christentum zur allgemeinen Herrschaft zu bringen suchte. Dieselbe habe unter Androhung von Geld- und Prügelstrafen jedermann gezwungen, die Gottesdienste zu besuchen. Die englischen Missionare haben zwar seinerzeit Widerspruch gegen dieses System erhoben, aber vergeblich. So sei die Howaregierung allein schuld an den daraus erwachsenen Uebelständen. Da nun unter französischer Herrschaft die Leute nicht mehr gezwungen wurden, eine Religion zu haben, machte mancher die Entdeckung, daß er überhaupt keine habe. Die wenigen, die noch die Gottesdienste besuchten, werden als äußerlich zu Christen gemachte Heiden bezeichnet. „Gleichgültigkeit und Tod herrschen da, wo im Grunde niemals Leben vorhanden war." Diese Urteile der Pariser Missionare, die ja von nationalen Vorurteilen eingegeben sein könnten, werden bestätigt durch die Klagen andrer Missionare über den geistlichen Tod auch in solchen Gemeinden, die nicht an die Pariser Mission übergegangen sind.

Die französischen Missionare erkannten es daher als ihre vornehmste und dringendste Aufgabe, diese Uebelstände abzustellen, die Mietlinge zu entfernen und in den Gemeinden neues Leben zu wecken. Sie vereinigten sich mit eingeborenen Geistlichen, die sich ihrer Aufgabe und Verantwortung bewußt waren, um fünf Wochen lang auf fünf Hauptstationen Erweckungsversammlungen zu halten, zu denen auch je acht oder zehn Außengemeinden eingeladen wurden. Man predigte, hielt Gebetsstunden und lud die Leute zu seelsorgerlichen Besprechungen ein. Es fehlte auch nicht an Früchten. Ergreifende Sündenbekenntnisse wurden abgelegt, und man war überzeugt, daß es an manchen Orten zu echten Bekehrungen gekommen war. Den Selbstgerechten und Gleichgültigen fing es an unheimlich zu werden. Viele wurden aus Selbsttäuschung und Sicherheit mächtig aufgeweckt und vor die Frage gestellt: „Was müssen wir tun, daß wir selig werden?" Aber nicht alle Blüten reiften zur Frucht. Diese Erlebnisse mehrten in den Missionaren das Sehnen nach einer wirklichen Erweckung der Gemeinden zu neuem Leben von oben. Man seufzte nach einem Mann, der den unter der Asche glimmenden Funken zur hellen Flamme anfachen würde.

2. Das Auftreten „der Apostel". Gott der Herr selbst hatte sich in der Stille schon seine Werkzeuge zubereitet. Aus der madagassischen Gemeinde selbst wurden die Männer erweckt, deren Weckruf eine weitverbreitete und tiefgehende Bewegung in den Totengebeinen bewirkte. Der erste Anstoß zu dieser Bewegung ging von einem Manne aus, der ursprünglich zur Londoner Mission gehörte und dann zur Norwegisch-lutherischen Mission übergegangen war.

Rainisoalambo — so heißt der Mann — stammt aus Ambatoreni, einem Dorf bei der norwegischen Station Soatanana, Provinz Betsileo.

Noch als Christ trieb er lange Zeit das Gewerbe eines Zauberers und war auch sonst kaum von einem Heiden zu unterscheiden. Er besaß keinerlei Schulbildung, und sein Lebenswandel war keineswegs musterhaft. Als im Jahr 1892 seine Familie von Krankheit heimgesucht war, glaubte er eines Tages Gottes Stimme zu hören: „Bete für die Deinigen, damit sie gesund werden!" Er folgte dieser Mahnung und die Kranken wurden gesund. Dieses Erlebnis war für seine Zukunft entscheidend. Er entsagte dem Trunke und der Zauberei, brachte seine zuchtlose Ehe in Ordnung, lernte in kurzer Zeit lesen und wurde ein eifriger Besucher der Gottesdienste. Er war tief überzeugt von der Wirksamkeit des gläubigen Gebets und suchte nun auch seine Umgebung davon zu überzeugen. Einer seiner Nachbarn, Rainitiarary, ebenfalls ein Zauberer, wurde auf sein Gebet hin von einer Krankheit geheilt und schloß sich ihm als Schüler an. Kennzeichnete den älteren Freund ein stilles, nachdenkliches, verschlossenes Wesen, so war der jüngere ein willenskräftiger, unternehmender Charakter, so daß einer den andern ergänzte.

Im Jahr 1899 wurden die beiden nach einigem Zögern miteinander eins, auch andern zu bezeugen, was sie selbst erlebt hatten. Sie legten sich, um anzudeuten, daß sie sich vom Herrn selbst gesandt wußten, den Namen „Apostel" bei und begaben sich auf ihre erste Predigtreise im Gebiet der Pariser Missionsstation Isandra in der Provinz Betsileo. In ihrer Predigt bezeugten sie die Eitelkeit des Götzendienstes, das Heil der Seele durch den Glauben an Jesum Christum, die Pflicht der Bruderliebe, die Notwendigkeit eines Lebens in Entsagung und Einfachheit und besonders das nahende Ende der Welt bei der Wiederkunft Jesu Christi. Besonders betont wurde die Macht des gläubigen Gebets. Damals hatte sich, unabhängig von der Predigt der „Apostel", auf Madagaskar das Gerücht verbreitet, ein europäischer Sternkundiger habe das Ende der Welt auf den 13. November 1899 angesagt. Ein allgemeiner Schrecken hatte sich der Bevölkerung bemächtigt, die nun um so bereitwilliger und aufmerksamer der Verkündigung der „Apostel" lauschte. Ein französischer Beamter, der, um die Bevölkerung über jenes Gerücht zu beruhigen, damals die Insel durchreiste, ließ den Urheber der Bewegung, Rainisoalambo, ins Gefängnis legen, um die Volksmasse im Gefolge der Apostel zu zerstreuen. Auf die Fürsprache des Pariser Missionars Parrot wurde er aber zu Weihnachten 1899 wieder freigegeben.

Wie wir uns das Auftreten der Apostel zu denken haben, geht aus folgender Schilderung durch einen Pariser Missionar hervor. Einer derselben war in der ganzen Provinz Imerina bekannt als derjenige, der auf den Märkten predigte. Mit seiner Bibel, seinem Gesangbuch und einem Exemplar der Nachfolge Jesu von Thomas a Kempis im Arm, zog er im Lande umher. Um die Mitte des Jahres 1900 predigte er

auf dem Markt des Dorfes Ramandroi. Sogleich stand die Polizei da mit der Frage: „Was predigst du da?“ — „Das Wort Gottes.“ — „Wer schickt dich?“ — „Das Wort Gottes sagt: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur.“ — „Warum predigst du nicht in den Kirchen?“ — „Es steht geschrieben: Predige zu rechter Zeit und zur Unzeit. ‚Zu rechter Zeit‘ — das heißt: in den Kirchen; ‚zur Unzeit‘ — das heißt: auf dem Markt und in den Straßen.“ — „Wenn du noch einmal auf dem Markt predigst, werden wir dich ins Gefängnis werfen.“ — „Was ist besser, Menschen gehorchen oder Gott? Ich gehorche Gott.“ Sofort wurde der unerschrockene Mann abgeführt und auf sechs Monate ins Gefängnis geworfen. Dort konnte er zahlreichen Mitgefangenen das Evangelium verkündigen. Eben aus dem Gefängnis entlassen, besuchte er einen Pariser Missionar. Der fragte ihn, ob er jetzt darauf verzichten werde, auf den Märkten der Umgegend zu predigen? „Es stehet geschrieben: ‚Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, so fliehet in eine andere.‘ Ich gehe in die Nachbarprovinz Vomzongo“ — war seine Antwort.

3. Krankenheilungen und Teufelsbeschwörungen. Ueberall geht den „Aposteln“ der Ruf voran, daß sie Wundertäter seien; selbst Totenerweckungen werden ihnen zugeschrieben. Kein Wunder, daß ihnen die Menge überall zuströmt und zum Teil auch mit ihnen durchs Land zieht. Sie selbst behaupten auf Grund von Johannis 14, 12 und Markus 16, 15—18, es gehöre mit zu ihrer Aufgabe, die Kranken zu heilen und die Teufel auszutreiben. Sie halten Krankheit und alles Uebel für das Werk des Satans und andrer bösen Geister, wohl auch für die Folgen der Sünden des Unglaubens, des Zweifels, des Hochmuts, des Ehrgeizes, des Hasses und der Unsittlichkeit. Die Befreiung vom Uebel ist daher ein unveräußerlicher Bestandteil der Erlösung durch Christum. Die Heilungen gehören daher zu der Aufgabe, die Gott den „Aposteln“ aufgetragen habe. Geheilt werden die Kranken durch Handauflegung und Gebet, und zwar geschieht dies in öffentlicher Versammlung. Die Versammlungen verliefen wenigstens in der ersten Zeit meist so, daß man einen Schriftabschnitt vorlas, eine Ansprache darüber hielt und sich dann an jeden einzelnen der anwesenden Kranken wandte mit der Frage, ob er glaube, daß ihm Jesus helfen könne? Wurde das bejaht, so wurden den Kranken die Hände aufgelegt und gebetet, daß der böse Geist ausfahren möge. In den Berichten der Missionare findet sich gelegentlich die Bemerkung, daß noch kein Europäer eine wirkliche Krankenheilung von den „Aposteln“ beobachtet und bezeugt habe. Der norwegische Missionar Vig glaubt jedoch versichern zu dürfen: „Daß Blinde, Taubstumme und Lahme geheilt worden sind, ist gewiß; andre Kranke haben nur eine zeitweilige Linderung ihrer Leiden erfahren.“ Daß also vielen Kranken Hilfe widerfahren ist, wird man kaum bezweifeln dürfen. Ungesund ist freilich, daß die „Apostel“ alles

Leiden und alle Krankheit unmittelbar auf begangene Sünden oder gar auf die Wirkung des Teufels zurückführen. Ungesund ist ferner, daß manche von ihnen den Arzt und seine Heilmittel schlechthin ablehnen. Es wird berichtet, daß selbst einige „Apostel", vom Fieber ergriffen, lange und schwer leiden mußten, weil sie von ärztlichem Beistand nichts wissen wollten.

In derselben Linie liegen auch die Teufelsbeschwörungen der „Apostel". Ein Pariser Missionar gibt als Augenzeuge eine anschauliche Schilderung derselben. Nach Gebet und Gesang werden die Türen der Kirche geschlossen. Man merkt, es bereitet sich etwas vor. Eine Person tritt aus der Menge der Zuhörer heraus, setzt sich in den Chor und lehnt sich an die Wand. Eine andere folgt ihr. Der Prediger fordert einen schüchternen Zuhörer, den er tags zuvor zurückgestellt hatte, zum Vortreten auf. Bald stehen etwa ein Dutzend Leute, meist Frauen, der Wand entlang im Chor. In der Kirche erschallt aufs neue Gesang. Die „Apostel" begeben sich in den Chor und stellen sich den Kranken gegenüber auf. Dann wenden sie sich an jeden einzelnen derselben und rufen laut: „Hebe dich weg, Beelzebub! Fahre aus von diesem Menschen! Hinweg, Satan, schnell, schnell! Laß diese Seele los! Fliehe in die verwüsteten Oerter, da kein Wasser ist!" Nochmals ein merkwürdiger Vorgang. Während der Beschwörung stößt eine Person plötzlich ein Geschrei aus: es ist der böse Geist, der entflieht. Ein andrer fällt in Verzückung: es ist die Freude über seine Befreiung. In diesem Augenblick gehen die Heilungen vor sich. Sind die Geister ausgetrieben, so legen die Apostel die Hände auf im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Auf diese Weise wollen Pfarrer, Evangelisten und Lehrer Heilung erfahren haben.

Aber die Heilungen und Beschwörungen sind den „Aposteln" nicht die Hauptsache. Den Hauptnachdruck legen sie auf Buße und Glauben, Umkehr zu Gott und Liebe zu den Brüdern. In allen diesen Dingen stellen sie sich selbst zum Vorbild ihrer Erweckten. Ihre Arbeit geschieht freiwillig und umsonst. Ihre tägliche Notdurft lassen sie sich reichen, Geld nur zur Bestreitung ihrer bescheidenen Reiseauslagen. Da sie allem Streit abhold sind, werden sie allgemein als Friedensboten bezeichnet. Es ist ihnen gar nicht darum zu tun, eine neue Gemeinschaft zu gründen, deren Häupter sie etwa werden wollten; sie weisen vielmehr ihre Erweckten an die Missionare und verlangen nicht einmal von den Katholiken, daß sie zur evangelischen Kirche übertreten. Erweckte Heiden taufen sie selbst nicht, sondern schicken sie den Missionaren zu, um von diesen unterrichtet und getauft zu werden. Den Missionaren begegnen sie mit Ehrerbietung und beachten ihre Warnungen und Ratschläge.

4. Die Ausbreitung der Bewegung. Auf Grund ihrer Predigt und ihrer Heiltätigkeit mehrte sich bald die Zahl der Anhänger der

„Apostel“. Diejenigen unter ihren Anhängern, die ihre Grundsätze zu befolgen versprachen und sich an ihrem Wirken beteiligen wollten, wurden in die Zahl der „Apostel“ aufgenommen; die übrigen hießen nur „Jünger des Herrn“. Zu Anfang des Jahres 1900 schon verbreitete sich die Bewegung über ganz Betsileo. Um diese Zeit hörte ein ernster Christ in Soawina bei Betafo, der lahm war, von den Gebetsheilungen der „Apostel“. Er schrieb ihnen, sie möchten ihm zu Hilfe kommen. Sofort brach Rainitiaray, der nun die Seele der Bewegung geworden war, mit seiner Frau und zwei andern „Aposteln“ dorthin auf. Da ihnen der Ruf ihrer Heilwirksamkeit voranging, scharte sich eine große Volksmenge um sie, und das erregte den Argwohn der Beamten. Bei seiner Ankunft in Betafo wurde Rainitiaray sofort verhaftet, gegen Sicherheit zwar bald wieder freigegeben, aber aus dem Bezirk von Betafo ausgewiesen. Er begab sich nach Süden in den Bezirk von Ambositra, hielt sich aber nahe bei der Grenze des Gebiets von Betafo drei Wochen lang auf, um zu predigen und Kranke zu heilen. Dort strömten ungeheure Volksmassen zusammen und der Erfolg seines Wirkens war tiefgehend. Die Erweckung schlug immer tiefere Wurzeln und breitete sich im Norden und im Süden immer weiter aus. Im Jahre 1901 erreichten die „Apostel“ nach mehreren andern Orten auch die Hauptstadt Antananarivo mit ihrer Verkündigung; und 1902 wurden noch mehrere andere Städte in den Bereich ihrer Tätigkeit gezogen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Arbeit der „Apostel“ sich hauptsächlich auf die eingeborenen Christen erstreckt und hier besonders fruchtbar ist. Aber bei allen auf Madagaskar arbeitenden Missionen macht sich die Bewegung bemerkbar: bei der Pariser, der Londoner und der Norwegisch-lutherischen Mission. Die englischen Missionare glauben, daß dabei auch Anregungen von Wales her mitwirken. Ueberall gibt es volle Versammlungen, die ganze Tage lang und bis in die Nacht hinein dauern, bei denen sich ein starkes Verlangen nach dem Wort Gottes zeigt, ergreifende Sündenbekenntnisse abgelegt, Feindseligkeiten abgetan und freudige Loblieder gesungen werden für den gefundenen Frieden der Vergebung. Auch Schulen und Erziehungsanstalten nehmen an dem Segen teil. Bei einer Versammlung am 29. März 1905 übergaben sich über hundert Schüler einer höheren Schule der Londoner Mission feierlich dem Herrn; und in einem Knabenheim derselben Mission folgten 28 Jünglinge diesem Beispiel. In einer Gemeinde betete man wochenlang um das Kommen der Erweckung und räumte die Hindernisse für das Wirken des Geistes hinweg, indem man sich gegenseitig begangenes Unrecht abbat und verzieh und Mißhelligkeiten beilegte. Nachdem man eines Abends die Nähe Gottes hatte erfahren dürfen, erklärten sich am folgenden Sonntag über 80 Personen für den Herrn. Im Mai 1905 hielt man in der Londoner Mission besondere Versammlungen für die eingeborenen Gehilfen, die nach den Be-

richten von Gott gesegnet wurden. Die Gehilfen nahmen dann das Feuer der Erweckung mit zu ihren Gemeinden und auf ihre Arbeitsfelder. In kurzer Zeit gab es 100 und bis über 150 Uebertritte an verschiedenen Orten als Frucht dieser Erweckung.

Die Wirksamkeit der Apostel scheint vom Jahr 1902 an ruhigere Formen angenommen zu haben. Die Apostel reisten nicht mehr so viel im Lande umher; einige traten in ihren geordneten Beruf zurück und wirkten als Lehrer und Prediger der Gemeinden. Da man auch die Krankenheilungen und Teufelsbeschwörungen mehr in den Hintergrund treten ließ, fühlte sich die neugierige Menge weniger angezogen; es wurde nicht mehr soviel Aufsehen erregt und weniger von der Sache gesprochen. In der Stille aber hat das gute Werk seinen Fortgang. Die „Jünger" versammeln sich zum geordneten Gottesdienste in den Missionskirchen; daneben bestehen im ganzen Lande umher am Sonntag und in der Woche besondere Gebetsversammlungen, die weit in die Nacht hinein sich ausdehnen zum Zeichen, daß der Gebetseifer unvermindert fortbesteht. Ein neues Feld für ihre Tätigkeit fanden manche der „Apostel" in dem noch ganz heidnischen Lande der Sakalawen im Westen. Auch nach dem heidnischen Gebiet von Betsiri wurden Missionare gesandt. Im April 1903 wurden gleichzeitig Versammlungen in Fianarantsoa, Betafo und Antananarivo gehalten, die von dem Wachstum des Werkes besonders in der Hauptstadt und ihrer Umgebung Zeugnis ablegten, wobei zugleich eine Sammlung für das Missionswerk in Betsiri veranstaltet wurde. In den neuesten Berichten wird aber unumwunden zugegeben, daß die Bewegung zu einem gewissen Stillstand gekommen und daß da und dort auch Rückschläge eingetreten sind. Das läßt sich ja nicht anders erwarten. Bei allen großen religiösen Bewegungen der Kirchen- und Missionsgeschichte läßt sich dieselbe Beobachtung machen.

5. Die Früchte der Bewegung. Schon im Bisherigen ist es gelegentlich zutage getreten, daß die Bewegung nicht ohne Früchte geblieben ist. Es werden eine ganze Reihe von Beispielen erzählt, die keinen Zweifel darüber lassen, daß in der Tat Sünder aus dem Tode zu neuem Leben erweckt wurden.

In einem französischen Bericht heißt es: „Es ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen bei der Erweckung, daß diejenigen, die in Sünden gelebt haben, sich getrieben fühlen, ihre Verfehlungen öffentlich zu bekennen, daß die Erinnerung an ihr vergangenes Leben in der Sünde ihnen ein wahrer Schrecken ist. Und dann dürfen sie das Bild Jesu Christi, seiner Leiden und seines Todes schauen, wodurch sie gestärkt werden, Frieden, Freude und Zuversicht erlangen. In ihren Gebeten, Bekenntnissen und Danksagungen kehrt dasselbe Thema immer wieder: ‚Dein Kreuz, Herr Jesus Christus, hat uns erlöst und gerettet!' ... Nicht bloß in der Ge-

meinde offenbart sich das Werk des Geistes. Einige unsrer Christen haben mir eben gesagt, es sei etwas ganz Gewöhnliches, daß sie, während sie durch die Straßen oder über den Marktplatz gehen, die Heiden sagen hören: 'Ich habe dir auf diese und jene Weise Unrecht zugefügt; du weißt es nicht, aber ich will es dir sagen. Ich möchte es wieder gut machen und bitte dich um Verzeihung.' Darauf geben sie sich die Hände und versöhnen sich."

Sehr bemerkenswert ist auch die Umwandlung, die viele eingeborene Missionsarbeiter erfahren haben. Es wird berichtet, daß viele von ihnen durch tiefe Seelennot gegangen seien und daß der Geist Gottes neues Leben, neuen Eifer und neue Kraft in ihnen gewirkt habe. Von den Gemeinden heißt es, sie seien im ganzen zu neuem Leben erwacht und wach geblieben, die Teilnahme an der Sache des Reiches Gottes sei lebendig, der Eifer in Gebet und Fürbitte halte an, und die Dankbarkeit finde ihren Ausdruck in freudigem Lob Gottes. Die Willigkeit zum Geben für die Mission und zur Linderung der Not unter den Brüdern dauere unvermindert fort. Das ganze sittliche Leben der Gemeinden und vieler Einzelnen habe sich gehoben. Die eingeborenen Gehilfen verkündigen das Evangelium mit neuen Zungen. Die Person Jesu Christi ist ihnen in ein neues Licht getreten und in ihrer ganzen göttlichen Größe und Herrlichkeit offenbar geworden. Das sind doch echte Früchte der Erweckung, und die Missionare bezeugen es: „Wir haben die handgreiflichen Beweise der Umwandlung jeden Tag vor Augen." (Fortsetzung folgt.)

Die
Konferenz des Britischen Studenten-Missionsbundes.

(Liverpool, 2.—7. Januar 1908.)

Es ist jetzt ein Vierteljahrhundert, daß die mächtige Missionsbewegung unter der christlichen Studentenschaft ihren Anfang genommen hat. Es war ein Geschwisterpaar in Nordamerika, der Sohn und die Tochter eines indischen Missionars, die zwei Jahre lang jeden Abend um neuen Missionsgeist beteten. Die Frucht davon war, daß sich fünf Studenten der Universität Princeton (New Jersey) zusammentaten und die Erklärung unterschrieben: „Wenn Gott es zuläßt, will ich Missionar werden."*) Das war 1884. In demselben Jahr setzte, unabhängig von Princeton, die Bewegung in zwei

*) Englisch: We are willing and desirous, God permitting, to become foreign missionaries. — Jetzt lautet die Erklärung: It is my purpose, God permitting, to become a foreign missionary.

andern Ländern ein. Charles Studd und Stanley Smith, zwei der berühmten Sieben von Cambridge, die das Jahr darauf miteinander nach China gingen, zogen evangelisierend von einer britischen Universität zur andern und zündeten überall das Missionsfeuer an. Auch unter den Studenten Skandinaviens, zunächst in Upsala, ist damals neues Missionsinteresse erwacht.

Daß die Bewegung ihre festen Formen erhielt, ohne die sie schwerlich hätte fortleben können, ist das Verdienst Amerikas. Von dort aus erhielt auch die britische Studenten-Missionsbewegung ihre Organisation, die 1892 ins Leben trat. Vier Jahre später fand in Liverpool zum erstenmal die Britische Studenten-Missionskonferenz statt, die seither für jede akademische Generation, also alle vier Jahre einmal, wiederholt wird. Jetzt reicht die Zahl der britischen Studenten, die jene Erklärung unterschrieben haben, nahe an 3000, von denen etwa 700 seit der letzten Konferenz (Edinburg 1904) hinzugekommen sind. Gegen 1300 Mitglieder sind bis jetzt in den Missionsdienst eingetreten; 800 studieren noch oder befinden sich sonst in Vorbereitung, während ungefähr ebensoviele durch verschiedene Umstände an der Ausführung ihres Vorhabens verhindert sind. Wie der Deutsche Studenten-Missionsbund im Rahmen der christlichen Studentenvereinigung, so steht der britische seit 1898 als organischer Bestandteil innerhalb der christlichen Studentenbewegung von Großbritannien und Irland. Diese ist wiederum ein Glied des christlichen Studenten-Weltbundes, der jetzt 130 000 Mitglieder zählt. Hier hat der Missionsbund seinen natürlichen Nährboden.

Es waren etwa 2000 Teilnehmer, die sich zur Konferenz in Liverpool zusammenfanden. Die große Mehrzahl waren natürlich Studenten, männliche und weibliche, doch kamen dazu als Gäste eine große Anzahl älterer Leute, die in irgend einer Beziehung zu der Bewegung stehen. Auch drei Missionsgesellschaften deutscher Zunge (Basel, Barmen, Berlin) und das Deutsche Institut für ärztliche Mission hatten ihre Vertreter geschickt. Die christlichen Studentenkreise des Auslandes, von Amerika bis Japan und von Norwegen bis Neuseeland, waren so vollständig vertreten wie nie zuvor. Die halbe Stunde, in der die ausländischen Delegierten, nach einer feinen Rede des jungen Vorsitzenden, eine Nation um die andere auf die Bänke steigen mußten und von der Versammlung mit Klatschen und andern Freudenbezeugungen begrüßt wurden, wird jedem Teilnehmer im Gedächtnis bleiben. Das war der einzige Augenblick, wo der studentische Humor durchbrach. Sonst verlief alles in großer Ruhe, kaum daß einmal ein Redner die Stimme über das Mittelmaß erhob. Zu Hause hätte man für so etwas bedeutend mehr Pathos aufgewandt. Doch spürte man, daß ein starker Zug durch die Herzen ging und daß eine große geistige Arbeit getan wurde. Die Reihen blieben denn auch gleich dicht vom ersten bis zum letzten Tag.

An der Brüstung der Galerie der mächtigen Konzerthalle, in der man tagte, stand unter anderm in Lateinisch das Wort des Herrn: Daß sie alle eines seien. — Das war in jenen Tagen Wirklichkeit; ich habe nicht den leisesten Zug z. B. von nationaler Eifersucht bemerkt. Noch mehr hat es vielleicht zu bedeuten, daß hier auch die verschiedenen kirchlichen Richtungen einträchtig zusammenwirkten. Der Vorsitzende war ein Kongregationalist.

Die Eröffnungsrede hielt der Lord Bischof von Liverpool. Sogar die hochkirchliche Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums hatte sich zum erstenmal herbeigelassen und in ihrem Sekretär, Bischof Montgomery, einen trefflichen Redner gestellt. Privatim wurde mir gesagt, daß bei diesen Hochkirchlern überhaupt manches anders werde. Daß sie unter ihren Missionaren Männer von ernstester Frömmigkeit und großer Hingabe besitzen, war schon bisher anerkannt.

Es waren vier wohlausgefüllte Tage, die die Konferenz umfaßte. Aber es ist schwer, von ihrem Inhalt mit wenigen Worten ein Bild zu geben. Jeder Tag war so eingeteilt, daß, nach einer kurzen Gebetsstunde, um 10 Uhr die erste Hauptversammlung begann, die mit kurzer Pause meist bis 1 Uhr dauerte. Eine zweite große Versammlung war abends 7 Uhr. Die Nachmittage waren reichlich ausgefüllt mit kleineren Konferenzen, die gleichzeitig in verschiedenen Lokalen stattfanden, so daß jeder für sich wählen konnte. Am ersten Nachmittag wurden auf diese Weise einige der wichtigsten Missionsgebiete besprochen. Am zweiten vereinigten sich die Mitglieder des Studenten-Missionsbundes und gleichzeitig die anwesenden Missionsarbeiter. Am dritten Tag konnte man sich in die Arbeit der einzelnen Missionsgesellschaften einführen lassen und außerdem eine Spezialkonferenz über ärztliche oder Schulmission, Frauenmission oder Missionsindustrie besuchen. Am letzten Nachmittag machten die Delegierten, verteilt nach Ländern und Universitäten, ihre Pläne für die Zukunft. Auch die Deutschen hielten ihre kleine Konferenz, in der besonders auf innigere Fühlung zwischen Studentenbund und Missionsgesellschaften gedrungen wurde. Es versteht sich von selbst, daß bei der beschränkten Zeit kein Thema gründlich erörtert werden konnte. Man mußte sich damit begnügen, einige hervorragende Fachleute zu sehen und zu hören und aus der kurzen Diskussion einen guten Gedanken mitzunehmen.

Die Hauptversammlungen, zu denen wir uns immer wieder in der Konzerthalle vereinigten, hatten ein anderes Gepräge. Hier wurde das Wort überhaupt nicht frei gegeben. Die Zeit gehörte fast ganz einigen ausgewählten Rednern, die über die großen Missionsfragen unserer Zeit sprachen. Daneben hatte nur noch weniges Platz, ein kurzer Bericht über die Entwicklung des Studentenbundes und je und je eine kurze kostbare Viertelstunde gemeinsamer Fürbitte. Es wurde aber nur von einem laut gebetet; dazwischen gab es Pausen zum stillen Gebet, für das der Leiter einen Gegenstand um den andern nannte. In einer einzigen Versammlung kam auch die Geldfrage zur Sprache, da es galt, die Kosten der Bundesarbeit für die nächsten vier Jahre aufzubringen. Von den verlangten 20 000 Mark wurden drei Viertel sofort gezeichnet.

Wovon handelten nun die Vorträge? Man kann sie in folgende Gruppen einteilen:

1. Das persönliche Glaubensleben. Diesem war gleich der erste Hauptvortrag gewidmet, der des Bischofs von Dorking über Gemeinschaft mit Gott. Am zweiten Tag sprach John R. Mott, der Sekretär des Weltbunds christlicher Studenten, über Hingabe an Gott (Consecretion). Die Mittelmäßigkeit so vieler Christen, führte er aus, ist die Folge davon, daß man dem Herrn Christus nicht ganz die Herrschaft eingeräumt hat. Es ist nicht

denkbar, daß der Christus, der den Tod überwunden, nicht auch uns zum Sieg über jede Versuchung führen könne, wenn wir uns seiner mächtigen Hand überlassen. Christus muß herrschen über Leib, Zeit und Geld. Wir sind nur Verwalter unseres Lebens, keineswegs alleinige Besitzer. Wozu der wachsende Luxus, dem man an beiden Ufern des Atlantischen Ozeans, nicht nur bei den Reichen, begegnet? Dieser Zug kann nur überwunden werden durch heroische Selbstverleugnung. — Am letzten Tag sprach Bischof Montgomery über die persönliche Vorbereitung zum Missionsberuf. Das Hauptmittel dazu sah er im verborgenen Gebetsleben, als dessen Ort er, der Kirchenmann, sich am besten eine geweihte Stätte denken kann. Die großen Meister des Gebets haben immer mit dem tiefsten Ernst gebetet, im ehrfurchtsvollen Bewußtsein der Gegenwart und der Liebe Gottes. In einer täglichen stillen Stunde lasse man nun das Auge regelmäßig über das große Feld der Weltmission streifen. So prägt sich nach und nach die Missionskarte in das Herz ein, und man wird bereit, zu gehen, wohin es sei. Der Missionsberuf bedeutet aber zugleich den Verzicht auf irdische Ziele. Die Freude an der Gegenwart Christi und an seinem Werk wirkt geradezu tödlich auf den Ehrgeiz. Für manche Naturen gibt das einen harten Kampf; wenn aber der Sieg errungen ist, werden wahrscheinlich die besten Missionare aus ihnen.

2. Das Studium der Mission. Es galt dem Studentenbund für Mission immer als selbstverständlich, daß seine Mitglieder die Mission gründlich studieren müßten. Nun ist aber eine Bewegung zugunsten des Missionsstudiums, die seit einigen Jahren durch Amerika geht, in neuester Zeit bekanntlich auch auf Großbritannien übergesprungen, und so steht dieses Studium mehr als je im Vordergrund. Die Rede des Sekretärs Oldham, den die schottische Freikirche speziell für die Pflege des Missionsstudiums angestellt hat, zeigt, wie energisch und planmäßig man in dieser Hinsicht zu Werke geht und was für hohe Ziele man sich gesteckt hat. Wir haben eine Pflicht gegen die Kirche. Sie steht vor einer ungeheuren Aufgabe und muß zu deren Erfüllung ausgerüstet werden. Dazu gehört sicherlich eine allgemeine Vermehrung des geistlichen Lebens und ein ernster Wille, aber nicht weniger eine gründliche Kenntnis der Aufgabe. Die Kirche muß also in Missionskenntnis geschult werden. Die Welt wird heute, nach Gottes Plan, mehr und mehr zu einer Einheit zusammengeschweißt, und auf diesem Feld hat der christliche Glaube den Kampf aufzunehmen gegen die feindlichen Mächte, die ihm den Sieg streitig machen. Das ist heute unsere Lage, und wir müssen sie verstehen lernen. Deswegen genügt aber nicht eine Menge von Einzelkenntnissen über die Mission, es gilt einen Blick zu tun in die großen bewegenden Kräfte. Dazu ist das Missionsstudium da, und in diesem Sinn soll dies Jahr z. B. die Wiedergeburt Chinas studiert werden. Die Aufgabe des Studentenbundes dabei ist wesentlich anders, als noch bei der letzten Konferenz vor vier Jahren. Was damals noch im engeren Kreise bestand, ist jetzt zu einer Angelegenheit der Kirche im großen geworden; aber diese braucht uns als ihre Führer. — Was Oldham hier in großen Strichen zeigte, wurde durch eine reichhaltige Ausstellung von Missionsliteratur in einer benachbarten Halle trefflich illustriert.

Mit einigen Vertretern der Missionsgemeinde deutscher Zunge hielten zwei der englischen Führer noch eine besondere Konferenz, in der wir versprachen, uns jetzt auch auf dem Kontinent zur Pflege des Missionsstudiums zusammenzuschließen. Schon jetzt bestehen ja bei uns einige hoffnungsvolle Anfänge, aber im nächsten Herbst sollte die Arbeit viel allgemeiner und planmäßiger aufgenommen werden. Man darf sich die Sache allerdings nicht leicht vorstellen, schon deswegen, weil wir allmählich eine besondere Literatur für diesen Zweck schaffen müssen. Um so dringender seien die Leser dieser Zeilen um ihre Teilnahme für das Unternehmen gebeten.

3. Die Werbearbeit in der Heimat. Natürlich wirbt der Studentenbund unausgesetzt für seine Sache an allen Universitäten und Hochschulen, die er erreichen kann. Doch sind sich die leitenden Männer wohl bewußt, daß man auf persönlichen Missionsentschluß nur bei solchen Studenten dringen kann, die nicht nur über eine ordentliche Missionskenntnis verfügen, sondern bei denen auch die Grundfrage der persönlichen Stellung zu Christus entschieden ist. Der Studentenbund weiß sich daher beständig angewiesen auf die evangelistische Vorarbeit der christlichen Studentenbewegung, in deren Rahmen er steht. Wie sehr man sich scheut, die Studenten zum vorschnellen Unterzeichnen der „Erklärung" zu bewegen, trat bei der Konferenz deutlich zutage. Das Formular der Erklärung wurde zwar verteilt, aber der Vorsitzende warnte geradezu davor, die Erklärung schon während der Konferenztage zu unterzeichnen, und riet, man möge sich seinen Entschluß Wochen, ja Monate lang überlegen.

Ueber das Losungswort des Bundes — „Evangelisation der Welt in dieser Generation" — das von Amerika gekommen ist, aber sich auch in Großbritannien eingebürgert hat, wurde einmal besonders gesprochen, in durchaus nüchterner Weise. Das Losungswort soll nicht eine Prophezeiung sein. Es enthält nicht eine Erklärung zugunsten einer bestimmten Missionsmethode, etwa der Methode fliegender Evangelisation; man will damit auch nicht Anlaß zu Berechnungen geben, z. B. auf wieviele Nichtchristen ein Missionar kommen müsse. Vielmehr sieht der Bund in dem Losungswort den Ausdruck eines Ideals, allerdings des einzig zureichenden Ideals für den Dienst des Christen. In diesem Sinne hat es fort und fort gute Dienste getan, und es hat sich als eine wirkliche Triebkraft in der Bewegung erwiesen. — Es geht uns auf dem Kontinent doch etwas ab, daß wir das Losungswort nicht haben. Da wir das amerikanisch-britische nicht einfach übernehmen können, so sollten wir eine andere Formel suchen, um die gewaltige Missionsverantwortung unserer Zeit jedermann kurz und bündig vor Augen zu halten.

Nun beschränkt sich aber der Missionsbund keineswegs auf die Gewinnung von Mitgliedern, überhaupt nicht auf die Arbeit unter den Studenten. Schon seit Jahren hat er sich, zu seinem eigenen Segen, die Aufgabe gestellt, die christliche Kirche im ganzen und besonders die christliche Jugend für die Mission mobil machen zu helfen. Hierauf bezog sich ein Vortrag des Reisesekretärs Robert Wilder, eines jener fünf Freiwilligen von Princeton. Sein Thema war die Studentenschaft und die Missionsgemeinde. Die wenigsten

Studenten, führte er aus, können schließlich Missionare werden. Die große Mehrzahl bleibt zu Hause als Pfarrer, Lehrer, Schriftsteller, Aerzte, Juristen, Geschäftsleute. Als solche haben sie einen mächtigen Einfluß auf die christliche Jugend, und diesen sollen sie zugunsten der Mission benützen lernen. Dazu müssen sie aber in ihrer Studentenzeit lernen, wie man die Mission studiert, für sie gibt, betet und wirbt. Diese Werbetätigkeit innerhalb der Kirche hat sich in Amerika und nun auch in Großbritannien so entwickelt, daß hier zu ihrer Leitung ein besonderer Berufsarbeiter (Campaign Secretary) angestellt worden ist. Auch hier zeigt sich wieder, wie systematisch auf der ganzen Linie gearbeitet wird. Wilder sagte: Gewinnet heute die Hochschule für die Mission, so wird morgen die Kirche gewonnen sein; gewinnet die Kirche, und die ganze Welt wird das Evangelium hören.

4. Die Not der gebildeten Orientalen. Einem Missionsbund muß es besonders nahe liegen, sein Interesse den gebildeten Nichtchristen zuzuwenden, den Zehntausenden von Indiern, Japanern und Chinesen, die jetzt auf der Suche nach neuen Idealen und einem neuen Glauben und dabei in Gefahr sind, eine Beute des Materialismus zu werden. Professor Warneck in Halle wies in einem ausführlichen Schreiben an die Konferenz darauf hin, welchen Umfang in Japan der religiöse Eklektizismus angenommen habe, also eine Religion und Sittlichkeit, zusammengesetzt aus christlichen, buddhistischen und konfuzianischen Fetzen. In Indien ist es bekanntlich nicht anders, nur daß hier die Mischung etwas verschieden ist. Auch der Materialismus macht seine Eroberungen auf beiden Gebieten. Ein Sieg des christlichen Glaubens ist nur zu erwarten, wenn die Christenheit ihre besten Kräfte in diesen Kampf schickt. Missionar Fraser, der Leiter eines College in Kandy (Ceylon), verlangte für die Mission an den Gebildeten Männer von philosophischer Durchbildung, die imstande seien, auf Einwürfe zu antworten, die vielleicht aus Häckels Büchern stammen. Uebrigens ließ gerade Fraser keinen Zweifel darüber, daß er den Orientalen den vollen biblischen Christus gebracht wissen will. Dr. Datta, künftiger Professor der Naturwissenschaften am Forman College in Lahore (Pandschab), trat besonders für seine studierenden indischen Landsleute ein; sie seien auf die britischen Studenten angewiesen. Von diesen indischen Studenten finden sich in Großbritannien selbst 7—800. Sie kommen als Juristen nach London und als Mediziner nach Edinburg, man trifft sie in Oxford und in Cambridge, ja seit sich Indien wirtschaftlich aufzuraffen begonnen hat, finden sich auch die künftigen Großindustriellen an den technischen Hochschulen der britischen Industriezentren ein. Diese Leute werden einmal heimkehren und unter die geistigen Leiter ihres Volkes einrücken. Wohin wird ihr Einfluß gehen, für Christus oder gegen ihn? Das hängt von ihren britischen Mitstudenten ab, die berufen sind, ihnen hier Christum vorzuleben.

5. Die weltgeschichtliche Krisis unserer Zeit. Zwei Abende brachten uns Vorträge, die von der weltgeschichtlichen Lage der Gegenwart handelten. Beidemal wurde die geschichtliche Lage in direkte Beziehung zu der Missionsbewegung unter den Studenten gesetzt, und jeder dieser — freilich meisterhaften — Vorträge wurde mit lebhaftem Interesse aufgenommen.

Man ist offenbar ganz daran gewöhnt, sich an den größten Gesichtspunkten zu orientieren. Der erste der beiden Redner war der Presbyterianer-Pfarrer Connell von Liverpool. Sein Thema hieß: Die gegenwärtige Lage auf dem Missionsfelde und Gottes Ruf an die Kirche. Das Christentum, sagte er, ist auf dem Wege zur Weltherrschaft weiter, als viele glauben. Die großen Religionen der Welt sterben, teils aus innerer Schwachheit, teils unter dem Hauche modernen Geistes, vor allem aber infolge ihrer Berührung mit dem Christentum; sie sind zuschanden geworden vor der sittlichen Hoheit Christi. Noch viel Aberglaube, Unwissenheit und Haß muß niedergekämpft werden, aber die christliche Wahrheit wird triumphieren. Nur eine der großen Religionen steht anscheinend noch unerschüttert da, der Islam. Er hat seit zwölf Jahrhunderten seine Eroberungen gemacht und macht sie heute noch, von China bis Innerafrika. Man mag sagen, auch dem Islam sei das Urteil gesprochen; das beweist schon seine Zertretung der Frau. Aber wir wissen nicht, ob er sich nicht mit der Kraft der Verzweiflung noch einmal aufmacht zu einem letzten Ringen um die Weltherrschaft. Doch die verwickeltsten Fragen erwachsen dem Missionar heute nicht aus religiösen, sondern aus politischen Bewegungen, vor allem aus denen im fernen Osten. Lassen wir China noch ein bis zwei Jahrzehnte beim modernen Geist zur Schule gehen, und es wird ein gewaltiges Wort mitreden im Rate der Völker. Es ist etwas Herrliches um ein Volk, das sich so mit offenem Sinn ausstreckt nach der Bildung des Westens, das mit so männlichem Entschluß den Fluch des Opiums abzuschütteln sucht. Aber es versteht sich nicht von selbst, daß das Szepter Chinas nun in die Hand Jesu Christi gelegt werde. Es ist dem erwachenden China um ganz andere Dinge zu tun. Aber Sache der Christenheit ist es jetzt, das Streben dieses Volkes von den Zielen weltlicher Macht weg und auf Gott hin zu lenken. Wehe, wenn das nicht geschieht! In Indien regt sich jetzt der nationale Geist, und er wird wohl manches zustande bringen; er wird die Bande der Kaste lockern und das Los der Frauenwelt erleichtern. Aber das kann auch ein weiterer Schritt sein zu einer Verbindung aller Völker des Ostens gegen die Reiche des Westens; wenn wir diesen Völkern nicht jetzt zur wahren Wiedergeburt helfen!

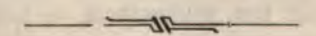
Zwei Tage nach Connell sprach John Mott über die Vorgänge im fernen Osten. Es sind Völker von nahezu 500 Millionen, in denen die alte und die neue Zeit, Fortschritt und Zerfall um die Herrschaft ringen. Welche Religion soll unter diesen Völkern künftig herrschen? Soll es überhaupt noch eine Religion sein? Das Christentum hat schon große Siege errungen. Denken wir an Korea, das jetzt von einer religiösen Erweckung im großen Stil ergriffen ist, und an China, wo buchstäblich Tausende nicht zur Taufe gelangen, weil es an christlichen Lehrern für sie fehlt. Denken wir an die christlichen Persönlichkeiten, die Gottes Geist in China geschaffen hat, so wetterfest, so selbständig, so tatkräftig. Denken wir an die 60 000 evangelischen Christen Japans und an die Stellung, die sich das Christentum in diesem Land erworben hat. Vor kurzem erhielt eine amerikanische Studentenkonferenz aus Japan ein Telegramm: „Japan führt den Osten — aber wohin? So ist es. Japan weiß, daß es die Führung hat; aber wohin

geht der Weg?" Zum Militarismus, oder zum Materialismus, oder zum Christentum? Der beste Punkt zur Einführung von Kraft ist der, von wo aus man die Kraft am besten verteilen kann. Dieser Punkt ist für den fernen Osten jetzt Japan. Der Patriotismus der Rasse hat Japan und China ergriffen, und ruhig aber sicher verbreitet sich über Asien der Ruf: Asien für die Asiaten! Wir können diesem Aufleben des Rassenbewußtseins so wenig widerstehen, wie der steigenden Flut. Aber diese Macht muß in den Dienst des christlichen Geistes gestellt werden, solange es noch Zeit ist. Das ist die Aufgabe, zu deren Prüfung und Lösung jetzt die Führer der Missionsgemeinde in Europa und Amerika sich zusammentun sollten. Die großen meist noch schlummernden Kräfte der abendländischen Kirche, nämlich die Laienwelt und die Jugend, müssen mobil gemacht werden; dann bekommen wir sowohl die Mittel als die Leute. Und dann eine viel größere, heroischere persönliche Hingabe, damit es wahr werde mit unserm Losungswort: Evangelisation der Welt in dieser Generation!

Am Abend darauf hielt einer der bekanntesten Prediger Englands, Dr. Horton, den Schlußvortrag über das Gebet, die Quelle göttlicher Kraft. Der eigentümliche philosophische Einschlag dieser Rede mag hier beiseite bleiben; jedenfalls aber traf sie genau den Ton, auf den die Konferenz durch das vorher Gehörte gestimmt war. Wie soll diese Konferenz enden? fragte Dr. Horton. Soll sie nur in persönlichen Missionsentschlüssen enden, oder mit einer gemeinsamen Tat? Das muß aber eine Tat des gemeinsamen Gebetes sein. Die Kraftlosigkeit der Missionare kommt von der Gebetslosigkeit der Christenheit. Dem Gebet des Glaubens sind heute noch alle Dinge möglich. — So schloß die Konferenz.

Wir Gäste vom Kontinent hatten während dieser reichen Tage unsere eigenen Gedanken. Uns war, als führen wir von unserm trägen Binnenwasser eine Weile hinaus in die Wellen des Atlantik. Uns allen wird klar gewesen sein, daß solche Bewegungen nicht zum Kopieren sind. Aber wie gut könnten auch wir etwas von diesem Wellenschlag brauchen! In Liverpool wurde als Frucht der Arbeit des Studentenbundes konstatiert, daß bei den britischen Studenten die Sympathie und ein wirkliches Verständnis für andere Völker sichtlich zugenommen habe. Wenn wir doch auch so weit wären! Jetzt steht noch viel im Wege, die Verschlossenheit des Skandinaviers, das Verbindungswesen mit all seiner Unfreiheit bei den Deutschen, und bei allen miteinander die furchtbare Macht der religiösen Gleichgültigkeit, die auf unsern Gebildeten lastet. Dabei scheint uns das Missionsfeld so viel ferner zu liegen als den Briten und Amerikanern; wir wohnen nun einmal nicht am Ozean. Aber die Brüder jenseits des Kanals sollen uns doch nicht umsonst gesagt haben, daß sie auf uns warten. Ja, die Missionsaufgabe selbst wartet auf uns, von der Gott wahrlich auch uns ein reichliches Teil zugewiesen hat. Wir wollen Mut fassen.

F. Würz.



Wie ein Labradorreisender über die Brüdermission urteilt.

Unlängst hat ein Engländer ein Buch veröffentlicht, worin er seine Fahrten und Erlebnisse längs der Küste von Labrador erzählt. Sein Reisebericht ist auch für Missionskreise von Interesse, denn Dillon Wallace — so heißt der Labradorfahrer — hat es nicht gemacht wie viele Reisende, die sich in fremden Ländern wohl für alles mögliche interessieren und in ihren Berichten selbst das Unwesentlichste zu erzählen wissen, aber der Tätigkeit der Missionare, falls ihnen solche zu Gesicht gekommen ist, im besten Falle nur vorübergehend Erwähnung tun. Nein, unser Reisender hat alle Stationen der Brüdermission an jener Küste geflissentlich aufgesucht und darüber in seinem Buch die freundlichen Eindrücke mitgeteilt, die ihm an jenen Stätten entgegengetreten sind. Es ist dies um so mehr anzuerkennen, als er bis dahin keinerlei Interesse für die Missionstätigkeit hatte und erst durch den Augenschein anderer und besserer Meinung geworden ist. Er bekennt das ganz offen und spricht nur mit Hochachtung von dem Dienst der Missionare an jener öden Küste und ihrem Wirken unter den armen Eskimo. Wir lassen im folgenden eine kurze Schilderung seiner Erlebnisse, soweit sie die Missionsstationen betrifft, im Auszug folgen, und zwar nach den Moravian Missions 1908, Nr. 1. — Das Reisewerk selbst, das unter dem Titel: „The long Labrador Trail" by Dillon Wallace, Hodder & Stoughton, London (7 sh. 6 d) erschienen ist, liegt uns leider nicht vor.

Undurchdringliche Dunkelheit war hereingebrochen. Kein Anzeichen von Land war zu erblicken; rings um uns her wirbelte treibender Schnee, der über das Eis fegte. Ab und zu stolperte der eine von uns über eine Schneewehe und schlug zu Boden; dann erhob man sich wieder und setzte seinen mühseligen Marsch mechanisch weiter. Manchmal kam mir der Gedanke, ob wir am Ende nicht direkt auf die See hinausgeraten wären. Dabei plagte uns entsetzlicher Durst, denn solcher wird auf den endlosen Schneefeldern in ähnlicher Weise erzeugt wie in der Wüste. Dagegen hilft auch nicht, daß man ihn durch Genießen von Schnee zu stillen sucht. Im Gegenteil; der Durst wird dadurch nicht gestillt, sondern die Tantalusqual nur vermehrt. Wenn ich je in meinem Leben nach Wasser gelechzt habe, so war es damals.

Stunde um Stunde verrann, und die Nacht schien endlos. Wir setzten so gut als möglich unsern Marsch fort, und auch die armen, ächzenden Hunde hielten tapfer aus. Doch alles Elend nimmt ein Ende, und so endete auch das unsrige, als ich verlangend nach dem Ziel ausschaute. Unsere Hunde schlugen plötzlich an, ihr bisheriges Aechzen wurde zum munteren Bellen, und mit [illegible]ich neuer Kraft legten sie sich ins Zeug. Jetzt bog sich auch Korganuk, [illegible]e Führer, zu mir und flüsterte erfreut: Rama, Rama! Im nächsten [illegible]ublick hielten wir vor dem Missionshaus in Rama; aber obgleich wir [illegible] nur einige Meter davon befanden, war das große Gebäude in dem dichten [illegible]eegestöber, das zum wilden Sturme ausgeartet war, kaum zu erkennen.

Durch die wirbelnden Schneemassen, die der heulende Sturm von den nahen, aber unsichtbaren Bergen herabfegte, tauchte vor uns der schwache Schimmer eines Lichtes auf, der noch durch die beeisten Fenster erheblich gedämpft wurde.

Ich trat an eins der Fenster und klopfte. Keine Antwort. Erst als ich das Klopfen mehrmals wiederholt hatte, bemerkte ich, daß jemand im Zimmer darauf aufmerksam wurde. Im nächsten Augenblick tat sich die Tür auf und eine Stimme rief uns zu: „Kommen Sie nur herein; es ist eine schauerliche Nacht."

Ohne alle Umstände betraten wir das gastliche, behagliche Wohnzimmer, empfangen von einem untersetzten, bärtigen Manne in Hemdsärmeln und in Hosen und Stiefeln von Seehundsfell, der eine brennende Kerze in die Höhe hielt. Ich stellte mich mit meinem Gefährten Caston vor, während er uns mitteilte, daß er der Stationsmissionar Paul Schmidt sei.

Sein Erstaunen war natürlich nicht gering bei unserem unerwarteten Erscheinen um Mitternacht und bei einem solchen Sturm. Um so herzlicher und wohltuender war sein gastfreundlicher Willkomm. Kaum fünf Minuten nach unserer Ankunft knisterte schon das Feuer im Ofen, und mit Behagen ließen wir uns von der zunehmenden Hitze die frostigen Gliedmaßen erwärmen. Unser Wirt war auf alle Weise um uns besorgt. Er ging geschäftig ab und zu, während wir allgemach auftauten und warm wurden. Schließlich wurden wir eingeladen, ins untere Zimmer zu kommen, wo Frau Schmidt inzwischen den Tisch gedeckt und ein warmes Essen aufgetragen hatte. . . Zwei Uhr war vorüber, als wir endlich zu Bett gingen; aber ich glaube, Herr Schmidt hätte uns die ganze Nacht hindurch unterhalten, wenn wir nicht nach den Strapazen des Tages dringend der Ruhe bedurft hätten.

Am nächsten Morgen besuchte ich den Missionsladen und das sogenannte Speckhaus. Hier war eine Anzahl von Eskimo, Männer und Frauen, damit beschäftigt, Seehundsspeck in dünne Scheiben zu schneiden und diese mit schweren Holzschlägeln zu zerstampfen. Die zerstampfte Speckmasse wird dann in Zinkbehälter entleert und während des kurzen Sommers der Sonnenwärme ausgesetzt, wodurch ein klares Oel gewonnen wird. Mitten im Winter ist es für die Eskimo unmöglich, auf den Seehundsfang auszuziehen, weshalb sich während dieser Jahreszeit die Eingeborenen mit ihren Familien auf den Missionsstationen aufhalten und in kleinen Hütten wohnen. In Rama sind es 69 Personen, die ich alle in Begleitung des Missionars besuchte. Ihre Wohnungen waren sämtlich durch Tranöfen geheizt, da in dieser Gegend das Holz sehr rar ist.

Die Eskimo in Rama und auf den südlicheren Stationen sind sämtlich Christen; aber es ist wohl begreiflich, daß sich von früherher noch manche abergläubische Vorstellungen bei ihnen erhalten haben. So wollen sie z. B. ein Haus nicht mehr bewohnen, worin ein Todesfall vorgekommen ist, da sie fürchten, der Geist des Verstorbenen beunruhige den Platz. Sie brechen deshalb gewöhnlich das Gebäude ab, wenn es sich einigermaßen lohnt, und richten es an irgend einer andern Stelle wieder auf.

Unlängst erkrankte das Weib eines Eskimo sehr schwer und fing an irre zu reden. Ihr Mann und die Nachbarn, die sie für besessen hielten,

knebelten sie daraufhin und überließen sie ihrem Schicksal, so daß das arme Wesen der Kälte und dem Hunger erlag. Da sich der traurige Vorfall nicht auf der Station, sondern in einiger Entfernung zutrug, erfuhren leider die Missionare erst davon, als es zu spät war.

Einst besuchte ein Dr. Grenfell die Station Rama und zeigte den erstaunten Eskimo einige Lichtbilder, darunter Photographien, die er das Jahr zuvor von ihnen aufgenommen hatte. Unter diesen Bildern war zufällig auch die Photographie einer alten Frau, die aber seitdem gestorben war. Als nun das Bild dieser Alten auf der Leinwandfläche an der Wand erschien, da fuhr ein gewaltiger Schrecken den einfältigen Leuten in die Glieder. Sie glaubten nichts anderes, als daß ihr Geist zur Erde zurückgekehrt sei und sie durch ihre Erscheinung schrecken wollte; und noch lange Zeit hinterher bildeten sie sich ein, sie sähen ihren Geist bei Nacht umherirren und ihre alte Wohnstätte aufsuchen.

Der Tageslauf auf einer solchen Missionsstation ist streng geregelt. Morgens um 7 Uhr ruft eine Glocke die angestellten Eingeborenen an ihre Arbeit. Um 9 Uhr wird wieder ein Glockenzeichen gegeben, das ihnen eine halbe Stunde Freizeit gewährt, worauf gegen 12 Uhr das Mittagessen folgt. Von 1 Uhr bis zum Anbruch der Nacht wird dann ohne Unterbrechung die Arbeit fortgesetzt. Jeden Abend um 5 Uhr versammelt man sich in der Kapelle zu einem kurzen Gottesdienst, den entweder der Missionar oder der Geschäftsvorsteher in der Eskimosprache hält. . . Ich hatte jedesmal meine größte Freude daran, wenn ich die aufmerksamen und erwartungsvollen Gesichter der Leute beobachtete. Ihr schöner, inniger Gesang machte mir diese Abendstunde allemal zu einem rechten Genuß.

Das Leben eines dortigen Missionars ist ein überaus tätiges. Vom Morgen bis zum Abend ist er beständig in Anspruch genommen. Selbst in der Nacht ist oft seine Ruhe gestört, indem er zu Kranken gerufen wird; denn er ist in der Tat der Vater seiner Pflegebefohlenen, die ihn in allen ihren Angelegenheiten um Rat und Beistand angehen. Vor ihn bringen sie alle ihre Nöte und Mißhelligkeiten und erwarten von ihm Abhilfe und weise Beurteilung ihrer Streitfälle. Ich bekenne offen, daß ich vor meinem Zusammentreffen mit den Missionaren auf den einsamen Stätten ihrer Wirksamkeit völlig gleichgültig gegenüberstand, wenn nicht gar verächtlich von ihnen dachte, da man mich hatte glauben gemacht, sie richteten wenig oder nichts aus. Doch nun habe ich mich selbst überzeugt und ich weiß, von welch unschätzbarem Wert ihr Dienst ist, den sie den armen, unwissenden Bewohnern jener Küste leisten. Sie verleugnen in der Tat die Welt und lösen die heimatlichen Bande, um ihr Leben einem Volke zu weihen, das nach Rasse und Sprache so verschieden von ihnen ist, und dazu in einem Lande, das zu den ödesten und entlegensten gehört. Und hier tun sie ihren Liebesdienst, bis sie zu alt sind zu weiterem Dienst oder bis ihre Gesundheit zusammenbricht. . . Was für Helden und Heldinnen sind doch diese Männer und Frauen! Man muß sie bewundern und achten.

Die Dunkelheit war noch nicht hereingebrochen, als wir am folgenden Abend die Eskimo-Niederlassung der Station Hebron erreichten, dessen ge-

samte Bevölkerung, bestehend aus 180 Personen und 200 Hunden, vor den Ort hinausgeeilt war und uns hier bewillkommte, die ersteren mit lautem Zuruf, die letzteren mit wütendem Gebell. Einige vom jungen Volk, die flinker zu Fuß waren als die andern, kamen auf das Eis hinausgerannt, und als sie nahe genug waren, um zu erkennen, wer wir wären, machten sie wieder kehrt und liefen vor unsern Hunden her mit dem Ruf: Kablunot, Kablunot (Ausländer, Fremde)! So trafen wir unter großem Hallo auf der Station ein und wurden auch hier von den Missionaren aufs herzlichste willkommen geheißen. Doch, da das Wetter sehr günstig war, hielten wir uns hier nicht lange auf und befanden uns schon am nächsten Morgen auf dem Wege nach Okak.

Okak, das zwei Tagereisen südlich von Hebron liegt, ist die größte Eskimoniederlassung in Labrador und zählt eine Bevölkerung von 329 Seelen. Es ist zugleich eine bedeutende Station der Brüdermission. Außer der Kirche, den Wohnhäusern und dem Missionsladen befindet sich am Ort auch ein nettes, gut eingerichtetes Hospital, das unlängst eröffnet worden ist und unter der Leitung von Dr. S. K. Hutton, einem englischen Arzte, steht. Trotz seiner Jugend und den besten Aussichten auf eine gute Praxis zu Hause hat er mit seiner liebenswürdigen Gattin doch alles darangegeben und sich hier in dem öden Labrador niedergelassen, um dem kleinen Rest unwissender Menschheit um Gottes willen zu dienen. Wir wurden von Dr. Hutton und seiner Frau aufs beste aufgenommen und lernten in beiden die prächtigsten Leute kennen. Ihnen zur Seite steht als einziges Mitglied des Hospitalpersonals Fräulein S. Francis, die als Diakonisse dem Werke dient. Mit Dr. Hutton machte ich einige Besuche in verschiedenen Eskimowohnungen und war überrascht von der Sauberkeit und dem großen Fortschritt in der Zivilisation, worin die Leute hier ihren nördlicheren Volksgenossen ein gut Teil voraus sind.

Von Okak nach Nain beträgt die Entfernung etwa 100 englische Meilen. Der Weg führte uns über den Kiglapait-Berg, da die bequemere Route über das Eis der Bucht nie ganz sicher ist; denn setzt plötzlich eine Brise von Osten ein, so fängt das Eis zu bersten an, und in solchem Fall ist eine Zuflucht aufs feste Land nicht möglich, da sich überall senkrechte Felsenmassen am Ufer erheben. Wir hatten indessen den Gipfel des Kiglapait noch nicht erreicht, als uns die einbrechende Dunkelheit nötigte, unser Nachtlager in einer Schneehütte aufzuschlagen. . . Unsere beiden Eskimo lasen hier beim Schein des Kerzenlichtes miteinander eine Betrachtung in der Eskimosprache und sangen ein geistliches Lied. Ueberhaupt fand ich an der ganzen Küste entlang zwischen Hebron und Makkovik, daß die Eingeborenen, wo sie auch sein mochten, regelmäßig ihre Morgen- und Abendandacht hielten und vor und nach dem Essen ihr Tischgebet sprachen; denn die Brüdermissionare lassen sich die religiöse Erziehung ihrer Eskimo sehr angelegen sein. . . Nach einer äußerst stürmischen Nacht wurde dann am Morgen die Reise südwärts fortgesetzt.

Dem erstaunlichen Instinkt unserer Führer und der
aber der gütigen Hand der Vorsehung hatten wir
gegen Abend glücklich das Missionshaus in Nair
die herzlichste Gastfreundschaft der Brüdermissio

ist sozusagen das Hauptquartier der Mission an der Labradorküste, wo der leitende Bischof A. Martin seinen Sitz hat. . . Man kam uns auch hier mit so viel Liebe und Herzlichkeit entgegen, daß ich es nur bedauerte, die freundliche Stätte schon am Montag Morgen verlassen zu müssen. . .

Es sind nur kurze Auszüge aus dem Bericht des Reisenden, soweit sie seine Eindrücke von den Stationen der Brüdermission betreffen, aber sie lassen doch erkennen, daß es bleibende und ihm unvergeßliche Eindrücke gewesen sind, deren er auch in seinem Reisewerk noch freundlich gedenkt. Vor allem aber freut es uns, daß der Mann nicht herbe Kritik für die von ihm geschaute Mission und die Eskimochristen hat, sondern freudige Anerkennung und Hochachtung. Auch hier hat der Augenschein das so oft bestehende Vorurteil zerstört und wohl auch einen Reisenden zum Missionsfreund gewonnen. St.

Zur Lage in China.

Von W. Schlatter.

(Schluß)

Die Hauptstadt Peking hat ihr Aussehen sehr verändert. Die Scharten von 1900 werden nach und nach ausgewetzt. Einige Gebäude des Legationsviertels und die berühmte Ecke am Eingang der englischen Gesandtschaftsstraße erinnern noch an jene Schreckenstage. An der Herstellung und Verbesserung der Straßen wird emsig gearbeitet. Die Peking-Hankau-Bahn bringt immer mehr Weltreisende herzu. Neue Hotels wachsen aus dem Boden. Ein zoologischer Garten ist eröffnet.

Um so mehr aber trieb bis vor wenigen Monaten altes Unwesen sich um in der kaiserlichen Stadt und in den obern Regionen der Regierung. Das Denunziantenwesen blühte so üppig wie je, Beamte stiegen und sanken in unheimlich rascher Folge; Treue und Redlichkeit konnten nicht zur Geltung kommen, die vier Großsekretäre waren Titelträger, der Kaiser ein vornehmes Aushängeschild am Regierungsgebäude, und drinnen schaltete und waltete rüstiger als je die Kaiserin-Witwe mit ihrer Kamarilla. Aber zu laut schon tönte das Klopfen der Revolution am Portal. Allzu hörbar schon war die Unzufriedenheit im Reich, allzu energisch das Verlangen nach Einführung der versprochenen Verfassung, als daß es in dieser Weise weiter gehen konnte. An Edikten fehlte es ja nicht, welche Reformen befahlen. Aber mit düsterem Pessimismus und gänzlichem Mißtrauen redete die einheimische Presse von der tatsächlichen Unwilligkeit der herrschenden Kreise, etwas zu ändern, und von der völligen Wertlosigkeit solcher Kundgebungen, und verhieß nur noch Unheil.

Da war es wie kräftiger, reinigender Luftzug, daß die Zentralregierung im August den alten Tschang Tschi-tung und den starken und klugen Yuan Schih-kai nach Peking berief, um sie an leitender Stelle zu verwenden. Jener hatte vor mehr als einem Jahrzent schon in seinem berühmten Buch „Lerne"!

ohne Scheu dargelegt, daß auf der Grundlage des Studiums der alten Klassiker und der Geschichte des Heimatlandes die Beschäftigung mit der Geschichte, der Verfassung, der Geistesarbeit und den Errungenschaften der fremden Völker empfehlenswert sei: „Schafft alles unnötige, zeitraubende Beiwerk bei den Prüfungen ab und laßt die Studenten lieber die gewonnene Zeit zum Studium dieser modernen Wissenschaften verwenden!“ Er selbst hatte nach diesen Grundsätzen in seinem Territorium, den großen Yangtse-Provinzen in Mittelchina, gehandelt, das Schulwesen kräftig gefördert (er unterhielt 1000 Schüler auf eigene Kosten), Handel und Industrie gehoben und den Weg der besonnenen Reform konsequent verfolgt. Und dieser Yuan Schih-kai hatte nicht minder sich fähig und verständnisvoll den Bedürfnissen der neuen Zeit gegenüber bewiesen, als Gouverneur von Schantung schon, wie nachher in Tientsin, und viele schauten auf ihn als den kommenden Mann.

Die beiden, nach Peking berufen, trafen im August und September in der Hauptstadt ein, und alsbald machte sich ihr Einfluß in einer Weise geltend, daß dem Ostasiatischen Lloyd die Meldung aus Peking zukam: „Wir stehen am Vorabend großer Ereignisse.“ Tschang Tschi-tung wurde Präsident des Unterrichtsministeriums (Hsiao-pu), Yuan Schih-kai Vorsitzender des Auswärtigen Amtes (Wai-wu-pu). Seitdem scheint die Reformarbeit der Regierung der Methode und des Zielbewußtseins nicht mehr zu ermangeln.

Eine äußerst schwierige, gebieterisch Lösung erheischende Frage ist die der R e g e l u n g d e s V e r h ä l t n i s s e s z w i s c h e n M a n d s c h u u n d C h i n e s e n. Jene, die Stammesgenossen des Herrschergeschlechts und Nachkommen derer, die im 17. Jahrhundert China für die gegenwärtige Dynastie eroberten, waren bis in die jüngste Zeit die Privilegierten des Reichs. Die hohen Beamtenstellen wurden durch Mandschu besetzt, Handel und Handwerk verachteten sie; sie bildeten die „Bannertruppen“, hatten als solche ihre besondere Gerichtsbarkeit und bezogen Mann für Mann vom Staat monatlich 4 bis 5 Dollar (von der Geburt an) und zwei Säcke Reis. Hatten sie nicht als Bannersoldaten ihre Stellung, so war ihnen die Beamtenlaufbahn sicher, und mit Vorliebe verzehrten sie ihre Einkünfte tatenlos, während chinesische Schreiber um kärglichen Lohn ihre Arbeit besorgten. Man empfand es nachgerade im Volk mit äußerstem Mißmut als unerhörte und unerträgliche Last, daß es eine taten- und verdienstlose Kaste mit seinem Mark zu nähren hatte.

An diesen faulen Baum ist nunmehr die Axt gelegt. Die Zentralregierung befand sich in einer heiklen Lage. Ließ sie den schreienden Mißstand fortbestehen, so gewährte sie dem Haß gegen die Mandschudynastie und Herrschaft selbst die kräftigste Nahrung; legte sie zu seiner Beseitigung Hand an, so riskierte sie die Entfremdung ihrer Nächsten und schien sich ihr Fundament selbst zu untergraben. Ein Erlaß der Regierung vom August, welcher Beseitigung des Unterschiedes versprach, fand keinen Glauben. Ein kaiserliches Edikt jedoch, welches im September folgte, ordnete ein durchgreifendes Verfahren an. Es gab den vorhandenen Uebelstand unumwunden zu: „Unsere Truppen sind träge geworden und leisten nichts für die ihnen von der Regierung gezahlte Rente. Außerdem haben sie sich so vermehrt, daß ihr Unterhalt schwierig geworden ist. Da sie seit vielen Generationen ihren Sold

regelmäßig von der Regierung zu empfangen gewohnt sind, machen sie keinerlei Versuche, etwas zu lernen, um wie andere Leute durch eigene Arbeit ihren Unterhalt zu erwerben. Infolgedessen muß ihnen befohlen werden, daß sie sich durch eigne Arbeit zu ernähren haben!" Die Regierung verlangt nun von den zuständigen Behörden Bericht über die Zahl der vorhandenen Bannersoldaten und über den Befund der zugehörigen Ländereien. Die letztern sollen an sie verteilt werden. Falls sie nicht ausreichen, ist Land zur Zuweisung an die Bannersoldaten aufzukaufen. Was ihnen so an Grund und Boden zufällt, darf von ihnen niemals verkauft oder verpfändet werden; in dem Maße, als ihr Landertrag ihren Bedarf deckt, soll ihr Sold aufhören. Vor Gericht sind sie durchaus wie die Chinesen zu behandeln. Sie sollen auch in Handwerken und Industrie ausgebildet werden. Die Beamten haben es sich angelegen sein zu lassen, die kaiserlichen Wünsche bis zu Ende durchzuführen, damit die Unterschiede zwischen Mandschu und Chinesen aus der Welt geschafft und beide fortan in gleicher Weise behandelt werden."

Dem guten Willen treten freilich unübersehbare Schwierigkeiten in den Weg. Klar ist, daß unter den Mandschu selbst die Aufhebung ihrer Privilegien auf Widerwillen stößt. Der Kriegsminister Tieh-Liang, ein unbelehrbarer Reaktionär, der mit aller Macht seinen weichenden Einfluß zu behaupten sucht, zieht geflissentlich unzufriedene Mandschuoffiziere an sich und nährt die Unzufriedenheit seiner Stammesgenossen. Und die Chinesen sind von dem Gesetz ebensowenig erbaut. Daß Land aus ihrem Besitz aufgekauft werden soll für den Gebrauch der Mandschu, ist ihnen durchaus zuwider; sogar in Peking verkauft kein Chinese ohne große Not seinen Boden oder sein Haus an Mandschu, ohne Zwang wird dieses Verfahren in den Provinzen vollends sich nicht durchführen lassen, und so ist anzunehmen, daß eine Maßregel, welche den Gegensatz verringern soll, denselben zunächst verschärfen wird. Ein chinesisches Blatt meint, die einfachste Lösung wäre, die Mandschu nach dem Nordwesten zu schicken, wo Land genug der Bebauung harre.

Eine andere, äußerst wichtige Angelegenheit ist die Einführung der versprochenen Verfassung. Am 1. September 1906 war ihre allmähliche Anbahnung in Aussicht gestellt worden. Was während des nächsten Jahres, bis zum Spätsommer 1907, in dieser Richtung geschah, befriedigte nicht. „Von einem klaren, durchgearbeiteten Reformprogramm ist keine Rede. Die chinesische Regierung arbeitet noch heute von der Hand in den Mund. Kleine Zugeständnisse, welche in den letzten Wochen gemacht worden sind, sollen wohl lediglich zur Beruhigung der erregten Stimmung Jung-Chinas dienen", so wurde im Ostasiatischen Lloyd vom 2. August 1907 geurteilt, und die Stürmer und Dränger rechtfertigten mit der Untätigkeit einer wort-[illegible] Regierung ihre aufreizende Sprache.

Seitdem sind wichtige Schritte geschehen. In der zweiten Hälfte des [illegible] wurde durch kaiserliches Edikt ein Ausschuß zur Vorbereitung der konstitutionellen Verfassung ernannt. Präsident ist Prinz [illegible], Vizepräsident der Großsekretär Sun-tschia-nai. Hohe Beamte aus allen Teilen des Reiches sind zur Beteiligung an diesem Verfassungsrat [illegible] berufen. Die Regierung befolgt mit diesem Vorgehen

genau das Beispiel Japans, wo ein solcher Ausschuß („Senat") 16 volle Jahre, 1874—1890, bis das Land seine Verfassung erhielt, tagte und durch weise Arbeit diesen großen Umschwung der Verhältnisse von Unruhen frei zu halten vermochte. Leider will es der einheimischen Presse nicht gelingen, sich zufrieden zu geben. Sie ist verstimmt durch ein erlassenes Preßgesetz, welches ihr Schranken setzt; auch fällt es ihr zum Teil schwer, sich in ein langsames und besonnenes Vorgehen zu schicken.

Mit der Ernennung dieses Ausschusses steht in Verbindung die Entsendung dreier Kommissare nach England, Deutschland und Japan, mit dem Auftrag, die parlamentarischen Einrichtungen dieser Länder zu studieren. Die Tätigkeit des Ausschusses macht sich bemerkbar. Das Unterrichtsministerium ist angewiesen, einheitliche Lehrbücher für das ganze Land herzustellen, da ohne allgemeine und übereinstimmende Unterweisung das Volk sich nicht regieren könne; das Ministerium des Innern hat Befehl erhalten, die Einführung einer gewissen Selbstverwaltung in den Provinzen anzubahnen, damit das Volk zunächst in lokalen Angelegenheiten an solche sich gewöhnen kann.

Auch die Währungsfrage kann nicht mehr ruhen. Die Handelskammern von Hongkong, Schanghai und Tientsin richteten während der letzten vier Jahre zwei gemeinsame Memoranden an die diplomatischen Vertreter in Peking: sie möchten die Aufmerksamkeit der Regierung auf den unbefriedigenden Zustand der Währung des Kaiserreiches und auf das schreiende Bedürfnis nach einer gründlichen Reform lenken, als den ersten und unerläßlichen Schritt, um die Finanzen Chinas auf eine gesunde Basis zu stellen. Weil diese Vorstellungen keine Wirkung erzielten, sandte die Handelskammer von Hongkong ein drittes Memorandum nach Peking, worin die Regierung ersucht wurde, den Provinzen die selbständige Ausgabe von Münzen und Banknoten fortan zu untersagen und alle Münzstätten des Reiches unter kaiserliche Aufsicht zu nehmen. Endlich hat die Zentralregierung ihr Ohr geöffnet, und nun will sie gleich in kürzester Frist alles in Ordnung haben. Der Thron hat Anfang Oktober die zuständigen Ministerien beauftragt, ihm Vorschläge zur Einführung einer einheitlichen Währung zu unterbreiten, und dazu den Wunsch ausgesprochen, daß diese Maßnahme innerhalb von sechs Monaten zu Ende geführt sei — was schwerlich gelingen wird, um so weniger, da es viele und einflußreiche Persönlichkeiten zu geben scheint, welche am gegenwärtigen Wirrwarr im Münzwesen ein Interesse haben. — Von einer staatlichen und einheitlichen Regelung des Maß- und Gewichtssystems ist ebenfalls die Rede. Dazu bemerkt ein Blatt: „Der durch ungleiches und falsches Maß und Gewicht angerichtete Schaden ist unberechenbar, daher ist es freudig zu begrüßen, daß jetzt Ordnung geschaffen werden soll."

Die Tage des Lipu sind augenscheinlich gezählt. So heißt das alte Kultusministerium. Seine Aufgabe ist eine recht mannigfaltige: Ueberwachung der Opfer, der großen Feste, der Zeremonien im Verkehr mit dem Kaiser und der Beamten untereinander; Bestimmung der Stoffe und Abzeichen der Beamtenkleidungen, der dem Familienrang entsprechenden Form der Gebäude; Leitung der Prüfungen für die literarischen Grade; Ueberwachung der Herstellung der Amtssiegel, eine gewisse Kontrolle über das Erziehungswesen usw.

Daß die letztere Funktion sich mit der Tätigkeit des neuernannten Unterrichtsministeriums nicht wohl verträgt, liegt auf der Hand, und Tschang-tschi-tung hat Ende Oktober dem Thron empfohlen, dieses Lipu aufzulösen und seine Geschäfte, soweit sie in einem modernen Staatswesen überhaupt eine Stätte haben, dem Justiz- und Unterrichtsministerium zu übertragen. Diese Maßregel wird sich schon durch die zu erzielende Ersparnis empfehlen.

Denn die Finanznot ist gegenwärtig riesengroß im chinesischen Reich! Man hat kein Geld mehr in China. Reform ist teuer! Die Gesamtschuld an das Ausland beträgt über 180 Millionen Pfund Sterling; jährlich sind für die schon bestehenden Anleihen mehr als 90 Millionen Dollar zu zahlen, und für das Ende des Finanzjahres (Februar 1908) rechnet das Finanzministerium mit einem Jahresdefizit von 36 Millionen Tael. Die Provinzialbehörden sind wohl beauftragt, nach Kräften Geld nach Peking abzuliefern; sie selbst jedoch haben zum großen Teil erschöpfte Kassen. Da in den Reichsfinanzen nicht sehr geordnete Verhältnisse herrschen, regte ein Würdenträger die Berufung eines ausländischen, sachkundigen, ständigen Beraters an; sein Rat mißfiel ebenso, wie der von Yuan Schih-kai und andern gemachte Vorschlag, im Ausland eine neue Anleihe aufzunehmen; man ist in dieser Beziehung skeptisch geworden, in der Befürchtung diplomatischer Verwicklungen — wohl nicht ohne Grund.

Unsere Leser wissen wohl vom Kotau. So heißt die Ehrung, wie sie das Hofzeremoniell vom Beamten verlangt, wenn er zur Audienz beim Kaiser befohlen ist: dreimaliges Niederknien, wobei die Stirne dreimal die Erde berührt. In Japan mußte diese Sitte vor dem Erlaß einer Konstitution fallen. Und nun ist der erste öffentliche Widerspruch gegen dieselbe am Kaiserhof in Peking laut geworden, indem ein Zensor in einer an den Thron gerichteten Denkschrift den Kotau als für die hohen Beamten des Reiches entwürdigend zu bezeichnen wagte — und er wird als unverträglich mit dem Wesen eines Verfassungsstaates weichen müssen.

Die Frage der Thronfolge wurde während der letzten sieben Jahre öfters erwogen. Am 24. Januar 1900 war als Nachfolger des Kaisers, welcher keine Söhne hat, Pu-chün, der Sohn des Prinzen Tuan, bezeichnet worden. Da dieser an den Boxerwirren hervorragenden Anteil hatte, mußte diese Ernennung fallen gelassen werden. Man redete hernach von Pu-gi, dem am 11. Februar 1906 geborenen Sohn des Sühneprinzen Chun. Da seine Ernennung aber eine lange Regentschaft bedingen konnte und der Schwächezustand des Kaisers doch eine Regelung der Frage erheischt (Kwang-Hsü macht denen, die ihn sahen, den Eindruck großer Schwachheit, und es erscheint undenkbar, daß er je wieder, wie er in den Reformjahren vor 1900 tat, selbst in die Mitte der Ereignisse trete), hat man den klugen Rat des Yuan Schih-kai am kaiserlichen Hofe gutgeheißen: acht Mandschuprinzen sind ausgewählt (Chuang, Prinz ersten Grades; Lun, zweiten Grades; Tao, dritten und Chuan, vierten Grades; überdies vier weitere Glieder des kaiserlichen Hauses); sie sollen für drei Jahre ausländische Schulen besuchen und hiefür jährlich eine bestimmte Summe beziehen, der Prinz ersten Grades 10000 Tael, die übrigen entsprechend weniger, wobei sie im Fall der Pflichtvergessenheit mit

Gehaltsabzügen zu bestrafen sind. Durch später vorzunehmende Auswahl soll der Fähigste für die Thronfolge bestimmt werden.

Es werde denen, die im Reich der Mitte ihre Kraft daransetzen, das anvertraute Vaterland unversehrt zu bewahren und zu fördern, die Sympathie nicht versagt! Möchten Gebete des Glaubens für sie zum Throne Gottes emporsteigen! O daß das Evangelium mit Macht und Segen das Volk der Chinesen durchdringe, damit alle die hochnotwendigen Reformen nicht mit der Gehaltlosigkeit und Sünde des Unglaubens sich verbünden, sondern zum Gefäße werden für das Reich der Himmel! Wir verweilten diesmal lange bei irdischen Dingen; ein Missionsfreund wird ihre Beziehung zum Höchsten nicht verkennen.

Rundschau.

Mohammedanisches.

Der Islam im Abendlande. Unter diesem Titel bringt „Ueber Land und Meer“ (1907, Nr. 47) einen Aufsatz über die Verbreitung des Islam in der westlichen Kulturwelt. Es wird dort ausgeführt, daß nicht nur Moslemin in Scharen ins Abendland kommen, um hier zu studieren und um die erworbenen Kenntnisse in der Heimat zu verwerten, daß auch dauernd sich Anhänger des Islam im Abendlande niederlassen, um ihr Brot in den verschiedensten Stellungen zu suchen und zu finden. Daß sich die in der Diaspora zerstreuten Moslemin vereinigen, ist nicht verwunderlich, sondern natürlich; daß aber Propaganda für den Islam gemacht wird im Okzident, und daß Europäer zum Islam übertreten und für den neuen Glauben durch Wort und Schrift wirken, ist wohl eigentümlich und als Zeichen der Zeit zu deuten und zu beachten. Von den Engländern, die zum Islam übergetreten sind (in Liverpool allein angeblich 600!) und für ihn wirken, sind unter anderen im Aufsatz angeführten zu nennen: Lord Stanley of Alderley, Mitglied des Oberhauses, früher Attaché in Konstantinopel, der Schotte Cardinson, der Rechtsanwalt Le Mesurier, die Klaviervirtuosin Delbaste, die Malerin Louise A. Chiffner, und vor allem das Oberhaupt der islamischen Gemeinde in England, der Rechtsanwalt Quilliam. Die Seele der englischen Bewegung für den Islam ist der Rechtsanwalt beim Obergericht in London, ein geborener Inder aus Dakka, Mohammed Abdullah al Mamum Suhrawardy.

Auch in Amerika und in Australien gewinnt der Islam an Boden; die Gemeinden wachsen und man schreitet zum Bau von Moscheen. So in London, Liverpool, New-York, Adelaide! Auch in Deutschland wirkt ein „Bekehrter“ für den Islam. Es ist das der Rheinländer Mohammed Adil Schmitz du Moulin, der viele Jahre als Mineningenieur zu Palembang auf Sumatra wirkte, dort zum Islam übertrat und eine Frau aus malayisch-chinesischer Abkunft ehelichte. In Wort und Schrift wirkt er für den Islam. Er hält die Muselmänner für die „echten, wirklichen Christen“, wogegen die sogenannte christliche Welt mit ihrer ruhelosen Hast, ihrer Jagd nach Geld und Genuß,

mit ihren von Elend und Lastern übervollen Großstädten einen Rückfall ins Heidentum darstelle." — (Glauben u. Wissen. 1908. Heft 2.)

Koloniales.

Aerztliche Mission in den deutschen Kolonien. Der Ausschuß der Deutschen Evangelischen Missionen hat sich veranlaßt gesehen, den zur Bremer Konferenz gehörigen Missionsgesellschaften die Verstärkung der ärztlichen Mission in den deutschen Kolonien dringend zu empfehlen. In der Begründung wird unter anderm darauf hingewiesen, daß das Umsichgreifen des Islam in Afrika der ärztlichen Mission eine besondere Bedeutung verleihe, da sie ein besonders wertvoller Bundesgenosse im Kampfe gegen den Islam sein werde. Weiter heißt es: „Man hat lange ohne Missionsärzte Mission getrieben, aber es wird wohl eine allgemeine Erfahrung sein, daß man da, wo die ärztliche Mission in die Mitarbeit eingetreten ist, sie nicht mehr entbehren zu können glaubt. Uebrigens ist auch die Ausbildung ordinierter Missionare für ärztliche Hilfeleistung von großer Wichtigkeit." Der Ausschuß empfiehlt daher den Gesellschaften, die Gründung des Deutschen Instituts für ärztliche Mission in Tübingen nach Kräften zu unterstützen. Es sind hiezu bekanntlich noch bedeutende Mittel nötig, bei deren Aufbringung, wie in dem Rundschreiben des Ausschusses bemerkt wird, die Hilfe Norddeutschlands und Bayerns nicht zu entbehren ist. Es wird empfohlen, besonders solche Kreise heranzuziehen, die sonst der Mission noch ferner stehen, da es die finanzielle Lage der Missionsgesellschaften nicht gestatte, daß die gewöhnlichen Missions-Beiträge für diesen Zweck verwendet werden. Am Schluß wird darauf hingewiesen, wie nötig eine Vermehrung der Krankenschwestern sei, die sich zugleich auf Geburtshilfe verstehen. Sie werden von draußen immer mehr verlangt.

Innere Mission in den deutschen Schutzgebieten. Der Zentral-Ausschuß für Innere Mission in Deutschland hat soeben einen Aufruf erlassen, worin er die Bildung einer Kommission für Innere Mission in den deutschen Schutzgebieten bekannt macht. Ihre nächste Aufgabe soll die Sorge für unglückliche Kinder in Südwestafrika sein, besonders für Mischlingskinder, die bekanntlich der Verwahrlosung in besonderem Maße ausgesetzt sind. Weiterhin nimmt sie aber auch die Fürsorge für die Europäer in den Schutzgebieten, sowie den Kampf gegen den Alkohol auf ihr Programm.

Wir können die innere Mission als Bundesgenossin auf dem Felde der Heidenmission nur von Herzen willkommen heißen. In Südwestafrika entlastet sie direkt die Heidenmission. Dort hat zuerst die Rheinische Mission die Sorge für die Mischlingskinder in ihre Hand genommen; aber sie als Heidenmission hatte dringlichere Aufgaben, und so war es ganz natürlich, daß sie diese Arbeit an die innere Mission übergab. Es mag sein, daß es mit der Pastoration der evangelischen Deutschen in den Schutzgebieten, sowie mit der Fürsorge für die deutschen Soldaten ebenso geht. Auch hier ist es häufig der Missionar, der den ersten, dringendsten Bedürfnissen zu genügen hat, und wir möchten den Missionaren diese schöne, wenn auch oft schwere Nebenarbeit nicht genommen wissen. Aber sobald es sich um größere Zahlen und um regelmäßige Leistungen handelt, kann der Missionar den Ansprüchen nicht mehr gerecht werden, ohne seiner nächsten Aufgabe zu viel Kraft und

Zeit zu entziehen. Dann ist der Augenblick gekommen, wo die innere Mission einzutreten hat. Ihre Organe werden ja in enger Verbindung mit den Missionaren arbeiten, und das kann beiden Teilen nur zum Segen gereichen.

Eingabe gegen den Branntweinhandel. Die Kommission zur Bekämpfung des afrikanischen Branntweinhandels (Geschäftsführer Superintendent G. Müller in Schleusingen) hat an das Reichs-Kolonialamt in Berlin von neuem eine Eingabe gerichtet, worin vor allem festgestellt wird, daß die von der Kommission seit langer Zeit vertretene Ueberzeugung von der wirtschaftlichen, physischen und sittlichen Schädigung der Eingebornen durch den Branntwein und von der damit verbundenen Benachteiligung der kolonialen Interessen sich in den weitesten Kreisen durchgesetzt habe. Sodann werden folgende dringende Bitten ausgesprochen:

I. Die Regierung wolle auf der nächsten internationalen Konferenz der Signatarmächte der Brüsseler Konvention von 1892 den Antrag stellen, die Spirituoseneinfuhr in die Kolonien zu verbieten.

II. Sollte dieser Antrag z. Zt. noch nicht durchführbar sein, so möge bestimmt werden: 1. Die Einfuhr der Spirituosen jeden Grades in Fässern ist verboten. Die Einfuhr von Spirituosen in Flaschen wird mit einem Einfuhrzoll von mindestens 2 Mk. für die $^3/_4$ Liter-Flasche belegt. — 2. Der Ausschank von Spirituosen darf nur nach Prüfung der Bedürfnisfrage gegen eine hohe Lizenzgebühr gestattet werden. — Der Verkauf von Spirituosen an Minderjährige ist verboten.

Die Eingabe ist unter anderm von zehn Missionsgesellschaften mitunterzeichnet. Die englischen und französischen Vertreter des internationalen Komitees zur Bekämpfung des kolonialen Spirituosenhandels sind veranlaßt worden, entsprechende Anträge bei ihren Regierungen zu stellen.

Afrika.

Uganda. Ein sehr anerkennendes Urteil über den tiefgehenden Einfluß der Mission auf ein ganzes Volk hat unlängst der britische Unterstaatssekretär der Kolonien, W. Churchill, öffentlich abgegeben, das der Weitergabe wert ist. Churchill ist erst kürzlich von einer Reise nach Britisch-Ostafrika und Uganda zurückgekehrt und erstattete bei einem Festmahl über die Ergebnisse seiner Afrikafahrt Bericht, wobei er besonders die gesitteten Verhältnisse in Uganda hervorhob. „Das anziehendste und interessanteste Schauspiel," berichtete er, „ist der Eingeborenenstaat Uganda. Kein größerer Gegensatz kann dem Geist eines Mannes entgegentreten, der durch das ostafrikanische Protektorat gereist ist, als das Schauspiel von Uganda. Anderswo sehen Sie auf Hunderte von Meilen ein Land, bewohnt von Wilden, deren Ehrenbezeugung darin besteht, daß sie sich mit allen unter der Sonne möglichen Farben bemalen, ihre Köpfe mit Federn, ihre Körper mit Muscheln schmücken, und daß sie zum Klange eintöniger Klagelieder um den Stuhl tanzen, auf dem der Besucher Platz genommen hat. Aber wenn Sie nach Uganda kommen, betreten Sie eine ganz andere Welt. Sie finden dort eine vollkommen organisierte Verwaltung, jeden an seinem Platz und einen Platz für jedermann. Sie finden bekleidete, kultivierte und gebildete Eingeborene. Sie finden zwei-

hunderttausend Menschen, die lesen und schreiben können, eine sehr große Zahl, die sich aufrichtig dem christlichen Glauben ergeben und die infolge ihrer Bekehrung die Vielweiberei aufgegeben hat. Kurzum — Sie finden in Uganda nahezu alles, was als das Ideal gelten kann, das der Negerfreund so oft vor dem britischen Publikum aufgestellt und das anderwärts so oft enttäuscht hat. Ich glaube, wir verdanken Uganda zum guten Teil einer auf unerreichter Stufe stehenden Entwicklung der Mission. Vielfach habe ich im britischen Reiche gefunden, daß die Beamtenklasse dem Werk der Mission sehr verächtlich gegenüberstand. In Uganda fand ich, daß sie der Mission sehr dankbar war. Hingebende Christen verschiedener Kirchen, alle von einer gemeinsamen Menschenliebe beseelt, haben ernstlich und anhaltend jahraus, jahrein gearbeitet, um die sittlichen und geistigen Fähigkeiten einer der intelligentesten Rassen auf dem ganzen afrikanischen Kontinent zu heben. Und sie hatten unzweifelhaft Erfolg; sie brachten ein Element des Fortschritts und der Wohlanständigkeit in das Leben von Uganda, das diesen Staat zu einem der interessantesten macht, für den das britische Volk jemals verantwortlich geworden ist. (Deutsches Kolonialblatt 1908, Nr. 3. — Ch. Miss. Rev. 1908, 98. 125.)

Kongo einst und jetzt. Im Kongogebiet hat die Mission seit einem Menschenalter einen großen Umschwung erlebt, der zum größten Teil durch sie selbst herbeigeführt worden ist. Der Baptistenmissionar Weeks berichtet darüber (The Miss. Herald): Vor 25 Jahren war im ganzen Kongogebiet nicht ein einziger Christ zu finden; heute sind es über 2500 Getaufte in geordneten Gemeinden, die zum Teil lesen können und denen man Gottes Wort in ihrer Muttersprache in die Hand gegeben hat. 8500 Knaben und Mädchen besuchen heute unsere Tagschulen, während man damals nichts von einer Schule wußte. Vor 25 Jahren war auch noch keine der am Kongo gesprochenen Sprachen bearbeitet und zur Schriftsprache erhoben, weshalb damals auch noch keine Literatur darin existierte. Heute sind nicht weniger als sieben Kongosprachen bearbeitet und die Bibel oder einzelne Teile derselben in dieselben übertragen, sowie eine große Anzahl anderer christlicher Bücher geschaffen. Vor 25 Jahren hatte der Zauberer und Medizinmann noch unumschränkte Gewalt über die Eingeborenen; letztere lagen noch in den Fesseln grausamer, heidnischer Gebräuche. Heute ist überall, wo die Mission hingekommen ist und ihren Einfluß ausübt, die Macht des Zauberers gebrochen, und die abergläubischen, grausamen Bräuche sind derart ausgerottet, daß das junge Volk mit Staunen von den ehemaligen Taten seiner Väter vernimmt. Vor 25 Jahren wurde das Evangelium nur an drei oder vier Orten mit stammelnden Worten gepredigt, da man der Sprache noch nicht mächtig war; heute wird die frohe Botschaft täglich in sieben verschiedenen Sprachen und auf nahezu 350 Missionsstationen und Außenposten verkündigt. Vor 25 Jahren griffen die Eingeborenen nach allem, was ihnen in den Weg kam und hielten gierig fest, was sie einmal zwischen den Fingern hatten; heute opfern die eingeborenen Christen mit willigem Herzen zur Unterhaltung des Missionswerks in ihren Distrikten und brachten z. B. im letzten Jahr über 350 Pfund (7000 M.) zusammen. Für alles das sei unserem Herrn und Meister allein die Ehre!

Die
Lebenskräfte des Evangeliums.

Missionserfahrungen innerhalb des animistischen Heidentums.

Von

Joh. Warneck, lic. theol.,
Missionar.



Berlin 1908.
Verlag von Martin Warneck.

Preis Mk. 4,50, geb. Mk. 5,50.

Inhaltsangabe.

Einleitung.

I. Das animistische Heidentum.

A. Ein Bild des batakschen Heidentums.

Menschen als Medien. — Schamanismus. — Totenfest. — Opfer. — Magische Beeinflussung. — Kampf gegen die Geister. — Flucht vor ihnen. — Man betrügt sie. — Geisterdienst Zentrum der Religion.

B. **Die charakteristischen Züge des animistischen Heidentums.**

1. Dem Heidentum eignet formal Unsicherheit. Religiöse Unwissenheit. — Berufung auf die Vorfahren. — Sittliche Unsicherheit. — Inkonsequenzen. — Verlangen nach sicherem Wissen. — Gottsuchen.
2. Die Lüge im Heidentum. Lüge über Gott, Wert des Lebens, Wert der Person. — Lüge über Sittlichkeit. — Lügenmacht der Zauberer. — Die Heiden wollen betrogen sein. — Sie werden verlogen und mißtrauisch.
3. Das Heidentum ist Gottesferne. Sie ahnen Gott, haben ihn aber nicht. — Gott zurückgedrängt. — Kein Verhältnis zu ihm. — Die Gottesidee in Widerspruch mit der tatsächlichen Religion, nicht das Resultat der Entwicklung. — Religiöser Verfall. — Dämonen haben sich zwischen Mensch und Gott gedrängt. — Das Fatum eliminiert Gott.
4. Das Heidentum ist Gebundenheit. Die Animisten geknechtet unter Furcht und Zwangsvorstellungen. — Furcht vor der Seele, vor Geistern, vor Menschen. — Dämonendienst weit verbreitet. — Die Dämonen sind ihnen Realitäten. — Urteil der Heidenchristen. — Urteil der alten Kirche. — Biblische Auffassung. — Knechtung unter das Fatum. — Ertötung der persönlichen Freiheit und Selbstbestimmung. — Erlösungsfähigkeit.
5. Das Heidentum ist Selbstsucht. Liebe kaum bekannt. — Grausamkeit und Verrohung. — Wurzeln der Selbstsucht liegen im Animismus. — Kampf ums Dasein.
6. Die Verkehrung der Sittlichkeit im Heidentum. Es fehlt nicht an Tugenden. — Sitte an Stelle von Sittlichkeit. — Was nützt, ist gut. — Die Ahnen wachen über der Sitte. — Sitte abhängig von der animistischen Religion. — Greuel erlaubt. — Unkeuschheit in Verbindung mit Animismus. — Die Sitte orientiert sich nicht an Gott. — Keine Vergeltung. — Fatalismus ertötet sittliches Urteil.
7. Das Heidentum ist Diesseitigkeitsgesinnung. Materialismus des Seelenkults und der Religion. — Keine Hoffnung auf ein ausgleichendes Jenseits.

II. Erste Berührung zwischen Heidentum und Christentum.

A. Das Heidentum verhält sich ablehnend.

1. Die christliche Religion wird abgelehnt. Religion ist Volkssache. — Das Heidentum konservativ. — Mißtrauen gegen das Fremde. — Das Christentum besonders fremd. — Europäer seine Boten. — Der Inhalt stößt die materialistischen Heiden ab. — Vis inertiae. — Fanatische Gegner.
2. Die christliche Moral wird abgelehnt. Die Heiden glauben Moral zu besitzen. — Verkehrtheit der sittlichen Begriffe. — Selbstgerechtigkeit und Selbstbetrug. — Sittlichkeit wurzelt in der Religion. — Sitte. — Die Heiden wollen nicht anders werden. — Fatalismus. — Das Evangelium als Forderung gewinnt nicht.

B. Was dem Evangelium die Wege bahnt.

1. Elendsgefühl der Heiden: Armut, Sklaverei, Grausamkeit. — Gefühl dafür. — Ärztliche Hilfe. — Sie sind die Früchte des Heidentums leid. — Verlangen nach Frieden.
2. Bildungsbedürfnis der Heiden. Kulturvölker. — Naturvölker. — Verlangen nach nützlichem Wissen. — Lerneifer. — Schulen eröffnen den Weg in heidnische Gebiete.
3. Überlegenheit der christlichen Rasse. Missionare geachtet als Vertreter einer überlegenen Kultur. — Man will von ihrer Klugheit profitieren. — Man hört auf ihr Wort.
4. Macht der sittlichen Person des Evangelisten. Seine Liebe und Selbstlosigkeit. — Seine Wahrhaftigkeit. — Vertrauen zu ihm. — Man glaubt ihm. — Wert der persönlichen Vermittlung.
5. Einfluß der christlichen Kolonialgewalt. Erschütterung des Heidentums durch Abstellen seiner Greuel. — Sie schafft Frieden, die Bedingung erfolgreicher Verkündigung.
6. Vorbereitendes Eingreifen Gottes. Seine kraftvolle Hilfe. — Anstoß durch Träume, Weissagungen, Visionen. — Beispiele. — Psychologische Vermittlung.

7. Einzelne wahrheitsuchende Seelen. Sie sind Gottes Geschenk in den Anfängen der Missionsarbeit. — Ihre Aufgabe. — Sind Bahnbrecher.

III. Die siegreichen Kräfte des Evangeliums.

Gesetze der Missionsentwicklung. — Vielseitigkeit der evangelischen Gabe. — Die Gabe empfiehlt sich nach Maßgabe des Empfindens der Mängel.

1. Das Evangelium gewinnt durch die Gewißheit der Botschaft. Seine Sicherheit imponiert. — Bedürfnis nach Gewißheit und Autorität. — Der Bote des Evangeliums muß selbst gewiß sein. — Das Evangelium als Behauptung. — Persönliches Zeugnis.
2. Das Evangelium bringt Wahrheit, weil Offenbarung. Der Offenbarungsgedanke wird angenommen. — Kein Zweifel. — Kraft des geoffenbarten Worts. — Es appelliert an die innere Anlage. — Der Missionar muß der Offenbarung gewiß sein. Religion ohne Offenbarung wertlos für die Heiden. — Die Gewißheit des Boten darf ihn nicht verführen zum Polemisieren und Spotten über die heidnische Religion. — Der polemisierende Missionar kennt das Heidentum zu wenig. — Götzen zertrümmern richtet Zorn an. — Furcht bekämpft man nicht mit Hohn. — Auf logischem Wege überzeugt man Animisten nicht. — Die evangelische Mission anerkennt die Wahrheitsmomente im Heidentum. — Wichtiger positive Darbietung.
3. Das Evangelium bringt den persönlichen, lebendigen Gott. Ein Gott. — Der Schöpfer. — Seine Macht. — Ohnmacht der Götzen. — Gott wird in Christo erkannt. — Pflege des persönlichen Verhältnisses zu Gott. — Starker Glaube. — Kindliches Vertrauen. — Gebetsfreudigkeit. — Größe dieser Gabe. — Verkündigung der Taten Gottes. — Bedeutung der biblischen Geschichte Alten und Neuen Testaments. — Ihre Kraft. — Eindruck der Person Jesu, der Selbstoffenbarung Gottes. — Die Erfahrungen der Mission eine Ehrenrettung der biblischen Geschichte.
4. Das Evangelium bringt Erlösung von der Furcht und vom Dienst der Geister. — Befreiung. — Jesus der Dämonenbesieger. — Das Reich Gottes und sein König. — Das große

Beurteilungen:

Joh. Warneck, Lic. theol. Die Lebenskräfte des Evangeliums. Missionserfahrungen innerhalb des animistischen Heidentums. Berlin 1908, Verlag von M. Warneck. Pr. 4.50, geb. 5.50 Mk. Von den offenkundig großartigen Kraftwirkungen der heutigen Heidenmission, zumal unter den Völkern niederer Kulturstufe und animistischen Heidentums ausgehend, untersucht der Verfasser, Rheinischer Missionar unter den Batak auf Sumatra, also unter einem Volke, wo die evangelische Mission besonders große Erfolge erzielt hat, welche Lebenskräfte das Christentum zu solchen Wirkungen befähigen. Wir führen ein vom Verfasser selbst gebrauchtes Bild an: Das Licht des Lebens leuchtet hinein in die Finsternis des Heidentums. „Durch ein Prisma läßt sich der Lichtstrahl in ein buntes Farbenband auseinander legen. Der Naturforscher beobachtet, wie der eine weiße Sonnenstrahl sich in viele Einzelstrahlen zerlegen läßt, deren jeder besondere Gestalt und Eigenschaften hat. Die vorliegende Untersuchung gleicht der Spektralanalyse: Was hier unter die Lupe genommen wird, sind die vielgestaltigen, bunten Ausstrahlungen der göttlichen Kraft, wie sie in der Finsternis des Heidentums wie in einer Dunkelkammer gleich einem leuchtenden Farbenbande sich klar abheben." So legt Warneck die Wirkungen der Mission bei ihrem Eindringen in das Heidentum mit der Sicherheit und Ruhe eines Sachkenners und geübten Forschers auseinander. Psychologische Analyse verwickelter Vorgänge im Leben der Individuen und der Völker ist eine der beliebtesten und dankbarsten Aufgaben der neueren Geschichtsforschung; auf dem Gebiete der Missionsgeschichte haben wir noch keine psychologische Studie, die sich an objektiver Sachlichkeit und wissenschaftlicher Gründlichkeit mit der vorliegenden vergleichen könnte. Sie ist nach drei Seiten besonders instruktiv: Indem der Verfasser überall, von den Batak ausgehend, die gemeinsamen Züge des animistischen Heidentums und der Missionsarbeit in seiner Mitte hervorhebt, gewinnt sein Buch Bedeutung für die ganze Heidenmission unter animistischen Völkern, und dazu gehörten neun Zehntel der deutschen Mission. Da ferner der Verfasser überall die psychologischen Zusammenhänge aufdeckt, warum gerade diese Ursachen diese Wirkungen hervorbringen, gibt er der Missionsmethode die wertvollsten Direktiven und fundamentiert sie wissenschaftlich. Da endlich der Verfasser reichlich die Parallelen auch aus anderen Perioden der Missionsgeschichte heranzieht und das Allgemeingültige in den Lebenswirkungen des Christentums aufweist, gibt er zugleich einen wertvollen Beitrag zu der neuerdings so viel ventilierten Frage nach dem „Wesen des Christentums" als Weltreligion, ein Beitrag, der die Bewährung der Tatsachen zum Fundament hat. Der Verfasser teilt seine Ausführungen in drei Kapitel: In dem ersten schildert er das animistische Heidentum, speziell des holländischen Indonesien mit plastischer Anschaulichkeit und auf Grund der neusten, von ihm in Verbindung mit dem Holländer Kruyt

gemachten Forschungen, die unsere Anschauung davon wesentlich modifiziert haben. Das zweite Kapitel handelt von der ersten Berührung des Christentums mit dem Heidentum, von den teils abstoßenden, teils anziehenden Wirkungen des ersten Kontaktes. Das dritte Kapitel, der Hauptteil des Buches, S. 184—322, legt in ruhig sachlicher Darstellung die sieghafte Auseinandersetzung des Christentums mit dem Heidentum dar. Eine wohltuende Wärme durchzieht das Buch; nirgends wird mit der dem Verfasser offenbar in reicher Fülle zu Gebote stehenden Gelehrsamkeit geprunkt. So ist das Buch auch für missionslebendige Laien eine anziehende Lektüre, für Theologen eine Förderung ihres theologischen und geistlichen Lebens. Jul. Richter.

Warneck, Joh., Lic.: „Die Lebenskräfte des Evangeliums. Missionserfahrungen innerhalb des animistischen Heidentums." Berlin. Martin Warneck. 1907. 4,50, gebunden 5,50 Mark. Der Verf., seit 1892 Missionar unter den Bataks auf Sumatra, der in intimster Verbindung mit vielseitiger praktischer Tätigkeit von Anfang an mit sorgfältigem Fleiß Sprache, Sitte, Psychologie, Religion seiner Missionsobjekte zu erforschen sich bemüht hat, schenkt uns in diesem überaus klar, anschaulich und fesselnd geschriebenen Buch eine Gabe, die als eine hervorragende und durch neue Gesichtspunkte ausgezeichnete Erscheinung in der gesamten Missionsliteratur bezeichnet werden darf. Der zentrale unter diesen neuen Gesichtspunkten ist der: Auf Grund der Tatsachen durch eine religions-psychologische Analyse diejenigen Kräfte des inhaltlich so mannigfaltigen und reichen Evangeliums aufzuweisen zu versuchen, welche innerhalb der Heidenwelt sowohl in den einzelnen Individuen, die die evangelische Botschaft gläubig aufnehmen, wie in den christlich werdenden Völkern Leben erzeugend wirksam sind. Dieser Nachweis, der sowohl für den im praktischen Dienste stehenden Missionar wie für die heimatliche Kirche und Theologie eine Fülle wichtigster Lehren enthält, hat zu seiner Voraussetzung eine verständnisvolle Bekanntschaft mit dem Heidentum, wie es in Wirklichkeit ist; denn um den Missionserfolg bezw. die Kraftwirkungen des Evangeliums in der Heidenwelt voll würdigen zu können, muß man die gewaltigen Mächte klar erkannt haben, welche im Heidentum wirksam sind und die mannigfach gearteten passiven und aktiven Widerstände, die sie dem Einfluß der Evangeliumsverkündigung entgegenstellen.

Darum gibt uns der Verf. in dem ersten Hauptteile seines Buches ein Bild des Heidentums, aber nicht ein künstlich stilisiertes, sondern ein nach der Wirklichkeit gezeichnetes, konkretes Bild. Da aber das Heidentum keine einheitliche sondern eine sehr verschiedenartige Größe ist, beschränkt er sich auf einen Ausschnitt des heutigen weltweiten Missionsgebiets, auf das animistische Heidentum im indischen Archipel, und speziell auf das der Bataks, über das er als Augenzeuge zu reden vermag, das aber typisch ist für die animistische Heidenwelt, wie durch zahlreiche Analogien auf Grund der Zeugnisse von einwandfreien Kennern nachgewiesen wird. Er hofft, daß dann

von andern erfahrenen Missionaren ähnliche Untersuchungen wie die seine angestellt werden über anders geartete Heidentümer und die Evangeliumskräfte, welche in ihnen neu belebend wirken.

Dieses umfangreiche, an Tatsachenmaterial fast übervolle, sehr übersichtlich gruppierte und oft malerische Kapitel über „das animistische Heidentum" zerfällt in zwei Teile: 1. „Das batakische Heidentum" (S. 11—69) und „die charakteristischen Züge des animistischen Heidentums" (S. 69—125) und zeigt, wie das ganze Leben der animistischen Heiden, ihre Sitten und Unsitten, ihr Recht und ihre Moral, ihr soziales und Familienleben religiös verwurzelt ist, aber nicht durch die Bezogenheit auf Gott oder Götter, die für ihr religiöses Empfinden ganz nebensächlich sind, sondern daß das zur Furcht gesteigerte Gefühl der Abhängigkeit von unheimlichen Gewalten, Geistern und Seelen die Kraftzentrale ihrer Religion ist. Das wird nun allseitig bis ins einzelnste ausgeführt und namentlich deutlich gemacht, was eigentlich der Animismus ist, „diese uns so fremdartige Weltauffassung, durch welche die Seele, die Seelenkraft, der Lebensstoff in den Mittelpunkt des religiösen Interesses gestellt und selbst zum Kultusobjekt gemacht wird." Ich kann nun die religiösen, sittlichen und sozialen Konsequenzen, die dieser Animismus und neben dem Dämonismus speziell die ihn fast ganz beherrschende Vorstellung von der Seele auf das Leben, Leiden, Sterben und die Existenz nach dem Tode übt, wie er Fatalismus, Unwissenheit, Lüge, Gottentfremdung, Lieblosigkeit, Verrohung, Diesseitigkeitsgesinnung usw. in seinem Gefolge hat, was alles der Verfasser ergreifend detailliert, ich kann das nicht ins einzelne registrieren, und begnüge mich mit der Bemerkung, daß ich einen ähnlichen tiefen und erschütternden Einblick in den kausalen Zusammenhang der furchtbaren Versklavung der animistischen Heiden mit ihrer religiösen Weltanschauung noch nirgends gefunden habe. So ist dieses Kapitel durch seine auf lauter Tatsachen beruhende Charakterisierung des Heidentums ein religionsgeschichtlicher Essay von Bedeutung, aber es ist noch mehr: es enthält auch bemerkenswerte Beiträge zur religionswissenschaftlichen Entwicklungsfrage; evident wird z. B. nachgewiesen, daß jedenfalls im animistischen Heidentum von einer religiös-sittlichen Aufwärtsbewegung keine Rede sein kann.

Bevor nun aber der Verf. zur Beantwortung seiner Titelfrage schreitet, schiebt er ein wichtiges Zwischenkapitel (S. 126—183) ein, das er überschreibt: „Erste Berührung zwischen Heidentum und Christentum" und in zwei Abschnitte teilt: 1. „Das Heidentum verhält sich ablehnend" und 2. „Was dem Christentum die Wege bahnt?" Hier geht es ihm darum, sorgsam und nüchtern abzuwägen, welche abstoßenden und anziehenden Kräfte, welche natürlichen Faktoren hemmend oder fördernd, feindlich oder wegbahnend als Bundesgenossen des Heidentums oder des Evangeliums in der Mission mitwirken. Erst wenn auch diese klar gelegt worden sind, können die göttlichen Kräfte des Evangeliums deutlich erkennbar gemacht werden. „Psychologische Vorgänge sind kompliziert und wir dürfen uns die Mühe nicht verdrießen lassen, das ineinander gewirkte Wurzelwerk auch der natürlichen Kausalzusammenhänge bloßzulegen." So wird zuerst gezeigt, daß und warum das Heidentum gegen das Evan-

gelium sich zunächst ablehnend verhält, und auf die Sprachschwierigkeit, die Fremdartigkeit der christlichen Weltanschauung, die vis inertiae, die persönlichen Gegner usw. hingewiesen und gezeigt, wie mit der Moralpredigt dem Heidentum nicht beizukommen ist. Dann das Elendsgefühl und Bildungsbedürfnis der Heiden, die Überlegenheit der weißen Rasse, die Kolonialmacht mit ihren hellen und dunkeln Seiten, die Traumerscheinungen, das vereinzelte Wahrheitssuchen besprochen, „Werkzeuge, welche Gott den Menschen in die Hand gibt, damit sie helfen das Kommen seines Reiches anzubahnen; so nötig sie sind, zu den bauenden Kräften gehören sie aber nicht."

Nachdem so die Bahn frei gemacht ist, folgt nun in dem dritten, dem Hauptkapitel des Buchs die wichtige Untersuchung über das Titelthema (S. 184—322). Nicht um die Motive des Übertritts handelt es sich jetzt, die sind schon im vorigen Kapitel mit besprochen, sondern darum: Welche Kräfte des Evangeliums treten in Wirksamkeit, um in den einzelnen Animisten den Entschluß zu zeitigen und in Tat umzusetzen, den Dämonendienst und Seelenkult freiwillig zu verlassen, die Gewonnenen zu neuen Menschen zu machen und schließlich das ganze Volk in den vollen Segen der christlichen Gabe hineinzustellen? Das Evangelium enthält eine Fülle von Kräften und kann von verschiedenen Seiten aus annehmbar erscheinen — welche Seiten sind es, die den Animisten gewinnen? Zuerst ist es die Sicherheit, mit der der überzeugungsgewisse Botschafter seine Botschaft als von Gott kommende objektive Wahrheit verkündet, die dem religiös unsichern aber nach Gewißheit verlangenden Heiden imponiert; er fühlt eine Macht der Wahrheit gegenüber der Lüge. Ohne die in dem festen Glauben an die geoffenbarte Wahrheit Gottes gegründete sichere Bestimmtheit der Verkündigung ist der Missionar wirkungslos. Der Heide muß unter dem starken Eindruck stehen, durch seinen Boten redet Gott zu mir, darum ist sein Wort zuverlässig wahr. Spott, Zorn, Polemik sind fruchtlos, ja schaden; in der positiven Darlegung der göttlichen Botschaft als eines festen Wortes liegt die Kraft. Auch verstandesmäßige Deduktionen richten ebensowenig aus wie bloße aufklärende Bildung. Auch die verstreuten Wahrheitsmomente, die ja der Missionar liebevoll aufsuchen muß, bieten nur Anknüpfungspunkte. Machtvoll wirkt auf den polytheistischen und animistischen Heiden zunächst die Botschaft von dem einen lebendigen Gott wie eine Befreiung. Sozusagen anschaulich wird dieser Gott durch seine Selbstdarstellung in Jesu Christo. Diese göttliche Person übt Macht über die Heiden, in ihr haben sie den lebendigen Gott und treten zu ihm in ein persönliches Verhältnis. Sie fangen an zu glauben und zu beten und erleben seine Hilfe. So entsteht Gemeinschaft mit Gott und mit ihr setzt die Befreiung von der Geisterfurcht ein und es beginnt ein neues Leben. Plastisch wird ihnen das Bild Gottes durch die Bekanntschaft mit seinen Taten. „Die Erfahrungen der Heidenmission sind eine Ehrenrettung der biblischen Geschichten." Hier haben die Heiden den mächtigen, hilfreichen, handelnden Gott. Sie fangen an in Jesus den Befreier zu erleben, zunächst von der Dämonenmacht, von der Sündenmacht gemeiniglich erst später. Aber es ist etwas ungeheuer großes, wenn der Heide von der Furcht vor den Dämonen, Geistern und Seelen frei geworden ist und offen den

Bruch mit dem Heidentum vollzogen hat. Diese Befreiung ist ihnen eine gewaltige Realität; an ihr haben sie den ersten Erfahrungsbeweis davon, daß das Christentum Erlösungsreligion ist. Sie sind nun bekehrt von den Abgöttern zu dem lebendigen Gott; jetzt lernen sie diesen Gott in Jesu Christo auch als Liebe verstehen, eine ihnen ganz neue Erkenntnis, da sie als Heiden von einer Gottes-Liebe keine Ahnung hatten. Das Ergriffenwerden von der in Christo geoffenbarten Liebe Gottes, der am Kreuz für sie gestorben ist, wird das zweite Haupterlebnis des von den Abgöttern bekehrten Heiden, zu dem freilich nicht alle völlig hindurchdringen. Meist führt nicht die Sündenerkenntnis zu Jesu dem Versöhner, sondern Jesus der Erlöser führt zur Sündenerkenntnis. Das erwachende Sündenbewußtsein ist ein weiteres neues psychologisches Erlebnis, mit ihm kommt Verantwortungs- und Persönlichkeitsgefühl und Gegenliebe zu Gott. Der Erlöser wird ihnen nun auch Vorbild und langsam setzt ein neues sittliches Leben ein. Das alles geht freilich nicht so geradlinig, auch nicht ohne Trübungen, Schwachheiten, Niederlagen, Rückfälle, besonders der Kampf mit den Nationalsünden macht noch viel zu schaffen, aber es bilden sich auch immer mehr neue christliche Tugenden heraus, z. B. Dankbarkeit, Zeugengeist, Opferwilligkeit, Gemeinschaftsgefühl, Bruderliebe, Barmherzigkeit, christliche Geduld, Versöhnlichkeit und dergl. Heidnische Vorstellungen vermischen sich wohl manchmal mit dem neuen Glauben, aber wirklicher Abfall ins Heidentum ist verhältnismäßig selten und wird allgemein als gröbste Sünde betrachtet. Die christliche Hoffnung ist dem Diesseitigkeitsheiden lange ein wenig verständliches Stück der evangelischen Botschaft, erst wenn das neue Verhältnis zu Gott gewonnen ist, wird sie in ähnlicher Weise Trost und Freude wie dann auch erst das neue sittliche Streben beginnt. Dann bezeugt sich diese Hoffnung lebendig auf den Sterbebetten und in der Trauer über die Gestorbenen.

Das alles ist nur eine abgerissene, trockne und kalte Wiedergabe des Inhaltsreichtums des vorliegenden Buches. In ihm selbst ist alles fein analysiert, vorsichtig abgewogen, lebensvoll durch eine große Tatsachenfülle illustriert, reichlich durch treffende Gleichnisrede verständlicht, in oft überraschender Weise durch biblische Beleuchtung parallelisiert und mit großer Herzenswärme geschrieben, ein wichtiger Beitrag zu einem tieferen Missionsverständnis und zu einer großzügigen Missionsbehandlung.

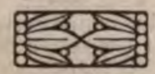
Nur an einem Beispiele will ich Schreib- und Untersuchungsweise des Verfassers veranschaulichen. Ich entnehme es dem Schlußabschnitt des Buchs, wo es u. a. heißt:

„Immer bleibt es ein komplizierter psychologischer Vorgang, wenn ein Heide sich abwendet von seinen Göttern und Gott erlebt. Die Bedingungen dieses großen Erlebnisses und die dabei wirksamen Faktoren, die menschlichen und die göttlichen, die innerweltlichen und die überweltlichen begrifflich auseinander zu legen und nach Möglichkeit in Rechnung zu stellen, war die Aufgabe der obigen Untersuchung. Durch ein Prisma läßt sich der Lichtstrahl in ein buntes Farbenband auseinander legen. Der Naturforscher beobachtet, wie der eine weiße Sonnenstrahl sich in viele Einzelstrahlen zerlegen läßt, deren jeder besondere Gestalt und Eigenschaften hat. Unsere Untersuchung gleicht

der Spektralanalyse: Was wir unter die Lupe genommen haben, sind die vielgestaltigen, bunten Ausstrahlungen der göttlichen Kraft, wie sie in der Finsternis des Heidentums wie in einer Dunkelkammer gleich einem leuchtenden Farbenbande sich klar abheben. Der Kundige kann aber auch die zerstreuten farbigen Strahlen im Prisma vereinigen und zu ihrer Wesenseinheit, dem weißen Lichtstrahl, zurückführen. Der Verlauf der Untersuchung hat es immer deutlicher gezeigt, was der blendend weiße Strahl, die Zusammenfassung aller einzelnen Kräfte und Gaben des Evangeliums ist, es ist die Person Jesu Christi des Gottmenschen. In ihm schauen wir das belebende Licht der geistlichen Welt, die Sonne des Planetensystems. Alles göttliche Leben in menschlichen Herzen geht von ihm aus, wie alles Leben auf der Erde von der Sonnenkraft stammt. Alle geistlichen Kräfte sind Ausstrahlungen der seinigen. Das menschliche Auge nimmt nicht alle Farben des Sonnenspektrums auf; es fehlt ihm die Fähigkeit, die ultravioletten und ultraroten Strahlen wahrzunehmen; nur aus gewissen Wirkungen kann man auf ihr Vorhandensein schließen. So bemerken wir nur eine beschränkte Anzahl von Äußerungen der göttlichen Kraft; es bleiben noch viele unserm Geistesauge verborgen. Was wir zu erkennen vermögen, sind nur Bruchteile, aber diese sind lebenweckende Ausstrahlungen des göttlichen Lichts.

„Wenn der Lichtstrahl durch gasförmige Körper hindurchgeht, so zeigen sich charakteristische Verdunkelungen im Farbenbande des Spektrums. Wenn die göttlichen Lichtstrahlen durch Menschenherzen hindurchgehen, gibt es dunkle Flecken im Spektrum; nie tritt die reine Gotteskraft vor das Auge, immer ist ihr Licht getrübt durch irdische Beimischungen. Darum wird jedes Bild menschlicher Bekehrung entstellende Flecken aufweisen, mehr oder weniger starke Verdunkelungen des Lichts, die ihren Ursprung im Menschenherzen haben. Die Untersuchung hat sie herausgehoben. Jesus Christus ist der göttliche Lichtstrahl, welcher die Welt erleuchtet, wärmt und belebt. Die Untersuchung auf Grund der übereinstimmenden Erfahrung der evangelischen Mission hat ergeben, daß in stetig wachsendem Maße Jesus das Licht der Heiden wird, daß ihre Umänderung sich an ihm und durch ihn vollzieht. Soviel Jesus, soviel neue Kreatur."

Prof. D. Warneck.



Ernst Röttger's Buchdruckerei (Inh. Edmund Pillardy), Cassel.

Johann Hinrich Wichern und die Aeussere Mission.

Ein Gedenkblatt zu seinem hundertsten Geburtstag.

In ganz Deutschland und über seine Grenzen hinaus wird der 21. April dieses Jahres für viele evangelische Christen ein wichtiger Gedenktag sein. Denn der Mann, der an diesem Tag in Hamburg das Licht der Welt erblickte, hat in der evangelischen Kirche und bei vielen ihrer Glieder bis auf den heutigen Tag eine bleibende, segensreiche Wirkung hinterlassen. Nicht nur daß eine große Anzahl von Anstalten und Vereinen, von Aemtern und Einrichtungen im Dienste der barmherzigen, rettenden Liebe durch ihn angeregt oder ins Leben gerufen worden sind; nicht nur daß seine aus der Bibel und aus der Geschichte der Kirche geschöpften Gedanken noch immer ihre zündende Kraft an jedem bewähren, der sich mit ihnen beschäftigt; man darf wohl sagen, daß die evangelische Kirche auf deutschem Boden von kaum einer Persönlichkeit soviel Zufuhr an Geist und Leben, an Tatkraft und Beweglichkeit erfahren hat, wie von Johann Hinrich Wichern. Das Losungswort: „Innere Mission", dessen Herold er geworden ist, hat heute noch einen vollen Klang; der Kampf gegen das Elend in jeder Form, die Bezeugung des Glaubens an den Herrn in werktätiger Liebe, das Ringen um den Sieg Jesu Christi im Leben des Volkes und seiner einzelnen Glieder hat seit Wicherns gewaltigem Appell auf dem Wittenberger Kirchentag 1848 nie aufgehört, sondern immer neue Gestalten angenommen. Auch dort, wo man Wichern vielleicht nicht einmal dem Namen nach kennt, genießt die evangelische Gemeinde etwas von dem Segen, den ihr Gott in diesem Manne geschenkt hat.

Alles das wäre schon an sich für die Arbeiter und Mithelfer der Aeußeren Mission Grund genug, sich auf dem gemeinsamen Boden der heimatlichen Kirche des Tages dankbar zu freuen. Was uns aber veranlaßt, seiner auch in unserer Missionszeitschrift zu gedenken, reicht über das Gebiet der brüderlichen Teilnahme hinaus, in das eigene Lebensinteresse der Heidenmission hinein. Im Leben J. H. Wicherns liegen die Wurzeln der Inneren Mission, aus denen sie heute noch ihre Kraft zieht, aufgedeckt vor uns. Wie ihn Gott der Herr für seine große Aufgabe zubereitete, in sie hineinführte, wie Wichern sie erfaßte und ausgestaltete, können wir an Hand seiner eigenen Zeugnisse verfolgen.*) Da ist es nun

*) Sein Lebensbild aus der Feder seines Mitarbeiters Oldenberg ist 1887 bei der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg erschienen und seitdem mannigfach bearbeitet worden. 6 Bände Gesammelte Schriften (Briefe und Tagebücher, Prinzipielles zur Inneren Mission, zur Gefängnisreform, zur Erziehungs- und Rettungshausarbeit) aus demselben Verlage bieten ein reiches und wertvolles Material, dem auch die nachfolgenden Zitate entnommen sind.

überraschend, wahrzunehmen, wie nahe sich im Leben dieses Mannes Aeußere und Innere Mission ursprünglich berührt haben. Der organische Zusammenhang, der zwischen diesen beiden mächtigen Aesten am Baume des christlichen Lebens besteht, ist denn auch niemals von ihm verleugnet worden, sondern hat in seinen Reden und Aufsätzen hie und da einen Ausdruck erhalten, der heute noch sehr lehrreich für uns ist.

Ein starker Missionstrieb regt sich schon im 18jährigen Wichern zu der Zeit, da er, um seine verwitwete Mutter unterstützen zu können, im Knabeninstitut des frommen Pluns beim Unterricht und bei der Erziehungsarbeit mithalf. Eine Stelle in seinem Tagebuch aus dieser Zeit lautet: „Heute habe ich auch über meinen Beruf hier auf Erden eine Zeitlang ausschließlich nachgedacht. O könnte die Menschenfischerei mein Handwerk bleiben mein Leben lang, das war das Was, das Wie liegt mir freilich dunkler vor Augen; und hier trat mir das Wort: „der Mensch denkt, Gott lenkt" wieder einmal — gottlob recht deutlich — vor die Seele. Herr, du wollest meine Seele lenken, daß sie dir allein gehorsam sei, immer mehr gehorsam werde und bleibe, um Jesu willen."

Dabei stand ihm durchaus nicht das im Vordergrund, was er später Innere Mission nannte. Er schrieb in Erinnerung an diese Zeit einmal an seine Braut, die unter dem Eindruck der Lektüre von Missionsschriften den Wunsch geäußert hatte, selber unter die Heiden zu gehen, dieses Wort habe sie seinem Herzen näher gebracht: „Vor etwa sechs bis sieben Jahren kannte auch ich diese Sehnsucht lebendig, ich verstand dich also." „Basler Missions-Nachrichten" finden sich in jenen Jünglingsjahren in der Reihe der Schriften, die er regelmäßig las, und als Pluns einmal die Missionsberichte tadelte und das Wirken in der Ferne mit den Worten kritisierte: „Es sind bei uns noch genug Heiden zu bekehren", da fand die Missionssache an dem jungen Wichern einen warmen Verteidiger; er sah einen der Gründe für die ablehnende Haltung seines Freundes in dessen „sehr oberflächlicher Kenntnis von den Fortschritten des Reiches Gottes in der Heiden- und Judenwelt". Man sagt also wohl nicht zuviel, wenn man behauptet, der Missionstrieb Wicherns, der ihn zu den verlorenen Kindern seines Volkes führte, habe sich an der Heidenmission entzündet.

Ihr bewahrte er denn auch ein warmes Verständnis und eine tiefe Achtung in der Zeit, da er bereits mehr oder weniger klar erkannt hatte, daß seine Lebensaufgabe ihn in der Heimat festhalte. Als Student erzählt er seiner Mutter von einem Besuch im Berliner Missionshause und fügt hinzu: „In meinen Augen ist der Beruf eines Missionars einer der schönsten und größten! Wer sich aber dessen nicht bewußt ist, daß er von Gott, dem Herrn der Kirche, dazu berufen ist, der trete ab; denn es gilt hier das Heil unsterblicher Menschenseelen, ja das Heil ganzer Völker."

Freilich wird schon in Berlin sein praktisches Interesse fast völlig von der Rettungsarbeit an den Verlorenen in der Heimat in Anspruch genommen, wie sie in erster Linie der Baron von Kottwitz ausübte, und nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt Hamburg eröffnete sich ihm alsbald die Laufbahn, die ihn zum vornehmsten Träger des Gedankens der Innern Mission in Deutschland machte. Aber nie erwächst bei ihm oder seinen gleichgesinnten Freunden aus dem Eifer für dieses Werk, dem ihre Lebenskraft von nun an ausschließlich gehörte, eine Eifersucht auf die Heidenmission. Dazu standen sie zu sehr unter dem Einfluß des Geistes Jesu Christi und waren in ihrem ganzen Denken zu tief von der weltumfassenden Macht der Liebe Gottes durchdrungen. Im Gegenteil, die damals noch unerhörte freie Rettungsarbeit an den Verlorenen wurde mit dem Hinweis auf die Heidenmission begründet: „Was hindert uns, gleich unsern Brüdern in London, Glasgow, New-York und mehreren großen Städten Englands und Amerikas Missionare zu werden für das mehr als heidnische Elend in unsern Mauern?“ schrieb schon im Jahr 1830 der treffliche Hamburger Pastor Reutenberg. Einen ähnlichen Gedankengang verfolgt Wichern selbst, wenn er im Jahre 1843 zur Rechtfertigung der Inneren Mission ausführt: „Es gibt Tausende und aber Tausende innerhalb unserer Kirche, die, zwar getauft und dann mit Sorgen nach notdürftig empfangenem Unterricht konfirmiert, nie wieder was vom Worte Gottes, vom Heil und Trost des Evangeliums vernehmen.“ Er beruft sich dabei u. a. auf die Aeußerung eines Heidenmissionars, der von einem Auftritt unter einer der tiefgesunkensten Klassen von Bettlern, dessen Zeuge er war, gesagt hatte, dergleichen sei unter den rohesten Negern Afrikas nicht möglich. Dann fährt Wichern fort: „Dennoch sind diese heidnisch gearteten Christen Glieder unsrer Kirchengemeinschaft, dürfen nicht als Heiden angesehen, sollen auch nicht also genannt werden. Wer hilft ihnen? Wer kann ihnen helfen? Wer *sorgt*, daß ihnen, den Tausenden der Art, geholfen werde?“ — Und noch deutlicher zieht er ein Jahr später die Fäden von der Aeußeren Mission, die sich bereits die Anerkennung ihres Daseinsrechtes in der Gemeinde der Gläubigen errungen hatte, hinüber zu dem jungen, emporstrebenden, oft genug noch mißverstandenen und argwöhnisch betrachteten Werk der Inneren Mission: „Die Heidenmission hat als eine die Wortpredigt beglaubigende Tatpredigt anerkanntermaßen wieder Bahn gebrochen (für eine bessere Zukunft der Kirche) und wirkt als solche zur Wiedererweckung des Gemeindelebens tief innerlich weiter. . . . Die Innere Mission . . . stellt den Genossen an der Aeußeren Mission die Aufgabe, den ganzen Eifer der Liebe, die ganze Fülle der Liebe, welche sich bis dahin in Gaben und Fürbitte für die noch nicht christlichen Völker bewiesen, jetzt auch gegen das heranwachsende und bereits heraufgewachsene Antichristentum in Leben wirkender Tat der Aufopferung an den Tag zu legen, nicht mehr bloß zu hören und

zuzuschauen, was andere im Geiste Gottes jenseits der Meere wirken, sondern mit ihnen gleiche Taten zu tun. Die Heidenmission wird dadurch nicht bloß nicht untergehen, sondern neue Läuterung und Kräftigung durch diejenigen Zuflüsse des Geistes, welche durch das Wirken im Glauben von oben sich ergießen, erfahren und durch Herzuführung der früher fernstehenden Freunde auch äußerlich an Zuwachs gewinnen." Daß diese letzte Hoffnung sich nur sehr teilweise erfüllt hat, indem viele Freunde der Inneren Mission der Aeußeren eher kühl gegenüberstehen, ist nicht Wicherns Schuld, sondern beruht auf der in der Menschennatur vorhandenen Neigung zur Einseitigkeit. Dagegen ist Wicherns Erwartung, daß die beiden Werke der aus dem Glauben geborenen Liebe, die Aeußere und die Innere Mission, gemeinsam betrieben sich gegenseitig befruchten würden, wenigstens da und dort in schönster Weise in Erfüllung gegangen. Oft sind es bis auf den heutigen Tag dieselben christlichen Kreise, welche die Anstalten der Inneren und die Arbeit der Aeußeren Mission mit ihrem Gebet und ihren Opfern tragen, die ihre Söhne ins Heidenland und ihre Töchter in die Diakonissenhäuser schicken. Vor allem aber kam der Inneren Mission die Vorarbeit der Heidenmission in der Heimat darin zugute, daß durch die letztere die Laienwelt bereits zur Mitarbeit im Reiche Gottes aufgerufen war, daß im Missionarsberuf bereits ein neues kirchliches Amt neben dem geordneten Pfarramt entstanden war, und daß letzteres bereits mehr oder weniger gelernt hatte, ein derartiges freies Amt neben sich zu ertragen. Man kann wohl sagen: Der Heidenmissionar hat dem Stadtmissionar und verwandten Berufen den Weg in der Kirche gebahnt.

Am ausführlichsten hat Wichern das Verhältnis von Aeußerer und Innerer Mission auf dem Stuttgarter Kongreß für Innere Mission 1857 behandelt. Er stellte da die Sätze auf: „Heidenmission und Innere Mission, auf demselben Gehorsam und derselben Liebe zum Herrn stehend, sind verschiedene Gestaltungen des gleichen Dienstes. Darum bewahrheitet sich in der christlichen Gemeinde der rechte Eifer für die Heidenmission in dem entsprechenden Ernste für die Innere Mission, und umgekehrt. Die Wechselwirkung zwischen beiden ist unerläßliche Bedingung der inneren Wahrheit für eine jede an ihrem Teil." In jenen Jahren gab er seinen Gedanken fast regelmäßig auch die Begründung aus der Geschichte: die Innere Mission hat das Werk der Völkerchristianisierung fortzusetzen, welches seinerzeit von der Aeußeren Mission unvollendet liegen gelassen wurde, als mit Kaiser Konstantin und seinen Nachfolgern, oder auch mit den germanischen Volkskönigen Tausende in die christliche Kirche hereinströmten, die ein noch fast völlig ungebrochenes Heidentum mit sich brachten. „Daß von da an die Kirche vergessen hat, daß das Werk der Aeußeren Mission sich nur vollendet, indem die Liebe, die Erbarmung, der Eifer, das Feuer, das in der Aeußeren Mission brennt, nach innen sich kehrt, um das

Heidnische, das in die Kirche aufgenommen, im Bereich der Kirche anzugreifen, zu überwinden und zur Herrlichkeit der Versöhnung und Erlösung zu führen — daß die Kirche dies vergessen: das war eine der ersten Ursachen des heidnischen Elends, dessen Fluten uns jetzt innerhalb der Kirche über das Haupt zu gehen drohen." In diesem Zusammenhang erscheint ihm die Reformation als „der erste große weltgeschichtliche Akt des Eintrittes der Inneren Mission in die Geschichte der christlichen Menschheit", sofern durch sie der Strom des Evangeliums mit seiner erneuernden Kraft sich über die verschiedensten Gebiete des Volkslebens bis ins Heiligtum des Herzens hinein ergoß.

Diesem geschichtlichen Verhältnis soll nun aber auch das tatsächliche Verhältnis der beiden großen Betätigungen zum Aufbau des Reiches Gottes entsprechen. Auf württembergischem Boden, wo die Heidenmission so tiefe Wurzeln geschlagen hat wie an wenig anderen Orten in Deutschland, hob Wichern nachdrücklich die Notwendigkeit der Inneren Mission für das Leben der Gläubigen hervor. „Die Fernen lieben und segnen und ihnen das Wort der Wahrheit bringen, und die in der Nähe sind in derselben Fülle nicht lieben oder sie vergessen, das kann nicht die Frucht einer Gesinnung sein, die wahrhaftig aus Gott geboren ist. Und dennoch (das können wir nicht in Abrede stellen), dennoch findet es sich noch hundertfach also, daß der Geist der Mission nun nach der einen Seite — der Heidenmission hin geweckt und betätigt wird, während er in der Christenheit selbst gegenüber den Zeugnissen des Heidentums und des Abfalles, ja des offenbaren Widerchristentums — träge und empfindungslos zu ruhen scheint." Mag immerhin aus diesen Worten der Eifer des Heroldes der Inneren Mission herausgehört werden, dem es ein heiliges Anliegen war, das ihm anvertraute Werk den Freunden der Heidenmission groß und wichtig zu machen — eine objektive Ueberlegung wird ihm auf alle Fälle recht geben müssen. Wie die Innere Mission sich leicht in einzelne Werke und Tätigkeiten verliert und damit auf den missionsmäßigen Charakter verzichtet, wenn ihr dieser nicht fortwährend durch die Heidenmission vor Augen gehalten wird, so wird die einseitige Unterstützung der letzteren leicht zu einer frommen Liebhaberei, wenn man sich der Not des eigenen Volkes und seiner Glieder verschließt. Gesund bleiben beide nur dann, wenn ihr Werk im letzten Grunde als eines angesehen wird, das freilich den menschlich-irdischen Verhältnissen entsprechend durch zwei besondere Arbeitsorganismen getrieben werden muß.

Man darf wohl sagen, daß der geschichtliche Verlauf Wicherns Grundsätze nicht Lügen gestraft hat. Aeußere und Innere Mission haben sich tatsächlich bis auf den heutigen Tag in mannigfacher Weise nicht nur die Hände zur gegenseitigen Hilfe und Förderung gereicht, sondern üben immerfort einen belebenden Einfluß aufeinander aus. Bedeutende Ev-

und Führer der Gemeinschaftsbewegung, wie Schrenk oder Jellinghaus, sowie eine große Reihe von anderen Arbeitern der Inneren Mission sind aus den Reihen der Heidenmissionare hervorgegangen, und in den Diakonissen- und Diakonenhäusern finden da und dort künftige Missionare und Missionsschwestern ihre Schulung für den Dienst der Liebe an den Elenden in der Heidenwelt. Auf manchen Grenzgebieten, wie in der Fürsorge für die evangelischen Deutschen im Auslande, beteiligen sich beide gleichmäßig an der Arbeit, oder die Innere Mission übernimmt, was die Heidenmission begonnen hat, wie z. B. neuerdings die Erziehung der halbweißen Kinder in Deutsch-Südwestafrika. Damit ist nicht gesagt, daß beiderseits nicht da und dort noch engere Fühlung genommen werden könnte; Sonderbündelei und Spezialisteneifer haben dem Reich Gottes eher geschadet als genützt. Ein Mann wie Wichern kann lehren, wie man bei allem feurigen Eintreten für die besondere Aufgabe, die Gott einem anvertraut hat, dennoch gegen die andern Werke gerecht und verständnisvoll bleiben kann. Und das ist dann möglich, wenn der Blick, wie der Wicherns, über alles Einzelne und Besondere hinweg immer wieder auf den Herrn und König geht, dem alle dienen, und auf das große Ziel, daß die ganze Welt seiner Herrlichkeit voll werde. M.

Erweckungen auf dem Missionsfelde.

Von Missionar W. Dilger.

III. Die Erweckung in Indien.*)

Angesichts der gewaltigen Mächte des Götzendienstes und seiner Greuel, angesichts auch der schweren Heimsuchungen Gottes durch Hungersnot, Pest und andere Seuchen, haben sich in Indien seit Ende der neunziger Jahre Missionare und eingeborene Christen aller Kirchen zusammengeschlossen zu anhaltendem Gebet um eine gnädige Heimsuchung Gottes, damit Indien erwache zu neuem Leben aus Gott. Das Feld war ja seit Jahren fleißig bestellt worden. Da und dort war gewiß auch Leben von oben in den Gemeinden; aber man fühlte doch, daß etwas fehle. In den letzten drei Jahren durfte man nun erleben, wie da und dort durchs Land hin die Regenschauer niederrauschten, um den Arbeitern

*) Quellen: The Christian 1905. 1906. 1907. The Church Miss. Intelligencer 1904. 1905. 1906. TheChurch Miss. Review 1907. Church Miss. Gleaner 1906. The Missionary Recorder 1906. The London Mission Chronicle 1906. Mrs. Helen S. Dyer, Revival in India. (London 1907.)

Erquickung, der Saat fröhliches Gedeihen und dem Herrn der Ernte Frucht zu bringen.

Das Gebet um Indiens Erwachen war also hier noch ganz unabhängig von der Erweckung in Wales. Und auch die Regungen neuen Lebens traten ein, ehe man von der Erweckung in Wales Kunde hatte. Wir übergehen eine Erweckung im Gebiet der Basler Mission an der Südwestküste in den Jahren 1898 und 1899, da diese schon mehrfach besprochen ist. In Bengalen begann es sich schon im Jahr 1904 zu regen. Die englisch-kirchliche Senana-Mission hat in Baranagar in Bengalen ein Heim für Uebergetretene. Dort wurden im November 1904 besondere Versammlungen gehalten zum Gebet um eine neue Erweckung. Am zweiten Tage fühlte sich eine Bibelfrau innerlich gedrungen, in der Versammlung ihre Sünden zu bekennen. Plötzlich wurde die ganze Versammlung vom Geist der Buße ergriffen, der sich in lauten Sündenbekenntnissen Luft machte, worauf der Friede der Vergebung in die Herzen einkehrte. Aehnliche Segenstage durfte man in diesem Heim im folgenden Jahre erleben.

1. Auf den Khasibergen in Assam. Die eigentliche Erweckungszeit auf dem indischen Missionsgebiet stand aber doch in ursächlichem Zusammenhang mit den Ereignissen in Wales. In Assam, der nordöstlichen Ecke des britisch-indischen Reichs, stehen Missionare der calvinischen Methodistenkirche von Wales in der Arbeit. Auf jenen Khasibergen hatte man schon einige Jahre her um „Regen und fruchtbare Zeiten vom Himmel“ gebetet. Die Nachrichten von der Erweckung in der Heimat trieb noch zu dringlicherem Anhalten. In Wales selbst beteten fromme Christen um den Segen von oben für die Mission und die Gemeinden in den Bergen von Assam. Und im März 1905 gingen die ersten Schauer nieder. Damals waren die Missionare, die eingeborenen Gehilfen und viele eingeborene Christen des Pariong-Distrikts zu einer „Aeltestenversammlung“ zusammengekommen, bei der neben der Erledigung der Geschäfte immer auch das geistliche Leben der Teilnehmer gepflegt wird. In jenem Jahr hatte man die vorhergehenden Tage besonders dringend und zuversichtlich um die Ausgießung des Geistes Gottes auf diese Versammlung gebetet. Und dieses Gebet wurde wunderbar erhört: „Wir sahen mit unsern eigenen Augen in voller Wirklichkeit den Geist Gottes in Kraft auf die dort Versammelten herabkommen. Niemals vorher hatten wir so etwas erlebt, und wir preisen Gott dafür“ — schreibt der Pfarrer der eingeborenen Gemeinde von Ranthong.

Dieser hielt nun nach seiner Heimkehr eine Versammlung in seiner Gemeinde, in der er Bericht erstattete über die wunderbaren Vorgänge, deren Zeuge er in Pariong gewesen war. Während man zum Schlußgebet auf den Knieen lag, kam der Geist von oben auch über diese Versamm-

lung. „Seit jenem Tag — schreibt der Pfarrer — sind unsre Leute wie neugeschaffen. Sie kommen gerne in die Versammlungen; sie lieben das Wort Gottes; sie sind eifriger im Gebet; sie beweisen mehr Nächstenliebe; sie sind mutiger und eifriger in der Ausbreitung des Evangeliums. Die Heiden verwundern sich über diese Umwandlung der Christen, und viele von ihnen kommen, um das Evangelium zu hören."

Schon auf dem Weg zur Aeltestenversammlung hatten Häuflein von Christen am Wege Gebetsversammlungen gehalten und sich in seliger Gemeinschaft mit dem Herrn gefühlt. Manche glaubten himmlische Musik in der Ferne zu hören und meinten, es seien die Gesänge anderer Reisegenossen. Aber es zeigte sich, daß niemand dort gewesen war. Nach der Aeltestenversammlung hatte man einen gesegneten Abendmahlsgottesdienst, der bis Mitternacht währte. Am Morgen vereinigte man sich wieder zum Gebet und man war, wie ein Teilnehmer sich ausdrückt, „trunken von der Liebe Gottes". Manche machten sich auf, um in den Nachbardörfern die frohe Botschaft zu verkündigen. Am Ende des Monats waren sämtliche Gemeinden der Khasiberge von der Bewegung ergriffen.

Auf der Station Tscherrapundschi war einige Zeit darauf Abendmahlssonntag und man wollte zur Förderung der eingeborenen Gehilfen eine besondere Versammlung halten. Aber diese Versammlung glitt den Leitern aus den Händen: „Wie eine Flamme, wie ein brausender Wind kam der Geist über die Versammelten und riß alles mit sich fort." Ein Mädchen erhob sich und bat Gott mit Inbrunst um das Seelenheil ihrer Verwandten. Plötzlich fing alles an um Vergebung zu schreien. Der Auftritt war ergreifend; nichts wollte verfangen, die Leute zur Ruhe zu bringen. Dieser fing dieses Lied an, jener ein anderes. Zu Dutzenden bekannten sie ihre Sünden und schrien zu Gott um Vergebung. Die Heiden liefen ab und zu und wußten nicht, was sie aus der Sache machen sollten. Man stimmte ein ermunterndes Lied an, das die Aufregung einigermaßen dämpfte. In einer späteren Versammlung war die Freude über die Gewißheit der Vergebung so groß, daß manche hüpften und sprangen, während andere noch zu ringen hatten mit der Angst über ihre Sünden, um erst nach manchen Stunden des Kampfes den Frieden und die Freude der Vergebung zu finden. Von hier aus verbreitete sich das Feuer der Erweckung in immer weitere Dörfer, wo sich dieselben Auftritte wiederholten und steigerten. Mit der Reue und dem Bekenntnis der Sünden zeigten sich jetzt schon rechtschaffene Früchte der Buße: gestohlenes Gut wurde zurückerstattet und alte Schulden wurden bezahlt. Im Drange der neugeschenkten Freude, zum Teil auch angetrieben durch Träume, gingen manche von Haus zu Haus, um die Leute zum Herrn einzuladen. Andere gingen an die Landstraßen und Wege, um mit den vorüberziehenden Arbeitern zu reden und zu beten.

In Schillong, dem Sitz hoher Beamten und vornehmer Gesellschaft, herrschte in der Gemeinde viel Gleichgültigkeit und totes Namenchristentum. Aber auch hier begann der Geist Gottes zu wirken. Man hielt Gebetsversammlungen mit ernstem Flehen und anhaltender Fürbitte. Die Beteiligung an denselben nahm sichtlich zu. Eines Abends, als ein Gemeindeglied ganz besonders ernstlich um den Geist Gottes betete, da fielen auch andere ein, zuerst im Flüsterton, dann immer lauter und lauter, bis die Mehrzahl der Anwesenden mit herzzerreißendem Geschrei um Gnade und Vergebung flehte, während andere außer sich waren vor Freude darüber, daß sie die Macht des Heilands, zu retten und selig zu machen, erfahren durften. Eine Mutter, die lange Zeit vergeblich für ihre heranwachsende Tochter gebetet hatte, jauchzte vor Freuden und klatschte in die Hände, als sie sah, wie ihre Tochter dem Herrn zu Füßen lag und um Vergebung flehte. Ein junger Mann, der bis dahin gleichgültig und weltlich gesinnt war, fühlte die Schrecken des Zornes Gottes in so furchtbarer Wirklichkeit, daß er fliehen wollte, aber nicht loskommen konnte. Er schrie um Gnade, die Schrecken ließen nach, und sein Herz wurde mit Frieden erfüllt. Ein andrer junger Mann, der mit dem Heiligen Scherz getrieben hatte, wurde von Furcht und Zittern erfaßt und konnte tagelang sein Lager nicht verlassen. Endlich fand er Frieden und stand auf als ein neuer Mensch.

In Labyrtun blieb es lange recht stille. Aber im Mai 1905 trat die Erweckung auch hier auf. Das ganze Dorf war plötzlich in Bewegung. Obschon die Arbeit in den Reisfeldern drängte, hatte man doch Wichtigeres zu tun. Man brachte Tag und Nacht im Gebet zu. In einer Versammlung lagen sechzehn Personen in Verzweiflung auf den Knien, weil sie bösen Geistern gedient hatten und nun sich auf einmal in die Gegenwart Gottes versetzt fühlten. Der Schrecken brachte sie fast um. Aber unter dem Kreuz des Heilandes durften sie ihre Sündenlasten niederlegen und Frieden finden. Spötter und Trunkenbolde wurden auf besondere Fürbitte der Erweckten hin zum Herrn bekehrt. Zwei Männer kamen wütend zur Kirche, um ihre Verwandten mit Gewalt wegzuführen, ihrem Unwillen über das Christentum und die Erweckung Luft zu machen und den Herrn Jesum zu lästern. Die Versammlung betete um ihre Bekehrung, und bald lagen auch diese rohen Menschen auf den Knien und schrien um Vergebung, bis sie endlich Frieden fanden. In dieser Gemeinde gab es infolge der Erweckung in wenigen Wochen nahezu hundert Uebertritte aus den Heiden.

Im August 1905 fand eine Aeltestenversammlung in der Stadt Schillong statt, die statt wie gewöhnlich drei, diesmal sechs Tage dauerte. Der Bericht wies 450 neugekommene Taufbewerber auf und es mußte der Bau mehrerer neuen Kirchen genehmigt werden. Am Sonntag drängten sich etwa tausend Menschen in die kleine Kirche, und Hunderte standen

gemachten Forschungen, die unsere Anschauung davon wesentlich modifiziert haben. Das zweite Kapitel handelt von der ersten Berührung des Christentums mit dem Heidentum, von den teils abstoßenden, teils anziehenden Wirkungen des ersten Kontaktes. Das dritte Kapitel, der Hauptteil des Buches, S. 184—322, legt in ruhig sachlicher Darstellung die sieghafte Auseinandersetzung des Christentums mit dem Heidentum dar. Eine wohltuende Wärme durchzieht das Buch; nirgends wird mit der dem Verfasser offenbar in reicher Fülle zu Gebote stehenden Gelehrsamkeit geprunkt. So ist das Buch auch für missionslebendige Laien eine anziehende Lektüre, für Theologen eine Förderung ihres theologischen und geistlichen Lebens. Jul. Richter.

Warneck, Joh., Lic.: „Die Lebenskräfte des Evangeliums. Missionserfahrungen innerhalb des animistischen Heidentums.“ Berlin. Martin Warneck. 1907. 4,50, gebunden 5,50 Mark. Der Verf., seit 1892 Missionar unter den Bataks auf Sumatra, der in intimster Verbindung mit vielseitiger praktischer Tätigkeit von Anfang an mit sorgfältigem Fleiß Sprache, Sitte, Psychologie, Religion seiner Missionsobjekte zu erforschen sich bemüht hat, schenkt uns in diesem überaus klar, anschaulich und fesselnd geschriebenen Buch eine Gabe, die als eine hervorragende und durch neue Gesichtspunkte ausgezeichnete Erscheinung in der gesamten Missionsliteratur bezeichnet werden darf. Der zentrale unter diesen neuen Gesichtspunkten ist der: Auf Grund der Tatsachen durch eine religions-psychologische Analyse diejenigen Kräfte des inhaltlich so mannigfaltigen und reichen Evangeliums aufzuweisen zu versuchen, welche innerhalb der Heidenwelt sowohl in den einzelnen Individuen, die die evangelische Botschaft gläubig aufnehmen, wie in den christlich werdenden Völkern Leben erzeugend wirksam sind. Dieser Nachweis, der sowohl für den im praktischen Dienste stehenden Missionar wie für die heimatliche Kirche und Theologie eine Fülle wichtigster Lehren enthält, hat zu seiner Voraussetzung eine verständnisvolle Bekanntschaft mit dem Heidentum, wie es in Wirklichkeit ist; denn um den Missionserfolg bezw. die Kraftwirkungen des Evangeliums in der Heidenwelt voll würdigen zu können, muß man die gewaltigen Mächte klar erkannt haben, welche im Heidentum wirksam sind und die mannigfach gearteten passiven und aktiven Widerstände, die sie dem Einfluß der Evangeliumsverkündigung entgegenstellen.

Darum gibt uns der Verf. in dem ersten Hauptteile seines Buches ein Bild des Heidentums, aber nicht ein künstlich stilisiertes, sondern ein nach der Wirklichkeit gezeichnetes, konkretes Bild. Da aber das Heidentum keine einheitliche sondern eine sehr verschiedenartige Größe ist, beschränkt er sich auf einen Ausschnitt des heutigen weltweiten Missionsgebiets, auf das animistische Heidentum im indischen Archipel, und speziell auf das der Bataks, über das er als Augenzeuge zu reden vermag, das aber typisch ist für die animistische Heidenwelt, wie durch zahlreiche Analogien auf Grund der Zeugnisse von einwandfreien Kennern nachgewiesen wird. Er hofft, daß dann

von andern erfahrenen Missionaren ähnliche Untersuchungen wie die seine angestellt werden über anders geartete Heidentümer und die Evangeliumskräfte, welche in ihnen neu belebend wirken.

Dieses umfangreiche, an Tatsachenmaterial fast übervolle, sehr übersichtlich gruppierte und oft malerische Kapitel über „das animistische Heidentum" zerfällt in zwei Teile: 1. „Das batakische Heidentum" (S. 11—69) und „die charakteristischen Züge des animistischen Heidentums" (S. 69—125) und zeigt, wie das ganze Leben der animistischen Heiden, ihre Sitten und Unsitten, ihr Recht und ihre Moral, ihr soziales und Familienleben religiös verwurzelt ist, aber nicht durch die Bezogenheit auf Gott oder Götter, die für ihr religiöses Empfinden ganz nebensächlich sind, sondern daß das zur Furcht gesteigerte Gefühl der Abhängigkeit von unheimlichen Gewalten, Geistern und Seelen die Kraftzentrale ihrer Religion ist. Das wird nun allseitig bis ins einzelnste ausgeführt und namentlich deutlich gemacht, was eigentlich der Animismus ist, „diese uns so fremdartige Weltauffassung, durch welche die Seele, die Seelenkraft, der Lebensstoff in den Mittelpunkt des religiösen Interesses gestellt und selbst zum Kultusobjekt gemacht wird." Ich kann nun die religiösen, sittlichen und sozialen Konsequenzen, die dieser Animismus und neben dem Dämonismus speziell die ihn fast ganz beherrschende Vorstellung von der Seele auf das Leben, Leiden, Sterben und die Existenz nach dem Tode übt, wie er Fatalismus, Unwissenheit, Lüge, Gottentfremdung, Lieblosigkeit, Verrohung, Diesseitigkeitsgesinnung usw. in seinem Gefolge hat, was alles der Verfasser ergreifend detailiert, ich kann das nicht ins einzelne registrieren, und begnüge mich mit der Bemerkung, daß ich einen ähnlichen tiefen und erschütternden Einblick in den kausalen Zusammenhang der furchtbaren Versklavung der animistischen Heiden mit ihrer religiösen Weltanschauung noch nirgends gefunden habe. So ist dieses Kapitel durch seine auf lauter Tatsachen beruhende Charakterisierung des Heidentums ein religionsgeschichtlicher Essay von Bedeutung, aber es ist noch mehr: es enthält auch bemerkenswerte Beiträge zur religionswissenschaftlichen Entwicklungsfrage; evident wird z. B. nachgewiesen, daß jedenfalls im animistischen Heidentum von einer religiös-sittlichen Aufwärtsbewegung keine Rede sein kann.

Bevor nun aber der Verf. zur Beantwortung seiner Titelfrage schreitet, schiebt er ein wichtiges Zwischenkapitel (S. 126—183) ein, das er überschreibt: „Erste Berührung zwischen Heidentum und Christentum" und in zwei Abschnitte teilt: 1. „Das Heidentum verhält sich ablehnend" und 2. „Was dem Christentum die Wege bahnt?" Hier geht es ihm darum, sorgsam und nüchtern abzuwägen, welche abstoßenden und anziehenden Kräfte, welche natürlichen Faktoren hemmend oder fördernd, feindlich oder wegbahnend als Bundesgenossen des Heidentums oder des Evangeliums in der Mission mitwirken. Erst wenn auch diese klar gelegt worden sind, können die göttlichen Kräfte des Evangeliums deutlich erkennbar gemacht werden. „Psychologische Vorgänge sind kompliziert und wir dürfen uns die Mühe nicht verdrießen lassen, das ineinander gewirkte Wurzelwerk auch der natürlichen Kausalzusammenhänge bloßzulegen." So wird zuerst gezeigt, daß und warum das Heidentum gegen das Evan-

[illegible] und auf die Sprachschwierigkeit,
[illegible] Weltanschauung, die vis inertiae, die
[illegible] und gezeigt, wie mit der Moral-
[illegible] ist. Dann das Elendsge-
[illegible] Heiden, die Überlegenheit der weißen
[illegible] mit ihren hellen und dunkeln Seiten, die
[illegible] Wahrheitssuchen besprochen,
[illegible] in die Hand gibt, damit sie
[illegible] anzubahnen; so nötig sie sind,
[illegible] sie aber nicht."

[illegible] folgt nun in dem dritten,
[illegible] Untersuchung über das Titel-
[illegible] die Motive des Übertritts handelt
[illegible] besprochen, sondern
[illegible] in Wirksamkeit, um
[illegible] zu bringen und in Tat um-
[illegible] zu verlassen,
[illegible] zu machen und schließlich das
[illegible] Gabe hineinzustellen?
[illegible] und kann von ver-
[illegible] — welche Seiten sind
[illegible] ist es die Sicherheit, mit
[illegible] Botschaft als von Gott
[illegible] die dem religiös unsichern
[illegible] Heiden imponiert; er fühlt eine
[illegible] Ohne die in dem festen
[illegible] gegründete sichere Be-
[illegible] wirkungslos. Der Heide
[illegible] durch seinen Boten redet Gott
[illegible] Spott, Zorn, Polemik
[illegible] Darlegung der göttlichen
[illegible] Auch verstandes-
[illegible] aufklärende
[illegible] die ja der Mis-
[illegible] Anknüpfungspunkte. Macht-
[illegible] Heiden zunächst
[illegible] Gott wie eine Befreiung.
[illegible] seine Selbstdarstel-
[illegible] Macht über die
[illegible] für den lebendigen Gott und treten zu ihm
[illegible] Verhältnis. Sie fangen an zu glauben und
[illegible] Hilfe. So entsteht Gemeinschaft mit
[illegible] die Befreiung von der Geisterfurcht ein und
[illegible] wird ihnen das Bild Gottes
[illegible] mit seinen Taten. „Die Erfahrungen der
[illegible] Ehrenrettung der biblischen Geschichten."
[illegible] Heiden den mächtigen, hilfreichen, handelnden Gott.
[illegible] in Jesus den Befreier zu erleben, zunächst von der
[illegible], von der Sündenmacht gemeiniglich erst später. Aber
[illegible] etwas ungeheuer großes, wenn der Heide von der Furcht vor
[illegible] Dämonen, Geistern und Seelen frei geworden ist und offen den

Bruch mit dem Heidentum vollzogen hat. Diese Befreiung ist ihnen eine gewaltige Realität; an ihr haben sie den ersten Erfahrungsbeweis davon, daß das Christentum Erlösungsreligion ist. Sie sind nun bekehrt von den Abgöttern zu dem lebendigen Gott; jetzt lernen sie diesen Gott in Jesu Christo auch als Liebe verstehen, eine ihnen ganz neue Erkenntnis, da sie als Heiden von einer Gottes-Liebe keine Ahnung hatten. Das Ergriffenwerden von der in Christo geoffenbarten Liebe Gottes, der am Kreuz für sie gestorben ist, wird das zweite Haupterlebnis des von den Abgöttern bekehrten Heiden, zu dem freilich nicht alle völlig hindurchdringen. Meist führt nicht die Sündenerkenntnis zu Jesu dem Versöhner, sondern Jesus der Erlöser führt zur Sündenerkenntnis. Das erwachende Sündenbewußtsein ist ein weiteres neues psychologisches Erlebnis, mit ihm kommt Verantwortungs- und Persönlichkeitsgefühl und Gegenliebe zu Gott. Der Erlöser wird ihnen nun auch Vorbild und langsam setzt ein neues sittliches Leben ein. Das alles geht freilich nicht so geradlinig, auch nicht ohne Trübungen, Schwachheiten, Niederlagen, Rückfälle, besonders der Kampf mit den Nationalsünden macht noch viel zu schaffen, aber es bilden sich auch immer mehr neue christliche Tugenden heraus, z. B. Dankbarkeit, Zeugengeist, Opferwilligkeit, Gemeinschaftsgefühl, Bruderliebe, Barmherzigkeit, christliche Geduld, Versöhnlichkeit und dergl. Heidnische Vorstellungen vermischen sich wohl manchmal mit dem neuen Glauben, aber wirklicher Abfall ins Heidentum ist verhältnismäßig selten und wird allgemein als gröbste Sünde betrachtet. Die christliche Hoffnung ist dem Diesseitigkeitsheiden lange ein wenig verständliches Stück der evangelischen Botschaft, erst wenn das neue Verhältnis zu Gott gewonnen ist, wird sie in ähnlicher Weise Trost und Freude wie dann auch erst das neue sittliche Streben beginnt. Dann bezeugt sich diese Hoffnung lebendig auf den Sterbebetten und in der Trauer über die Gestorbenen.

Das alles ist nur eine abgerissene, trockne und kalte Wiedergabe des Inhaltsreichtums des vorliegenden Buches. In ihm selbst ist alles fein analysiert, vorsichtig abgewogen, lebensvoll durch eine große Tatsachenfülle illustriert, reichlich durch treffende Gleichnisrede verständlicht, in oft überraschender Weise durch biblische Beleuchtung parallelisiert und mit großer Herzenswärme geschrieben, ein wichtiger Beitrag zu einem tieferen Missionsverständnis und zu einer großzügigen Missionsbehandlung.

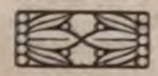
Nur an einem Beispiele will ich Schreib- und Untersuchungsweise des Verfassers veranschaulichen. Ich entnehme es dem Schlußabschnitt des Buchs, wo es u. a. heißt:

„Immer bleibt es ein komplizierter psychologischer Vorgang, wenn ein Heide sich abwendet von seinen Göttern und Gott erlebt. Die Bedingungen dieses großen Erlebnisses und die dabei wirksamen Faktoren, die menschlichen und die göttlichen, die innerweltlichen und die überweltlichen begrifflich auseinander zu legen und nach Möglichkeit in Rechnung zu stellen, war die Aufgabe der obigen Untersuchung. Durch ein Prisma läßt sich der Lichtstrahl in ein buntes Farbenband auseinander legen. Der Naturforscher beobachtet, wie der eine weiße Sonnenstrahl sich in viele Einzelstrahlen zerlegen läßt, deren jeder besondere Gestalt und Eigenschaften hat. Unsere Untersuchung gleicht

der Spektralanalyse: Was wir unter die Lupe genommen haben, sind die vielgestaltigen, bunten Ausstrahlungen der göttlichen Kraft, wie sie in der Finsternis des Heidentums wie in einer Dunkelkammer gleich einem leuchtenden Farbenbande sich klar abheben. Der Kundige kann aber auch die zerstreuten farbigen Strahlen im Prisma vereinigen und zu ihrer Wesenseinheit, dem weißen Lichtstrahl, zurückführen. Der Verlauf der Untersuchung hat es immer deutlicher gezeigt, was der blendend weiße Strahl, die Zusammenfassung aller einzelnen Kräfte und Gaben des Evangeliums ist, es ist die Person Jesu Christi des Gottmenschen. In ihm schauen wir das belebende Licht der geistlichen Welt, die Sonne des Planetensystems. Alles göttliche Leben im menschlichen Herzen geht von ihm aus, wie alles Leben auf der Erde von der Sonnenkraft stammt. Alle geistlichen Kräfte sind Ausstrahlungen der seinigen. Das menschliche Auge nimmt nicht alle Farben des Sonnenspektrums auf; es fehlt ihm die Fähigkeit, die ultravioletten und ultraroten Strahlen wahrzunehmen; nur aus gewissen Wirkungen kann man auf ihr Vorhandensein schließen. So bemerken wir nur eine beschränkte Anzahl von Äußerungen der göttlichen Kraft; es bleiben noch viele unserm Geistesauge verborgen. Was wir zu erkennen vermögen, sind nur Bruchteile, aber diese sind lebenweckende Ausstrahlungen des göttlichen Lichts.

„Wenn der Lichtstrahl durch gasförmige Körper hindurchgeht, so zeigen sich charakteristische Verdunkelungen im Farbenbande des Spektrums. Wenn die göttlichen Lichtstrahlen durch Menschenherzen hindurchgehen, gibt es dunkle Flecken im Spektrum; nie tritt die reine Gotteskraft vor das Auge, immer ist ihr Licht getrübt durch irdische Beimischungen. Darum wird jedes Bild menschlicher Bekehrung entstellende Flecken aufweisen, mehr oder weniger starke Verdunkelungen des Lichts, die ihren Ursprung im Menschenherzen haben. Die Untersuchung hat sie herausgehoben. Jesus Christus ist der göttliche Lichtstrahl, welcher die Welt erleuchtet, wärmt und belebt. Die Untersuchung auf Grund der übereinstimmenden Erfahrung der evangelischen Mission hat ergeben, daß in stetig wachsendem Maße Jesus das Licht der Heiden wird, daß ihre Umänderung sich an ihm und durch ihn vollzieht. Soviel Jesus, soviel neue Kreatur.“

Prof. D. Warneck.



Ernst Röttger's Buchdruckerei (Inh. Edmund Pillardy), Cassel.

Johann Hinrich Wichern und die Aeussere Mission.

Ein Gedenkblatt zu seinem hundertsten Geburtstag.

In ganz Deutschland und über seine Grenzen hinaus wird der 21. April dieses Jahres für viele evangelische Christen ein wichtiger Gedenktag sein. Denn der Mann, der an diesem Tag in Hamburg das Licht der Welt erblickte, hat in der evangelischen Kirche und bei vielen ihrer Glieder bis auf den heutigen Tag eine bleibende, segensreiche Wirkung hinterlassen. Nicht nur daß eine große Anzahl von Anstalten und Vereinen, von Aemtern und Einrichtungen im Dienste der barmherzigen, rettenden Liebe durch ihn angeregt oder ins Leben gerufen worden sind; nicht nur daß seine aus der Bibel und aus der Geschichte der Kirche geschöpften Gedanken noch immer ihre zündende Kraft an jedem bewähren, der sich mit ihnen beschäftigt; man darf wohl sagen, daß die evangelische Kirche auf deutschem Boden von kaum einer Persönlichkeit soviel Zufuhr an Geist und Leben, an Tatkraft und Beweglichkeit erfahren hat, wie von Johann Hinrich Wichern. Das Losungswort: „Innere Mission", dessen Herold er geworden ist, hat heute noch einen vollen Klang; der Kampf gegen das Elend in jeder Form, die Bezeugung des Glaubens an den Herrn in werktätiger Liebe, das Ringen um den Sieg Jesu Christi im Leben des Volkes und seiner einzelnen Glieder hat seit Wicherns gewaltigem Appell auf dem Wittenberger Kirchentag 1848 nie aufgehört, sondern immer neue Gestalten angenommen. Auch dort, wo man Wichern vielleicht nicht einmal dem Namen nach kennt, genießt die evangelische Gemeinde etwas von dem Segen, den ihr Gott in diesem Manne geschenkt hat.

Alles das wäre schon an sich für die Arbeiter und Mithelfer der Aeußeren Mission Grund genug, sich auf dem gemeinsamen Boden der heimatlichen Kirche des Tages dankbar zu freuen. Was uns aber veranlaßt, seiner auch in unserer Missionszeitschrift zu gedenken, reicht über das Gebiet der brüderlichen Teilnahme hinaus, in das eigene Lebensinteresse der Heidenmission hinein. Im Leben J. H. Wicherns liegen die Wurzeln der Inneren Mission, aus denen sie heute noch ihre Kraft zieht, aufgedeckt vor uns. Wie ihn Gott der Herr für seine große Aufgabe zubereitete, in sie hineinführte, wie Wichern sie erfaßte und ausgestaltete, können wir an Hand seiner eigenen Zeugnisse verfolgen.*) Da ist es nun

*) Sein Lebensbild aus der Feder seines Mitarbeiters Oldenberg ist 1887 bei der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg erschienen und seitdem mannigfach bearbeitet worden. 6 Bände Gesammelte Schriften (Briefe und Tagebücher, Prinzipielles zur Inneren Mission, zur Gefängnisreform, zur Erziehungs- und Rettungshausarbeit) aus demselben Verlage bieten ein reiches und wertvolles Material, dem auch die nachfolgenden Zitate entnommen sind.

sie wurde innerlich förmlich genötigt, zur Ehre Gottes und zur Ermunterung ihrer Mitarbeiter auf dem Missionsfeld in die Veröffentlichung eines Berichts zu willigen. Zugleich reifte der Entschluß in ihr, mit Beiseitesetzung aller Bedenklichkeit ihren heidnischen und christlichen Landsleuten gegenüber von ihren Erfahrungen mündlich Zeugnis abzulegen. Das tat sie zunächst in Puna. Es trug ihr von heidnischen gebildeten Hindu Feindschaft, Schmach und Hohn ein; aber sie durfte auch schöne Früchte erleben.

Im November 1905 erkannte es Ramabai als Gottes Willen, daß sie für zehn Tage allen Unterricht in ihrer Anstalt einstelle, um die ganze Zeit dem gemeinsamen und stillen Gebet, der Schriftbetrachtung und der Arbeit an den Seelen zu widmen. Man hielt dazu täglich eine Versammlung und vertiefte sich besonders auch in das Wort der Schrift. Gegen Ende der zehn Tage kam es zu einer gründlichen „geistlichen Hausreinigung". Dabei wurde eine allgemein indische Sünde in ihrer furchtbaren Größe offenbar. Es wurden Sünden des Diebstahls bekannt, gestohlene Sachen zurückerstattet und sonstiges Unrecht gut zu machen gesucht. Die europäischen Arbeiterinnen in ihrer Ahnungslosigkeit wurden tief erschüttert durch diese Enthüllungen. Aber man durfte nun doch auch von Herzen Gott dem Herrn danken für die Erlösung so mancher Seelen aus so schweren Banden. Noch hatten längst nicht alle Bewohnerinnen der Anstalten an dem neuen Geistessegen teilgenommen. Aber siebenhundert Mädchen und Frauen bereiteten sich nun mit Gebet und Vertiefung in die Schrift vor zum Ausziehen mit der frohen Botschaft. Täglich ziehen sechzig von ihnen in die heidnischen Dörfer der Nachbarschaft, sodaß innerhalb von zwölf Tagen alle an die Reihe kommen.

Von Mukti aus verbreitete sich das neue Geistesleben weit umher in Nordwestindien in Anstalten ähnlicher Art. So hat in Puna eine indische Frau namens Sundarbai Powar eine Anstalt, in der Waisenmädchen zu Senanaarbeiterinnen ausgebildet werden. Die Anstalt ruht, wie Georg Müllers Waisenhäuser, ganz auf Glauben und Gebet. Durch Ramabais Versammlungen in Puna wurde das Feuer in diese Anstalt getragen. Ein ähnliches Waisenhaus, in etwas loser Verbindung mit Ramabais Anstalten, befindet sich in Allahabad; ein anderes in Dodballur bei Bangalur in Südindien; ein weiteres in Telegaon, östlich von Bombay; ein Waisenhaus für Knaben befindet sich in Dhond. Diese Waisenhäuser wurden alle im Glauben gegründet für die vielen Kinder, die in der großen Teuerung vor mehreren Jahren unrettbar dem Hungertode zum Opfer gefallen wären, wenn sich nicht christliche Liebe ihrer angenommen hätte. Sie alle durften in ähnlicher Weise wie Ramabais Anstalten die gnädige Heimsuchung Gottes erfahren. Auch hier überall ähnliche Erscheinungen wie in Mukti: Gebetsversammlungen bis tief in die Nacht, Verzückungen,

Gesichte, Sündenbekenntnisse, tiefe Zerknirschung und triumphierende Freude mit fröhlichen Lobgesängen. Ueberall teilte sich die Bewegung auch der christlichen und heidnischen Umgebung dieser Anstalten mit.

Um Fräulein Abrams bildete sich eine Schar von zehn bis zwölf Evangelistinnen, die auf Einladung der verschiedensten Missionare Besuche da und dort machten, wo sie in zahlreichen Versammlungen von ihren Erfahrungen Zeugnis ablegen und den Anstoß zu tiefer Erweckung der Sicheren und Schlafenden geben durften. In ähnlicher Weise wirkte Manorama, die einzige Tochter der Ramabai. Strenge Kirchenleute beanstandeten wohl, daß Frauen predigend und lehrend auftraten und hielten wohl auch mit den Arbeiterinnen eine biblisch-theologische Prüfung ab. Aber bald wurden diese Leute selbst in eine strenge innere Prüfung genommen, sodaß ihnen alles weitere Fragen verging. An dem Segen, der auf diese Weise verbreitet wurde, nahmen Missionare, eingeborene Pfarrer, Katechisten, Lehrer und Lehrerinnen, Gemeinden und Schulen teil, und die Einwirkung auf die heidnische Nachbarschaft fehlte ebensowenig. So wurde von Mukti aus weit umher in den Städten des Mahrattalandes bleibende Frucht gewirkt zu Gottes Ehre.

4. Die Erweckung im Teluguland. Es ist leider nicht möglich, zu erzählen, wie unabhängig von Mukti an vielen andern Orten neues Leben erwachte: in Sialkot und in Kathala bei Gudschrat im Pandschab; in Pilibhit, Allahabad, Lakhnau und Moradabad in den Nordwestprovinzen; in Massurin an der oberen Dschamna; in Mirat an einem Kanal des Ganges; in Hoschangabad an der Narmada; in Yeotmal, Amraoti, Tschandur, Bhusawal, Khamgaon, in Khudawandpur bei Ellitschpur, Bhaisdehi und Tschikalda in den Zentralprovinzen; in Kaira und Dholka in Gudscharat; in Nadija, Murschidabad und Kalkutta in Bengalen; in Wisagapatam und Trikoilur, in Madras, Sengelpat, Bezwada, Tschittur an der Ostküste; in Palamkotta, Dohnawur und Nagarkoil an der Südspitze, in Travankor und Kotschin an der Westküste. An allen diesen Orten trat die Erweckung so ziemlich zur selben Zeit, mit denselben Erscheinungen und von denselben Wirkungen im sittlichen und religiösen Leben begleitet auf. Näheres sei noch von der Erweckung im Teluguland hier berichtet.

In der Umgegend von Ongol hatte die amerikanische baptistische Mission im Jahr 1878 eine große Bewegung unter den Heiden erlebt, die in einem Jahr nahezu 10 000 Uebertritte brachte. Nun kam es im Jahr 1906 auf derselben Station Ongol zu einer Erweckung unter den Christen. Die Missionare hatten Schriften über die Erweckung in Wales erhalten und verteilten dieselben unter ihre eingeborenen Mitarbeiter. Dadurch wurde in diesen das Verlangen nach einer Erweckung auch für sie und ihre Gemeinden erweckt. In der Abwesenheit der Missionare nannten sie ihre wöchentliche Gebetsstunde „Versammlung zur Weckung neuen

Lebens". Im April kam ganz unerwartet eine gewaltige Erschütterung über eine Versammlung. Ein sonst ganz ruhiger eingeborener Gehilfe sprang plötzlich auf und rief in einem fort: „Heiliger, Heiliger, Heiliger!" indem er sich zugleich heftig auf die Brust schlug. Andere taten dasselbe. Der Geist Gottes überführte einen um den andern von seiner Sündhaftigkeit. Zwei Wochen lang mußten nun Versammlungen gehalten werden, in denen ergreifende Sündenbekenntnisse abgelegt und langjährige Feinde miteinander versöhnt wurden. In Abwesenheit der Missionare hielten auch nachher noch die Schüler verschiedener Schulen immer noch solche Versammlungen. Im Juli kam Missionar Powell aus Wales, der dort Zeuge der Erweckung gewesen war, nach Ongol und berichtete darüber. Als er fertig war und man eben in der Stille betete, kam über eine Gemeinde von tausend Seelen der Geist der Buße und es brach ein wahrer Sturm von Sündenbekenntnissen los. Erst nach zwei Stunden gelang es, die Ruhe und Ordnung wiederherzustellen; aber auch dann noch ging die Versammlung unter großer Begeisterung weiter bis Mitternacht. In kleinerem Maßstab wiederholten sich solche Stürme in späteren Versammlungen. In den benachbarten Dörfern wurden ähnliche Versammlungen gehalten.

Bald traten auch die Früchte zutage. Die eingeborenen Gehilfen wurden viel eifriger und lebendiger in der Arbeit. Alte Streitigkeiten wurden beigelegt; in Parteien gespaltene Gemeinden stellten die Eintracht her; die Gottesdienste wurden besser besucht und der Opfersinn reichlicher betätigt. „Der neue Eifer unsrer Gehilfen bringt uns fast zum Weinen vor Freude. In den Heidendörfern kommen die Leute in Scharen, um sie predigen zu hören. In der Tat, das Feld ist reif zur Ernte" — schreibt einer der Missionare. Auf den Außenplätzen nahm die Sache denselben Verlauf. Freilich darf nicht verschwiegen werden, daß einigen Gemeinden die Erweckung ein Geruch des Todes zum Tode wurde: sie gingen zurück ins Heidentum.

In Nellur, nördlich von Madras, einer andern Station der amerikanischen Baptistenmission, hatte man sich im Juli 1906 entschlossen, so lange um eine Erweckung zu beten, bis sie komme. Man betete zehn Tage mit immer größerer Kraft und Inbrunst. Am Sonntag den 15. Juli ließ sich in einer Versammlung plötzlich ein Seufzer hören — und noch einer. Da brauste es durch die Versammlung wie ein gewaltiger Sturm. In einem Augenblick lag alles auf den Knien, um Sünden zu bekennen, zu weinen und zu schluchzen. Gedrückt unter der Last ihrer Sünden wälzten sich die Leute am Boden. Das ging etwa ein und eine halbe Stunde.

Am Montag drängte sich jung und alt wieder in die Kirche. Die Schüler kamen nicht zur Schule; man mußte schließen. Niemand verließ die Kirche, nicht einmal zum Essen, bis abends 6 Uhr. Nach einer Stunde ging es wieder weiter bis nachts halb 3 Uhr. Bei manchen wollte der

Friede erst nach mehrtägigem Ringen einkehren; aber dann sangen sie fröhliche Jubellieder. Ein Mädchen fiel in Verzückung, hielt Zwiegespräch mit einem Unsichtbaren und fing dann an zu singen. Als man in sie drang, ihr Gesicht mitzuteilen, sagte sie, sie wolle es vorlesen und las dann das 4. und 5. Kapitel in der Offenbarung Johannis. Während sie las, schien abermals ein Sturmwind über die Versammlung hinzubrausen. Furchtbare Kämpfe wurden dann ausgefochten. Es schien, als ob eine unsichtbare Macht den geängsteten Seelen den Frieden wehren wollte. Aber die Fürbitte siegte und die Versammlung schloß mit Triumphgesängen. Auch hier wurden verborgene Sünden bekannt und alte Zwistigkeiten beigelegt. Dann zog man aus, um den Heiden in der Umgegend das neuerfahrene Evangelium zu verkündigen. Die Heiden fragten staunend, was das Weinen und Beten in der Kirche zu bedeuten habe und schenkten der Predigt um so willigeres Gehör. An einem der folgenden Sonntage fielen zwanzig der älteren Mädchen in Verzückung und verblieben bis zu sechsunddreißig Stunden darin. Auf Befragen erklärten sie nachher, sie hätten den Herrn Jesum in seiner Herrlichkeit gesehen. — Die Erweckung trat noch auf andern Stationen dieser Mission auf, überall unter ähnlichen Erscheinungen und auch mit denselben heilsamen Wirkungen.

An das Gebiet dieser amerikanisch-baptistischen Mission grenzt im Norden das Arbeitsfeld der kanadischen Baptistenmission, und dazwischen haben eine Anzahl Freimissionare einige Stationen besetzt, die „Godawari Delta-Mission". In der heißen Zeit — März bis Juni — 1906 hatte hier die Cholera geherrscht und auch unter den Christen Furcht und Grauen verbreitet. Die kanadischen Baptistenmissionare hatten eine Konferenz in Akidu, und auf der Heimreise machten sie einen Besuch in Tschittapetta bei Arbeitern der Godawari Delta-Mission. In deren Gemeinde war eben eine Erweckung im Gang. Durch die Berichte der kanadischen Missionare und durch einen ihrer Diener, der selbst von der Erweckung ergriffen war, wurde die Bewegung nach Akidu verpflanzt. Die ganze Gemeinde wurde vom Geist der Buße ergriffen und die Versammlungen gingen mehrere Wochen ohne Unterbrechung fort. Es trugen sich Dinge zu, welche die Missionare an das erste Pfingstfest erinnerten: „Fast alle eingeborenen Gehilfen sind durch ein Läuterungsfeuer gegangen."

In dem Gehilfenseminar in Samalkotta war auch die Cholera eingekehrt. Ihr folgte auf dem Fuße die gnädige Heimsuchung durch den Geist von oben. Wie ein Läuterungsfeuer brauste die Erweckung durch das Seminar. Fünf Tage lang mußte man täglich drei Versammlungen von je drei Stunden Dauer halten. Unter Angst und Stöhnen wurden aus zerbrochenen Herzen erschütternde Sündenbekenntnisse abgelegt, die manchen alten Bann ans Licht brachten. Und dann erfüllte der Friede Gottes die Herzen.

Ohne nachweisbare menschliche Vermittlung brach die Erweckung über die Gemeinde in Jellamantschili herein, als sie eben zum Gebet versammelt war. Es wurde hier gründliche Arbeit getan. Wiederholt mußten die vom Geist der Buße Erfaßten Bekenntnisse ablegen; sie fanden keine Ruhe, bis alles ans Licht gezogen war. Langjährige Geheimnisse der Sünde und Lüge wurden aufgedeckt, entwendetes Geld und andere Sachen zurückerstattet, allerlei Arten von Streitigkeiten beigelegt. Erst dann kehrte die Freude der Vergebung ein und fand in fröhlichen Lobgesängen ihren kräftigen Ausdruck.

Wie nach langer Dürre die erfrischenden Schauer der Regenzeit, so kam die Erweckung über die Station Kokamâd. In einer Erziehungsanstalt wurden eines Tags um die Mittagszeit eine ganze Anzahl der Schülerinnen durch ein überwältigendes Gefühl ihrer Sündenschuld in den Staub gelegt. Einige Tage darauf ergriff dieselbe Bewegung auch die Gemeinde. Der Geist von oben schien mit den Geistern der Finsternis zu ringen; alle hatten das Gefühl, vor dem Richterstuhl Gottes zu stehen. Die Versammlungen mußten sechs Wochen lang fortgesetzt werden. In der Mädchenschule gab es wie an andern Orten wunderbare Gesichte. Auch die heidnische Bevölkerung wurde von Furcht und Scheu ergriffen und lieh der Straßenpredigt ein williges Ohr. Um dieselbe Zeit wurden auch die Stationen Tuni, Vayyuru, Parlakimedi, Tekhali, Tschikakol heimgesucht. Die Missionare versichern, sie haben nie in ihrem Leben dergleichen Dinge gesehen; die Ereignisse spotten aller Beschreibung und die Wirkungen geben Ursache zum Dank gegen Gott. Mit großen Hoffnungen blickt man hier wie überall auf Grund der Erweckung einer neuen Zeit für die Bekehrung Indiens entgegen. In der Tat, wenn die Christengemeinden eine so gründliche Erweckung, Reinigung und Neubelebung erfahren, so können die segensreichsten Wirkungen auf die Heidenwelt nicht ausbleiben.

Was sollen wir nun auf Grund dieser Berichte von der ganzen Bewegung in Indien halten? Es erscheint vollkommen unmöglich, die ganze Sache auf rein menschliches Tun und Machen zurückzuführen. Die ganze Sache ist zu ernst, zu erschütternd; wir müssen ein Werk des Geistes von oben in dieser Erweckung erkennen. Bedenken erwecken aber die überall wiederkehrenden Formen, welche die Erweckung in Indien kennzeichnen: Stürme von Sündenbekenntnissen, Ohnmachten, Verzückungen, Gesichte und Träume. Für unser deutsches Empfinden scheint auch die stets gleichbleibende Aufeinanderfolge von tiefer Zerknirschung und himmelhoch jauchzender Freude nicht unbedenklich. Gewiß ist von diesen äußeren Erscheinungsformen vieles auf rein seelische Uebertragung oder Ansteckung zurückzuführen. In manchen Fällen hat man auch den Eindruck, daß man eben unter allen Umständen eine Erweckung, und zwar eine in diesen Formen

verlaufende Erweckung, haben wollte und dieselbe mit allen zu Gebot stehenden Mitteln herbeizuführen suchte. Manche können sich offenbar das Wirken des Geistes Gottes nur in solchen auffallenden Formen denken. Sie sollten nicht vergessen, daß das stille Wirken des Geistes viel mehr in die Tiefe geht und viel bleibendere Frucht zur Reife bringt. Der Geist Gottes wirkt in Indien auch da neues Leben, wo dieses nicht in so auffallenden Vorgängen in die Erscheinung tritt.

Indessen erklärt sich doch bis auf einen gewissen Grad die Gleichartigkeit der Erweckungen aus der Gleichartigkeit der Zustände in den Einzelnen und in den Gemeinden. Bei den auffallendsten Erscheinungen kommt vor allem die Eigentümlichkeit des indischen Volkes in Betracht, innere Zustände und Erlebnisse auch in lebhaftem äußerem Gebärdenspiel darzustellen. Bei manchen auffallenden Vorgängen wirken auch seelische Anlagen, Triebe und dämmerige Erinnerungen mit, die in letzter Hinsicht der heidnisch-mystischen Naturreligion entsprungen sind. Es ist ein echt indischer Gedanke, daß der Zustand der Bewußtlosigkeit der Gottheit am nächsten ist. Endlich sind die sittlichen Zustände in den Gemeinden in Betracht zu ziehen. Jeder indische Missionar weiß aus Erfahrung, wie oft im geheimen Feindschaften, Unzucht und Unredlichkeit, Lüge und Hehlerei als geistige Fäulnis das sittliche und religiöse Leben der Gemeinden hemmen und zerstören. Wenn nun Gott mit dem Licht seines Geistes in dieses Dunkel hineinleuchtet, so muß das Böse zunächst in erschütternden Bekenntnissen aufgedeckt und weggeschafft werden. Und dann kleiden sich die Aeußerungen des neuen Lebens in Formen, die für uns fast unverständlich, oft sogar abstoßend sind und teilweise an die Erscheinungsformen der heidnischen Frömmigkeit erinnern. Irrtum und Verständnislosigkeit aber wäre es, wenn man die ganze Bewegung in solchen mehr oder weniger nebensächlichen Formen aufgehen lassen wollte. Ist im Himmel Freude über einen Sünder, der Buße tut, so dürfen auch wir mit Freuden Gott danken, wenn wir Tausende erwachen und Buße tun sehen, ob es auch in uns fremdartiger Weise geschähe. Wir haben keinerlei Recht, unsere Eigenart den indischen Christen aufzunötigen. Und der Geist Gottes weht und wirkt wo und wie er will.*)

*) Daß in den Erweckungsbewegungen inzwischen da und dort eine Ernüchterung, ja zum Teil ein Rückschlag eingetreten ist, geht aus einer Mitteilung des Londoner Chronicle (November 1907) hervor, worin es heißt: „Die Nachrichten von einer geistlichen Erweckung in mehreren unserer Missionen in Nordindien vor einem Jahre gaben Anlaß zu großer Dankbarkeit und hohen Erwartungen. Es schien, als ob die lange Dürre endlich aufzuhören beginne und Regenschauer auf den versengten Boden herabfielen. Jetzt aber ist schwere Enttäuschung und bitterer Schmerz über die Missionare gekommen. Einige von denen, auf die man große Hoffnungen gesetzt hatte, sind zurückgefallen; das Predigen ist schwerer und entmutigender als je zuvor geworden; es scheint — so lesen wir — als ob wutentbrannte böse Mächte darauf aus seien, alles zu vernichten, was wir erreicht zu haben hofften." Red.

Es zeigt sich in den Früchten, daß der Geist Gottes in den indischen Erweckungen wirksam ist. Nicht nur religiöse Früchte, wie eifrigeres Beten, vermehrtes Bibellesen, Eifer in der Bezeugung des Evangeliums unter den Heiden, sondern auch sittliche Früchte hat die Erweckung überall zur Reife gebracht. Fleiß in der täglichen Arbeit, Gehorsam und Ehrerbietung gegen die Vorgesetzten, Abzahlung alter Schulden, Zurückerstattung entwendeten Guts, Beilegung alter Feindseligkeiten — das sind Früchte, die nicht auf indischem Naturboden erwachsen. Nach indischen Begriffen hat die Frömmigkeit mit den meisten dieser Früchte nicht das mindeste zu tun. Das sind zweifellose Wirkungen des Geistes von oben. Sie stellen aber auch die Echtheit und den Wert der mehr religiösen Früchte der Erweckung in ein sehr günstiges Licht. Darum haben wir allen Anlaß, Gott dem Herrn für dieses Erwachen neuen Lebens in den indischen Christengemeinden von Herzen Lob und Dank zu sagen. (Schluß folgt.)

Die ärztliche Mission in den deutschen Kolonien.

Von Pastor C. Paul in Lorenzkirch bei Strehla a. d. E.

(Schluß)

Kamerun.

Hier hat die Presbyterianer-Mission, deren Arbeitsfeld im südlichen Küstengebiet liegt, die meisten Kräfte in den Dienst der Gesundheitspflege gestellt. Es stehen ihr nicht weniger als fünf in Nordamerika approbierte Aerzte zur Verfügung: Dr. A. B. T. Lippert und Dr. J. E. Blunden in Batanga, Dr. H. L. Weber in Lolodorf, Dr. R. M. Johnston in Elat und Dr. W. S. Lehmann in Efulen. In Batanga und Efulen hat man schon seit Jahren Krankenhäuser; in Lolodorf wurde bei der kürzlich auf Veranlassung der Regierung erfolgten Verlegung der Station unter den Neubauten auch eins errichtet. Ueber die Benutzung liegen aus dem Jahre 1906 folgende Zahlen vor: Batanga hatte vom Februar bis November 108 Hospitalpatienten; poliklinisch wurden in derselben Zeit 1192 Kranke behandelt. Das Krankenhaus in Efulen enthält 12 Betten, die das Jahr hindurch ständig belegt waren; in Lolodorf gab es nach dem letzten Bericht täglich 10 Hauskranke. Neben der Hospitalpflege wird die Poliklinik der Missionsärzte stark in Anspruch genommen. Die Patienten kommen zum Teil weit aus dem Innern; einzelne 10—14 Tagereisen weit. Die Eingeborenen müssen die ihnen verabreichten Medikamente bezahlen und tun das bereitwillig. Solche, die kein Geld haben, bringen Eier oder Feldfrüchte von entsprechendem Wert. Jede der vier Stationsapotheken gibt jährlich für über 1000 Mk. Arzneimittel aus.

Berufsmäßige Krankenpflegerinnen stehen den Aerzten nicht zur Seite; sie müssen sich mit eingeborenen Pflegekräften behelfen. Unter den behandelten Krankheiten zogen in der letzten Zeit Aussatz und Syphilis die Aufmerksamkeit besonders auf sich, weil ihr Vorkommen sichtlich häufiger ward. Außergewöhnliche Anstrengungen verursachte 1906 und 1907 die Bekämpfung einer Pockenepidemie, die aus dem Innern ins Küstengebiet verschleppt war. Es gelang dem Dr. Lehmann, die Seuche in verhältnismäßig engen Grenzen zu halten. Er stand dabei im besten Einvernehmen mit den herbeigezogenen Regierungsärzten. Man beschränkte eine Zeitlang den in dortiger Gegend sehr lebhaften Karawanenverkehr, legte im Busch Pestlager an und verbrannte die verseuchten Hütten. Es wurden Massenimpfungen vorgenommen; die dazu nötige Lymphe ließ die Regierung in Duala herstellen. Dr. Lehmann empfing hernach von dem in Lolodorf stationierten Beamten den wärmsten Dank für die dem Volke erwiesene Wohltat. Es besteht überhaupt das beste Einvernehmen zwischen den deutschen Beamten und den amerikanischen Missionaren. Der Sekretär A. W. Halsey von der Presbyterianer-Mission berichtet u. a., daß während seines Aufenthalts in Kamerun der in Batanga stationierte Missionsarzt nach einem schweren Tagesdienst abends zu einem fieberkranken Beamten der Regierungsstation gerufen wurde. Der Arzt überwand seine Müdigkeit und machte sich sofort auf. Als der Sekretär bemerkte, das sei für diesen Abend eine starke Zumutung, entgegnete der Missionar, die Beamten wären auch ihm gegenüber von der größten Liebenswürdigkeit und suchten die Mission zu fördern, soviel sie könnten. Dieser kleine Zug berührt um so wohltuender, da in andern Teilen des Schutzgebiets die Harmonie zwischen Regierung und Mission früher viel zu wünschen übrig ließ.

Die Basler Mission hat in Bonaku (Duala) mit der ärztlichen Mission eingesetzt. Hier wirkt seit Juni 1907 ihr Dr. A. Häberlin. Er hat sich schon viel Vertrauen bei der eingeborenen Bevölkerung erworben und wird besonders häufig für Bruchoperationen in Anspruch genommen. Leider steht ihm bis jetzt zur Unterbringung der Operierten nur ein primitives Wellblechhaus mit vier Gelassen zur Verfügung, und es ist vorgekommen, daß er einen Neger am Tage nach der Operation auf einem Mangobaum fand, da es ihm in der Hütte zu heiß geworden war. In diesem Jahr soll ein solid gebautes kleines Hospital mit einem Saal und zwei Zimmern für 8000 Mk. eingerichtet werden, das 60 Kranke aufnehmen kann.

Neben dem Mediziner steht als berufsmäßige Krankenpflegerin der Basler Mission die Schwester Christiane Gutekunst. Sie hat vor ihrer Aussendung längere Zeit in einem Diakonissenhaus zugebracht und ist geprüfte Hebamme. Letzteres gilt auch von der Frau Missionar Göhring in Bamum. Stationsort der Krankenpflegerin ist Bonaku; doch muß sie

den größten Teil des Jahres unterwegs sein, da ihre Dienste auf den weit auseinander liegenden 12 Stationen der Gesellschaft bald hier bald da begehrt werden. Sie kann sich infolgedessen den Eingeborenen nicht soviel widmen, wie sie gern möchte. Um so willkommener wird der in Basel vorbereitete Nachschub an Pflegekräften sein. Im März d. J. traten vier Missionsschwestern in die Königliche Landeshebammenschule zu Stuttgart, um sich dort das Diplom zu holen. Drei von ihnen sind für Kamerun bestimmt: zwei für das Tiefland, eine für Bali im Grasland von Nordkamerun. Die Aussendung eines zweiten Missionsarztes, dessen Arbeitsfeld in Bali und Bamum liegen soll, ist ebenfalls beschlossen.

Wegen der großen Entfernung zwischen den einzelnen Stationen und den im Innern des Schutzgebiets noch herrschenden primitiven Verkehrsverhältnissen (Bamum liegt in der Luftlinie mehr als 200 km von Duala) werden die über das Land verteilten Missionare noch auf lange Zeit genötigt sein, die ärztliche Beratung und den Verkauf von Arzneimitteln im Nebenamt zu versorgen. Sie empfangen dafür bei ihrer Ausbildung im Missionshaus eine gründliche Vorbereitung. Einer von ihnen, der augenblicklich auf Urlaub in der deutschen Heimat weilende Missionar Jakob Keller aus Bali, brachte noch weitergehende Vorkenntnisse mit in sein Amt; er war während seiner Militärzeit Lazarettgehilfe und später Oberkrankenwärter im Missionshaus. Er berichtet über seine Erfahrungen:

„Um die Leute von Bali in Krankheitsfällen uns zugänglich zu machen, gaben wir anfangs die Medikamente unentgeltlich ab; später mußten sie mit Mais oder Süßkartoffeln bezahlt werden. Die Kunde von unsern Medizinen und der neuen Behandlung drang von Gehöft zu Gehöft, und das Verlangen nach europäischen Medikamenten wuchs von Tag zu Tag. Ja, es kam der Wahn auf, wir könnten alle Gebrechen heilen; wenn wir den Leuten unsere Ohnmacht in diesem oder jenem Falle klar zu machen suchten, glaubten sie uns nicht, sie sahen es als Haß gegen die Hilfesuchenden an. Als „Nyekob“ (Gott) mußten wir nach der Meinung der Bali alles können. Die Zahl der Patienten, die sich an uns wandten, mehrte sich so, daß im Jahre 1907 zu der Zeit, wo die Balifrauen nicht auf ihrer Plantage wohnen, im Laufe des Vormittags 50—60 Kranke mit allen möglichen Leiden und Gebrechen kamen, um sich verbinden oder Medizin gegen innere Krankheiten reichen zu lassen. Als nach längerer Zwischenzeit wieder Wurmmedizin eintraf, kam Alt und Jung und bat um eine Dosis, die bereitwilligst mit 50 Kolben Mais bezahlt wurde. Ebenso ging es, als eine neue Sendung Schwefelpulver ankam, das wir mit Palmöl vermischt gegen eine bei den Bali sehr verbreitete Hautkrankheit mit gutem Erfolg anwandten. Das Gerücht von unsern Heilkünsten drang bald in die Nachbarschaft, sodaß auch Auswärtige in schwierigen Fällen zu uns kamen. Selbst der Bali-König, der seither von seinem Volk als Obermedizinalrat angesehen wurde, schickte die Kranken oft zu uns, wenn er keinen Rat wußte oder an der Wirkung seiner Medizin zweifelte. Und sogar der Zauberer, der in ernsten Fällen um den Ausgang der Krankheit gefragt wurde, mußte zugeben, daß unsere Heilmittel den Vorzug verdienen; er konnte es zuweilen nicht verhindern, daß die Leute trotz seines Einspruchs zu uns kamen. Eine Errungenschaft ersten Ranges war es, als ein Zauberer durch sein Orakel den Bescheid erhielt, er solle Frau Keller um Rat und Medizin für seine kranke Frau bitten“.

Letztere, die ihrem Manne auch bei der Krankenbehandlung als Helferin zur Seite steht, entwirft in den „Mitteilungen aus der Basler Frauenmission" ein ergreifendes Bild von dem Krankenelend der Eingeborenen. So lange die Leute gesund sind, leben sie roh und selbstsüchtig dahin, ohne Mitleid für die, welche zu leiden haben. Wer erkrankt, wird bald vergessen. Niemand kümmert sich um ihn. Wenn die Krankheit mehr als 1 oder 2 Wochen dauert, wird die Umgebung unwillig, und nicht selten hilft man mit etwas Gift nach, wenn es mit dem Sterben nicht schnell genug geht.

Es mag hier auch kurz der Liebesdienste gedacht sein, die den mutterlosen Kindern von den Missionarsfrauen aller in Kamerun tätigen Gesellschaften erwiesen werden. Sie fanden bei den Heiden des Schutzgebiets die grausige Sitte, daß Säuglinge, deren Mütter starben, mit diesen lebendig begraben wurden. In der Nähe der Missionsstationen geschieht das nicht mehr. Die Kleinen werden ins Missionshaus genommen und dort groß gezogen. Es lassen sich auch schon eingeborene Christenfrauen dazu willig machen.

Die Missionsgesellschaft der deutschen Baptisten hat keinen approbierten Arzt in Kamerun, doch empfingen zwei ihrer Missionare eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende ärztliche Vorbildung. H. Reimer in Nyamtang (Bassa-Gebiet) besuchte vor seiner Aussendung das Livingstone-Kolleg in London; J. Hofmeister in Abo war im Berliner Institut für Naturheilkunde und übte, bevor er nach Kamerun ging, eine mehrjährige Praxis in der Provinz Hessen aus.

In der Schwester Dora Karls steht der Gesellschaft eine berufsmäßige Krankenpflegerin zur Verfügung. Sie ist in Bonamuti angestellt und bedient neben der ambulanten Krankenpflege ein kleines Hospital mit wenigen Betten, wo Schwerkranke aufgenommen werden. Neben ihr soll in Zukunft eine zweite Schwester, die zur Zeit in der Königlichen Frauenklinik zu Halle als Hebamme ausgebildet wird, ihren Platz finden.

Die Baptistenmission ist überhaupt auf eine namhafte Vermehrung ihrer Frauenkräfte bedacht; sie bezeichnet es als ihr Ideal für die Zukunft, auf jeder Hauptstation eine Diakonisse zu haben.

Togo.

Die Norddeutsche Missionsgesellschaft beschränkte sich bisher darauf, ihre Sendboten, deren Ausbildung im Basler Missionshaus erfolgt, mit den nötigsten Kenntnissen der Heil- und Arzneikunde auszurüsten, damit sie die auf ihren Stationen in Lome, Ho, Agu, Amedzowe, Akpafu und Atakpame vorhandenen Apotheken verwalten und bei der Abgabe von Medikamenten poliklinischen Rat erteilen können. In welchem

Umfang letzteres geschieht, erkennt man aus der Tatsache, daß sie jährlich für ungefähr 8000 Mk. Arzneimittel verbrauchen.

In Lome sind zwei Diakonissen (Hedwig Rohns und Marie Weitz) stationiert, die sich auch der Kranken annehmen, soweit ihnen ihre Schul- und Erziehungstätigkeit dafür Zeit läßt. Dasselbe gilt von den Schwestern Lina Illg und Henr. Bläser in Ho. Drei der Missionsfrauen haben vor ihrer Aussendung einen Hebammenkursus durchgemacht.

Als der Missionsinspektor Schreiber 1902 die Togomission visitierte, regte er an, in der Nähe einer der bestehenden Stationen ein Dorf für Leprakranke anzulegen. Der Plan ist aber noch nicht zur Ausführung gekommen.

Deutsch-Südwestafrika.

Die fortwährenden und mit unerhörter Grausamkeit geführten Kriege zwischen Hottentotten und Herero legten den unter ihnen lebenden Rheinischen Missionaren schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Wunsch nahe, wundärztliche und andere medizinische Kenntnisse zu besitzen. Die weltabgeschiedene Lage der Missionsstationen verstärkte dieses Bedürfnis noch.

Gleichwohl kam es nicht zur Aussendung eigentlicher Missionsärzte. Man begnügte sich mit der medizinischen Ausbildung, die die künftigen Missionare im großen Krankenhaus zu Barmen nebenbei erhielten. Erst die aus dem Aufstand und dem dadurch herbeigeführten Zusammenbruch des ganzen Volkstums sich ergebenden neuen Aufgaben nötigten die Mission zur Einstellung von Arbeitskräften, die sich ganz der leiblichen Wohlfahrt der Eingeborenen widmen können. So wurden im Jahr 1906 zwei Pflegeschwestern aus dem Diakonissenhaus zu Witten, Emma Böhle und Emmy Dilthey, ausgesandt und in Rehoboth bezw. Okahandja angestellt. An letzterem Orte eröffnete die Mission in den Gebäuden des ehemaligen Lehrerseminars „Augustineum" ein Erziehungshaus für halbweiße Kinder, die zwischen Weißen und Farbigen stehend ein gefährliches Proletariat zu werden drohten. Wegen der wachsenden Menge solcher Kinder ist die Gründung eines zweiten Instituts zu Keetmanshoop in Aussicht genommen. Die Mission wird sich aber mit dieser ihrer eigentlichen Aufgabe fern liegenden Arbeit nicht lange zu beschäftigen haben. Der Zentralausschuß für innere Mission zu Berlin hat bereits die ersten Schritte getan, die Erziehungshäuser zu übernehmen.

In Otjimbingwe wurde ein Herero-Waisenhaus errichtet. Missionar Bernsmann übernahm die Hausvaterpflichten; seine beiden Töchter stehen ihm wacker bei, auch ein Hererochrist namens Erastus Johanika. Es sind nach dem letzten Bericht 35 Kinder da. Weil der Platz für eine größere Zahl nicht ausreichte, mußten 16 Hererowaisen vorübergehend in der Anstalt für Mischlinge in Okahandja untergebracht werden.

Eine Wohlfahrtspflege größeren Stils entfaltete die Rheinische Mission gegen Ende des Hererofeldzugs im Aufstandsgebiet. Im Einvernehmen mit der Regierung wurden mehrere große Sammellager eingerichtet, die den flüchtig im Felde umherstreifenden Herero die Rückkehr in geordnete Lebensverhältnisse erleichtern sollten. Ja ein Missionar ward zum Vorsteher ernannt, und dieser ließ durch Vertrauensleute, meist eingeborene Christen, die Flüchtlinge herbeiholen. Ueber 12 000 Farbige wurden auf diese Weise in Omburo, Otjihaenena, Otjozongombe bei Waterberg und Okomitombe bei Gobabis zusammengebracht. Die Missionare Kuhlmann, Olpp und Diehl haben das Verdienst, den Rückkehrenden diese Brücke gebaut und deutlich gemacht zu haben, daß es für sie besser sei, als Gefangene wieder in geordnete Verhältnisse einzutreten, als weiter draußen im Felde ein unstätes und flüchtiges Leben zu führen.

Die durch Kriegsnot, Krankheiten und Hunger furchtbar mitgenommenen Leute bedurften in der ersten Zeit freilich der sorgsamsten Pflege. Die Missionare haben sie ihnen gleicherweise gewährt, wie den Gefangenen in Swakopmund, Lüderitzbucht und an der Otavibahn. Ihr Aufruf an die heimischen Missionskreise brachte große Mengen von Kleidungsstücken und Mitteln zur Krankenpflege in ihre Hände. Damit ward der furchtbaren Sterblichkeit unter den Kriegsgefangenen gewehrt. Der Missionar Elger in Karibib bekam geradezu Hospitalarbeit. Es gab dort viele Typhuskranke; später brach auch die Ruhr unter den Herero aus. Da im deutschen Militärlazarett kein Raum für die Eingeborenen war, richtete Elger ein besonderes Krankenhaus für diese ein. Er hatte deren zeitweilig 100 in seiner Fürsorge. Später übernahm die Regierung auch diesen Teil der Krankenpflege.

Im Ovambolande hat weder die Rheinische noch die Finnische Mission eine organisierte ärztliche Tätigkeit. Letztere verfügt unter ihren Missionsleuten allerdings über einige in der Krankenpflege geübte Leute. So war z. B. Missionar Aug. Hänninen in Oniipa früher Sanitätssoldat, und die Frau des 1907 in den Missionsdienst getretenen Pastors Lindström trug vor ihrer Verheiratung die Diakonissentracht. Es wird auch von den beiden unverheirateten Missionarinnen Johanna Rautanen in Olukonda und Anna Woutilainen in Oniipa berichtet, daß ein Teil ihrer Arbeitszeit den Kranken gewidmet ist. Die Beratung der Patienten und Austeilung von Medizin ist auch hier als ständige Nebenbeschäftigung der Missionare anzusehen. Es handelt sich meist um Wunden und Augenkrankheiten; als ansteckende Krankheiten kommen Scharlach und Masern vor.

Im Bereich der Rheinischen Mission unter den Ovambo wird häufig über die Verfolgung und Tötung von Hexen Klage geführt. Die Missionsleute nehmen sich der Verfolgten an; ihre Stationen gelten geradezu als Asyle für solche, die dem Aberglauben zum Opfer fallen

sollen und wurden selbst von den Heiden wiederholt als Freistatt der mit dem Tode bedrohten Weiber anerkannt.

Südsee.

Kaiser Wilhelmsland gilt als eines unsrer ungesundesten Schutzgebiete. Die Malaria wird Weißen und Farbigen in gleicher Weise gefährlich; neben ihr liest man am häufigsten von klimatischen Wunden der Eingeborenen.

Die am Huongolf tätige Neuendettelsauer Mission besitzt ein viel benütztes Sanatorium auf dem Sattelberg unweit Finschhafen. Seine Unterkunftsräume dienen aber nur erkrankten oder erholungsbedürftigen Europäern. Ein Missionsarzt ist nicht vorhanden. Als berufsmäßige Krankenpflegerin wirkt auf der Sattelbergstation Rosa Keppler, die auch im Hebammendienst ausgebildet wurde. Eine zweite Pflegeschwester, die einen halbjährigen missionsärztlichen Kursus in London durchgemacht und hierauf die Hebammenschule in Bamberg besucht hat, soll im April d. J. nach Neu-Guinea gesandt werden. Um die Eingeborenen ärztlich beraten zu können, werden fast alle Missionare von Neuendettelsau vor Antritt ihres Amtes auf drei oder sechs Monate in ein Krankenhaus geschickt, meist ins Nürnberger Spital; sie bekommen auch Medikamente, chirurgische Instrumente und Verbandzeug mit. Außer dem fortlaufenden poliklinischen Dienst haben sie gelegentlich Massenimpfungen vorgenommen.

Die Rheinische Mission, deren Arbeitsfeld an der Astrolabe-Bay liegt, hatte von 1890 an den Dr. W. Frobenius als Missionsarzt in ihrem Dienst. Dieser war anfangs in Bogadjim, später in Siar stationiert. Er behandelte bei den in dieser Gegend sehr häufigen Erkrankungen neben den Missionsleuten auch andere Europäer und widmete sich außerdem den kranken Plantagenarbeitern. Es war eine besonders schwere Zeit, als die Pocken von Java eingeschleppt wurden. Da sich im Schutzgebiet kein Impfstoff auftreiben ließ, sandte die Neu-Guinea-Kompagnie lediglich zu dem Zwecke, Lymphe zu holen, ein Schiff nach Australien. Dr Frobenius, der später selbst an Dysenterie, Malaria und Schwarzwasserfieber erkrankte, mußte im Jahre 1900, nachdem er schon einen zweijährigen Urlaub gehabt, das gefährliche Land dauernd verlassen. Schon während seines Aufenthalts war der Wert der planmäßigen Chininprophylaxe erkannt worden. Das kam auch den Eingeborenen zugute. Auf den Missionsstationen wird das Medikament überall bereitgehalten und auf Wunsch verabreicht, namentlich auch den schwarzen Kindern. Die Missionare verbinden diesen Liebesdienst mit andrer ärztlicher Hilfe, soweit diese in ihren Kräften steht. Hier einige Zahlen aus dem Jahre 1906: In Siar wurden an manchen Tagen 30—35 Patienten, die zum Teil von weit her in ihren Kanus kamen, behandelt; in Ragetta zählte man binnen Jahresfrist 822 Kranken-

behandlungen, in Bogadjim 985. Die Rheinische Mission läßt ihre für dieses Gebiet bestimmten Sendboten in gleicher Weise, wie die für Deutsch-Südwestafrika, im Krankenhaus zu Barmen zwei Jahre lang theoretisch und praktisch ausbilden. Unter den 1907 ausgesandten Laienbrüdern war ein Bruder aus der Duisburger Diakonenanstalt.

Die im Bismarck-Archipel wirkende Methodisten-Mission hat in ihrer Grundregel die Bestimmung, daß kein Missionar, mag er nun als Prediger oder Laienmissionar ausgesandt werden, und keine Missionsschwester in den Dienst gestellt werden soll, bevor sie ein die verschiedenen Gebiete der Gesundheitspflege umfassendes Examen vor der medizinischen Kommission der Missionsgesellschaft bestanden haben. Es wird dabei jedesmal auf die besondern Verhältnisse und Bedürfnisse des betreffenden Arbeitsfeldes Rücksicht genommen. Die in Neu-Pommern, Neu-Lauenburg und Neu-Mecklenburg stationierten Missionare sind daher alle ohne Ausnahme imstande, die Stationsapotheken zu verwalten, Wunden zu verbinden u. dergl. Ebenso die vier unverheirateten Missionarinnen, die ihnen zur Seite stehen. Im Jahre 1906 wurde der Beschluß gefaßt, eine gründlich ausgebildete Missionsärztin nach Neu-Pommern zu schicken; man sammelt in Australien auch schon einen Fonds für diesen Zweck. Von der Ausführung des Beschlusses verlautet aber noch nichts.

Aus der Zeit, wo die Karolinen und Marshall-Inseln noch unter der Pflege des American Board in Boston standen, ist der Missionsarzt Dr. Rife auf Majuro (Ratak-Gruppe) zurückgeblieben. Er widmet sich jedoch mehr der Ausbildung von eingeborenen Lehrern als der Heilkunst. Der Deutsche Jugendbund für entschiedenes Christentum, der jüngst das Werk auf den Karolinen übernommen hat, ließ seine Sendboten Hugenschmidt und Dönges in der Berliner Charité einen dreimonatlichen Kursus durchmachen, letzteren auch noch einige Zeit zahnärztlich ausbilden. Unter den unverheirateten Missionarinnen ist eine berufsmäßige Krankenpflegerin, Lina Lüling. Dönges hat bald nach seiner Ankunft in der Trukgruppe ein Krankenhaus gebaut. Die Stationsapotheken werden viel in Anspruch genommen. Es wurden von ihnen in kurzer Zeit für 1550 Mk. Arzneimittel und Verbandstoffe verbraucht. Da die Eingeborenen trotz des äquatorialen Klimas viel an Influenza und andern Erkältungskrankheiten leiden, verschafft die Mission ihnen, um sie widerstandsfähiger zu machen, bessere Wohnungen und Kleidungsstücke. Sie verausgabte z. B. für Trikotjacken, wie sie von der Neu-Guinea-Gesellschaft besorgt werden, 800 Mk. Die Missionsleute hatten nach den Taifunen, von denen ihr Arbeitsfeld wiederholt heimgesucht ward, manche Gelegenheit, den Eingeborenen Samariterdienste zu erweisen.

Die seit 75 Jahren in Samoa tätige Londoner Mission schickte früher wiederholt diplomierte Aerzte auf die jetzt deutschen Inseln. In

den 70er und 80er Jahren wirkte in Apia Dr. Georg Turner, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Dr. Davies in Tuasivi (Sawaii). Jetzt, wo die erste Periode der Christianisierung für diese Inseln abgeschlossen ist und obendrein eine starke Kolonisation eingesetzt hat, begnügt sie sich, ihren Missionaren neben der theologischen auch eine gewisse medizinische Ausbildung geben zu lassen, sodaß sie mit Hilfe ihrer Hausapotheke leicht Kranke behandeln können.

Unter den unverheirateten Missionarinnen ist eine berufsmäßig ausgebildete Krankenpflegerin: Valeska Schultze. Sie ist durch zwei Londoner Hospitäler gegangen und legte vor ihrer Aussendung auch eine Prüfung als Hebamme ab. Wenn sie ihre meiste Zeit und Kraft jetzt auch auf die Mädchenerziehung verwendet — sie ist Vorsteherin des Papauta-Instituts bei Apia —, so kommt ihr die Ausbildung in der Krankenpflege dabei doch mehrfach zustatten. Auf Grund 18jähriger Beobachtungen führt sie die große Sterblichkeit in der samoanischen Kinderwelt auf die grenzenlose Unwissenheit der Mütter in allen Fragen der Körperpflege und der Ernährung der kleinen Kinder zurück. Ihr kann nur durch eine systematische Unterweisung der Mädchen und jungen Frauen gewehrt werden. In der Mädchenanstalt zu Papauta wird auf eine planmäßige Besserung dieser Zustände hingearbeitet. Die aus den vornehmeren Familien des Landes kommenden Pensionärinnen erhalten auch Unterricht in Körperpflege und Krankenbehandlung. Da die Leiterin der Anstalt nebenbei immer einige Patienten in ihrem von 100 Mädchen und einer Anzahl Arbeiterfamilien bewohnten Gehöft zu behandeln hat, können die Schülerinnen das im Unterricht Gelernte gleich praktisch im Krankenzimmer erproben.

Wie die im Institut ausgestreute Saat im spätern Leben aufgeht, schildert die Vorsteherin bei Gelegenheit eines Besuchs in der Heimat ihrer Schülerinnen folgendermaßen:

„Wenn man in ein samoanisches Dorf tritt, kann man die Papauta-Mädchen sofort an ihrer anständigen, sauberen Kleidung, an ihrem wohlgeordneten Haar, dem guten Betragen und den verfeinerten Gesichtszügen herausfinden. Tritt man in das Haus des eingeborenen Pastors oder in das eines Häuptlings, so erkennt man sofort, ob er eine ehemalige Papauta-Schülerin zur Frau hat. In diesem Falle zeichnet sich die Häuslichkeit durch Ordnung und Sauberkeit aus. Daß die Frau einst an unserer Gesundheitslehre und Körperpflege teilgenommen hat, merkt man auch am Aussehen der Kinder. Während diese in andern Häusern oft von Schmutz starren oder mit Beulen und Wunden bedeckt sind, haben die Knaben und Mädchen meiner früheren Zöglinge saubere Köpfe und tadellos weiße Haut u. s. w.

Einer ähnlichen Ausbildung in der Gesundheitslehre, wie die Pensionärinnen von Papauta, erhalten die jungen Männer, die in Malua von der Londoner Mission für den Lehrer- und Pastorenstand vorbereitet werden.

Kiautschou.

Zum Gedächtnis des rühmlich bekannten Chinesenmissionars D. Ernst Faber, der als Pfadfinder der evangelischen Mission in das eben gegründete Tsingtau kam, errichtete der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein ein Faber-Krankenhaus in der schnell aufstrebenden deutschen Niederlassung an der Kiautschoubucht. Dr. Dipper fungiert zur Zeit als Hausarzt. Im Jahre 1906 wurden 563 Kranke mit 13103 Verpflegungstagen behandelt; in der zugehörigen Poliklinik zählte man 2900 Patienten und 6727 Behandlungstage. Neben diesem gut ausgestatteten Hospital unterhält der Missionsverein zwei weitere in Tai-tung-tschen und Kaumi. Im ersteren wurden 1906 ca. 5000 Kranke mit 12000 Behandlungstagen verpflegt; in Kaumi, wo das alte Haus in der innern Stadt mit einem Neubau vor dem Westtor vertauscht wurde, fanden im Hospital 449 Hauspatienten mit 7720 Behandlungstagen Aufnahme, während durch die Poliklinik 2042 Patienten mit 10796 Behandlungstagen gingen. Das Kaumi-Hospital wird von dem chinesischen Arzt Li-Ben-King besorgt; das in Tai-tung-tschen bis vor kurzem von Li-Schan-Tsing, bis dieser die von der chinesischen Regierung eingerichtete Opiumentziehungsanstalt in Kiautschou übernahm. Außer diesen beiden Männern zählt die Mission noch zwei geübte chinesische Heilgehilfen und einen Hospitalschreiber zu ihren Hilfskräften. Der Verein hat die Errichtung einer ärztlichen Schule beschlossen, die unter Beihilfe der chinesischen Regierung in der Weise eingerichtet werden soll, daß die Schüler im Anschluß an das Hospital zu Kaumi einen zweijährigen Vorkurs durchmachen und für weitere zwei Jahre in Tsingtau im Faber-Krankenhaus ausgebildet werden, um schließlich in Tsinanfu ein Staatsexamen abzulegen und so die Berechtigung zur Anstellung als Kreisärzte in der Schantungprovinz zu erlangen.

Auch die Berliner Mission besitzt seit dem Frühjahr 1906 in Tsimo ein kleines Hospital. Bis dahin hatte die im Berliner Lazarus-Krankenhaus als Johanniterin ausgebildete Frau Missionar Lutschewitz ihr Haus zu einer Zufluchtstätte der Kranken in jenem Kreise zu machen gewußt; auch Missionar Scholz konnte seine im Friedrichshain-Krankenhaus zu Berlin erworbenen medizinischen Kenntnisse an derselben Stelle verwerten. Der unzureichende Platz im Missionshause drängte aber schließlich zur Errichtung eines bescheidenen Hospitals. In den ersten acht Monaten seines Bestehens wurden 3600 Krankheitsfälle meist poliklinisch behandelt. Am häufigsten kamen Augenkrankheiten vor. Ein chinesischer Christ, namens Schöng, der von Dr. Dipper in Tsingtau und Stabsarzt Dr. Kautzsch in Tsinanfu ausgebildet ist, versorgt die Patienten. Schwierigere Fälle, namentlich gefährliche Operationen werden an das Faber-Krankenhaus abgegeben.

Aus amtlichen Kolonialberichten.

Die verschiedenen Kolonialregierungen geben über die einzelnen Schutzgebiete jährliche Berichte heraus, die nur wenigen Missionsfreunden bekannt sind und wohl auch von den Missionsleitungen noch zu wenig studiert werden. Diese Berichte sind natürlich unter ganz andern Gesichtspunkten abgefaßt, als es ein Missionsbericht sein muß. Die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonien spielt dabei immer die Hauptrolle. Von geistigen Vorgängen unter der Bevölkerung erfährt man meist nur, wenn sie politisch gefährlich werden. Dieser Fall tritt z. B. ein, wenn unter den Mohammedanern wieder ein Mahdi auftritt und den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen predigt. Hievon weiß der neueste Bericht der britischen Regierung über Nord-Nigeria zu erzählen, auf den wir später zurückzukommen hoffen.

Der soeben erschienene Jahresbericht über die deutschen Schutzgebiete, besonders über Ostafrika, zeichnet sich vor vielen seiner Vorgänger durch sein Eingehen auf geistige und soziale Fragen aus und gewinnt dadurch auch für die Mission ein höheres Interesse. Wir werden diesen Fortschritt dem Besuch des Staatssekretärs Dernburg in Ostafrika zuschreiben dürfen. Aber auch der Bericht über Kamerun berührt wichtige Fragen.

Zunächst eine Ehrenrettung. Der Bericht über Deutsch-Ostafrika widerlegt auf Grund der Beobachtungen der Bezirksämter und Militärstationen den alten Irrtum, daß der Neger ohne Zwang nicht arbeite. Die Erfahrung hat gezeigt, daß der Eingeborene im allgemeinen ohne Druck von außen seine Produktion vergrößert, sobald er einen genügenden Erfolg seiner Arbeit sieht. Wo die Arbeit nichts einbringt, z. B. wo er wegen zu großer Entfernungen seine Produkte nicht absetzen kann, arbeitet der Neger allerdings ebenso wenig, wie es der Europäer tun würde. Sobald sich aber Gelegenheit zu lohnendem Absatz bietet, arbeitet der ackerbauende Neger mehr, als man bei uns gewöhnlich annimmt; und zwar ist die Arbeit keineswegs so leicht, wie man behauptet. In vielen Gegenden müssen während der ganzen Zeit, wo die Körnerfrüchte reifen, die Felder Tag und Nacht bewacht werden. Am Tage verscheuchen Frauen und Kinder Vögel und Affen; bei Nacht müssen die Männer Feuer unterhalten und Lärm schlagen, damit Flußpferde und Wildschweine die Felder nicht verwüsten. Das alles geschieht ohne den Arbeitszwang, den manche Kolonialpolitiker für nötig halten. In manchen Gegenden finden sich sogar Ansätze von Großbetrieb durch eingeborene Pflanzer. — Für die Mission, d. h. für die künftige einheimische Landeskirche, ist eine fleißige, wirtschaftlich unabhängige Bauernbevölkerung von der größten Bedeutung, da sie das natürliche Gegengewicht ist gegen die Proletarisierung der Eingeborenen. Es ist daher für die Mission sehr erfreulich, wenn die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der Neger von den Kolonialregierungen anerkannt wird; denn man darf erwarten, daß die Regierungen dann auch darauf bedacht sein werden, den Bewohnern der Kolonien ihr Land und damit die Möglichkeit einer selbständigen Existenz zu erhalten.

Dem Bericht über Kamerun entnehmen wir einige Sätze über die Politik, die mit der **Regierungsschule in Garua** am Benue (Nordkamerun), also in teilweise mohammedanischem Gebiet, verfolgt wird. „Bei Aufstellung des Unterrichtsplanes war zunächst zu beachten, daß unbedingt zu vermeiden war, religiösen Argwohn zu erregen. Es ist daher in dem Plan an jedem Freitag eine Stunde festgesetzt, an dem die Schüler zur Betstunde zur Moschee gehen müssen. Ebenso fällt der Unterricht an hohen mohammedanischen Festen aus." (S. 49.) „Christlich religiöse Tendenzen werden der Schule fern gehalten." (S. 33.) Diese Sätze werfen ein helles Licht auf die schwierige Lage, in der sich die Regierung mit ihrem Streben nach religiöser Neutralität befindet. Es ist möglich, daß der Resident für den Anfang nicht hat anders handeln können, als er getan hat, zumal da die Schule in erster Linie für die Kinder der mohammedanischen Machthaber bestimmt war. Aber was soll geschehen, wenn es nun gelingt, auch Heiden zum Schulbesuch zu bewegen. Sollen dann auch sie am Freitag in die Moschee gehen? Wir fürchten, das werde ganz von selbst so kommen. Damit würde aber die Regierungsschule unbeabsichtigt ein Mittel zur Propaganda für den Islam. Auch nach anderer Richtung hat der gemachte Anfang seine Konsequenzen. Die Rücksicht auf mohammedanische Empfindlichkeit, die dazu geführt hat, den Islam gewissermaßen als Schulreligion zu behandeln, muß auch dazu führen, dem Islam im ganzen öffentlichen Leben die Stellung der Landesreligion einzuräumen, wofür bereits Beispiele aus Deutsch-Togo wie aus Britisch-Nigeria vorliegen. Das bedeutet aber eine namhafte Stärkung des mohammedanischen Einflusses und damit eine Schwächung nicht bloß der christlichen, sondern auch der kolonialen Interessen.

Die religiöse Neutralität der Kolonialregierungen ist gewiß berechtigt. Wir verlangen nicht, daß die Schüler in Garua, statt zur Moschee, zur Kirche befohlen werden, auch wenn es einmal eine gibt. Aber wir wünschen wirkliche Neutralität und nicht eine solche, die tatsächlich zur Begünstigung des Islam wird. Stellen wir uns nur auf den Standpunkt einer gesunden Politik. Man darf nicht vergessen, daß unsere ganze Kultur, auch unser Staatswesen, auf der Grundlage des Christentums aufgebaut ist und daß auch die Bevölkerung der Kolonien erst dann wirklich für das Mutterland gewonnen sein wird, wenn sie von christlichem Geiste durchdrungen ist, daß hingegen eine mohammedanisch beeinflußte Bevölkerung ihren europäischen Beherrschern immer fremd und bei Gelegenheit feindlich gegenüberstehen wird. Amtliche Höflichkeiten gegen den Islam bessern daran sehr wenig. — Der Schule in Garua wünschen wir, statt des farbigen, recht bald einen tüchtigen europäischen Lehrer, und zwar einen überzeugten Christen und einen Mann von sicherem Takt. Christliche Propaganda kann er natürlich nicht treiben, er braucht es auch nicht. Es genügt, wenn er die Tatsachen reden läßt in Geographie, Geschichte, Naturkunde usw. Der Eindruck seiner Persönlichkeit wird das Uebrige tun, und die Schüler werden zwar noch nicht als Christen, aber mit Respekt vor dem Christentum, also auch mit erhöhtem Respekt vor ihren christlichen Beherrschern, die Schule verlassen. Hiemit ist auch für die Handlungen der Regierungsorgane selbst die richtige Linie gezogen. Die Moslem sollen zwar

wissen, daß sie unter der Herrschaft der Christen volle Religionsfreiheit genießen; aber sie sollen auch wissen, daß ihre Beherrscher Christen sind und als solche denken und handeln. Der Versuch, das zu verbergen, muß auf die Mohammedaner den Eindruck einer moralischen Kapitulation machen. Also mehr christliches Selbstbewußtsein! Das ist vornehmer und eine bessere Politik.*)

Der Bericht über Deutsch-Ostafrika beschäftigt sich mit der Frage nach der politischen Gefährlichkeit des Islam und stellt diese für Ostafrika in Abrede. Hier sei der Islam zu oberflächlich, um gefährlich zu sein, ganz im Gegensatz zu dem nordafrikanischen Islam, „dessen Eindringen das Gouvernement mit allen Waffen bekämpfen würde und über dessen Bewegung es sich deshalb stets auf dem Laufenden zu halten bestrebt ist." (S. 12.) Der Gouverneur von Rechenberg hat diese Anschauung am 26. Februar in der Budgetkommission des Reichstags so ausgedrückt: „Der Islam, der von Osten kommt, ist nicht gefährlich, wohl aber der, der von Norden kommt. Dieser ist agressiv, fanatisch, und im Hintergrund steht immer der heilige Krieg." — Die Missionen, wird im Bericht über Ostafrika bemerkt, teilen diese Auffassung von der Harmlosigkeit des ostafrikanischen Islam meist nicht. Wer recht hat, hängt davon ab, wie weit man den gesamten Islam als geistige Einheit anzusehen hat. Daß er dies in hohem Grade ist, dafür gibt es zahlreiche Beweise. Es ist ja ganz wohl möglich, daß sich der Islam lange Zeit ruhig und geräuschlos ausbreitet, wie jetzt in Deutsch-Ostafrika, und wenn ihn die Regierung rücksichtsvoll behandelt, regt sich auch kein Fanatismus. Aber das kann morgen alles anders werden. Die Kommunikation mit den alten islamischen Gebieten ist vorhanden; oder gehen keine Pilger von Ostafrika nach Mekka? Wir glauben, daß die Missionare die Lage richtiger beurteilen, und begrüßen um so freudiger das Wort des Gouverneurs: „Uns muß daran liegen, die Christianisierung der Kolonie herbeizuführen" — nämlich eben als Gegengewicht gegen die mohammedanische Gefahr, mit der denn doch auch die Regierung rechnet.**)

Mit Bedauern weist der Bericht darauf hin, daß die Mission, besonders die evangelische, aus Furcht vor dem Islam sich davor scheue, in ihren Schulen das Kisuaheli, die Hauptverkehrssprache Ostafrikas, zu lehren. Wer Kisuaheli kann, kommt dadurch natürlich in engere Fühlung mit den mohammedanischen Händlern usw.; die Verbreitung des Kisuaheli erleichtert also die islamische Propaganda. Wie sich die Mission zu dieser Frage zu verhalten habe, darüber sind unsere eigenen Fachleute noch nicht einig. Die eine Richtung ist in der Tat dagegen, daß die Mission die Verbreitung des Kisuaheli fördere. Aber von anderer Seite wird jetzt darauf gedrungen, daß die Mission das Kisuaheli und andere Einheitssprachen (z. B. in Westafrika das Hausa) rück-

*) Britisch Indien liefert hiefür einige klassische Vorbilder; vgl. Missions and the Government, Church Miss. Intelligencer 1901, 500 ff. Besonders interessant sind die Vorgänge in Peschawar, ebenda S. 505; vgl. hiezu Oberst Scott-Moncrieff, Eastern Missions from a Soldier's Standpoint, S. 135 ff. (Auch im Ev. Miss.-Mag. 1908, S. 81.)

**) Vgl. die Erfahrungen der Holländer auf den Sunda-Inseln; Ev. Miss.-Mag. 1908, S 61. 67. 76. — Ueber die Bedeutung des Islam für die deutschen Kolonien vgl. Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1905, 510 ff.

haltlos aufnehme und nun auch ihrerseits als Missionsmittel benütze. Dies ist der gewagtere, schwierigere, aber nach unserer Ansicht richtigere Weg. Es ist der Verzicht auf eine Defensivmaßregel und der Uebergang zur Offensive, den man freilich nur wagen kann, wenn man stark genug ist.*)

Ueber das Verhältnis zwischen Regierungs- und Missionsschulen macht der Bericht aus Deutsch-Ostafrika interessante Bemerkungen. Die Regierungsschulen sind zwar noch nicht zahlreich; es bestehen 8 Hauptschulen und 60 Hinterlandsschulen. Zehn europäische Lehrer sind bei einer Bevölkerung von zehn Millionen ebenfalls noch nicht viel. Aber die Schulen der Regierung werden, was Disziplin und Leistungen betrifft, über die Missionsschulen gestellt. Diese scheinen zum mindesten sehr ungleich entwickelt zu sein, und das ist zu bedauern; denn die Regierungsschulen werden, schon wegen ihrer viel höheren Kosten, den Bedürfnissen der Bevölkerung doch auf lange hinaus nicht genügen können, und außerdem sind sie bei ihrem religionslosen Charakter nicht imstande, den Grund zu legen zu dem neuen sittlichen Aufbau, der doch so nötig wäre. Hier muß die Mission mit ihrer Erziehung eintreten. Erfreulich ist die Wahrnehmung, daß die Regierungsschulen den mohammedanischen Koranschulen sichtlich Abbruch tun. Sie selbst — gemeint sind hier die Hinterlandsschulen — müssen freilich in Schutz genommen werden gegen den Vorwurf, sie förderten indirekt den Islam. Der Bericht sagt: „Daß ein farbiger Lehrer, wie jeder andere Mohammedaner, gelegentlich einmal einen Eingeborenen zum Islam bekehrt, kann natürlich vorkommen." (S. 12.) Es sei aber, wird berichtet, selten etwas zu beweisen, und das glauben wir. Immerhin wird es gut sein, daß man für die Hinterlandsschulen lieber christliche oder heidnische als mohammedanische Lehrer nimmt. Die Hauptschulen arbeiten, wie wir weiter erfahren, der Ausbreitung des Islam bewußt und erfolgreich entgegen, wovon wir gerne Notiz nehmen, und geben als abgeschlossene Internate den Schülern gar keine Gelegenheit, mit dem Islam in Berührung zu kommen. Ob diese Schüler nicht schärfere Beobachter sind, als man denkt? Gibt es keine Propaganda durch Mitschüler?

Noch andere, wichtigere Fragen der Missionsmethode werden in diesem Bericht berührt. Die öfter beobachtete Feindschaft der eingeborenen Machthaber gegen die Mission wird nämlich folgendermaßen begründet:

„Fast überall, wo eine neue Missionsstation gegründet wird, wiederholt sich das gleiche Schauspiel. Die Häuptlinge empfangen die Missionare freundlich, geben ihnen einen Wohnplatz, unterstützen sie beim Bau ihrer Häuser usw., gewiß nicht ohne Eigennutz, was aber an sich gleichgültig ist. Statt aber die ersten Jahre sich hauptsächlich mit dem Versuch zu beschäftigen, die Häuptlinge selber zu bekehren, was dann, wie das Beispiel in Uganda beweist, die Bekehrung der ganzen Häuptlingsschaft zum Gefolge hat, wird davon fast überall wegen der Vielweiberei dieser Leute wie von einem von vorn herein aussichtslosen Beginnen Abstand genommen, und die Missionierung der nicht aus höherer Ethik, sondern infolge ihrer Armut monogamen niedrigsten ihrer Untertanen betrieben. Dadurch ist die soziale Stellung der christlichen

*) Vgl. zu dieser Frage: Verh. des Deutschen Kol.-Kongr. 1905, S. 356 ff. 361 ff.

Gemeindeglieder innerhalb ihrer Volksgenossen wenig angesehen und hat wenig Verlockendes für wohlhabendere und einflußreichere Elemente, während umgekehrt der Islam ohne jede ernste Werbetätigkeit gerade durch die angesehenere soziale Position, die er den Neubekehrten verleiht, seine Erfolge erzielt. Außerdem finden sich auf den Missionen vielerorts gerade solche Eingeborene ein, die aus irgendwelchen Gründen nicht in voller Eintracht mit ihren Oberen stehen, weil sie von den Europäern Schutz gegen oft durchaus berechtigte Rekriminationen ihrer Häuptlinge erwarten. Die Missionare hören die Klagen der belasteten Volksgenossen, sie sehen Bräuche und Gewohnheiten, die das Gouvernement aus politischen Gründen nicht von heute auf morgen unterdrücken kann, und suchen nunmehr immer wieder darauf hinzuarbeiten, daß die politische Freiheit des einzelnen Stammesmitgliedes durch Ablösung der Pflichten oder häufiger noch durch einfache Dekretierung der Behörden so rasch wie möglich ausgestaltet wird. Dies Bestreben bleibt auf die Dauer den Sultanen und Häuptlingen nirgends verborgen. Die Folge ist, daß die Mission häufig zu der althergebrachten Herrschaft der Sultane in immer schärferen Gegensatz gerät, weil letztere zuerst nur mißtrauisch, dann aber fest überzeugt davon sind, daß die Mission und ihr christlicher Anhang eine Art Umsturzpartei darstellen, welche ihnen Macht und Ansehen, die heiligen Bräuche der Väter rauben und Land, Leute und zuletzt sie selbst verschlingen will." (S. 13.)

Wenn es so leicht ist, ganze Häuptlingsschaften zu bekehren, und wenn die Missionen trotzdem einhellig auf diesen leichten Erfolg verzichten, so muß das doch sehr ernste Gründe haben. Man weiß in der Mission recht wohl, wie viel ein bekehrter Häuptling für die Arbeit unter dem ganzen Stamme wert ist; ein Beispiel dafür ist der Südafrikaner Khama. Auch die Basler Mission im Innern von Kamerun hofft gegenwärtig, wenn auch unter Bangen, auf eine Häuptlingsbekehrung.*) Es kommt aber sehr viel darauf an, wie eng oder wie weit man die Pforte macht. Wenn wir die Vielweiberei mit all der sittlichen Verwilderung, die sie im Gefolge hat, in die Gemeinden einziehen lassen wollen, haben wir bald viele getaufte Häuptlinge; aber wir haben dann keine christliche Gemeinde mehr. Das ist eben der Unterschied zwischen christlicher und mohammedanischer Mission, daß das Christentum von den Leuten einen wirklichen Bruch mit dem heidnischen Wesen fordert und, wenn die Großen hiezu nicht bereit sind, sich freudig auch mit kleinen Leuten begnügt, während der Islam das Heidentum zunächst ruhig weiter bestehen läßt und ihm nur ein neues Gewand anlegt. Auf diese Weise kommt er schneller zu großen Erfolgen; es fragt sich nur, wie viel sie wert sind.

Wenn es wirklich die Regel ist, daß die eingeborenen Machthaber über kurz oder lang in Gegensatz zur Mission geraten und in dem christlichen Volksteil eine Art Umsturzpartei erblicken, so ist das allerdings sehr zu beklagen, und der Schluß scheint unumgänglich, daß hier schwere Fehler der Mission vorliegen. Ein sicheres Urteil kann man sich jedoch nach diesen all-

---

*) In Uganda hat der Triumph des Christentums nicht mit der Bekehrung des Königs angefangen, sondern mit dem Martyrium ganz gewöhnlicher Christen, und erst lange nachher ist das Christentum hoffähig geworden.

gemeinen Andeutungen nicht bilden, die nicht einmal erkennen lassen, wie weit die evangelische und wie weit die katholische Mission gemeint ist. Man fragt sich auch, ob sich wirklich in dem ganzen großen Gebiete dasselbe traurige Schauspiel wiederhole, oder ob der Berichterstatter ohne Absicht verallgemeinert habe. Wir möchten wünschen, daß ein ostafrikanischer Missionspraktiker in dieser Angelegenheit das Wort nähme. — Jedenfalls steht es auch bei tadellosem Verhalten nicht in der Macht der Mission, derartige Konflikte ganz zu vermeiden. Sie sind zum Teil einfach eine Wirkung des christlichen Einflusses, der überall und zu allen Zeiten Umwälzungen hervorgebracht hat; man denke nur an die neue Wertung der Persönlichkeit und an die neuen sittlichen Maßstäbe. Oft genug mag der Mission die undankbare Aufgabe zufallen, das böse Gewissen dieser afrikanischen Machthaber zu sein, die durch die Gegenwart der Missionare wohl weniger die heiligen Bräuche der Väter, als ihre eigene Willkürherrschaft bedroht sehen. Wir begreifen es vollkommen, wenn die Mission hiedurch der Kolonialregierung mitunter unbequem wird. Das Christentum wird in dieser Welt immer seine unbequeme Seite behalten.

Um so höher ist es anzuschlagen, daß sich gerade der Bericht über Ostafrika unzweideutig auf die christliche Seite stellt und die hingebende Arbeit der Missionare, die weise Mäßigung ihrer Obern, wie auch den stetigen Fortschritt des Werkes rückhaltlos anerkennt. W.

Ein Buch über Indien.*)

Von Missionssekretär L. J. Frohnmeyer.

Wir haben hier ein Buch vor uns, das jedem Leser Genuß und Freude bereiten wird. Langeweile wird bei diesem flott geschriebenen zweibändigen Werk niemanden beschleichen. Der geehrte Verfasser hat sich als Ziel gesteckt „bei aller Kürze und Beschränkung ein möglichst lebhaftes und anschauliches Bild von ganz Indien zu geben.“ Wer einigermaßen mit Indien bekannt ist, fragt sich wohl unwillkürlich, ob das möglich ist; selbst in einem zweibändigen Werk mit 589 Seiten, zumal wenn anschaulich und mit liebender Versenkung ins einzelne geschrieben wird — und an Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit fehlt es dem Buch von Hans Gehring wahrlich nicht — ist es eigentlich menschenunmöglich, ein vollständiges Bild von Indien im Rahmen eines Buches von diesem Umfang und mit so reichlicher Illustration zu geben. Es wäre vielleicht möglich gewesen, wenn der werte Verfasser da, wo er aus eigener Anschauung schreibt, oder wo ihm beschreibende Literatur besonders reichlich zu Gebote stand, noch mehr Beschränkung geübt hätte, als er sich ohnedies schon auferlegen mußte, und wenn er ins=

*) Indien, das alte Wunderland und seine Bewohner, geschildert von Hans Gehring. Erster Teil mit 92 Abbildungen, zweiter Teil mit 117 Abbildungen. Leipzig, Verlag von Otto Spamer. 1907. Preis jedes Bandes M. 7.50.

besondere darauf verzichtet hätte, unter allen Umständen unterhaltend sein zu wollen und dem Geschmack des durchschnittlichen Lesers Rechnung zu tragen.

Das Buch gibt aber doch sehr viel; sehen wir uns dieses Material etwas an! Im ersten Teil werden die mehr allgemeinen Verhältnisse Indiens abgehandelt. In dem geschichtlichen Ueberblick des 1. Kapitels vermißten wir weniger, etwas von den alten einheimischen Reichen und über die mohammedanischen Invasionen zu vernehmen, als die Erwähnung der portugiesischen Aktionen an der Westküste und besonders die in Europa noch so wenig gekannte und gewürdigte Okkupation Indiens durch die Engländer. Langweilig wäre die Darbietung einzelner Züge aus dieser Heldengeschichte, die sich irgend einer Heldenzeit der Geschichte an die Seite stellen darf, gewiß nicht gewesen (man denke nur an Lord Clive!). Es geht doch nicht wohl an, die ganze Zeit der ostindischen Kompagnie wegen ihres regen Handelstriebs und ihrer zu weit gehenden Rücksicht auf die Landesreligionen als ein dunkles Schattenbild zu bezeichnen, aus dem nur der Name des Lord William Bentinks leuchtend hervorstrahle. Was die Kompagnie zur Förderung der Kultur in Indien getan, wird übrigens anerkannt, und lebhaft befriedigt hat uns, daß der sachkundige Verfasser dem immer noch nicht ausgestorbenen Aberglauben, als habe England Indien ausgesogen und sauge es noch aus, entgegentritt.

In der hübschen Beschreibung von Nordindien (Kapitel 2) hat uns die Schilderung der Flüsse (S. 42—47) als etwas überschwänglich berührt, ein Zug, der uns in dem Buche auch sonst häufig auffällt. Daß der Ganges die Toten ins „selige Nirwana“ trage und der Indus ins Heldenauge Alexanders geblickt (nicht etwa das Heldenauge in den Indus), geht uns etwas zu weit. Im Kapitel über die heutige Bevölkerung Indiens eignet sich Gehring das Urteil des Brahmanen Siwanath Schastri über die Kaste an und nimmt die richtige Stellung zu dieser heillosen Einrichtung ein. Außer Brahmanen, Sudra und Paria hätten wir gerne noch einige andere wichtige Klassen berücksichtigt gesehen. Der Exkurs resp. die Verteidigung eingeborener Christen als Diener hat unsre volle Zustimmung. Daß die Mohammedaner in Indien ihre Religion, ihre Rasseneigentümlichkeit und Sitte mitten unter den Hindu fast völlig rein bewahrt haben, kann man aber nicht behaupten. Unter der Ueberschrift „im Wandel der Zeiten“ ist allerlei untergebracht: Verkehrsmittel (ist wirklich die Herrlichkeit des alten Ochsenwagens dahin?), Handel, Verkehr, Handwerk, Landwirtschaft u. a., auch das indische Schauspiel, das unter dem Wandel der Zeiten ziemlich unverändert geblieben ist. Kapitel 5 bis 7 schildern das Klima, die Vegetation und die Tierwelt Indiens. Bei Schilderung der indischen Sonnenglut (S. 114 und 115) sind die Farben wieder etwas zu dick aufgetragen. Daß von den ausgebreiteten Armen des segnenden Predigers Schweißtropfen auf die kahlen Häupter der Andächtigen niederträufeln, kommt doch kaum vor und ist jedenfalls unappetitlich. Das 8. Kapitel von „Gold und Schlacken“ schildert nicht die Mineralien Indiens, über die auch etwas zu sagen gewesen wäre, sondern die indische Literatur. Dieses Kapitel ist etwas mager ausgefallen. Auch für Leser, wie sie der Herr Verfasser im Auge hat, hätten doch die indischen Epen oder Itihâsa manches Anziehende und Schöne geboten. Obschon Schopenhauer u. a. im

Lobpreis der Upanischaden übertrieben haben mögen, so geringschätzig, wie es in diesem Kapitel geschehen, dürfen sie denn doch nicht abgefertigt werden. Auf Seite 184 wird der Schein erweckt, als sei Darsana ein philosophisches System neben Mimänsa, Njaya usw. Darsana heißt philosophisches System und ist die Gesamtbezeichnuug für die sechs orthodoxen Systeme. Wenn ein Bild von Indien und zwar auch von der Innenseite Indiens gegeben werden sollte, so hätte in diesem Kapitel oder in dem folgenden eine einfache Darlegung der „vielgenannten" Wedantaphilosophie nicht fehlen dürfen. Die Angst, Langeweile zu erregen, hätte davon nicht abhalten sollen; wir trauen es dem Verfasser zu, daß er auch diese Materie hätte anschaulich darstellen können. Von besonderer Wichtigkeit in einem Buch über Indien ist das Kapitel über die indische Religion. Dieses 9. Kapitel enthält in gedrängter Uebersicht manche treffliche Schilderung. Wir hätten gewünscht, daß der indische Animismus (Teufel- und Bhutendienst) auf S. 196 und 216 etwas säuberlicher vom vulgären und philosophischen Hinduismus geschieden worden wäre, obschon eine gegenseitige Beeinflussung und Mischung tatsächlich vorhanden ist. In einem Kapitel über indisches Heidentum nichts von Karma und Seelenwanderung zu lesen, fällt auf. Daß die Dschainareligion im zweiten nachchristlichen Jahrhundert unter dem Einfluß des Buddhismus entstanden sei, ist kaum anzunehmen, sie ist wohl vorbuddhistisch. Dschina ist kein Gott, sondern der vollendete Heilige. Von den Anhängern der Brahma-Samadsch zu sagen, daß sie bei Uebertritten die erbittertsten Feinde und schlimmsten Verfolger seien, ist entschieden zu stark. Das könnte man eher von der Arya-Samadsch sagen. (Die Druckfehlerkorrektur S. 220, 20 v. o. scheint uns unnötig zu sein; Samadsch ist Femininum). Was in diesem Zusammenhang die Thag (S. 223) tun sollen, ist uns unverständlich. Als organisierte Mördersekte existieren übrigens die Thag nicht mehr; Kolonel Sleeman hat zwischen 1830 und 1840 damit aufgeräumt. Kapitel 10 schildert das Los der indischen Frau und das letzte Kapitel des 1. Teils Hinduart, Hinduleben und Hindusterben, ein Gegenstand, bei dem angesichts der indischen Kaste irgendetwas wie Vollständigkeit zum voraus ausgeschlossen ist. Daß hinsichtlich der Unsittlichkeit die Brahmanen noch tiefer stehen sollen als die Mohammedaner, kann kaum zugegeben werden.

Im zweiten Teil werden wir in farbenreicher Schilderung über die wichtigsten Gebiete Indiens hingeführt. Jeder Leser wird dem kundigen Führer mit wachsendem Interesse folgen. Um unser Interesse auch an diesem Teile mit seinen so instruktiven und herrlichen Schilderungen zu bekunden, sei es uns vergönnt, einige Bedenken hervorzuheben. Daß deutsche Gewährsmänner Bahadur Schah, den letzten Mogulkaiser, durch einen englischen Offizier niederschießen lassen, (S. 78) scheint uns eine Verwechslung zu sein mit der Tatsache, daß Hauptmann Hodson am 22. September 1857 die beiden Prinzen, allerdings in verzweifelter Lage, niederschoß. Der Kaiser wurde ja nachher in aller Form verhört, für Mord und Hochverrat verurteilt und nach Rangun gebracht, wo er 4 Jahre später starb. Im 6. Kapitel über den Ganga von Haridwar bis Kalkutta übersteigen die Reflexionen, die an den Tädsch Mahal in Agra angeschlossen werden, das Maß berechtigter Begeisterung ganz ent-

schieden. Die Frage (S. 154), ob man jene vornehme, englische Dame schelten könne, die sich dahin aussprach, daß sie morgen sterben möchte, wenn ein solches Denkmal ihr Gebein bedecken würde, beantworten wir dahin, daß wir sie zwar nicht schelten wollen, aber doch bedauern müssen. Auf Seite 163, 171 und 172 wurde uns bei der Schilderung geradezu unheimlich zu Mute! Auf Seite 224 könnte man meinen, der Thronfolger nach Tippu Sahib sei ein Sohn des gefallenen Herrschers gewesen. Auf die beiden mohammedanischen Usurpatoren Haider Ali und Tippu Sahib folgte wieder ein Sproß aus dem von den beiden verdrängten alten Herrscherhaus. Auffallend waren uns die verschiedenen Unrichtigkeiten im 9. Kapitel über „Jenseits der Ghats". Hier scheinen die Informationen des Herrn Verfassers sehr unzuverlässig gewesen zu sein. Nur einiges sei erwähnt. Daß der Malabare, nach der Zahl seiner Kinder gefragt, nur die Mädchen nenne (S. 276), klingt unglaublich. Die Schilderung der Malabaren (S. 279) im Unterschiede von den Tamulen macht ja dem Herzen eines Mannes, der unter den Tamulen gearbeitet hat, alle Ehre, ein Malabarmissionar wird ihr nie zustimmen. Was über die Bekleidung, resp. Nichtbekleidung der Frauen Malabars gesagt ist, ist auch zu allgemein gehalten, z. T. bezieht es sich nur auf Trawankor und ist selbst da im Verschwinden begriffen. Mit dem Stand der Eisenbahn an der Westküste ist Herr Gehring um 20 Jahre im Rückstand. Die Bahn geht schon mehr als 20 Jahre nach Kalikut (eigentlich nicht „Kalikadu", sondern Korikkodu d. h. Hühnerburg), und Beypur liegt verlassen und verödet abseits der Bahn. Seit etwa 5 Jahren geht die Bahn nach Kannanur, und seit letztem Jahr sogar bis Mangalur. Was wir auf Seite 280 über Kaste und Uebertritt lesen, ist sehr schief ausgefallen. Von einer Christenkaste und Einreihung der Christen in die Kastenordnung ist in jener Gegend Malabars gar keine Rede. Zum Ausschluß aus der Kaste führt in Malabar so gut wie im Tamil-Land jeder Uebertritt nicht nur bis hinab zu den Sudra, sondern selbst bei den untersten Kastenleuten. Daß die Paria, wenn sie zum Christentum übertreten, sozial steigen, hat mit Kaste nichts zu tun und ist über ganz Indien so, daß sie aber mit dem Europäer auf einer Linie rangieren, kann wiederum in dieser Allgemeinheit nicht behauptet werden. Es gibt so verschiedene Europäer! Die Verhältnisse für die Mission liegen, eben um der Kaste willen, kaum irgendwo so schwierig wie in Malabar. Von christlicher Kaste kann man etwa nur bei den alten Syrern in Trawankor reden, die sich kastenähnlich abgeschlossen haben und bei solchen Missionsgesellschaften, die in der christlichen Gemeinde die Kaste anerkennen. Das geschieht aber in den Missionsgesellschaften „jenseits der Ghats" nicht. Unrichtig ist, daß nur Brahmanensöhne auf den Thron in Trawankor gelangen können. Das Königshaus in Trawankor gehört den Sudra, das in Kotschi den Kschatriya an. Deshalb die mit dem Tulabharam (S. 294), dem Aufwägen des königlichen Körpergewichts, zusammenhängende Zeremonie Hiranyagarbham, wobei der Prinz durch eine goldene Kuh hindurchkriechen muß, um wenigstens mit Brahmanen essen zu dürfen. Europäer sind nicht als eine besondere Kaste anerkannt und verlangen auch nicht darnach (S. 284). Mukkuwar sind Seefischer und Mugayar sind Flußfischer. Die Stadt Kotschi (S. 289) ist nicht

die Hauptstadt des Staates Kotschi, sondern sie ist englisch, während die Hauptstadt des Kotschistaates Erunakulam heißt. Die weißen und schwarzen Juden wohnen nicht hüben und drüben an derselben Straße. Die Schreibweise Taleitscheri ist falsch. Entweder Englisch Tellicherry oder der Aussprache der Eingeborenen gemäß Talaschēri. Mahe eigentlich Mayyari. Wie kommt Mangalur dazu „moscheenreich“ genannt zu werden?

So viel über das, was das Buch enthält. Wir können nicht leugnen, daß wir auch nicht weniges und zum Teil sehr wichtiges in dem Werk vermißt haben. Es ist da und dort schon auf einzelnes aufmerksam gemacht worden. Noch einiges ist zu nennen. Es ist fast nicht begreiflich, wie in einem Buch, das ein Bild von g a n z Indien für deutsche Leser geben will, vom Christentum in Indien fast nichts und von der Missionsarbeit noch weniger zu finden ist. Der Verfasser mag bestimmte Gründe gehabt haben von der Hauptsache zu schweigen, aber angesichts der Unwissenheit über Heidenmission, die in gebildeten Kreisen noch herrscht, hätte er sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen sollen, in ungezwungener Weise auch Aufschluß zu geben über die Missionsarbeit in Indien. Man wird von Stadt zu Stadt geführt, einige Moscheen und Mausoleen werden mit schwärmerischer Verehrung geschildert, von einer christl. Kirche, nicht einmal der ältesten in Kotschi, von den z. T. als Bauwerke schon imposanten Colleges in Bombay, Allahabad, Kalkutta, Madras zc., von dem kirchlichen Leben der Europäer, von der Missionsarbeit liest man fast so gut wie nichts. Das wenige ist dann geradezu bedenklich. Der Herr Verfasser wundert sich II, 270, daß ein deutscher Professor von Madura gesagt habe: „kein Europäer wohnt in dieser Stadt“. Wir fürchten, es werde Leser dieses Buches geben, die von dem Buch den Eindruck wegnehmen, daß es in Goa Katholiken gebe, daß in Rantschi die Goßnersche Mission, daß in Madura der amerikanische Board, die Leipziger und die Katholiken arbeiten, und daß es sehr brauchbare christliche Hausknechte in Indien gebe. Es ist doch nicht mehr so schlimm um uns bestellt, daß man die Mission totschweigen muß, um einem Buch einen Leserkreis zu sichern. Ganz auffallend ist uns auch, daß das Buch absolut nichts über die Administration Indiens enthält. Man erfährt nicht, wie dieses Riesenreich regiert und zusammengehalten wird. Die Entschuldigung auf S. 76 (I. Teil) für diesen Ausfall kann nicht akzeptiert werden. Trocken müßte eine solche Schilderung gar nicht sein, und nach so manchen saftigen Partien in diesem Buch wären selbst trockene Strecken für Leute, die etwas lernen wollen, gar nicht so übel gewesen. Administration schließt natürlich viel in sich, auch Volkserziehung und all die Dinge, durch die England das Volk zu heben sucht.

All die Ausstellungen, die wir an diesem Werk zu machen hatten, halten uns nicht ab, nochmals zu versichern, daß das Buch Vieles und Interessantes bringt, daß es jedem etwas bringen wird, daß es die Dinge in höchst anziehender Weise darbietet, und es ist ja schließlich ein gutes Zeichen, daß die Darstellung uns lüstern gemacht hat nach noch mehr, und daß wir auch die vermißten Partien gerne von des Verfassers Hand gezeichnet gesehen hätten.

Auch ein Kreuzzug.

Daß das heutige China im Zeichen der Reform steht, ist eine allbekannte Tatsache. Weniger bekannt ist der auf diesem Gebiet geführte Kampf gegen die alte chinesische Unsitte des Fußbindens, der sich neuerdings auf alle achtzehn Provinzen des Reiches erstreckt. Diese Bewegung hat besonders einen so großen Umfang angenommen, seit die Gouverneure von zehn Provinzen durch Proklamationen sich öffentlich gegen diese alte Unsitte erklärt und ihre Untertanen aufgefordert haben, von diesem sinnlosen Verfahren abzustehen. Seit dieser öffentlichen Erklärung der Beamten haben sich im ganzen Reich Vereine gebildet, die unter dem Namen der „natürlichen Fußgesellschaften" bekannt sind und die den Zweck verfolgen, der Frauenwelt das Widernatürliche des Fußbindens und die damit verbundenen Uebelstände dieser Unsitte zum Bewußtsein zu bringen. Zugleich suchen sie auf die Mütter Chinas einzuwirken, die Tortur dieser Verstümmelung künftighin nicht mehr mit ihren kleinen Mädchen vorzunehmen. Viele der älteren Frauen, die seit ihrer Kindheit darunter zu leiden haben, sprechen sich offen gegen diese Unsitte aus und bedauern, daß ihre verkrüppelten Füße nicht mehr ihre natürliche Form erhalten können, und daß Tausende und Abertausende die grausamen Folgen einer alten Sitte tragen müssen, die für das ganze weibliche Geschlecht Chinas, soweit es unter dem Banne des Fußbindens steht, unsagbare Qualen und körperliche Unbeholfenheit im Gefolge hat.

Bekanntlich besteht die absichtlich herbeigeführte Verkrüppelung der Füße darin, daß den chinesischen Mädchen mit einer Stoffbinde von drei bis vier Metern Länge die vier kleinen Zehen so auf die Fußsohle gebunden werden, daß die Ferse sich nach und nach der alleinstehenden großen Zehe nähert. Um aber dies zu erreichen, muß die Binde so sehr angezogen werden, daß dadurch die Blutzirkulation unterbrochen wird und die Füße nach und nach erstarren. Diese Tortur ruft natürlich die unerträglichsten Schmerzen hervor, und das so gefolterte Mädchen kann lange Zeit seine Füße gar nicht gebrauchen und muß mühsam auf den Knien umherrutschen. Und auch das Liegen bereitet ihm Qual. Oft muß es sich des Nachts quer über das Bett legen und die Füße heraushängen lassen, um alle Wärme zu vermeiden, die ihm das Leiden vermehrt. Ab und zu werden die Füße in einen Kübel mit heißem Wasser gestellt, um die Binden aufzuweichen. Nachdem diese entfernt worden sind, wird die abgestorbene Haut durch Reiben entfernt und die Füße mit pulverisiertem Alaun bestreut. Hierauf werden frische Binden angelegt, die jedesmal noch fester angezogen werden. Diese barbarische Behandlung wird etwa ein Jahr lang fortgesetzt, bis die Füße die gewünschte verkrüppelte Form erlangt haben. Statt ihrer natürlichen Größe sind sie jetzt nur etwa acht Zentimeter lang und die Ferse nur noch durch eine schmale Hautfalte von der großen Zehe getrennt. In diesem abnormen Zustande gelten sie nach chinesischer Anschauung für schön, und niemand stößt sich an dem unbeholfenen, humpelnden Gange der unglücklichen Plumpfüßler. Uebrigens gelingt die qualvolle Operation nicht immer. Nicht selten entstehen An-

schwellungen und Wunden, oder es tritt der Brand hinzu, der in den meisten Fällen den Tod herbeiführt.

Diese grausame Sitte des Fußbindens, wodurch den chinesischen Frauen jede freie, ungezwungene Bewegung unmöglich gemacht und ein Heer von Leiden über sie verhängt wird, besteht seit mehr als 600 Jahren in China und hat ihren Grund nicht etwa in einer religiösen Vorschrift, sondern sie ist lediglich ein altes Herkommen, an dem man bis jetzt nach dem üblichen zähen Konservatismus in China festgehalten hat. Ueber den Ursprung der Sitte aber ist man sich selbst nicht recht klar.

Da darf man es denn als ein erfreuliches Zeichen einer neuen Zeit in China ansehen, daß gegenwärtig auch auf diesem Gebiet eine Reform angestrebt wird, um die alte Unsitte zu beseitigen. Hierzu haben verschiedene Ursachen mitgewirkt. Zwar waren die Missionare von jeher gegen das Fußbinden, aber ihr Einfluß erstreckte sich nur auf die Mitglieder ihrer Gemeinden. Im übrigen blieben ihre Vorstellungen unbeachtet, und ihr Protest war gleich einem Ansturm gegen eine Steinmauer.

Da erschien ihnen vor einigen Jahren Hilfe von einer Seite, wo sie sie nicht erwartet hätten. Eine englische Dame, deren Gatte als angesehener Kaufmann in Schanghai lebte, fühlte sich angesichts der barbarischen Unsitte innerlich dazu gedrängt, alle Kräfte zu deren Beseitigung einzusetzen. Sie trat öffentlich dagegen auf und gewann schließlich eine Anzahl Damen für die Sache. Es wurde ein Verein gebildet und der Kreuzzug eröffnet. Man ließ Flugblätter erscheinen, die das Fußbinden mit all seinen Uebelständen schilderten und worin die Chinesen aufgefordert wurden, diese Unsitte aufzugeben. Diese Flugschriften wurden von allen Missionszentren aus in ganz China verbreitet und dem lesekundigen Publikum in die Hand gegeben. Die Sache kostete natürlich Geld; aber man scheute keine Unkosten. Sodann bereiste Frau Archibald Little — so heißt die edle Engländerin — auf ihre Kosten alle bedeutenden Orte des Reiches und hielt im Verein mit den Missionaren überall Vorträge für die vornehmen Chinesinnen, unter denen das Fußbinden besonders Sitte ist. Zugleich suchte sie die chinesischen Beamten aller Grade auf und stellte ihnen in beweglicher Weise das dadurch hervorgerufene Elend der chinesischen Frauenwelt vor. Ihren beredten Vorstellungen gelang es, einige Mandarinen dahin zu bringen, daß sie Proklamationen gegen die alte Unsitte erließen. Dazu kam noch der Einfluß einiger hoher Würdenträger, die eine Zeitlang mit ihren Familien im Ausland gelebt hatten und deshalb der Neuerung nicht entgegen waren.

Der Erfolg dieser Bemühungen hat denn auch alle Erwartungen übertroffen. Was man seit Jahren vergeblich bekämpft hat, das wird jetzt von vielen Seiten ohne weiteres als veraltete, überlebte Sitte aus den Kreisen der Familien verbannt. Ja, die Beseitigung dieser Fessel wird von vielen als eine Erlösung erkannt, und die Bewegung gegen das Fußbinden nimmt auf allen Seiten zu. Ein derartiger Bruch mit einer alten geheiligten Sitte in China, wo alles auf dem Boden der Vergangenheit steht, will viel sagen und die Bedeutung der Bewegung ist nicht zu unterschätzen. Die Missionare versprechen sich deshalb noch einen weiteren Erfolg aus dieser Bewegung.

Sie dürfen nun mit Recht erwarten, daß auch die weiteren fortschrittlichen Ideen, die heutzutage China bewegen, in die Gemächer der chinesischen Frauenwelt Eingang finden und u. a. das Verlangen nach Schulbildung hervorrufen werden. Daß dies da und dort der Fall ist, läßt sich schon wahrnehmen, und es ist zu hoffen, daß dadurch das weibliche Geschlecht auch für höhere Interessen zu gewinnen sein wird. Und waren bis jetzt die chinesischen Frauen die eifrigsten Verehrer des Buddha, so läßt sich erwarten, daß sie zu Christo geführt, auch in Christi Nachfolge Treue beweisen und christlichen Einfluß auf das kommende Geschlecht ausüben werden. Hiezu möge auch der Kreuzzug gegen die altheidnische Sitte des Fußbindens dienen! St.

Rundschau.

Heimat.

Den ersten ordentlichen Professor für Missionskunde wird vom Sommersemester an die Universität Halle besitzen in der Person des bisherigen Barmer Missionsinspektors Haußleiter. Wir geben hiemit unserer herzlichen Freude Ausdruck, sowohl über diesen letzten Schritt zur akademischen Anerkennung der Mission, wie über die Wahl des in Missionskreisen schon bisher hochgeschätzten Mannes. Professor Haußleiter hat bis 1903 im praktischen Pfarramt gestanden, ist also erst seit 4½ Jahren Missions-Fachmann. Aber er hat rasch einen Platz in der ersten Reihe der Fachleute errungen. Neben der Arbeitslast des ersten Leiters der Rheinischen Mission hat er willig auch sein reichlich Teil an allgemeineren Aufgaben übernommen. So trat er als Nachfolger Dr. Schreibers in den Ausschuß der deutschen evangelischen Missionen ein und nahm — erst als Kritiker, dann als Mitarbeiter — regen Anteil an der Gründung des Deutschen Instituts für ärztliche Mission. Wir wünschen dem bewährten Praktiker auch für seine künftige wissenschaftliche Arbeit Gottes reichen Segen. — Professor D. Warneck, ohne dessen elfjährige reiche Lehrtätigkeit als Honorarprofessor für Missionswissenschaft in Halle die Errichtung einer ordentlichen Professur nicht möglich gewesen wäre, tritt wegen geschwächter Gesundheit jetzt von seinem Lehramt zurück. Wir gratulieren ihm dazu, daß für die Fortsetzung seines Lebenswerkes, menschlich geredet, nunmehr eine so sichere Gewähr gegeben ist.

Kamerun.

Ein erfreuliches Zeichen dafür, daß die deutsche Kolonialregierung immer energischer den verwüstenden Wirkungen des Branntweins auf die eingeborene Bevölkerung entgegentritt, ist ein Runderlaß des Gouverneurs vom 28. Oktober 1907, der den Kleinhandel mit geistigen Getränken jeder Art in solchen Bezirken untersagt, in denen der Genuß importierter alkoholischer Getränke bis jetzt noch unbekannt ist. Aber auch wo der Branntwein schon

Eingang gefunden hat, soll die Erlaubnis zum Kleinhandel damit und die Errichtung neuer Schankstellen nur in ganz besonderen Ausnahmefällen und nur mit Genehmigung des Gouverneurs erteilt werden. Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, da die in Westafrika vertretenen Kolonialregierungen sich zu einem gemeinsamen Schnapseinfuhrverbot entschließen. Erst durch ein solches würde der Ruin der eingeborenen Bevölkerung auf die Dauer verhütet werden.

In den kleinen Fullah-Sultanaten im Deutsch-Adamaua hat das gleichzeitige Auftreten zweier fanatischer „Malum" (wohl dasselbe wie im Orient Mollah, also mohammedanische Geistliche) vorübergehend eine sehr kritische Lage geschaffen. Jeder von beiden behauptete, der Mahdi zu sein, und rief zur Empörung gegen die deutsche Herrschaft auf. Beide gewannen auch einen Anhang, teilweise sogar unter den Fullahhäuptlingen, und eine einzige Niederlage der schwachen Polizeitruppe hätte einen allgemeinen Aufstand zur Folge gehabt. Dank der Entschlossenheit der deutschen Offiziere und der Disziplin und Tapferkeit ihrer schwarzen Soldaten konnten beide Bewegungen rasch unterdrückt werden. Doch bleibt die Lage immer noch ernst. „Religiöse Begeisterung vermag aus dem Fullah noch immer einen rasenden Krieger zu machen, der selbst gegen das Feuer der Maschinengewehre Sturm läuft", sagt der Bericht. Wenn die deutsche Kolonialregierung daraus den Schluß zöge, daß die mohammedanische Bevölkerung politisch ein unzuverlässiges Element ist und bleibt, so wäre das sehr zu begrüßen. Vielleicht daß sie dann nicht mehr so zaghaft ist, die christliche Mission unter Völkerschaften zuzulassen, die vom Islam bedroht sind.

Madagaskar.

Die Bedrückungen der evangelischen Mission auf der Insel Madagaskar werden dadurch, daß die missionsfeindlichen Erlasse des französischen sozialistischen Gouverneurs Augagneur nun überall in Kraft getreten sind, immer empfindlicher. Eine ganze Reihe von Missionsschulen sind infolge dessen geschlossen worden und Hunderte von Kindern sind dadurch jeglichen Unterrichts beraubt. Auch die Verfügung des atheistischen Gouverneurs gegen Kirchenbauten, Hausandachten und Straßenpredigt wird weiter durchgeführt. Zwar ist es dem Pariser Missionar Escande gelungen, die Wiedereröffnung sämtlicher Kirchen im Tamatave-Distrikt, die zeitweise geschlossen waren, durchzusetzen, dagegen hat der norwegische Missionar Horne in Vangaindrano trotz aller Bemühungen bisher nicht das gleiche für die 30 seit zwei Jahren geschlossenen Kirchen seines Distrikts erlangen können. In verschiedenen Provinzen hat man Kirchen geschlossen unter dem Vorwand, daß die Erlaubnis zum Bau seinerzeit nicht ordnungsmäßig eingeholt worden sei (obschon die Zeit ihrer Erbauung weit zurückliegt). Wird aber die Erlaubnis zum Wiederaufbau zerfallener Gotteshäuser oder zum Bau neuer Kirchen nachgesucht, so wird dieselbe verweigert. Manche Beamten verbieten sogar das Singen bei Hausandachten, die ohnedies nur unter einschränkenden Bedingungen gehalten werden dürfen, damit die Außenwelt nichts von der religiösen Versammlung erfahre. Selbst missionsfeindliche Zeitungstelegramme aus Frankreich werden im „Amtsblatt

von Madagaskar" abgedruckt und an den öffentlichen Gebäuden angeschlagen. So enthielt u. a. eine Zeitungsnotiz aus Lyon die kurze Inhaltsangabe einer Rede, die der Gouverneur Augagneur an der Stätte seiner Wirksamkeit als Oberbürgermeister bei einem Festbankett gehalten hatte. Da hieß es am Schluß von den Missionaren, sie spielten eine „Rolle von Flibustiern". Selbst in öffentlichen Zusammenkünften, die in Madagaskar stattfinden, wird von manchen Franzosen weidlich über die Missionare losgezogen, und man entblödet sich nicht, sie geradezu zu verleumden. Natürlich findet diese offizielle Feindschaft gegen die Mission und das Christentum eifrige Nachahmer, und die französischen Beamten erlauben sich deshalb allerlei Druck gegen die eingeborenen Christen.

Infolge dessen hat sich die Pariser evangelische Missionsgesellschaft veranlaßt gesehen, eine Audienz beim französischen Ministerpräsidenten in Paris nachzusuchen. Am 7. Januar dieses Jahres fand diese statt, indem eine Abordnung der Missionsgesellschaft und der protestantischen Kirche Frankreichs vom Ministerpräsidenten Clémenceau empfangen wurde. Der Senator Waddington, ein Protestant, führte sie ein. Die Audienz sollte eigentlich im Beisein nicht nur des Kolonialministers, sondern auch des Generalgouverneurs von Madagaskar, Augagneur, stattfinden. Es war aber nur der erstere zugegen, da Clémenceau es für richtiger hielt, die Beschwerden nicht in Gegenwart des Gouverneurs entgegenzunehmen. Der Ministerpräsident empfing die Abordnung sehr wohlwollend. Der Vorsitzende des protestantischen Kirchenbundes, Gruner, verlas zuerst im Namen aller französischen Protestanten eine Denkschrift, die der tiefen Erregung über die von der Regierung in Madagaskar gegen den Protestantismus eingeschlagene Politik Ausdruck gab. Dann brachten mehrere Herren der Abordnung, besonders der Generalsekretär der Pariser Missionsgesellschaft, einzelne Beschwerden über die Maßnahmen der madagassischen Regierung gegen die Religionsfreiheit und über die Erschwerung des Volksschulunterrichts vor. Clémenceau drückte mehrmals den Rednern seine volle Zustimmung aus und versicherte zuletzt, solange er und seine Mitarbeiter die Macht hätten, solle der Protestantismus weder in Madagaskar noch anderswo verfolgt werden. An diese Audienz schloß sich dann eine Unterredung mit Augagneur, der am folgenden Morgen wieder Paris verließ, um sich nach Madagaskar einzuschiffen. Ob die Audienz und die Versicherungen des Ministerpräsidenten eine Wendung der Dinge in Madagaskar herbeiführen werden, bleibt abzuwarten. Vorderhand scheint der Druck noch nicht aufgehoben zu sein.

China.

Die Presse in China. Ein bemerkenswertes Zeichen der Zeit in China ist es, daß gegenwärtig die Zeitungen der Hauptstadt es ohne Scheu wagen, die schärfste Kritik an den Vorgängen am Hofe zu üben. Schonungslos decken sie die Schäden und Mängel der hohen Beamten in einer Sprache und mit einer Offenheit auf, die vor wenigen Jahren noch ganz unerhört war. Ja, die Presse wird auch in China eine Macht, die allmählich gefürchtet wird. Sie tritt an die Stelle der kaiserlichen Zensoren, und sie

wirkt weithin im Volke aufklärend. Aber sie birgt auch eine Gefahr in sich. Sie sammelt den Stoff zu sozialen Explosionen. Sie stellt das uralt geheiligte Kaisertum in das grelle Licht des Tages, und es klingt die Tragik des alten Propheten aus den Worten: „Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt.“ Vieles erinnert an das Ende der Dynastie Ming. In den verfallenen Tempeln schreien in nächtlichen Versammlungen die Anhänger der Tsai Li-Sekte, die wie der Schatten am Abend ungeheuer schnell wächst, zu den Göttern das brünstige San Tsching: O daß die Tsching weggefegt würden!

Mohammedanisches.

Der Islam in China. Unlängst — so berichtet ein Missionar Littell aus China — hatte ich eine lange Unterredung mit einem hiesigen Mohammedaner, der mir bereitwilligst alle Fragen beantwortete. Er ist ein intelligenter Kuli oder Tagarbeiter, seiner Religion nach ein Mohammedaner, und zwar durch Geburt. Deshalb meinte er auch, daß es höchst rücksichtslos gegen seine Eltern wäre, wenn er seinen Glauben gegen den eines gewöhnlichen Chinesen vertauschen würde. Ueberdies lebten etwa 700 Familien als seine Glaubensgenossen in seiner Heimat. Ich fragte ihn dann, welchen Tag der Woche sie heilig hielten. Er nannte den Freitag, fügte aber bei, daß es niemandem, außer den Priestern einfalle, ihn zu beobachten. Die Leute gingen nur einmal im Jahr in den Tempel und sonst nie; sie überließen alles, was Religion heiße, den Priestern. — „Aber“, erwiderte ich, „ihr beobachtet doch die vorgeschriebenen Religionsübungen und Gebete zu Hause, oder nicht?“ — „Keineswegs“, meinte er, „es hängt zwar in den Wohnungen gewöhnlich ein Kalender mit den bezeichneten Festtagen an der Wand, aber wir kehren uns nicht daran“. — Ueber diese religiöse Gleichgültigkeit war ich natürlich nicht wenig erstaunt und ließ ihn das auch merken, aber er versicherte mich, daß die Mohammedaner in diesem Teile Chinas sich ganz und gar von ihren sonstigen Glaubensgenossen in Bezug auf die Ausübung ihrer religiösen Pflichten unterschieden. Sie enthielten sich zwar vom Genuß des Schweinefleisches und feierten wohl auch einmal im Jahr ein religiöses Fest, aber das sei auch alles. Sie trieben auch keine Propaganda, und so bliebe es auch bei den Familien, die vor Zeiten einmal den Islam angenommen hätten. Wir unterhielten uns dann über Adam, Abraham und Christus. Diese Namen waren ihm alle bekannt, obwohl sie von ihm etwas anders ausgesprochen wurden.

Es gibt in China ziemlich viele Mohammedaner, darunter auch sehr fanatische, die strenge an ihrer Religion festhalten. So hört man z. B. von fortwährenden Schwierigkeiten mit ihnen in den westlichen Provinzen, und alle paar Jahre gibts dort einen mohammedanischen Aufstand zu bekämpfen. Was man von ihnen zu erwarten hat, zeigt ein Vorkommnis aus der letzten Zeit. Da erschienen plötzlich in Schanghai einige hohe mohammedanische Beamte aus der Türkei zum Besuch. Sie traten mit großem Gepränge auf und es ging das Gerücht, daß sie nur zu dem Zwecke gekommen wären, um die Mohammedaner in China mit den Moslemin in der Türkei in nähere Verbindung zu bringen. Sehr wahrscheinlich hofften sie auch, bei dem gegenwärtigen un-

ruhigen Zustand in China die chinesischen Mohammedaner zu einem allgemeinen Aufstand anzufeuern. Sie verschwanden indes schon nach wenigen Tagen wieder, wahrscheinlich weil sie die Verhältnisse in China doch noch nicht für einen Mohammedaner-Aufstand günstig genug fanden. Wie zahlreich die Vertreter des Islam in China sind, ersieht man daraus, daß man ihre Zahl auf 20—25 Millionen schätzt. Davon befinden sich über ein Drittel allein in der Provinz Kansu im äußersten Nordwesten des Reiches. Sie haben hier wie die Buddhisten, Taoisten und Konfuzianer in den Tempeln die üblichen Kaisertafeln angebracht, denen sie, obwohl Mohammedaner, göttliche Verehrung darbringen. Die goldene Inschrift auf diesen lautet gewöhnlich: „Es lebe der Kaiser zehntausend Jahre!" Letzterer Ausdruck „zehntausend Jahre" ist nach orientalischem Sinne gleichbedeutend mit: „ewiglich", wie es denn auch im Propheten Daniel heißt: Es lebe der König ewiglich! Nur die Christen Chinas sind von der göttlichen Verehrung des Himmelssohnes, wie sich der chinesische Kaiser zu nennen pflegt, ausgenommen. (Spirit of Missions, Febr. 1908).

Islamischer Kongreß. In Kairo, der alten Stätte des Islam, mit der berühmtesten Universität der mohammedanischen Welt, wird demnächst der erste allgemeine islamische Kongreß stattfinden, dessen Arbeiten dazu dienen sollen, das mohammedanische Volk wieder zu beleben. Auf dem Kongreß gedenkt man die Natur, sowie die Bedinguugen der islamischen Bewegung festzustellen. Die Anregung geht von dem Russen Ismael Bey Gasprinski aus, der als Redakteur des Blattes Terdjaman heute in der Krim und im Kaukasus einen großen Einfluß ausübt. Zurzeit gärt es wieder unter der mohammedanischen Bevölkerung Aegyptens, die sich zum größten Teil um Mustapha Pascha Kamel schart, der in großen Versammlungen den Nationalismus schürt und gegen die englische Herrschaft predigt. Die Moslemin Kairos sehen dem Kongreß mit viel Interesse entgegen. (Die deutschen Kolonien 1908, S. 28.)

Pionierarbeit in der chinesischen Provinz Hunan.*)

Von P. Steiner.

Wie die Stadt Lhasa in Tibet, so ist auch die chinesische Provinz Hunan bis in die neuere Zeit herein dem Europäer und besonders dem Missionar ein verschlossenes Gebiet gewesen. Chinesischer Konservatismus und ausgesprochener Fremdenhaß hielten streng darauf, daß ihre Eingangspforten jedem fremden Einfluß verschlossen blieben. Von Hunan aus wurde auch das Christentum am heftigsten bekämpft, und während alle übrigen Provinzen Chinas schon längst dem Missionar und Kaufmann offen standen, war es Hunan allein, wo dem Fremden der Zugang strengstens gewehrt wurde. Kein Wunder, daß von Missionskreisen aus immer und immer wieder der Versuch gemacht wurde, die Riegel dieser Feste zu sprengen und mit dem Evangelium daselbst einzudringen.

Ehemals bildete das Gebiet nördlich und südlich vom Tungking-See eine einzige große Provinz. Später wurde es in zwei Provinzen zerteilt, indem der nördliche Teil den Namen Hupe, der südliche den Namen Hunan erhielt. Obwohl nun zwei besondere Provinzen, stehen sie doch noch unter ein und demselben Vizekönig, der in Wutschang am Jangtsekiang seinen Sitz hat. Hunan hat etwa die Größe von England und Schottland und weist eine Bevölkerung von 21 Millionen Seelen auf. Das Land ist fast durchweg gebirgig und wird von vier größeren Flüssen bewässert, die sämtlich in den Tungking-See fließen und von da ihre Gewässer dem Jangtsekiang zuführen. Hunan ist eine der schönsten und fruchtbarsten Provinzen Chinas und ist sehr reich an Bauholz, Tee, Reis und anderen Produkten. Die Bevölkerung ist ein kraftvolles und unabhängiges Geschlecht, das mit Verachtung auf jeden Ausländer herabsieht.

In dieses verschlossene Gebiet suchte der Leiter der China Inland Mission, Hudson Taylor, schon bald nach Gründung seiner Mission seine Arbeiter zu entsenden. Lag es doch im Prinzip seiner Mission, gerade die noch unbesetzten Provinzen Chinas in Angriff zu nehmen. So galt es auch einen Versuch mit Hunan zu machen. Er ahnte freilich damals nicht, daß er selbst erst im Jahr 1905 diese Provinz betreten und in deren Hauptstadt Tschangscha sein reiches Tagewerk beschließen würde.

Es war im Juni 1875, daß Missionar Judd in Begleitung zweier chinesischer Christen sich von Wutschang aus auf den Weg nach Hunan machte. In der ersten Präfekturstadt, die sich am Eingang in den Tungking-See erhebt, ließen sie sich nieder, ohne anfangs irgendwie behelligt zu

*) Nach: Pioneer Work in Hunan by Adam Dorward and other Missionaries of the China Inland Mission. By Marshall Broomhall, B. A.

werden. Man ließ sie ruhig eine Wohnung mieten und sich häuslich einrichten. Als sie aber mit ihrer Arbeit begannen und dem Volk auf den Straßen das Evangelium predigten, erhoben die Leute, von den Beamten aufgestachelt, Feindseligkeiten und nötigten den Missionar, mit seinen beiden Begleitern den Platz zu räumen und nach Wutschang zu flüchten.

Ein Jahr später, Ende 1876, versuchte Missionar Judd, diesmal in Begleitung seines Kollegen Broumton, aufs neue, in die Provinz Hunan vorzudringen. Sie fühlten sich dazu ermutigt, indem durch den Vertrag von Tschifu den Fremden das Reisen in den Provinzen unverboten war. Aber die Proklamation dieser Vertragsbestimmung war nirgends an den Amthäusern Hunans angeschlagen, wiewohl dies im Vertrag ausdrücklich bestimmt war. Trotzdem durften die Missionare unbelästigt durchs Land reisen, die bedeutendsten Städte besuchen und ihre Reise bis in die Provinz Kweitschau, im Südwesten von Hunan, ausdehnen. Allein von einem Verbleiben in Hunan konnte auch jetzt noch nicht die Rede sein, da der Fremdenhaß, besonders unter der Beamtenwelt, noch sehr groß war. Doch wurden die Reisen dahin auch später wiederholt. Besonders durchzogen die Boten der Bibelgesellschaften immer und immer wieder das Land. Unter den Missionaren, die auch Tschangscha, die Hauptstadt des Landes, besuchten, ist hauptsächlich der Londoner Missionar Griffith John zu nennen, dem es auch gelang, einige wenige Christen daselbst zu gewinnen.

Diese ersten Versuche, sich mit Land und Leuten bekannt zu machen und den Samen des Evangeliums an möglichst vielen Orten auszustreuen, waren und blieben vorderhand nur Kundschaftsreisen. An eine bleibende Niederlassung war vorerst nicht zu denken. Erst dem Missionar Adam Dorward, einem Mitglied der China Inland Mission, war es beschieden, sich im Lande selbst für bleibend anzusiedeln. Doch gingen seiner endgültigen Niederlassung auch verschiedene Reisen durch die Provinz voraus und es war somit nur eine wandernde Missionstätigkeit.

Adam Dorward war am 2. Mai 1878 in China eingetroffen und hoffte, an der Grenze von Tibet seine Arbeit zu finden. Aber nachdem er sich hiefür zwei Jahre lang in der Provinz Nganhwei vorbereitet hatte, erhielt er seine Bestimmung für Hunan. Von Wutschang aus trat er am 18. Oktober 1880 seine erste Reise in diese Provinz an. Sein Aufenthalt daselbst währte gegen ein halbes Jahr, währenddem er eine Unzahl von Bibelteilen und sonstigen Schriften in den Städten und Dörfern verkaufte und austeilte. Er erfuhr dabei zwar ziemlich viel Widerstand und offene Feindschaft, aber es fehlte auch nicht an manchen Ermutigungen.

Nach einigen kürzeren Reisen begab sich Dorward am 1. Dezember 1881 abermals nach Hunan und zwar diesmal wieder auf längere Dauer. Er bereiste in dieser Zeit hauptsächlich den Süden des Landes und hatte dabei mancherlei bittere Feindschaft zu erfahren. Im Januar 1882 erreichte er

das im Südwesten gelegene Hongkiang und beschloß hier, eine Wohnstätte für die geregelte Missionsarbeit zu erwerben. Schon nach wenigen Tagen gelang es ihm und dem eingeborenen Evangelisten, der ihn begleitete, ein passendes Haus zu mieten. Um aber durch seinen längeren Aufenthalt am Ort nicht die Feindseligkeit der Stadtbewohner zu wecken, hielt er es für angebracht, sich vorerst noch eine Weile zurückzuziehen und inzwischen die Arbeit dem Evangelisten zu überlassen.

Er begab sich infolge dessen wieder nach Wutschang und von da nach Shanghai, wo er mit seinem Vorgesetzten Hudson Taylor Rücksprache nahm, und kehrte dann am 17. Juni nach Hongkiang zurück, wohin sich ihm unterwegs der erfahrene Evangelist Li anschloß. Dorward arbeitete nun in aller Stille mit seinen beiden Evangelisten gegen vier Monate lang. Aber kaum wurde sein Einfluß offenbar, besonders bei seinen Versuchen, die Opiumraucher von ihrem Laster zu heilen, als sich Widerstand erhob. Die Leute sprengten allerlei unwahre Gerüchte über ihn aus und man versuchte, den Fremden zu verdrängen. Sein Mietsherr kündigte ihm die Wohnung und Dorward, dessen Paß auch abgelaufen war, hielt es für das Geratenste, sich den Blicken der feindseligen Bevölkerung wieder für eine Zeitlang zu entziehen und dadurch die Gemüter zu beruhigen. Er begab sich hierauf für einige Wochen nach Wutschang. Bei seiner Abreise hatte er die Freude, wenigstens sechs oder sieben Chinesen in Hongkiang zurückzulassen, die nach der Wahrheit forschten. Es war dies das Ergebnis der ersten, wenn auch kurzen, ständigen Missionsarbeit in der bisher verschlossenen Provinz Hunan.

2.

Schon nach vier Wochen machte sich Dorward wieder nach Hunan auf den Weg, aber nicht nach seiner Station Hongkiang, sondern er bereiste $2^1/_2$ Monate lang das nordwestliche Gebiet der Provinz. Auf dieser Wanderung durchzog er alle größeren Städte und suchte möglichst viele Bibelteile unter der Bevölkerung abzusetzen. Da das Land im Nordwesten sehr gebirgig ist, so war die Reise mit ziemlich viel Strapazen verbunden, besonders beim Besuch der in den Bergtälern versteckt liegenden Dörfer und Weiler. Der Widerstand, auf den er da und dort stieß, führte indes zu keinerlei ernsten Zusammenstößen.

Anders erging es den Londoner Missionaren John und Archibald, die zu gleicher Zeit denselben Distrikt bereisten. Sie wurden in einer Stadt vom Pöbel übel behandelt, allerdings aus Mißverständnis, indem man sie für katholische Missionare hielt, gegen die das Volk aufgebracht war.

Bald darauf trat der unermüdliche Dorward eine weitere Predigtreise an, und zwar diesmal in den Osten und Süden von Hunan, von

wo er dann noch die Nachbarprovinz Kwangsi besuchen und nach Hongkiang zurückkehren wollte. Währenddem war aber die Arbeit in letzterem nicht aufgegeben, sondern wurde von den Evangelisten Li und Yao in aller Stille fortgeführt. Dorward hatte diesmal viel Feindseligkeit unter der Bevölkerung zu erfahren, die sich auch tätlich an ihm vergriff. So warf man ihm in der einen Stadt einen schweren Ziegelstein an den Kopf und verwundete ihn. Auch wurde ihm eine Partie Schriften gestohlen. Immerhin konnte er Tausende von Bibelteilen und christlichen Schriften verkaufen und auf diese Weise auf seiner mühsamen Wanderung manche Samenkörner ausstreuen.

Mit der Absicht, sein Standquartier nun wieder in Hongkiang aufzuschlagen, kehrte er am 29. Juli 1883 dahin zurück. Er fand die beiden Evangelisten in ungestörter Tätigkeit. Diese war auch nicht ganz ohne Erfolg gewesen, besonders unter den Opiumrauchern. Aber Dorward erkannte bald, daß es für ihn und seine Arbeit besser wäre, wenn er eine andere Wohnung beziehen würde. Das war aber in der fremdenfeindlichen Stadt nicht so leicht, da jedes Aufsehen vermieden werden mußte. Er suchte deshalb vor allem das Vertrauen der Bevölkerung zu gewinnen und sich unter der Hand nach einer geeigneteren Wohnung umzusehen. Endlich fand sich ein Chinese bereit, ihm sein günstig gelegenes Haus für die nächsten drei Jahre zu vermieten; aber es verging noch einige Zeit, bis er den Mietkontrakt in Händen hatte. Zugleich erhielt er von England aus die erfreuliche Nachricht, daß ihm demnächst ein Mitarbeiter in der Person von Missionar Dick zugeschickt werden würde.

So ließ sich alles recht hoffnungsvoll an, und mit Dank gegen Gott bezog Dorward am 13. Dezember 1883 die neue Wohnung. Aber kaum hatte er sich hier mit dem Evangelisten niedergelassen, als sich auch schon die ersten Anzeichen eines kommenden Sturmes zeigten. Es wurden zunächst Drohungen von verschiedenen Seiten her ausgestoßen; die Lage wurde immer ernster, sodaß verschiedene wohlgesinnte Leute dem Missionar rieten, er sollte sich lieber von seinem Posten zurückziehen und die Volkswut nicht zum Ausbruch kommen lassen. Dorward betete viel darüber, und da er anfangs meinte, es sei den Leuten nur darum zu tun, Geld von ihm zu erpressen, beschloß er, die kommenden Dinge abzuwarten und vorerst nicht zu weichen.

Jetzt gingen aber die Leute von Drohungen und Verwünschungen zu Taten über. Der Pöbel rottete sich zusammen und stürzte sich aufs Haus. Mit Gewalt suchten sie die Tür zu zertrümmern und den Missionar zur Flucht zu veranlassen. Aber Dorward ließ sich nicht einschüchtern, sondern unterhandelte ruhig mit den wütenden Leuten und suchte sie zu beruhigen. Zugleich schickte er den Evangelisten ins Amthaus, um den Mandarin von der Sachlage zu benachrichtigen.

Währenddem riß das Volk die hölzerne Umfriedigung ein, stieß die Türe auf und drang ins Haus ein. Lärmend verlangte man, daß der Missionar das Haus verlassen sollte, und als er ihnen in aller Ruhe Vorstellungen machte und sie darauf hinwies, daß er nur ihr Bestes wollte, erklärten sie ihm rundweg, sie wollten nichts von ihm wissen; er solle noch einen Bedenktag haben, aber dann habe er die Stadt zu verlassen. Zur Bekräftigung ihrer feindlichen Gesinnung zertrümmerten sie noch einiges in der Wohnung und zogen dann drohend ab.

Der Katechist, der im Amthaus Hilfe erbeten hatte, kehrte mit geringem Trost zurück. Der Mandarin hatte erklärt, er könne in dieser Sache nichts tun; er biete aber dem Missionar an, einstweilen ins Amthaus zu kommen, von wo er dann in seine erste Wohnung übersiedeln solle, um der Volkswut aus dem Wege zu gehen. Da der Evangelist hoffte, man werde ihn in dem zuletzt gemieteten Hause nicht weiter belästigen, ging Dorward auf das Anerbieten ein und begab sich ins Amthaus. Er gedachte hier so lange zu bleiben, bis sich der Sturm gelegt hätte und wollte dann in seine erste Wohnung wieder zurückkehren. Aber nun weigerte sich dessen Eigentümer, ihn bei sich aufzunehmen, und da auch dem Evangelisten inzwischen der Mut entfallen war, so sah sich Dorward genötigt, die Stadt zum zweitenmal zu verlassen.

Nur mit schwerem Herzen gab er die Stätte seines Wirkens auf, an der er zuerst gegen vier und zuletzt etwa fünf Monate geweilt hatte. Seine Hoffnungen, in Hunan festen Fuß fassen zu können, schienen abermals und womöglich für immer zerstört zu sein, obschon manche Chinesen ihn nur mit Tränen von dannen ziehen sahen.

3.

Dorward hatte sich wieder nach Wutschang zurückgezogen, aber er gedachte nicht hier zu bleiben. War Hunan zurzeit für ihn verschlossen, so hoffte er doch an dessen Grenze ein neues Arbeitsgebiet zu finden. Hudson Taylor schlug zwar vor, er möchte versuchen, im Südosten der Provinz festen Fuß zu fassen, aber die damaligen Beziehungen zwischen Frankreich und China, die schließlich zu offenen Feindseligkeiten führten, waren derart, daß die Sache bei dem fremdenfeindlichen Charakter der Bewohner nicht ratsam war. Selbst die Missionare in der benachbarten Kanton-Provinz sahen sich damals genötigt, ihre Missionsposten zu räumen.

Da sich unter diesen Umständen keinerlei Aussicht bot, irgendwo in Hunan anzukommen, richtete Dorward sein Augenmerk auf die bedeutende Stadt S c h a s i, die ihm als nördliche Grenzstadt die Operationsbasis für das nahe Hunan abgeben sollte. Zudem war sie bis jetzt noch von keiner andern Missionsgesellschaft besetzt. Demzufolge begab er sich am 26. Fe-

bruar in Begleitung seines bewährten Evangelisten Yao nach Schasi und mietete sich hier ein. Bald darauf stieß noch ein weiterer Evangelist, namens Tschang, der in Hunan bekannt war und zuletzt im Dienste der Londoner Mission gestanden hatte, zu ihm.

Mitte August traf auch der schon früher versprochene Mitarbeiter Missionar Dick von Europa ein; aber derselbe war kaum angekommen, als er vom Fieber ergriffen wurde und infolge dessen in seinen Kräften sehr herunterkam. Dorward sah sich dadurch genötigt, eine längere Reise nach Hunan, die er geplant hatte, aufzugeben, schickte aber statt seiner die beiden Evangelisten für zwei bis drei Monate dahin. Der damals bestehende Krieg zwischen Frankreich und China aber ließ sie wenig Eingang bei der fremdenfeindlichen Bevölkerung finden. Nur in der Stadt Tsinschi im nördlichen Grenzgebiet von Hunan schien einige Aussicht vorhanden zu sein, eine Außenstation zu gründen, die als Stützpunkt für weitere Arbeit in der Provinz dienen konnte. Der dortige Mandarin hatte den Evangelisten einige Bücher und Opiummedizin abgekauft und sich ihnen auch sonst freundlich gezeigt, sodaß infolgedessen die Bewohner der Stadt ebenfalls eine freundliche Haltung einnahmen. Ja der Mandarin erbot sich sogar, ihnen behilflich zu sein, falls man daselbst eine ständige Wohnung mieten wollte. Allein das war für den Augenblick doch noch nicht ratsam und man ließ es vorerst bei gelegentlichen Besuchen der Stadt bewenden.

Inzwischen erhielten Dorward und Dick im April 1885 noch einen weiteren Mitarbeiter in der Person des Miss. James. In dieser Weise verstärkt, versuchte die kleine Schar mit vereinten Kräften das nahe Hunan von Schasi aus zu bearbeiten. Dorward trat denn auch sofort eine längere Reise dahin an, diesmal begleitet von einem bekehrten ehemaligen Buddhistenpriester. Zunächst mietete er die den Evangelisten angebotene Wohnung in Tsinschi und besuchte dann eine Reihe von größeren Städten im Gebiet des Tungking-Sees. Ebenso machte er sich im heißen Monat Juni auf den Weg in den Nordwesten der Provinz, wobei er jedoch die Vorsicht beobachtete, sich nirgends allzu lange aufzuhalten, um die Feindschaft der Bevölkerung nicht unnötig wachzurufen. Uebrigens war es weniger das Volk, als vielmehr die Beamtenwelt, die er zu fürchten hatte.

Wie er, so unternahm auch Missionar Dick in Begleitung des bekehrten Buddhistenpriesters Ende des Jahres 1885 eine längere Reise durch die ganze Provinz, auf der er sich in den bedeutendsten Städten des Landes längere oder kürzere Zeit aufhielt und christliche Schriften abzusetzen suchte. Die Reise nahm keinen guten Anfang, indem er unterwegs von Flußpiraten überfallen wurde. In der Stille der Nacht, während er mit seinem Boot vor Anker lag, hatten sich ihm diese unvermerkt genähert. Da — im letzten Augenblick hob ein Windstoß das Mattendach des Boots und weckte die Schlafenden. Zugleich wurden sie der drohenden Gefahr

gewahr und beeilten sich, die Piraten mit den schnell ergriffenen Bootshaken abzuwehren. Es gelang dies erst nach längerem Widerstand, wobei es auf beiden Seiten blutige Köpfe gab.

Der Gefahr glücklich entronnen, erreichte Miss. Dick die Stadt Tschentschau und verblieb hier nahezu einen Monat, machte aber die Erfahrung, daß die Behörden der Verbreitung christlicher Schriften dadurch entgegen arbeiteten, daß sie den Bewohnern den Befehl zugehen ließen, alle fremdländischen Bücher zu verbrennen. Auf seiner Weiterreise berührte er dann auch Hongkiang, die ehemalige Station Dorwards, von der dieser vor mehr als einem Jahr vertrieben worden war. Daß die Stimmung inzwischen noch keine bessere geworden war, wurde ihm bald klar; denn kaum hatte er sich in einem Gasthaus niedergelassen, als ihn der Wirt aus Furcht vor den Drohungen des Mandarinen wieder auswies. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als nach einem dreitägigen Aufenthalt die feindselige Stadt wieder zu verlassen.

Auf dem Rückweg wagte er den Versuch, die bisher noch von keinem Fremden betretene Hauptstadt Tschangscha zu besuchen. Natürlich erregte das unerwartete Eintreffen des „fremden Teufels" in der für jeden Ausländer bisher verschlossenen Stadt das größte Aufsehen. Letzteres war um so größer, als er unerkannt und darum von niemandem aufgehalten unbelästigt die Stadttore passiert hatte. Es war um die Mittagszeit, daß Miss. Dick bei gutem Winde mit seinem Flußboot vor der Stadt anlangte. Er schickte zunächst seinen eingeborenen Begleiter ans Land und ließ ihn eine Unterkunft in einem Gasthause suchen. Dann begaben sich beide dahin, richteten sich häuslich ein und wanderten, nachdem sie ihr Mittagsmahl eingenommen hatten, gemeinschaftlich zum Amthaus, um hier ihre Ankunft zu melden. Man kann sich denken, welche Bestürzung hier die plötzliche Ankunft der fremden Barbaren bei den Beamten hervorrief. Selbst der Gedanke, es könnten solche ohne ihr Wissen das Innere der Hauptstadt betreten, war ihnen, wie die Beamten selbst erklärten, nicht von ferne gekommen. Sie forschten deshalb auch aufs eifrigste darnach, durch welches Stadttor und auf welche Weise sie hereingekommen wären. Natürlich hütete sich Missionar Dick sorgfältig, genauere Angaben zu machen, um dem Torhüter und seiner Wachmannschaft keine Ungelegenheiten zu bereiten.

Währenddem hatte sich im Amthaus allerlei Volk eingefunden, dem die Ankömmlinge den Zweck ihres Besuches zu erklären suchten. Der Mandarin ließ ihnen aber sagen, daß in den nächsten Tagen die jährlichen Prüfungen stattfänden und daß bereits mehrere tausend Studenten in der Stadt eingetroffen seien. Ihrethalben dürften die Eindringlinge nicht länger in der Stadt bleiben, weshalb er ihnen ein Boot am Fluß und einen Tragsessel vor ihrem Gasthaus zur Verfügung gestellt habe. Ueberdies sei, wenn die Stadtbevölkerung von ihrer Ankunft Kenntnis erhalte, ein Aufruh

befürchten, zu dessen Bekämpfung er nicht die Macht besitze. Sie möchten deshalb sofort das Weichbild der Stadt verlassen.

Es blieb somit Miss. Dick nichts anderes übrig, als der Weisung zu folgen. In einem verschlossenen Tragsessel und begleitet von einer Anzahl Beamten wurde er an den Fluß transportiert, während sein eingeborener Gehilfe im Gasthause ihre Habseligkeiten in aller Eile zusammenpackte. Der Pöbel aber, dem inzwischen das Dasein des Missionars bekannt geworden war, rief mit wildem Geschrei hinter ihm drein: Schlagt den fremden Teufel tot!

Auf dieses Vorkommnis hin verdoppelten die Behörden von Tschangscha ihre Wachsamkeit, um jedes Eindringen von Fremden in ihre Mauern zu verhindern, und es blieb infolgedessen die Hauptstadt der Provinz Hunan noch viele Jahre dem Evangelium verschlossen. Miss. Dick aber gab nach seiner Ausweisung den Plan auf, noch verschiedene andere Städte zu besuchen, da er hörte, es seien in Tsinschi, wo zwei Evangelisten stationiert waren, und an mehreren andern Orten Unruhen ausgebrochen. Am 16. Juni traf er glücklich wieder in Schasi ein, nachdem er fast sechs Monate unterwegs gewesen war.

4.

In Tsinschi hatten bis dahin die beiden Evangelisten ihre Arbeit unbehelligt tun dürfen. Man hoffte deshalb trotz der feindseligen Stimmung in den Hunan-Städten das Missionswerk einigermaßen ausdehnen zu können, und zwar durch Stationierung von einigen Missionarinnen, die weniger Aufsehen erregen und nicht wie die Männer als politische Agenten angesehen werden würden. Hudson Taylor hatte deshalb die beiden Fräuleins Evans und Wilson dahin bestimmt, die im Februar 1885 daselbst eintreffen sollten. Miss. Dorward begab sich deshalb kurz zuvor von Schasi aus über die Grenze, um in Tsinschi die nötigen Vorkehrungen für ihre Unterkunft zu treffen. Er ahnte nicht, wie sich inzwischen die Verhältnisse geändert hatten.

Als er am Abend des 24. Februar in Tsinschi anlangte und an die Tür des Evangelisten Yao pochte, empfing ihn dieser mit augenscheinlicher Bestürzung. Hastig fragte er den eintretenden Missionar, ob er denn seinen Brief nicht erhalten habe? Nein, war die erstaunte Antwort. Der Briefbote und der Missionar hatten sich unterwegs verfehlt. Dann führte der Evangelist den Missionar in ein Hinterzimmer und erzählte ihm, wie die Dinge in Tsinschi gegenwärtig stünden. Hienach war durch das Auftreten eines römisch-katholischen Priesters in der Nachbarschaft Litschau der Pöbel erregt worden. Man hatte den Priester mit Gewalt entfernt und das Haus, das er gemietet hatte, dem Boden gleichgemacht. Zugleich waren überall in der Stadt Plakate gegen die Fremden angeschlagen und

das Volk aufgefordert worden, den ganzen Bezirk von der fremdländischen Pest zu säubern. Ja, die Leute ließen den Bewohnern von Tsinschi sagen, sobald sie damit zu Ende wären, würden sie hinüberkommen und auch mit den Evangelisten aufräumen. Dadurch fühlten sich jedoch die Bewohner von Tsinschi in ihrer Ehre angegriffen und erklärten, sie seien Mannes genug, um das selbst zu besorgen. Die beiden Evangelisten wurden infolgedessen angewiesen, bis zu einem bestimmten Termin die Stadt und deren Gebiet zu verlassen; im andern Fall wurde ihnen mit gewaltsamer Entfernung gedroht. Zugleich durchsuchte man ihre Wohnung, ob sich nicht etwa ein Ausländer bei ihnen verborgen halte.

Unter diesen Umständen konnte Dorward, der von alle dem nichts geahnt hatte, nicht in der Stadt bleiben, und die erwartete Ankunft der beiden Missionarinnen mußte auf jeden Fall noch rechtzeitig verhindert werden. Er begab sich deshalb noch in der gleichen Nacht nach Schasi zurück, und zwei Tage später hörte er, daß auch die Evangelisten den Platz hatten räumen müssen. Zugleich mit dieser Nachricht meldete ihm ein Brief, daß die Missionarinnen im Begriff seien, von Wutschang aufzubrechen und nach Tsinschi zu reisen. Dorward reiste ihnen deshalb nach Wutschang entgegen, um sie zurückzuhalten, traf sie aber nicht mehr an. In Sturm und Wetter eilte er wieder nach Schasi zurück, wo auch die beiden Fräuleins auf einem andern Wege zwei Tage später eintrafen.

Von einer Besetzung Tsinschis konnte jetzt natürlich keine Rede sein und die Missionarinnen blieben vorderhand in Schasi, wo zurzeit neben Dorward und Dick auch noch die Missionare James und Gulston sich aufhielten. Erst im Herbst konnte man es wagen, von Schasi aus neue Versuche in Hunan zu machen und verschiedene Reisen durchs Land zu unternehmen.

Inzwischen sah sich Dorward, der Leiter der Pioniermissionare für Hunan, genötigt, Ende 1886 eine Erholungsreise nach England anzutreten. Er hatte neun Jahre in der chinesischen Mission gestanden; von diesen hatte er sechs Jahre der Erschließung Hunans gewidmet und die meiste Zeit auf der Wanderung zugebracht. Nach kurzem Aufenthalt in der europäischen Heimat kehrte er im Oktober 1887 wieder nach China zurück und bezog seine bisherige Station Schasi, die ihm auch fernerhin als Operationsbasis für Hunan dienen sollte. Die Aussichten, in diesem selbst Fuß zu fassen, waren vorderhand ungünstiger als je. War doch in der Hauptstadt Tschangscha das Gesetz aufgestellt worden, keinen Studierenden von einer Stadt zum Examen zuzulassen, in der sich ein Fremder aufhielte. Die Bewohner von Tsinschi und Litschau rüsteten sich sogar mit Schwertern und Messern aus, um jeden fremden Eindringling abzuwehren.

Demgemäß erwies sich auch die Arbeit als sehr schwierig und wenig hoffnungsvoll. Ja, der eine der Missionare verlor derart den Mut, daß

er das Arbeitsfeld verließ, und der ehemalige Buddhistenpriester, den Dorward nach längerer Prüfung getauft hatte, fiel wieder ins Heidentum zurück. Dorward ließ sich indes nicht entmutigen und suchte trotz aller Schwierigkeiten und Gefahren dem Evangelium in Hunan Eingang zu verschaffen, während sein Amtsbruder James in der Grenzstadt Schihscheo Fuß fassen zu können hoffte. Es gelang dies auch für kurze Zeit, aber auch diese Operationsbasis, die nur eine Wegstunde von der Grenze Hunans entfernt lag, mußte in der Folgezeit wieder aufgegeben werden.

Der größte Schlag für das Missionswerk an der Grenze Hunans aber war der Tod des eifrigen Dorward, der am 2. Oktober 1888 der Dysenterie erlag. In ihm verlor die kleine Truppe ihren erfahrenen Führer, und dies war um so beklagenswerter, als zu gleicher Zeit die Missionare James und Lawson auf der neuen Grenzstation Schihscheo einen harten Stand hatten. Obwohl hier die Stimmung des Volks anfangs keine unfreundliche war, schlug dieselbe doch bald um. Plakate wurden gegen die Fremden in den Straßen angeschlagen, Flugblätter mit Hetzartikeln wurden verbreitet und Drohungen gegen den Mietsherrn, der den Missionaren sein Haus vermietet hatte, ausgestoßen. Kein Wunder, daß dieser um jeden Preis die Fremden wieder lossein wollte.

Eine Zeitlang konnten sich diese noch in der Stadt halten, ja es schien, als ob sich mit dem Jahr 1889 ihre Lage etwas günstiger gestalten sollte. Ihre Gottesdienste wurden so gut besucht, daß ihre Wohnung für den zahlreichen Zuspruch nicht ausreichte. Von 10 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags stellten sich Besucher ein, unter ihnen auch viele Hunaner, und hörten mit Interesse der Verkündigung des Evangeliums zu. Diese scheinbar günstige Stimmung währte indes nicht lange. Im April brach der Sturm los, der auch der hoffnungsvollen Arbeit in Schihscheo ein jähes Ende bereitete.

Der zahlreiche Besuch der Gottesdienste erregte bald die Aufmerksamkeit und schließlich die Wut des Pöbels. Dieser stürzte sich eines Tages auf die Wohnung der Missionare und zerstörte sie. Von den beiden Missionaren war Lawson gerade auf einer Reise, während James sich ins Amthaus flüchten konnte. Hier nahm sich der oberste Sekretär seiner an, versteckte ihn hinter einigen Möbeln und weigerte sich, den Fremdling auszuliefern, obschon der Beamte von den Anführern des Pöbels geschlagen und mißhandelt wurde. Daraufhin wurde das Amthaus von der wütenden Rotte durchsucht. Da sie den Missionar nirgends fanden, stachen sie mit Spießen in alle Ecken und Winkel, um den Flüchtling ausfindig zu machen. Als sie endlich auch an den Versteck kamen, sah sich James genötigt, hervorzukommen, um nicht gespießt zu werden. Alles stürzte sich nun auf ihn, schlug ihn ins Gesicht, faßte ihn am Zopf — denn er trug chinesische Kleidung — und schleifte ihn eine große Strecke weit im Regen auf der

Straße entlang. Schließlich drohte man ihm, ihn in einen Brunnen zu werfen, wenn er nicht bekennte, mit welcher Summe er den Beamten bestochen habe. Da James nichts zu bekennen hatte, wäre auch diese Drohung unfehlbar ausgeführt worden, wenn nicht in diesem Augenblick ein tropischer Regenschauer eingesetzt hätte, der die Volksmenge alles vergessen ließ und auseinanderjagte. James konnte auf diese Weise das Amthaus wieder gewinnen und sich seinen Feinden entziehen.

Die Stadt Schihscheo mußte auf diese Unruhen hin natürlich gemieden werden; aber schon wenige Wochen darauf wagte es Miss. Lawson, dahin zurückzukehren und die zerstörte Wohnung wieder herstellen zu lassen, während sein Kollege James die Provinz Hunan bereiste. Im Jahr 1890 bezogen sie dann zusammen wieder ihre alte Wohnung und setzten ihre Arbeit fort. Wohl stellten sich aufs neue große Scharen von Besuchern ein, denen man das Heil Gottes verkündigte, aber nun traten Verhältnisse in der kleinen Arbeiterschar ein, wodurch das Werk auf Jahre hinaus fast stillgestellt wurde. Lawson sah sich durch seinen Gesundheitszustand genötigt, ein nördlicheres Klima aufzusuchen und sich in die Provinz Schansi zu begeben, während James in die Provinz Setzschuen versetzt wurde. Zwar traf inzwischen ein neuer Arbeiter, M'Nair, für die Pioniermission an der Grenze Hunans ein, aber als einzelner Mann konnte er sich auf die Länge nicht halten. Die beiden Städte Schasi und Schihscheo wurden 1891 als Zentralstationen aufgegeben und nur mit eingeborenen Gehilfen besetzt. Hunan schien allen Anstrengungen der Boten Christi zu spotten; doch Gottes Stunde schlug auch für diese Provinz.

5.

Unruhen, die im Jahr 1891 am Jangtsekiang ausbrachen, erschwerten jede Missionsarbeit in jenem Gebiet derart, daß auch für Hunan bis zum Jahr 1896 nichts weiter getan werden konnte, als daß man die verschlossene Provinz im Gebet vor Gott brachte. Und in der Tat, er erhörte das Flehen der Missionsgemeinde. Die Ernennung eines neuen Gouverneurs für Hunan im Jahr 1896 rief einen totalen Umschwung in den Verhältnissen hervor. Diesem hohen Beamten lag es daran, so viel in seiner Macht stand, die Aeußerungen des Fremdenhasses einzudämmen. Die Folge davon war, daß die Mission in wenigen Jahren in der Provinz Boden gewann.

Auch die China Inland Mission nahm alsbald ihre Arbeit an der Grenze von Hunan wieder auf. Einer ihrer Missionare, Georg Hunter, ein schottischer Geistlicher, der seit 1889 im Dienst der China Inland Mission in einer der chinesischen Provinzen gearbeitet hatte, bot sich für Hunan an. Da er aber Frau und zwei Kinder hatte, trug Hudson Taylor anfangs

Bedenken, ihn dort zu stationieren. Die inzwischen eingetretenen günstigeren Verhältnisse ermutigten ihn aber, das Anerbieten anzunehmen. Hunter ließ sich vorderhand in Itschang nieder und bereiste von da aus die Provinz Hunan. Zu seiner Freude fand er da und dort, wo die Missionare in den früheren Jahren gearbeitet hatten, Wahrheitssucher unter der chinesischen Bevölkerung, besonders in Schihscheo, Tsinschi und Tschangteh, wo er verschiedene Personen taufen konnte.

Während Hunter vom Nordwesten aus der Mission Eingang zu verschaffen suchte, wurde zu gleicher Zeit auch vom Osten aus ein Vorstoß unternommen, und zwar von Fräulein Jakobsen. Diese hatte bis dahin elf Jahre in der Provinz Schansi im Bezirk des chinesischen Pastors Hsi gearbeitet und gedachte nun in Begleitung eines eingeborenen Christen von der Provinz Kiangsi aus nach Hunan vorzudringen. Auf dem Weg dahin schickte sie den Evangelist Ren voraus, um in Hunan oder an dessen Grenze einen geeigneten Platz mit der nötigen Wohnung ausfindig zu machen. Ihr Plan war, ein Asyl für Opiumraucher zu errichten, wie es Pastor Hsi in Schansi gegründet hatte. Der Evangelist mietete die nötigen Lokalitäten in einem Dorfe Tschenghuangkiah, das nur wenige Minuten von der Huan-Grenze entfernt lag. Ende des Jahres 1896 traf dann Frl. Jakobsen ein.

Ihre Ankunft erregte großes Aufsehen. Scharen von Frauen aus dem Grenzgebiet stellten sich bei ihr ein, und es währte nicht lange, so führte eine derselben sie bei der Frau eines ehemaligen Beamten, der in einem Hunan-Dorf lebte, ein. Frl. Jakobsen wurde infolgedessen in das Haus des Beamten eingeladen, und dieser bot ihr eins seiner Häuser zur Miete an, falls sie ihm behilflich sein wollte, vom Opiumlaster frei zu werden. Das sagte sie gerne zu und siedelte sodann im Februar 1897 in das Dorf über. Damit war man denn in Hunan selbst wieder eingerückt, nachdem man bis jetzt jahrelang die Missionsarbeit nur von verschiedenen Grenzorten aus hatte betreiben können.

Inzwischen war es dem Evangelisten Yao gelungen, auf einer Reise im nördlichen Hunan-Gebiet einen Mietsvertrag in der Stadt Tschangteh abzuschließen, wonach die Räumlichkeiten eines Hauses für die Mission erworben wurden. Miss. Hunter säumte nicht, sogleich zwei eingeborene Gehilfen dahin abzusenden, die bis zur Ankunft eines Missionars dort mit der Arbeit beginnen sollten. Bald darauf trafen auch zwei Missionare der amerikanischen Missions-Allianz daselbst ein, die sich im entgegengesetzten Stadtquartier niederließen.

Die Lage in Hunan hatte sich somit binnen kurzer Zeit wesentlich geändert. Die bisher verschlossene Provinz stand jetzt der Mission mit einemmal offen. Im Süden Hunans rückten die amerikanischen Presbyter von Kanton aus ins Land vor. Unterhalb Tschangscha hatten

die Londoner Missionare am Fluß drei Stationen angelegt; in Tschaling Tschau, im Südosten, hatte Frl. Jakobsen mit einigen Christen aus Schansi festen Fuß gefaßt, und in Tschangteh wirkten außer den Boten der Missions-Allianz die der China Inland Mission. Natürlich war von der letzteren auch die Arbeit in Schihscheo wieder aufgenommen worden. Zur Zentralstation Tschangteh, auf der außer Hunter noch drei Missionare standen, gehörten am 1. Januar 1900 sechs Außenstationen mit 30 Christen.

Während sich so alles aufs hoffnungsvollste anließ, erlitt die China Inland Mission in Tschangteh einen schweren Verlust durch den plötzlichen Tod von Miss. Hunter, der kurz zuvor von einem Erholungsaufenthalt in Europa zurückgekehrt war und mit neuer Kraft die Arbeit aufgenommen hatte. Der Verlust war um so fühlbarer, als man eben eine weitere Stadt im Westen, Tschentschau, mit einem Missionar besetzt hatte und einen guten Fortgang dort erhoffen durfte.

Immerhin war die Arbeit in Hunan mit vielen Schwierigkeiten und Nöten verbunden, wenn auch die Verhältnisse gegen früher günstiger waren; denn obschon jetzt die Provinz den Missionsarbeitern offen stand, so war damit der Widerstand und die Feindseligkeit der Bevölkerung durchaus nicht beseitigt. Im Gegenteil; es fehlte nicht an Bedrückungen und mancherlei Nöten. Selbst des Lebens waren die Missionare zeitweilig nicht sicher. Da war es ihnen denn von großem Trost, daß die wenigen Christen, die sie bis jetzt hatten sammeln dürfen, treu und glaubensmutig zu ihnen standen. Aber auch besondere Umstände dienten unter Gottes Leitung dazu, den Missionaren die Herzen der feindseligen Bewohner zu öffnen und ihnen ihre mühsame Arbeit zu erleichtern. Das zeigte besonders ein Fall in Tschaling Tschau.

Diese Stadt war seinerzeit durch Frl. Jakobsen, die hier ein Asyl für Opiumraucher errichtet hatte, besetzt worden. Nachdem dieselbe ihren Posten gewechselt hatte, trat der Missionsarzt Dr. Keller in ihre Arbeit ein. Er fand von Anfang an ein solches Entgegenkommen beim Mandarin, daß ihm sein Eintritt außerordentlich erleichtert war. Der Beamte schickte seine Amtsdiener in der Stadt umher und forderte die Leute auf, dem Fremden mit aller Freundlichkeit und Achtung zu begegnen. Das hatte zur Folge, daß sich Dr. Keller alsbald eines großen Vertrauens erfreute und großen Zuspruch hatte. Dieser Umstand erregte jedoch den Unwillen der studierenden Jugend und der Gelehrten, die den Eigentümer von Dr. Kellers Wohnung mit Plünderung und Todschlag bedrohten. Nicht lange darauf ging man zur Tat über. Aufgestachelt von den Literaten, rottete sich der Pöbel eines benachbarten Dorfes zusammen und plünderte das Missionshaus und den Laden des Hausbesitzers, um dadurch den Missionar zum Weggang zu nötigen. Die Folge davon war, daß der Beamte des Distrikts vom Präfekten angewiesen wurde, den Missionar und den Haus-

besitzer für ihre Verluste zu entschädigen. Diese Forderung kam den Mann hart an und er war hoch erfreut, als ihm Dr. Keller erklärte, er wolle für seine Person auf jede Entschädigung verzichten, wenn nur seinem Hauswirt alles ersetzt werde. Diese Erklärung diente dazu, die Vorurteile gegen den Missionar und die Mission überhaupt zu beseitigen und hatte zur Folge, daß sich die Behörden auch während der Boxerunruhen der bedrohten Missionsarbeiter soweit annahmen, daß diese mit dem Leben davon kamen.

Durch die von den Boxern hervorgerufenen Wirren ward auch das Missionswerk in Hunan vollständig stille gestellt. Sämtliche Missionsarbeiter mußten das Land räumen und es war eine besondere Bewahrung Gottes, daß auch die der China Inland-Mission angehörenden Missionare alle ungefährdet entrinnen konnten, während in andern Provinzen viele ihr Leben verloren oder erst nach unsäglichen Leiden in Sicherheit waren.

Schon war der Sturm in den nördlichen Provinzen losgebrochen, als Dr. Keller noch immer in Hunan herumreiste und nicht ahnte, wie gefährdet sein Leben sei. Noch im Juni predigte er in Hengschan und wollte von da aus einige Missionare anderer Gesellschaften in der Nähe besuchen. Ein Sturm nötigte ihn aber in einem Boot nach Siangtan zu fahren. Wenige Tage später wurde die Londoner Station in Hengschan zerstört, und die dortigen Missionare konnten sich nur mit knapper Not und mit Verlust ihrer Habe retten. Dr. Keller wollte nun von Siangtan nach Hengschan weiterreisen, aber eine innere Stimme sagte ihm, daß es nicht Gottes Wille sei, und er blieb somit noch einige Tage in Siangtan. Er entging dadurch dem Blutbad in Hengschan, wo sowohl die Londoner als auch die katholische Missionsstation zerstört wurde. Drei Priester wurden dabei auf entsetzliche Weise umgebracht, verstümmelt und verbrannt.

In Siangtan war zurzeit noch alles ruhig. Aber mit einem Schlag änderte sich die Sachlage. Plakate wurden angeschlagen, und als Dr. Keller am folgenden Morgen die Stadt verließ und sich an den Fluß begab, folgten ihm Volksbanden, die ihn mit dem Tode bedrohten. Da erweckte ihm Gott in einem Unbekannten einen Freund, der ihm den Rücken deckte und den nachstürmenden Pöbel im Schach hielt. Er begleitete ihn bis an den Fluß, sodaß Keller ungefährdet ins Boot steigen konnte. Bei seiner Abfahrt wurde er von einem Hagel von Steinen und Erdklumpen überschüttet. Tags darauf wurde die Halle, wo sich der Fremde aufgehalten hatte, vom Volk geplündert.

Bei seiner Rückkehr nach Tschaling fand Dr. Keller die Stadt in großer Aufregung, da das Gerücht, der Pekinger Hof habe ein Dekret erlassen, wonach alle Fremden und Christen getötet werden sollten, die Runde gemacht hatte. Der Magistratsbeamte, der dem Missionsarzt

wegen einer ärztlichen Hilfeleistung günstig gesinnt war, konnte vorerst die Ruhe wieder herstellen; als aber die Nachricht von den Unruhen in Hengtschau, Hengschan und Siangtan eintraf und schließlich auch die Vorkommnisse in Peking gemeldet wurden, kannte die Erregung des Volkes keine Grenzen. Der Beamte kam deshalb zu Dr. Keller und ermahnte ihn, alle wichtigen Papiere und Habseligkeiten ins Amthaus zu schicken und sich ebenfalls dahin zu begeben, da er für nichts stehen könnte. Zugleich ließ er die Straßen und das Missionshaus durch Soldaten bewachen.

Die Missionsarbeiter folgten dem freundlichen Rat des Beamten und siedelten ins Amthaus über. Da sich aber inzwischen die Aufregung des Volkes ein wenig gelegt hatte, kehrten sie wieder in ihre Wohnung zurück. Da — es war am 9. Juli — hörte ein Sekretär des Amthauses ganz zufällig in einer Opiumkneipe, wie zwei Männer mit einander den Plan besprachen, in der folgenden Nacht das Missionshaus niederzubrennen und die Missionare bei dieser Gelegenheit umzubringen. Der Sekretär teilte das Gehörte sofort dem Beamten mit, und dieser eilte im Dunkel der Nacht zu Dr. Keller und forderte ihn auf ins Amthaus zu kommen, da er in seinem Hause nicht mehr sicher sei. Zugleich ließ er durch Truppen die Volkshaufen auf den Straßen zerstreuen und einen Ruhestörer zur Warnung für andere öffentlich auspeitschen.

Mittlerweile rückten Aufständische von Hengtschau in der Stadt ein, und obwohl der Beamte sein möglichstes tat, die Ruhe aufrecht zu erhalten, so sah er doch bald ein, daß ihm dies auf die Länge nicht möglich sein würde. Bleich und bekümmert kam er mehrmals zu Dr. Keller, dem er eigens ein Zimmer im Amthaus eingeräumt hatte, ohne sich zu einer Mitteilung entschließen zu können. Endlich machte er an einem Abend seinem bedrückten Herzen Luft. Er erzählte, daß von der Kaiserin-Witwe ein Dekret erschienen sei, wonach alle Fremden im Lande ausgerottet werden sollten. Dieser Erlaß sei vom Vizekönig auch nach Tschaling geschickt worden und habe die größte Aufregung hervorgerufen. Er fürchte eine Erhebung gegen die Fremden, die er mit seinen wenigen Soldaten nicht werde niederhalten können. Ja er fürchte, man werde das Amthaus stürmen und sie alle umbringen.

Dr. Keller ersah daraus, daß seines Bleibens in Tschaling nicht länger sei; denn es war dadurch nicht nur sein eigenes Leben, sondern auch das des wohlwollenden Beamten ernstlich gefährdet. Er packte deshalb die nötigsten Habseligkeiten und räumte das Feld. Begleitet von einer militärischen Eskorte, die ihm der Beamte zu seinem Schutz mit auf den Weg gab, verließ er um Mitternacht die Stadt. Er schlug die Route nach Osten, nach der Provinz Kiangsi ein. In den ersten Tagen wurde er unterwegs zwar vom Pöbel beschimpft und bedroht, aber seine militärische Begleitung hielt sich wacker und ließ es zu keinen Tätlich-

keiten kommen. In der dritten Nacht lauerte ihnen eine Räuberbande auf, aber ein heftiges Gewitter vereitelte den Anschlag. Zwei Wochen später erreichte der Flüchtling die Stadt Kihan, und von da aus am 31. August Schanghai. Wenige Tage später traf die Nachricht von der Zerstörung der katholischen Missionsgebäude in Kihan ein. Wie Dr. Keller, so hatten auch die übrigen Missionsarbeiter der China Inland-Mission sich glücklich aus der Provinz Hunan retten können, und wenn auch das Missionswerk durch die Boxerunruhen aufs neue stillgestellt war, so hatte doch keiner der Missionare sein Leben daselbst verloren.

6.

Der Sturm, der durch die Boxerwirren über die Mission in China hereingebrochen war, ging vorüber. Nach den schweren und unersetzlichen Verlusten, die verschiedene Provinzen dadurch erlitten hatten, begann man die verlassenen Posten wieder zu besetzen und das Zerstörte neu aufzubauen. Auch in Hunan suchte alsbald die Mission wieder einzurücken, und es ist bemerkenswert, daß es eine der ersten Provinzen war, in der man das Missionswerk wieder aufnahm. Schon sechs Monate, nachdem Dr. Keller sich hatte von Tschaling zurückziehen müssen, verließen die Missionare Clinton und Stewart von der China Inland-Mission ihr Hauptquartier Schanghai und begaben sich nach Hunan. Unterwegs stießen noch ihre Mitarbeiter Gemmel, Bruce und Lowis zu ihnen. Erstere ließen sich in Tschangteh nieder, die letzteren in Tschentschau.

Man wollte aber auch neues Gebiet besetzen und richtete da vor allem sein Augenmerk auf die Provinzialhauptstadt Tschangscha; denn in ihr erkannte man den Schlüssel für die ganze Provinz, da sich nach dem Verhalten ihrer Beamten und Einwohner alle übrigen Provinzialstädte richteten. Konnte man hier Eingang finden, so stand damit das ganze Land für die Mission offen. Aus diesem Grunde war schon im Mai 1901 der Londoner Missionar Dr. Griffith John nach Tschangscha gekommen und hatte hier vor den Toren der Stadt ein Anwesen erworben und vorderhand einen eingeborenen Christen daselbst stationiert.

Bald darauf, am 8. Juni, traf auch Dr. Keller mit dem Evangelisten Li ein und mietete in der Stadt ein größeres Anwesen, wobei ihm die Beamten in der freundlichsten Weise entgegenkamen. Wenige Tage darauf hatte er auch Gelegenheit, durch die ärztliche Behandlung zweier Soldaten, die durch einen Sprengschuß verwundet worden waren, das Vertrauen und die Freundschaft der Beamten und Offiziere zu gewinnen. Seine Missionstätigkeit ließ sich somit von vornherein als recht hoffnungsvoll an. Er blieb auch nicht allein. Im Juli erhielt er in Missionar Hampson einen Mitarbeiter, und im November des folgenden Jahres konnte Dr. Keller es sogar wagen, seine Frau kommen zu lassen.

Später wurde die kleine Schar noch durch Dr. Barrie und seine Frau verstärkt. Die Ankunft der letzteren führte auch dazu, daß man vorher ein weiteres schönes Anwesen erwarb, was auch ohne jede Schwierigkeit geschehen konnte.

Wie in Tschangscha, so gelang es auch den Missionaren in Tschangteh, ohne große Mühe die nötigen Lokalitäten zu erwerben und das Werk wieder zu beginnen. Da ihnen die Beamtenwelt durchaus freundlich begegnete, entwickelte sich dasselbe in schönster Weise. Nicht so günstig entwickelten sich die Dinge in Tschentschau, wo die Missionare Bruce und Lowis die Arbeit aufgenommen hatten. Schon im Sommer 1902 fielen beide dem Aberglauben und der Volkswut zum Opfer. Als in dieser Zeit eine Choleraepidemie ausbrach, wurde von den abergläubischen Leuten das Gerücht ausgesprengt, die beiden Fremden hätten die Wasserquelle in der Stadt vergiftet. Das Gerücht fand wie immer Glauben, die entfesselte Volkswut stürzte sich auf die beiden Missionare, die selbst bei den Behörden keinen Schutz fanden, und ermordete sie. Diese Niedermetzelung von zwei britischen Untertanen veranlaßte die britische Regierung, der chinesischen Beamtenwelt zu Gemüte zu führen, daß es ihre Pflicht sei, die Ausländer in ihren Mauern zu schützen. Sie drang deshalb auf Bestrafung der Schuldigen, sowie auf Zahlung von 10000 Pfund Sterling (200000 Mark).

Die China Inland Mission hatte indes mit dieser Angelegenheit nichts zu tun und auch keinerlei Strafantrag gestellt. Die Britische Regierung verfolgte hierin nur ihren politischen Zweck, während es der Mission darum zu tun war, vor der chinesischen Bevölkerung nicht als solche zu erscheinen, die bei der Regierung auf Entschädigung und Sühne gedrungen habe. Sie wies deshalb jene Summe von 10000 Pfund, die man ihr zur Verfügung stellte, in aller Höflichkeit zurück. Auch verschiedene andere evangelische Missionen, denen die Regierung das Geld anbot, lehnten es aus diesem Grunde ab. Schließlich nahm es die amerikanische Yale-Universitätsmission für ihre Erziehungsanstalten im mittleren China an.

Auch im Süden der Provinz Hunan wurde mit der Missionsarbeit ein neuer Anfang gemacht. Missionar Kampmann vom deutschen Zweig der China Inland Mission ließ sich im Juli 1902 in Paotschingfu nieder, mußte sich aber schon im November desselben Jahres für eine Zeitlang wieder zurückziehen, da ein chinesischer Militärbeamter durch Hetzplakate das Volk gegen den Fremden aufzureizen suchte. Aber abgesehen von derlei gelegentlichen Unruhen nahm das Missionswerk einen raschen Aufschwung, sodaß man im Juni 1903 eine allgemeine Missionskonferenz in der Provinzialhauptstadt Tschangscha abhalten konnte. An ihr waren nicht weniger als 12 Missionsgesellschaften durch 32 Abgeordnete

vertreten. Letztere repräsentierten die Länder Australien, Kanada, England, Finnland, Deutschland, Norwegen, Schottland und die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

* * *

Dreißig Jahre waren vergangen, seit der erste Pionier der China Inland Mission den Versuch gewagt hatte, den Bewohnern Hunans das Evangelium zu bringen. Mit Gefahr des Lebens und unter unsäglichen Schwierigkeiten hatte man immer und immer wieder die Arbeit in diesem feindseligen Gebiet aufzunehmen gesucht, ohne jedoch einen wesentlichen Erfolg erringen zu können. Der Aussaat schien keine Ernte folgen zu wollen. Da endlich hatte auch für diese Provinz Gottes Stunde geschlagen, und in fröhlichem Wachstum war das Werk der Mission innerhalb weniger Jahre zu schönster Blüte gediehen. Es war wie ein Wunder Gottes, das sich auf diesem Gebiet seit dem blutigen Boxeraufstand vollzogen hatte; denn während im Jahr 1875 weder ein Missionar noch ein Christ im Lande sich befand und selbst noch im Jahre 1897 sich kein Missionar ständig in Hunan aufhielt, standen im Jahre 1905 nicht weniger als 13 Missionsgesellschaften in der Arbeit, mit einem Personal von 111 Missionsarbeitern auf 17 Hauptstationen. Von den letzteren gehörten allein fünf mit 25 europäischen Arbeitern der China Inland Mission an. Auch in den äußeren Verhältnissen war ein großer Umschwung eingetreten. Die ehemals fremdenfeindliche Hauptstadt Tschangscha, die für jeden Ausländer hermetisch verschlossen war, wurde 1904 als Freihafen erklärt und der Verkehr mit Hankau durch ausländische Dampfer eröffnet.

Es darf wohl als eine besonders freundliche Fügung Gottes betrachtet werden, daß es dem Gründer der China Inland Mission, Hudson Taylor, vergönnt war, noch am Abschluß seines reichen Lebens den Boden Hunans und die Hauptstadt Tschangscha zu betreten. Jahrzehnte lang hatte er für diese verschlossene Provinz gebetet und seine Boten dahin abgeschickt; nun sollte er noch, ehe er seine Augen für dieses Leben schloß, in der zuletzt eroberten Feste dieses Wunder der Gnade Gottes schauen und damit sein reiches Tagewerk beschließen. Hudson Taylor erreichte bei seinem letzten Besuch in China gerade noch die Hauptstadt Tschangscha, wo er kaum angekommen und von seinen Missionsarbeitern begrüßt, am 3. Juni 1905 entschlief. Ein halbes Jahr später gab der Gouverneur von Hunan selbst der China Inland Mission ein Zeichen seiner Anerkennung dadurch, daß er ihr 300 Pfund (6000 Mark) zum Ankauf eines Bauplatzes für ein Missionshospital schenkte. Solche Wandlungen hatten sich durch Gottes Gnade innerhalb weniger Jahre in der unzugänglichen Provinz Hunan vollzogen.

Warum ich Christ geworden bin.*)

Von K. T. Alahasundraram.

Sobald ein Hindu zum Christentum übertritt, stecken jedesmal seine bisherigen Glaubensgenossen die Köpfe zusammen und fragen: Warum hat er das getan? In der Regel suchen sie nach einem äußeren Beweggrund. Da heißt es: A. ist Christ geworden, weil er Hunger hatte und sich vom Missionar den Bauch füllen lassen wollte. Oder: B. ist zur Kreuzreligion übergegangen, weil er kein Geld hatte, um weiter zu studieren und doch gern sein Ziel erreicht hätte. Oder aber: C. hat sich in ein hübsches Christenmädchen verliebt und hat um ihretwillen seinen väterlichen Glauben abgeschworen und den der Barbaren angenommen.

So meinen die Hindu stets, irgendein äußerer, mehr oder weniger schlechter Grund müsse vorliegen, wenn sich einer ihrer Volksgenossen bekehrt. Doch, lieber Leser, urteile selbst, ob man nicht auch aus Herzensüberzeugung ein Christ werden kann.

Ich bin der jüngste Sohn von Rao Bahadur C. W. Tamotharam Pillay, B.A.B.L. Mein Vater, der sich seinerzeit in Madras mit Auszeichnung einen akademischen Grad erworben hatte, war lange Jahre Vorsteher der Oberrechnungskammer in Madras; zuletzt amtierte er als Richter am Obergericht in Pudukota. Bis zu seinem Tode war er zugleich Mitglied der Universität in Madras und gehörte der dortigen Prüfungskommission an. Die Verdienste, die er sich um die Wiederbelebung der Tamilsprache erworben hat, wurden von der Regierung durch die Verleihung des Ehrentitels „Rao Bahadur" anerkannt. Von ihm, der mit aller Zähigkeit am Hinduismus festhielt, dabei aber tief religiös gesinnt war, sowie von meiner Mutter habe ich die religiöse Veranlagung geerbt.

Kaum war ich ins Knabenalter eingetreten, da wurde ich auch schon in die Geheimnisse des zeremoniellen Saivismus (Schivadienst) eingeweiht. Zweimal täglich verrichtete ich die vorgeschriebenen Zeremonien und betete vor dem Bilde Ganeschas an. Regelmäßig besuchte ich Freitags den Schivatempel, fastete oft und badete in heiligem Wasser; wiederholt führte ich auch Pilgerfahrten zu heiligen Schreinen aus. Man lehrte mich aber nicht nur die religiösen Vorschriften und Ueberlieferungen des Hinduismus verehren, sondern auch das Christentum und die Christen verachten.

So habe ich denn seinerzeit Christus und seine Anhänger bitter gehaßt. Daran waren freilich auch einige meiner christlichen Spielkameraden schuld, die mich einen Götzendiener nannten und verspotteten, wenn ich eins unserer Bilder anbetete. Eine christliche Frau nannte mich sogar einen Teufelsanbeter. Oft mußte ich mich auch einen Heiden nennen lassen. Heute bin ich selbst ein Christ und weiß, daß man solche Ausdrücke oft ohne böse

*) Mit Erlaubnis der „Christian Literature Society for India" übersetzt von Missionar G. Wessel. — Das Original erschien im April 1907 im Druck.

Absicht gebraucht, obschon dadurch das Gefühl eines Hindu tief verletzt wird. Wäre es nicht wirklich besser, die Christen ließen solche Benennungen ganz fallen? Bei mir hatte der Fall die Wirkung, daß ich Jesum geradezu haßte. So malte ich, damals etwa zehn Jahre alt, ein Kruzifix an die Wand unseres Hauses und schlug das Bild jeden Morgen. Auf einem Christengrab, an dem ich täglich auf meinem Gang zur Schule vorbeikam, stand ein Kreuz. Jedesmal wenn ich es sah, hob ich den Fuß, um ihm einen Tritt zu versetzen; aber ich wagte dies doch nicht, weil ich fürchtete, dafür zur Strafe gezogen zu werden. Als ich mit 12 Jahren begann, Tamil-Poesie zu lesen, versuchte ich mich natürlich auch in der Dichtkunst, und da bestand mein erster Versuch darin, daß ich Verse gegen das Christentum schmiedete. Ja, jener christlichen Frau, die mich einen Teufelsanbeter genannt hatte, stahl ich die Bibel und vernichtete sie. Die Worte des Apostels Paulus: „Zuvor war ich ein Lästerer und ein Verfolger, und ein Schmäher, aber mir ist Barmherzigkeit widerfahren, denn ich habe es unwissend getan im Unglauben", passen auch auf mich. Ganz wie er war ich ein Fanatiker meiner eigenen Religion und haßte darum das Christentum. „Ich nahm zu in der Religion meiner Vorfahren und übertraf darin viele meines Geschlechts, und eiferte über die Maßen um das väterliche Gesetz", um mich wieder der Worte des großen Apostels zu bedienen. In jener Zeit wohnte mein Vater in einem Dorfe bei Kumbakonam.

Im Jahre 1887 kam ich mit meinem älteren Bruder nach Madras, wo wir beide eine höhere Schule besuchen sollten. Mein Bruder trat in eine der oberen Klassen des christlichen Kollegs ein, während ich, damals etwa 13 Jahre alt, natürlich weiter unten meinen Platz erhielt. Mein Vater war dabei vollkommen überzeugt, daß wir charakterfest genug sein würden, um dem christlichen Einflusse, der uns etwa von einem Missionar drohen könnte, zu widerstehen; denn sonst hätte er uns nicht in eine christliche Schule gehen lassen.

Hier brachte ich zwei Jahre zu. Außer den verschiedenen Fächern, die da gegeben wurden, mußte ich mich auch mit dem Inhalt der Bibel bekannt machen, und das tat ich mit großem Eifer; denn es war mir darum zu tun, die Bibel gründlich kennen zu lernen, um sie später zu widerlegen. Auch meinte mein Bruder, der ebenso gegen sie eingenommen war, daß ich als Glied einer hohen Kaste die Bibel besser kennen müsse als ein gewöhnlicher Indier. Dazu kam noch, daß mich der Ehrgeiz anspornte, dadurch gute Noten und somit auch einen der ersten Plätze in meiner Klasse zu erringen.

In diesen zwei Jahren lernte ich die Geschichte von Joseph kennen und dann die Geschichte Israels bis zum Durchzug durch das Rote Meer. Vom Neuen Testament wurden ungefähr 18 Kapitel im Matthäus-Evangelium durchgenommen. Und ob es nicht jedem Knaben ähnlich ergeht wie mir? Von Joseph war ich ganz begeistert; auch die Geschichte von Moses fand ich äußerst interessant; die Bergpredigt und die Gleichnisse Jesu aber erfüllten mich mit hoher Bewunderung. So kam es, daß nach und nach, je länger ich die Bibel las, mein Haß gegen Jesus immer mehr dahinschwand, obgleich mir das damals nicht zum Bewußtsein kam.

Währenddem starb mein Bruder 1888 und ich verließ Ende des Jahres die Schule, um zu meinem Vater zurückzukehren. Dieser schickte mich nun für ein Jahr in das „Königs-Kolleg" in Pudukota. Hier waren fast alle meine Klassengenossen Brahmanen, von denen kein einziger je einen Blick in die Bibel getan hatte. Nun fanden sich aber in unseren englischen Büchern häufig Anspielungen, ja sogar Zitate aus der heiligen Schrift, die eine Kenntnis derselben voraussetzte. Da ich der einzige Schüler war, der sich einer solchen rühmen konnte, bildete ich mir nicht wenig darauf ein und es war mein höchstes Vergnügen, meinen Kameraden die Geschichte von Joseph zu erzählen. Eines Tages hatte ich mit einem meiner brahmanischen Freunde ein Gespräch über die Person Jesu, wobei von einem von uns die Aeußerung fiel, daß Jesus ein großer Lehrer gewesen sei, ganz ebenso wie seinerzeit Buddha, und daß er darum unsere Hochachtung verdiene. Daß seine Anhänger, die Christen, heutzutage ihn als ihren Gott anbeteten und somit Heroenverehrung trieben, daran sei er nicht schuld. In diesem Punkt waren wir damals beide einig. Später erfuhr ich, daß jener Brahmane Katholik geworden sei.

So war ich denn zunächst nur ein Bewunderer Jesu und seiner herrlichen Vorschriften, blieb aber dabei ein starrer Hinduist. Meine Religion machte mich nicht besser und ich war so schlecht, ja noch schlechter als viele andere Hinduknaben. Das war deshalb möglich, weil im Hinduismus keinerlei Zusammenhang zwischen Religion und Sittlichkeit besteht, obschon sich viele schöne, sittlich reine Vorschriften in den Hindubüchern finden. Diese meine Behauptung mag kühn erscheinen, aber ich vertrete sie mit aller Entschiedenheit. Alle Systeme des Hinduismus lehren, daß Gott „nicht sittlich" sei, d. h. daß er weder Tugenden noch Fehler besitze. Wie kann da von einem Zusammenhang von Religion und Sittlichkeit die Rede sein? So war ich zwar „fromm", stand aber zugleich sittlich recht tief.

Im nächsten Jahr, 1890, kehrte ich nach Kumbakonam zurück. Ich war nun bis zur Abiturientenklasse vorgerückt. Zu meinem intimsten Freunde wählte ich damals einen Eurasier (von indisch-europäischer Abkunft) und schwärmte für alles, was englisch ist. Obschon ich einer hohen Kaste entstammte, überwand ich doch mein Kastenvorurteil so weit, daß ich in dem Hause meines Freundes aß. Mein Gewissen machte mir allerdings deswegen Vorwürfe, aber ich beruhigte es damit, daß ich mir sagte, alle Menschen seien ja als Gottes Kinder Brüder. Auf meine religiösen Anschauungen übte indes jener Verkehr keinen Einfluß aus; nur sozial dachte ich etwas freier. Im übrigen hielt ich mit aller Zähigkeit am Hinduismus und seinen Gebräuchen fest, verrichtete pünktlich die üblichen Zeremonien und besuchte regelmäßig den Tempel. Nur einen einzigen kleinen Vorfall möchte ich erwähnen, weil er zeigt, daß doch schon damals Christi Lehren eine große Anziehungskraft für mich besaßen. Mein Freund hatte zwei Schwestern. Als ich einst dazu kam, wie sie sich zankten, erzählte ich den beiden Mädchen das Gleichnis von dem Knecht im Evangelium, dem der König eine große Schuld erließ, und der doch nicht bereit war, ein wenig Geduld mit seinem Mitknecht zu haben.

Im Dezember 1890 bestand ich die Maturitätsprüfung und wäre nun gern wieder nach Madras gegangen und ins christliche Kolleg eingetreten. Nicht daß ich besonderes Verlangen nach christlichem Unterricht gehabt hätte; das war keineswegs der Fall; aber ich glaubte, daß keine andere Anstalt über so tüchtige Lehrer verfüge. Mein Vater befürchtete jedoch, ich könnte doch noch Christ werden, obschon ich ihm bis jetzt keinerlei Grund zu dieser Besorgnis gegeben hatte; ich war im Gegenteil weit davon entfernt, „nach Gerechtigkeit zu hungern". Indes, mein Vater wünschte, daß ich das Präsidentschafts-Kolleg besuchen sollte. Dagegen war nichts zu machen; ich mußte mich fügen. Er ahnte nicht, daß selbst hier mein Hinduglaube bis auf einen gewissen Grad erschüttert werden sollte. Wohl wird in den Regierungsschulen kein religiöser Unterricht irgendwelcher Art erteilt; aber trotzdem ist es eine unleugbare Tatsache, daß durch sie dem Aberglauben vielfach der Boden entzogen wird. So verlor auch ich im Verlauf des folgenden Jahres ganz allmählich, ohne eine innere Revolution durchzumachen, meinen Glauben an den Hinduismus. Für diesen Wandel kann ich drei Gründe angeben: Wir hatten in der Schule regelmäßig Debatten in einem englischen Verein und ebenso in einem Tamilverein. Wir wählten hierzu solche Gegenstände wie „Die Ausbildung der indischen Frauen", „Kinderheirat", „Wiederverheiratung der Witwen", „Seereisen", „Kaste" u. a. m., alles Fragen, die heute die indischen Reformer bewegen. Dabei sah ich mich stets genötigt, auf die Seite dieser Männer zu treten. Als Lehrer am Kolleg war unter anderen ein überzeugter Reformer, der Professor A. Subba Rau, angestellt. Er hat nie privatim mit mir geredet, aber was er uns in den Stunden vortrug, und die Vorträge, die er in unseren Vereinen hielt, machten einen tiefen Eindruck auf mich. Dieser selbe Professor gab eine Zeitschrift heraus: „Der indische Sozial-Reformer". Ich las das Blatt regelmäßig, und wenn ich einen Artikel darin fand, wie z. B. den: „Sollen wir der Vernunft gehorchen oder unseren Schastra?" so stürzte ich mich mit wahrem Feuereifer darauf.

Dieses alles — die Vorträge in unseren Vereinen und die Lektüre dieser Zeitschrift — öffneten mir die Augen für die Tatsache, daß der Hinduismus der Purana oder der religiösen Ueberlieferungen, wie er von den Millionen Indiens gelebt wird, diese Dinge wie die Wiederverheiratung der Witwen und das Reisen zur See wirklich verbietet, und daß er auf Beibehaltung solcher schmählichen Einrichtungen wie Kinderheirat und Kaste mit aller Macht dringt. Kurz ich sah, daß dieser Hinduismus, der allein einen maßgebenden Einfluß auf die Massen ausübt, keine Hilfe, sondern ein großes Hindernis für den sozialen Fortschritt in Indien ist. So drängte sich mir unwillkürlich die Frage auf: Kann eine solche Religion wirklich von Gott stammen? Denn so viel war mir schon damals klar: eine Religion, die von Gott kommt, hält die einzelnen Menschenkinder und die Völker nicht darnieder, sondern hilft ihnen empor.

Zu derselben Zeit kam mir auch zum Bewußtsein, wie sinnlos unsere Zeremonien und religiösen Vorschriften seien. Oft habe ich mich und meine Hindufreunde gefragt: warum muß ich nach Norden oder Osten blicken, wenn ich heilige Asche auf meine Stirn streiche? Warum unter keinen Umständen

nach Süden oder Westen? Warum muß ich, wenn ich bete, Sanskrit-Formeln aufsagen? Sanskrit ist doch eine tote Sprache, die ich gar nicht einmal verstehe. Warum soll ich nicht wie die Christen in meiner Muttersprache und mit meinen eigenen Worten beten dürfen? Wenn die Hindulehre vom Karma richtig ist, wonach der einzelne die Konsequenzen jeder Tat aufs genaueste selbst zu tragen hat — und wenn es gar keine Möglichkeit gibt, diesen Konsequenzen zu entrinnen — warum muß ich denn für meine Mutter, deren Taten — sie mögen gut oder böse sein und die ich ja doch nicht ändern kann — das Totenopfer darbringen?*) Meinem Hinduglauben war so der Boden entzogen, und da ich damals nur den populären Hinduismus kannte, hörte ich in Wirklichkeit auf, ein Hindu zu sein.**) Trotzdem fuhr ich nach wie vor fort, mich mit Asche zu bemalen und versuchte auch äußerlich als Hindu aufzutreten; aber es geschah dies nur, weil mir der moralische Mut fehlte, offen und ehrlich zu handeln.

Wie stand ich nun in dieser Zeit zu meinem Vater? Ließ ich ihn einen Blick in mein Herz tun? Vertraute ich ihm meine inneren Schwierigkeiten und Nöte an? — Ach nein, das tat ich nicht. Es ist das auch erklärlich. In fast allen Hindufamilien besteht ja zwischen Vater und Sohn eine tiefe Kluft. Der Sohn wird nicht dazu erzogen den Vater zu lieben und ihm in allen Dingen zu vertrauen, sondern seine Stellung zu ihm ist vielmehr die, daß er ihn zu fürchten und zu respektieren hat. So war es auch bei uns. Der natürliche Vermittler zwischen beiden ist die Mutter. Da aber meine Mutter schon seit Jahren tot war, sah ich keine Möglichkeit, mich meinem Vater zu offenbaren. Daraus kann man keinem von uns einen Vorwurf machen, denn es liegt nicht an den einzelnen Personen, sondern am System, das den Sohn dem Vater entfremdet und es ihm verbietet, sich dem natürlichen Vater so in Liebe und Vertrauen zu nahen, wie das unsere Brüder im Westen ohne Scheu tun dürfen.

Meine Sommerferien 1891 hätte ich gern um meines eurasischen Freundes willen in Kumbakonam zugebracht. Aber mein Vater, der den Grund kannte und unser Zusammensein nicht gern sah, gab hierzu nicht die Erlaubnis. Ich trotzte deswegen mit ihm und nahm mir vor, während der ganzen Ferien keins meiner Schulbücher anzusehen und auch niemanden zu besuchen. Um aber die Langeweile zu vertreiben, las ich verschiedene Bücher, wie sie mir gerade in die Hände fielen, darunter auch eins, das mir mein verstorbener Bruder geschenkt hatte, als er sein Examen als Fellow of Arts machte. Es war dies die Schrift von Dr. Murdoch über: „Der Gründer des Christentums und seine Religion". Ich las das Buch mit großem Interesse und es hat mich dasselbe ein tüchtiges Stück in meiner Erkenntnis der Wahrheit vorwärts gebracht. Dazu kam noch ein weiterer Umstand.

---

*) Ich hatte mehrmals Gelegenheit, verschiedene Vorträge der bekannten Frau Besant zu hören, in denen sie diese und ähnliche Fragen zu beantworten suchte. Auch las ich, was sie darüber zugunsten des Hinduismus geschrieben hat, aber ihre Erklärungen waren für mich keine annehmbaren Erklärungsgründe.

**) Der Leser wird später noch sehen, daß ich nicht zur christlichen Kirche übergegangen bin, ohne auch den höheren Hinduismus kennen gelernt und geprüft zu haben.

Ein Vetter von mir, der ein Jahr älter war als ich, trug sich damals mit dem Gedanken, Christ zu werden. Aus diesem Grunde redete derselbe oft mit mir von seinen Plänen, besonders über seinen Wunsch, getauft zu werden. Der Gedanke daran, daß er zu den Christen übergehen wolle, machte mir gerade keine Freude, aber abraten mochte ich ihm doch auch nicht; denn ich sagte mir: daß der Hinduismus keinerlei Befriedigung gewähren kann, das weiß ich aus Erfahrung, und wenn mein Vetter hofft, im Christentum die Erlösung zu finden, warum soll ich ihn daran hindern? Dabei schoß mir der Gedanke plötzlich durch den Kopf: „Wenn es für ihn ratsam ist, Christ zu werden, warum nicht auch für mich?" Doch ich wies den Gedanken energisch von mir, indem ich mir sagte, bevor ich einen solchen Schritt tun könnte, müßte ich mich doch erst selbst von der Wahrheit jener Lehre überzeugt haben. Und da es mir ernstlich darum zu tun war, so griff ich wieder zur Bibel. Das Leben Jesu war mir in seinen Hauptzügen bekannt, auch das, was von seinem Tode und seiner Auferstehung gesagt ist. So fing ich denn mit der Apostelgeschichte an und las diese ganz durch. Dann machte ich mich an den Römerbrief. Ich kann nicht sagen, daß ich alles verstand, auch nicht, daß mich alles befriedigt hätte; aber ich ließ nicht nach, und wenn ich auch die Wahrheit noch nicht erkannte, so fühlte ich sie doch aus allem heraus. Es ward mir klar: hier ist etwas, was meine Sehnsucht zu stillen verspricht.

Nun hielt damals ein Amerikaner, Dr. F. Pentekost, evangelistische Vorträge in einem Zelt in Madras. Mein Vetter besuchte diese Versammlungen und forderte mich auf, mitzugehen. Da mein Vater gerade nicht zu Hause war und ich somit keinen Abhaltungsgrund hatte, so ging ich zweimal mit. Dr. Pentekost sprach beidemale über den „Glauben". Von seinem ersten Vortrag weiß ich nichts mehr; dagegen kann ich den Gedankengang des zweiten noch jetzt, nach vier Jahren, wiederholen. Er sagte u. a.: Nehmen wir an, du wärest schwer krank. Deine Freunde führen dir nun einen Arzt zu, von dem sie dir sagen, er könne dir unfehlbar helfen; dasselbe versichert er dich auch selbst. Deine teilnehmenden Freunde fügen noch bei, daß sie einst selbst an der gleichen Krankheit gelitten hätten und von ihm geheilt worden wären. Was wirst du nun tun? Wirst du dem Arzt vertrauen und seine Arzenei einnehmen, oder wirst du zu fragen anfangen: An welcher Universität haben Sie studiert? Welche Examina haben Sie gemacht? Was für eine Arznei wollen Sie mir geben? Wie ist die Arznei zusammengesetzt? Welche Eigenschaften haben ihre Bestandteile? Wenn du so fragen wolltest, wärest du ein Narr und müßtest sterben. Ich sage nicht, die Fragen seien an und für sich unvernünftig; aber sie sind zurzeit nicht am Platz. Nimm die Arznei und laß dich heilen, und nachher magst du meinetwegen fragen, soviel du willst, ja sogar auf die Universität gehen und selbst Medizin studieren.

Laßt mich das auf unsern Fall hier anwenden. Ihr wißt ganz genau, daß ihr Sünder seid; daran könnt ihr gar nicht zweifeln. Nun kommen wir, eure Freunde, und versichern euch: Jesus kann euch helfen! Er selbst sagt das auch, und wir fügen noch bei, daß er uns ebenfalls geholfen habe, denn

wir waren in der gleichen Lage wie ihr. Warum glaubt ihr uns denn nicht? Ihr glaubt uns doch in andern Stücken, warum nicht in diesem? Das etwa war der Hauptinhalt seiner Rede.

Nach seiner Ansprache wurde die Versammlung geschlossen; aber alle, die Lust hätten, noch einer kleinen Nachversammlung anzuwohnen, wurden eingeladen, dazubleiben. Ich entschloß mich dazu und blieb. Dr. Pentekost sang einen Choral und forderte dann die, welche Christum annehmen wollten, auf, sich zu erheben. Einige Anwesende und ich standen auf. Nun lud er uns ein, zu ihm hinauf auf die Plattform zu kommen. Ich zögerte einige Augenblicke und schaute mich um, ob etwa ein Bekannter von mir da wäre. Als ich nirgends ein bekanntes Gesicht erblickte, ging ich zu ihm hinauf. Etwa 10 bis 15 Personen, Männer und Frauen, Indier und Europäer, folgten mir. Dr. Pentekost wandte sich zuerst an mich und sagte: „Sie waren der erste, der meiner Einladung folgte; warum sind Sie gekommen?" — Ich entgegnete: „Ich bin kein Christ, sondern ein Hindu. Der Grund meines Kommens ist nicht der, daß ich Erlösung suchte, sondern um einen berühmten amerikanischen Prediger zu hören. Aber ein Sünder bin ich, das ist wahr, und meine Sünden loswerden möchte ich auch. Sie haben gesagt, wir sollten es mit Jesu versuchen. Gut, ich will es tun." — „Das ist recht", meinte er, „knien Sie nieder und beten Sie." — Ich tat, wie er mich geheißen hatte, und betete zum erstenmale zu Jesu, mir meine Sündenlast abzunehmen. Dabei zogen mancherlei Gedanken durch mein Hirn. Ich dachte an meinen Vater und an mein späteres Fortkommen. Welche Gedanken mich noch bestürmten, weiß ich nicht mehr, aber sie lassen sich wohl am besten durch einen Liedervers von Charlotte Elliot ausdrücken:

> Ganz wie ich bin, so umgetrieben
> Von Zweifeln und Gedanken schwer,
> Im Innern Kampf und Furcht nach außen,
> O Gottes Lamm, komm ich daher.

Doch ich meinte es aufrichtig und betete ernstlich zu Jesus, daß er mich annehmen und von meinen Sünden erlösen möchte. Nun reichte mir Dr. Pentekost zwei Blätter zum unterschreiben, wovon ich das eine behalten und das andere ihm zurückgeben sollte. Ich weiß nicht mehr, was alles auf dem ersten Blatte stand, nur daß ich meine volle Adresse angab und bemerkte, in welche Kirche ich eintreten wollte. Das zweite Blatt hatte folgenden Wortlaut:

Bund mit Gott:

Ich nehme an Gott den Vater als meinen Gott,
Jesum Christum als meinen Erlöser,
Den Heiligen Geist als meinen Heiliger,
Gottes Wort als meine Richtschnur,
Gottes Volk als mein Volk.
Ich gebe mich selbst, all was ich bin und habe, dem Herrn.
Ich tue dies entschlossen, aufrichtig, freiwillig und für immer.
Nimm, o Herr, was ich besitze:
Zeit und Gaben, Geld und Gut.
Leib und Seel geb' ich für immer
In des treuen Vaters Hut.

Dies geschah am Freitag, den 26. Februar 1892. Einige Tage später schickte mir Dr. Pentekost ein englisches Markus-Evangelium.

Als ich nach Hause kam, sagte ich niemandem etwas davon, daß ich mein Herz Jesu übergeben hätte. Warum nicht? Von den Söhnen meines Vaters war ich allein noch am Leben, und mein Vater war alt. Ich dachte, er werde vor Kummer sterben, wenn er erführe, daß sein einziger Sohn Christ geworden sei. Auch fürchtete ich, von ihm enterbt zu werden. Wie sollte ich aber in diesem Fall meine Studien beenden? Ueberdies hatte mein Vater mehrmals davon gesprochen, er wolle mich nach England schicken, damit ich mich dort für den indischen Zivildienst vorbereiten könnte. Bei seiner Wohlhabenheit wäre ihm das ein Leichtes gewesen und schon hatte ich von künftigem Glück und Ansehen geträumt. Darum wollte ich ihm nichts von meiner Bekehrung sagen; denn es fehlte mir der Mut dazu. Aber mit dem Bibelstudium fuhr ich fort und betete in meinem Zimmer fleißig zu Gott.

Kurz darauf bekam ich einen Brief von einem Herrn David Mc. Conaughy, der offenbar meine Adresse von Dr. Pentekost erhalten hatte. Er lud mich darin ein, in den Christlichen Verein junger Männer einzutreten. In meiner Antwort dankte ich ihm für seine Freundlichkeit, erklärte aber, daß ich noch nicht so weit sei, mich öffentlich zu Christo zu bekennen, und bat ihn, für mich, meinen Vater, meine einzige Schwester und meine übrigen Verwandten zu beten.*)

Eine Woche nach meiner Bekehrung kam ein christlicher Student vom Präsidentschafts-Kolleg, um mir zu dem Entschluß, Christ zu werden, zu gratulieren. „Herr Alahasundraram“, sagte er, „ich war im Zelt von Dr. Pentekost, sah Sie aufstehen und dann auf die Plattform gehen.“ — „Wer ist Dr. Pentekost?“ erwiderte ich; „ich kenne den nicht und bin nie in so einer Versammlung gewesen, habe demnach auch nicht getan, wovon Sie reden.“ Er merkte natürlich, daß ich ihn anlog, erwähnte aber den Gegenstand nicht wieder bis lange nachher, als ich bereits Mitglied der christlichen Kirche geworden war.

Im April besuchte ich dann Herrn Mc Conaughy. Er hatte mich früher nie gesehen, begrüßte mich aber gleich mit der Frage: „Sind Sie jetzt zur Taufe bereit?“ — Etwas kleinlaut erwiderte ich ihm, daß mir noch einige Hindernisse entgegenstünden; sobald diese aber beseitigt seien, würde ich mich zur Taufe melden. Darauf meinte er: „Es gibt Hindernisse, die wie eine Viehherde über die Straße ziehen; es gibt aber auch solche, über die man hinwegsteigen muß wie über einen Baumstamm, der im Wege liegt.“ — Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf mich.

Ist es nicht so, mußte ich mir sagen, daß viele warten wollen mit dem Christwerden, bis es kein Kreuz mehr zu tragen gibt? Letzteres wird aber nie der Fall sein, und träte er je ein, so würde ihr Christentum nicht

*) Meine Schwester wurde ungefähr um dieselbe Zeit Christin. Zwei Jahre später wurde sie mit ihrem Manne getauft. Sie hat dann als Christin gelebt und ist als solche gestorben.

viel taugen. So beschloß ich denn, mich zur Taufe zu melden. Aber ich wollte im geheimen getauft werden; nur der betreffende Geistliche sollte darum wissen. Der Missionar aber, dem ich diese Bitte vortrug, wies mich ab. „Die Taufe", sagte er, „ist ein Bekenntnis. Wenn Sie nicht willig sind, Christus öffentlich zu bekennen, so sind Sie der Taufe nicht wert." — Während dieser ganzen Zeit las ich die Bibel regelmäßig, wuchs auch in der Gnade und Erkenntnis Jesu Christi und betete zu ihm, er möge mich stärken, ihn öffentlich zu bekennen.

Inzwischen kam die Zeit herbei, in der ich mein Gesuch um Zulassung zum F. A. Examen einzureichen hatte. In dem Gesuch mußte ich u. a. auch bemerken, zu welcher Religion ich mich bekennte. Nun wollte ich mich nicht als Hindu eintragen lassen, da ich doch dem Hinduismus innerlich entfremdet war, wagte es aber auch nicht, mich als Christen zu bezeichnen. So schrieb ich denn: „Ich glaube an den einen, wahren Gott und verehre ihn allein." Das Gesuch übergab ich zugleich mit den üblichen Gebühren dem Schulschreiber. Dieser, der im Haus neben uns wohnte, hatte nichts Eiligeres zu tun, als mit dem Schriftstück zu meinem Vater zu gehen und ihm den betreffenden Passus zu zeigen. Mein Vater ließ mich sofort rufen. Nichts ahnend trat ich bei ihm ein. „Was soll das heißen?" fuhr er mich an. Mit unsicherer Stimme brachte ich das Geständnis heraus — nicht daß ich an Christus glaubte — aber daß ich den Glauben an den Hinduismus verloren hätte. — „Dann schreibe hin, woran du glaubst, ob an den Buddhismus, ans Christentum oder an den Islam?"

Anstatt daß ich nun das Papier genommen und „Christentum" hingeschrieben hätte, sagte ich: „Das kann ich doch erst tun, wenn ich mich öffentlich einer Religion angeschlossen habe, und dies ist bis jetzt noch nicht geschehen?" — „So hast du dich einen Hindu zu nennen", erwiderte mein Vater mit Bestimmtheit. Nun war all mein Mut verflogen; ich strich durch, was ich geschrieben hatte und setzte dafür „Hinduismus" hin. Aber ich tat dies nur, um meinem Vater den Gefallen zu tun. Die Sache bereitete ihm jedoch keine Freude, denn er wußte, daß ich in Wahrheit nicht mehr an den Hinduismus glaubte und mich nur als Hindu bezeichnete, weil er es befohlen hatte. Er war sehr verstimmt und sprach während der nächsten Monate kaum ein Dutzend Worte mit mir, obschon wir im gleichen Hause zusammen wohnten. Aber auch mir selbst war alle Freudigkeit vergangen, denn ich mußte mir sagen, daß ich meinen Heiland verleugnet hätte. Das drückte mich nieder und zeigte mir, was für ein erbärmlicher Feigling ich war. Die Sache trieb mich ins Gebet, wobei ich den Herrn um mehr Stärke anflehte. Dann trat ein Umstand ein, der die ganze Angelegenheit zum Abschluß brachte.

Meine Mutter war schon seit zehn Jahren tot. Da mein älterer Bruder auch gestorben war, so erforderte es die Hindusitte, daß ich an seiner Stelle das jährliche Totenopfer für die Seele meiner Mutter darzubringen hatte. Ich verspürte jedoch keine Lust, eine Zeremonie zu vollziehen, an die ich nicht glaubte. Als ich dann in einem Hindukalender nachsah, wann der Jahrestag ihres Todes sei, fand ich, daß er auf Sonntag, den 25. Dezember

falle.*) Dies bestärkte mich noch in meinem Entschluß. Erstlich wollte ich überhaupt keine heidnische Zeremonie ausführen, sodann wollte ich den Sonntag nicht entheiligen, und endlich wollte ich das am allerwenigsten am Geburtstag des Heilandes tun. Ich betete während zweier Monate ernstlich zu Gott, er möge mich aus dieser schlimmen Lage befreien. Es war das ein sonderbares Gebet, über das ich jetzt lächeln muß. Ich betete nämlich: „O Gott, ich mag diese unchristliche Handlung nicht vollziehen; darum laß doch meinen Vater den Tag vergessen. Wenn es ihm dann nachher einfällt, so will ich sagen, ich hätte es ebenso vergessen wie er.**) Wenn es aber dein Wille ist, daß er den Tag nicht vergessen soll, so gib mir den Mut, sein Ansinnen standhaft zurückzuweisen."

Es war Gottes Wille, daß mein Vater den Tag nicht vergaß. Ungefähr eine Woche vorher rief er mich und sagte: „Nächsten Sonntag ist der Todestag deiner Mutter; da mußt du das Totenopfer bringen." — Ich weiß nicht mehr, was ich darauf antwortete und ob ich überhaupt etwas sagte; aber aus meinem ganzen Benehmen ersah er, daß ich keine Lust dazu hätte. Er ließ daher einen meiner Freunde kommen, der mit mir über diesen Punkt reden sollte. Diesem sagte ich gerade heraus, daß ich die Zeremonie nicht vollziehen würde. Er nannte mich einen mißratenen Sohn, der einen so zärtlichen Vater gar nicht verdiene, ging hin und benachrichtigte meinen Vater von meiner Stellung. Ich aber überlegte, wie ich mich aus der Sache ziehen könnte. Am Morgen vor Weihnachten befahl mein Vater den Dienern, mir am nächsten Tage nichts zu essen zu geben, bis ich das Opfer vollzogen hätte; denn es ist dem Hindu verboten, vor dem Opfer etwas zu genießen. Diese väterliche Anordnung erfuhr ich alsbald von den Dienern.

Nun ward die Sache ernst. Ich wußte nur zu gut, daß ich meinem Vater keinen Widerstand leisten konnte, wenn er auf etwas bestand. So beschloß ich denn, ihn zu verlassen. Abends gegen 10 Uhr, als alle schliefen, machte ich mich auf und gelangte, ohne daß es jemand bemerkte, ins Freie. Als ich an meines Vaters Schlafzimmer vorbei ging, befahl ich mich in Gottes Hand, betete auch für meinen alten Vater und verließ das elterliche Haus, ohne recht zu wissen, was aus mir in Zukunft werden sollte; doch ich fühlte mich in meinem Gott geborgen. Die Nacht über schlief ich im Hause eines christlichen Vetters, der in unserer Nähe wohnte. Am nächsten Morgen stand ich in aller Frühe auf und wanderte fünf Kilometer weit weg. Zu Hause wurde ich erst gegen acht Uhr morgens vermißt, als die Brahmanen kamen, um am Totenopfer teilzunehmen. Als mein Vater mich nicht finden konnte, vollzog er die Handlung selbst. Aber er war sehr ärgerlich und befahl der Dienerschaft, mich nicht ins Haus hereinzulassen, wenn ich nicht heilige Asche auf der Stirn trüge. Am Nachmittag, als die Zeit für das Opfer vorüber war, kehrte ich in meines Vetters Haus zurück und erfuhr hier, was sich inzwischen bei uns zugetragen hatte.

*) Diese Tage sind nicht feststehend, sondern wechseln wie unsere Ostern.

**) Ich kann es gut verstehen, daß Abraham, der ja auch aus dem Heidentum kam, Lügen über sein Weib erzählte. Selbst die besten Hindu sagen, unter gewissen Umständen sei es nicht nur erlaubt zu lügen, sondern geradezu Pflicht.

Am nächsten Morgen schrieb ich an meinen Vater, daß ich ihn nicht verlassen hätte, um mich von ihm loszusagen, sondern nur, um nicht zu einer Handlung gezwungen zu werden, die mein Gewissen verurteile; ich sei aber bereit zurückzukehren und ihm in allen Stücken gehorsam zu sein, wenn er mir erlaube, Gott nach meiner gewonnenen Ueberzeugung zu dienen. Darauf schrieb er mir zurück: Er als Hindu glaube, daß man in jeder Religion selig werden könne; aus diesem Grunde könne ihm mein Uebertritt zum Christentum ziemlich einerlei sein; dagegen verbiete ihm das gesellschaftliche Herkommen, so leid es ihm auch tue, einen Christen bei sich wohnen zu lassen. Er müsse mir daher sein Haus verbieten. Zugleich mit dem Brief schickte er mir ein Tamilbuch, „Schiwas Größe“, das er selbst verfaßt hatte. Darin waren die Grundlehren des Schiwaismus entwickelt und denen des Christentums, wie sie eben mein Vater verstanden wissen wollte, gegenübergestellt. Dadurch hatte ich Gelegenheit, vor meinem Uebertritt zum Christentum auch den höheren oder philosophischen Hinduismus kennen zu lernen. Ich studierte das Buch sehr gründlich, aber es befriedigte mich nicht. Mein Onkel nannte mich wegen meiner Handlungs- und Denkweise einen Narren, indem ich mir so die Fürsorge des Vaters für alle Zeiten verscherzte. Ein anderer Onkel schrieb meinem Vater, daß ich ja noch nicht volljährig sei und er somit meinen Uebertritt gesetzlich verhindern könnte. Doch dazu hatte mein Vater keine Lust, denn er wußte, daß ich ja doch in kurzem den Schritt tun könnte, ohne nach seiner Zustimmung fragen zu müssen. Als sein letzter Versuch, mich für den Schivadienst wieder zu gewinnen, gescheitert war, ließ er mich meine eigenen Wege gehen; nur sprach er den Wunsch aus, daß ich mich nicht in Madras taufen lassen möchte, weil in diesem Fall die Geschichte in allen Zeitungen erwähnt werden würde und er sich dessen schämen müßte. So ging ich nach Jaffna (auf der Insel Ceylon) und wurde dort nach einer Prüfung in der Battikotta-Kirche am 19. Februar 1893 durch die hl. Taufe in die christliche Gemeinde aufgenommen. Am gleichen Tage empfing ich auch das heilige Abendmahl.

Mein Vater verurteilte diesen Schritt aufs schärfste und enterbte mich. Aber ich wußte, an wen ich glaubte und war überzeugt, Gott werde auch, was ich seiner Hand anvertraut, bewahren bis an jenen Tag. Da ich keinerlei Menschenhilfe nachsuchen wollte, so ging ich auch nicht zum Missionar, um ihm meine Not für die Zukunft vorzutragen. Ich glaubte an Gott und hielt daran fest, daß er für mich sorgen werde. Fest klammerte ich mich an das Wort Jesu: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.“ Das durfte ich auch erfahren. Einige meiner Freunde und Verwandten halfen mir aus freien Stücken. Ihnen allen bin ich von Herzen dankbar, vor allen aber Missionar Dr. W. Miller in Madras, der mich rufen ließ, als er hörte, daß mich mein Vater verstoßen habe. Er versprach mir, dafür sorgen zu wollen, daß ich meine Ausbildung fortsetzen könnte. Dieses Versprechen hat er auch treulich erfüllt.

Vier Jahre nach meinem Uebertritt starb meine Schwester. Nun war ich des Vaters einziges Kind von meiner Mutter. Immer noch hing er an

mir und so schrieb er mir denn, daß er mich wieder in mein Erbe einsetzen wolle, falls ich mit meiner Frau dem Christentum entsagen und Schiva verehren würde. Darauf antwortete ich ihm, ich sei gern zu einer Auseinandersetzung bereit und wolle nicht verlangen, daß er mich von der Ueberlegenheit des Schivadienstes über das Christentum überzeuge; wenn er mir nur ihre Gleichwertigkeit beweisen könne, sei ich willens, seinem Wunsche zu entsprechen, aber von Jesu könne mich weder seine Liebe noch seine Selbstsucht scheiden.

Nach der Trennung von meinem Vater besuchte ich das Kolleg noch fünf Jahre lang. Nie habe ich Mangel gelitten. Ich habe es mit meinem Gott versucht und ihn in allen Stücken treu erfunden. Wäre ich meinem Vater zuwillen gewesen, so hätte er mich nach England geschickt, und meine Ausbildung hätte mir gestattet, irgend einen Beruf nach meinem Belieben zu ergreifen. Dadurch aber, daß ich Christ wurde, habe ich — menschlich gesprochen — alle irdischen Vorteile verloren: ich habe meines Vaters Liebe verloren, ich habe mein Erbe verloren, ich habe die Möglichkeit verloren, in den indischen Zivildienst zu treten und als Jurist Karriere zu machen. Alles das wußte ich vorher und bin doch Christ geworden. Gibt es denn in Jesu Christo etwas, das all diese Verluste aufwiegt? Antwort: Ja.

In Jesu von Nazareth habe ich Vergebung und Frieden gefunden. Das sind nicht leere Worte. Ich weiß, daß durch das Blut des Sohnes Gottes meine vielen und schweren Sünden getilgt sind, ausgelöscht aus dem Gedächtnis des heiligen Gottes. Ich bin rein geworden. Gott gibt mir Kraft, die Versuchungen, die auch jetzt noch an mich herantreten, zu überwinden. In Jesu habe ich das Ideal, das ich für mein Leben brauche. Jesu Liebe läßt mich nicht für mein geringes „Ich" leben, sondern für mein Land — für mein Indien — nicht bloß, weil ich darin geboren bin und seinem Volk angehöre, sondern weil Jesus Christus auch für die Indier gestorben ist. Für ihn und für Indien zu leben und zu wirken ist mein einziges Verlangen.

Die Arbeit der Rheinischen Mission auf Nias.

Von P. F. Büttner.

Die Insel Nias und ihre Bewohner.

Der gebirgigen Westküste von Sumatra ist eine parallellaufende Kette von sieben größeren und einer Unzahl kleiner Inseln vorgelagert, die nach Ansicht der Geographen die höchsten Höhen eines vom Meer bedeckten Bergzuges darstellen. Die bedeutendste dieser Inseln ist Nias. Auf einer Karte von Asien nimmt sich die Insel freilich recht winzig aus, doch ist sie immerhin 17 Meilen lang und 4—6 Meilen breit, enthält also einen Flächenraum von rund 90 Quadratmeilen. Die Einwohnerzahl, die natürlich nur schätzungsweise angegeben werden kann, hat man früher auf

150 000—200 000 Köpfe veranschlagt; doch dürfte das nach neueren Beobachtungen eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein. Da die höchsten Bergspitzen der Insel sich nicht über 2000 Fuß über dem Meeresspiegel erheben, kann man Nias nicht als gebirgig bezeichnen, sondern nur als ein freilich sehr reich gegliedertes Hügelland, dessen Höhenzüge bald flach, muldenartig, bald schroff und jäh sich abdachen, um hier allmählich, dort steil wieder anzusteigen. Dieser Wechsel von Berg und Tal belebt die Landschaft anmutig, bietet aber dem Reisenden große Schwierigkeiten, da der Abstieg von jähen Höhen nicht weniger unbequem ist als das Passieren der tief eingeschnittenen Täler, die vielfach bodenlos sumpfig sind. Das Ueberschreiten der Flüsse, die in der trockenen Zeit meist bequem zu durchwaten sind, ist in der Regenperiode, wo sie gewaltig anschwellen, oft rein unmöglich; denn von den Eingeborenen war bis jetzt, teils aus angeborener Trägheit, teils aus Berechnung, für den Wege- und Brückenbau gar nichts getan. Je unwegsamer das Land war, um so sicherer dünkten sich seine Bewohner. Das ist erst in jüngster Zeit besser geworden, seitdem die Regierung auf Drängen und mit Hilfe der Missionare wegsame Straßen angelegt hat.

Das Land, dessen Südspitze fast bis zum Aequator reicht, ist wegen seiner Lage ein regenreiches Land zu nennen. Darum sind auch Berg und Tal mit üppigem, tropischem Pflanzenwuchs bedeckt. Aber wo viel Licht, ist auch viel Schatten: Nias ist ein mit Recht gefürchtetes Fieberland, dessen Klima kein Europäer auf die Dauer erträgt. Obschon mit dem Chinin nicht gespart wird, hat das Klima doch schon manch Menschenleben gefordert. Die Hitze ist trotz der Erfrischung bringenden Seewinde doch recht empfindlich. Deshalb nimmt man auch beim Hausbau Rücksicht darauf, daß den Hausbewohnern möglichst viel frische Luft zugeführt wird. Daher erklärt sich, daß die Wände in der oberen Hälfte nur aus Gitterwerk bestehen. Das Dach weist eine große Lücke auf, die den Tag über offen steht, um dem Innern Licht und Luft zuzuführen.

Das gleichartige Klima bringt auf Nias denselben Pflanzenwuchs hervor, den das benachbarte Sumatra aufweist. Palmen, Pisang, Mango, Indigo, Nelken, Aloe, Rotang und andere tropische Pflanzen wachsen in üppiger Fülle. Die Tierwelt ist gleichfalls nahezu dieselbe wie auf Sumatra, nur fehlen die größeren wilden Tiere. Dafür besitzt Nias einen größeren Reichtum von Vögeln und farbenprächtigen Schmetterlingen, freilich auch von Schlangen.

Die Bewohner von Nias sind malaiischen Stammes, kleiner und hellfarbiger als die Batak auf Sumatra. Sie haben offene, angenehme Gesichtszüge. Unter den Kindern bekommt man allerliebste Gesichter zu sehen, während bei den Erwachsenen die Sünde ihren entstellenden Einfluß ausübt. Von Hause aus ist der Niasser biegsamer, weicher, fröhlicher als der Batak. Aber wie bei den Südseeinsulanern verbirgt sich auch hier unter der glatten Außenseite allerlei Greuel. Merkwürdig ist, daß bei diesem Volk die Ehe von altersher in hohen Ehren gestanden hat. Auf Ehebruch stand von jeher Todesstrafe. Zwar wurden die Frauen gekauft, und es stand jedem Manne frei, ihrer so viele zu kaufen, wie er ernähren konnte. Doch ist im allgemeinen

die Einehe Regel geblieben, von der sich nur die Häuptlinge und die Reichen emancipiert haben; denn bei der auch auf Nias herrschenden Unsitte des Brautkaufs ist es dem Manne unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht möglich, den Preis für mehr denn eine Frau zu zahlen. In der Regel stürzt er sich dadurch so in Schulden, daß er bei dem üblichen hohen Zinssatz sein Leben lang nicht wieder auf einen grünen Zweig kommt. Um seine Frau für möglichst geringen Preis zu erstehen, kauft sie der Mann noch in den Kinderjahren. Es ist keine Seltenheit, daß dreißigjährige Männer siebenjährige Mädchen zur Frau kaufen. Bringt man auch die in den südlichen Ländern früh eintretende Geschlechtsreife in Rechnung, so bleibt solche Kinderehe doch immer ein Fluch für das weibliche Geschlecht. Ehescheidung ist rechtlich auch in früheren Zeiten unzuläßig gewesen. Auch war das Weib nicht wie sonst wohl in Heidenlanden dem Manne gegenüber rechtlos. Zwar darf sie nicht mit dem Manne essen, auch sind ihr hier wie anderwärts die niedrigsten und schwersten Arbeiten aufgepackt worden; aber sie hat vermögensrechtlich ein gewichtiges Wort mit zu reden. So darf zum Beispiel der Mann nichts ohne Einwilligung der Frau verkaufen.

Der schlimmste Fehler und das Verderben der Bewohner von Nias ist die echt heidnische Geringschätzung der Menschenwürde und des Menschenlebens. Daß die Sklaverei seit uralters üblich ist, versteht sich ja bei einem Heidenvolk von selbst. Ebenso selbstverständlich ist, daß auch von den Bewohnern von Nias geschrieben steht: Ihre Füße sind eilig Blut zu vergießen und den Weg des Friedens wissen sie nicht. Wie auf vielen anderen hinterindischen Inseln herrscht auch hier die greuliche Unsitte des Kopfabschneidens, Koppensnellen nennen es die Holländer. Für jedes wichtige Ereignis, für jedes große Fest, als unerläßliche Beigabe zum Kaufpreis einer Braut aus angesehener Familie, zur Einweihung eines stattlichen Hauses gehört allemal ein frisch abgehauener Menschenkopf. Der braucht nicht etwa im ehrlichen Kampfe erworben zu sein. Es ist auch nicht nötig, daß es eines wehrhaften Mannes Haupt ist; eines Greisen, einer Frau oder eines Kindes Kopf hat für diese Zwecke denselben Wert. Meist werden solche Köpfe durch heimtückischen Ueberfall aus dem Hinterhalt erbeutet. Wer auf dem Felde oder im Walde allein weilt, ist in Gegenden, wo die Koppensneller ihr Unwesen treiben, seines Lebens keinen Augenblick sicher. Aber selbst Dorf und Haus gewährt vor dem Ueberfall einer starken Feindesschar keine Sicherheit. Ja selbst das sonst bei den Naturvölkern heilige Gastrecht schützt ebenso wenig wie Verwandtschafts- und Freundschaftsbande. Es ist gar nichts Seltenes, daß der Gastfreund dem Gaste mit eigener Hand das Haupt abschlägt, wenn er in sorglosem Schlafe liegt, oder daß er die Mordgesellen herbeiruft, die den Gast um einen Kopf kürzer machen. Infolgedessen herrscht ein heilloses Mißtrauen aller gegen alle. Keiner traut dem nächsten Freund und Bruder über den Weg. Daß durch dies bodenlose Mißtrauen dem sozialen Leben die Adern unterbunden sind, sieht jedes Kind. Wie hätten unter solchen Umständen Handel und Wandel gedeihen und sich entwickeln sollen? Wie konnte das fruchtbare Land bestellt und in Kultur erhalten werden, wenn der Ackersmann auf dem Felde seines Lebens nicht sicher war?

Die allgemeine Unsicherheit aber ward noch ärger, als die gefürchteten Irauno Huna die Menschenjägerei systematisch zu betreiben anfingen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren sie berüchtigte Sklavenhändler gewesen, welche die auf ihren Raubzügen erbeuteten Gefangenen den Atjehnesen verkauften. Als endlich die Holländer, die ein Sklavenschiff aufgegriffen hatten, durch Zerstörung einiger Raubburgen und Einäscherung verschiedener Dörfer diesem Unwesen gesteuert hatten, auch den atjehnesischen Händlern das Handwerk gelegt hatten, fingen die gefürchtetsten Häuptlinge der Irauno Huna einen förmlichen Handel mit Menschenköpfen an. Sie überfielen die friedlichen Dörfer ihrer Nachbarn und mordeten sie aus, um die erbeuteten Köpfe jedem, der danach Begehr trug, verkaufen zu können. Ganze Gegenden sind durch diese Menschenschlächter zur Wüste geworden. „Lahagu in Mittelnias, schreibt Missionar Sundermann, war einst eine gesegnete Landschaft, so zu sagen die Kornkammer von Nias. Ich habe mir erzählen lassen von jemand, der es noch selbst gesehen hat, daß im Ojo-Tal die Kokospalmen so dicht gestanden haben, daß man von der Krone der einen in die andere geklettert sei, was schon etwas heißen will, da Palmen ja keine Zweige haben, sondern nur Blätterkronen mit allerdings sehr kräftigen, langen Blattstielen. Die Bevölkerung war zahlreich und dicht, so daß eine noch lebende alte Frau erzählen konnte, es sei dort, wo sich jetzt ein großer Wald befindet, kaum Brennholz zu haben gewesen. Jetzt sieht man nur Ruinen und einige unbedeutende Dorfreste, Kokospalmen kaum noch. Alles ist verwüstet durch die Raubzüge und Kopfjägerei der Bewohner des Südens und zwar, wie man hört, durch die eigene Schuld der Lahagu-Häuptlinge, die anstatt zusammenzuhalten und sich dieser räuberischen Einfälle zu erwehren, sich gegenseitig verraten und verkauft haben".

Ueberhaupt sind die Häuptlinge des Landes und Volkes Verderben gewesen. Daß ein heidnischer Häuptling eines auf niederer Kulturstufe stehenden Volkes kein Gefühl und Bewußtsein sittlicher Verantwortlichkeit seinen Untertanen gegenüber besitzt, ist ja eine allgemein bekannte Tatsache. Aber die einfache Klugheit sollte den Leuten verbieten, die Blutsauger ihrer Leute zu werden. Ein heidnischer Häuptling von Nias kennt keine höheren Ziele, als sich einen großen Namen zu machen durch große Feste, bei denen mindestens ein Menschenkopf auf der Stange herumgetragen wird unter Lobgesängen auf den Festgeber, und durch reichen Goldschmuck, der in Gestalt von Helmen oder Kronen, von Schwertern oder Halsringen oder langen Schnurrbärten den Stolz des Fürsten ausmacht. Um ihren Ehrgeiz befriedigen zu können, haben die Häuptlinge von jeher ihre Untertanen auf das schamloseste ausgesogen. Durch den Brautkauf, den sie aus eigenen Mitteln selten bestreiten konnten, sind die Leute Schuldner ihrer Fürsten geworden, die sie mit unmenschlich hohen Zinsen immer tiefer in Schulden zu bringen suchten. Da durch die Furcht vor den Menschen- und Kopfjägern die Felder nicht recht bestellt werden konnten, und weil die schauderhaften Wege, so weit man überhaupt von Wegen reden konnte, einen regen Verkehr der Bewohner untereinander und damit den Handel unmöglich machten, so war den Schuldnern keine Möglichkeit geboten, sich durch fleißige Arbeit aus ihren Schulden

herauszuhelfen. Wenn man von ein wenig Eisen- und Goldschmiederei absieht, ist jede Art von Industrie, selbst die sonst allgemein verbreitete Weberei den Bewohnern von Nias eine unbekannte Sache geblieben. Daher begreift man auch, daß sie des Geldes entraten konnten. Nun haben wohl von jeher Dichter das Volk glückselig gepriesen, das das Geld nicht kenne. Doch der Geldmangel ist für den einzelnen wie für die Völker allenfalls schön in der Poesie; im sozialen Leben bedeutet er für ein Volk einen völligen Stillstand jeder Entwicklung.

Nun ist ja freilich Nias ein Land, dessen Bewohner mit den denkbar wenigsten Bedürfnissen sich genügen lassen können. Das Material zum Bau des hölzernen Hauses bietet der Wald, vor allem die Palme, die bekanntlich zu neunundneunzig verschiedenen Zwecken dient, wenn man dem indischen Sprichwort trauen darf. Der Reis, den die Niasser zwar nicht in gleicher Trefflichkeit wie die Batak und Javanen zu bauen verstehen, bildet hier wie in ganz Indien das Hauptnahrungsmittel. Wenn sie auch hauptsächlich von Pflanzenkost leben, wissen die Leute doch einen saftigen Braten sehr wohl zu schätzen. Deshalb ist auf Nias das Schwein das einzige, sorgsam gezüchtete Haustier, der Reichtum und Stolz der Familie. Unter dem auf Pfählen ruhenden Hause befinden sich die Stallungen für das Vieh. Jedes ältere Tier hat seinen Verschlag und Trog für sich, der ihm täglich mindestens zweimal mit den gekochten Blättern der süßen Kartoffel vollgeschüttet wird. Wer es sich leisten kann, mengt auch wohl etwas Kokusnußkern dazu. Für den Niasser ist kein rechtes Fest denkbar ohne Schweinefleisch in möglichst reicher Fülle. Nächst dem aufgepflanzten Menschenkopf und dem Goldschmuck besteht der Ruhm eines Häuptlings darin, daß er beim Fest seinen Gästen eine Anzahl Schweine, je mehr, desto besser, schlachtet. Wie der Indianer die erbeuteten Skalpe, wie der Dajak die erbeuteten Köpfe, so hängt der Niasser, vor allem der Häuptling, die Kieferknochen der beim Festschmaus verspeisten Schweine in seinem Hause zum Schmuck und als Schaustück auf. Diese Liebhaberei für das vom Islam verbannte Borstentier hat nach dem Urteil der Sachkundigen die schwerwiegende Folge gehabt, daß die Niasser, die doch seit langen Jahrhunderten mit den echt mohammedanischen Atjehnesen und Malaien in lebhaftem Verkehr gestanden haben, der gefährlichen Propaganda des eroberungssüchtigen und eroberungskräftigen Mohammedanismus erfolgreich widerstanden haben. Während Java fast ganz, und Sumatra zum großen Teil dem Islam zugefallen ist, der auch jetzt der gefährlichste Gegner der evangelischen Mission hier wie in Afrika ist, hat sich nur ein ganz verschwindender Bruchteil der Bewohner von Nias für den Islam gewinnen lassen. So fand denn die evangelische Mission die Bewohner von Nias mit Ausnahme der in Gunong Sitoli, der Regierungshauptstadt, ansässigen Mohammedaner noch als Heiden vor.

Die religiösen Vorstellungen der Bewohner von Nias sind wenig ausgebildet. Sie verehren Adu d. h. Ahnenbilder von Holz und Lehm; auch Bechu und Bela, wie sie die Geister nennen, genießen gottesdienstliche Verehrung. Bei den Leichenfesten spielen neben den Häuptlingen die Ere, die Zauberer, eine bedeutende Rolle. Irgendwelchen sittlichen Halt zu gewähren,

ist eine solche lediglich auf Geister- und Gespensterfurcht beruhende Religion natürlich nicht imstande. Die katholische Mission, deren letzter Pater im Jahre 1819 auf Nias an Gift starb, hat keine sichtbaren Spuren hinterlassen. Nun sollte man meinen, daß eine innerlich so haltlose Religion vor dem Evangelium bald das Feld räumen müsse, daß ein bildsames, geistig keineswegs gering begabtes Volk wie das von Nias, bei dem nicht wie in Indien und China alte, geheiligte Sitte und sozialer Brauch wie ein festes Bollwerk dem Eindringen des Evangeliums wehrt, die überlegene Religion und Kultur mit Freuden annehmen werde. Aber jeder Missionskenner weiß, daß die Geschichte der Ausbreitung des Reiches Gottes nach eigenartigen Gesetzen verläuft, die sich mit den Forderungen und Schlüssen menschlicher Vernunft keineswegs immer decken. Im allgemeinen bleibt es unverbrüchliche Regel: Den Armen wird das Evangelium gepredigt. Die werden es hören. Wie die einzelnen, so sind auch die Völker im Zustande satter, sicherer Selbstzufriedenheit für das Evangelium nicht zugänglich. Erst die Mühseligen und Beladenen haben ein offenes Ohr und Herz für die Heilsbotschaft. Das hat auch die Missionsgeschichte von Nias wieder bewährt.

Die Missionsgeschichte von Nias.

Im Jahre 1865 wurde die evangelische Mission auf Nias durch Missionar Denninger begründet, indem sich derselbe in Gunong Sitoli, der etwa in der Mitte der Ostküste gelegenen Regierungshauptstadt, niederließ. Man kann bei der Missionsgeschichte von Nias drei Perioden unterscheiden: von 1865—1874 ist ausschließlich Saatzeit gewesen; die Zeit von 1874—1890 darf als Zeit des Wachstums und der beginnenden Reife angesehen werden, während seitdem die Zeit immer reicherer Ernte angebrochen ist.

Ueber die erste Periode dürfen wir uns kurz fassen. In Nias begegnete die rheinische Mission denselben Schwierigkeiten, die ihr überall entgegentreten, wo Neuland in Kultur genommen wird. Es galt zunächst, die noch nie in Schrift gebrachte Sprache zu erlernen und sich in die Gedankenwelt der Niasser einzuleben. War auch hier die Schwierigkeit nicht so groß wie auf manchem anderen Missionsfelde, da die Sprache der malaiischen verwandt ist, so vergingen doch Jahre darüber, bevor es gelang, der Sprache so weit Meister zu werden, daß sich die Missionare geläufig darin auszudrücken vermochten. Dann aber begann erst die größere Schwierigkeit, die Naturkinder, denen die geistliche Welt des Evangeliums vollständig neu und fremd war, mit dieser Welt nicht nur bekannt, sondern auch vertraut zu machen. Die ganz und gar irdisch gesinnten Leute konnten schlechterdings nicht begreifen, was eigentlich die Missionare von ihnen wollten. Von jeher waren sie von ihren Häuptlingen und Zauberpriestern ausgesogen worden, aus der Fremde war ihnen nie etwas Gutes gekommen. Kein Wunder, wenn sie sich der neuen Heilsbotschaft gegenüber sehr zurückhaltend und mißtrauisch zeigten. Daß sich jemand aus Liebe und Selbstlosigkeit um das Wohl und Wehe anderer Leute kümmern kann, ist ja allen Heiden eine unbegreifliche Sache. Denn wie die vorchristliche Welt, so ist auch jetzt die außerchristliche Heiden-

welt eine Welt ohne Liebe. In der festen Ueberzeugung, daß nicht die Missionare ihnen, sondern sie den Missionaren einen Dienst erwiesen, wenn sie zur Kirche und zum Unterricht kämen, verlangten die Niasser für diese Leistung eine Gegenleistung. Wohl oder übel haben die Missionare sich jahrelang dazu verstehen müssen, den Kindern, welche die Missionsschule in Gunong Sitoli besuchten, den Schulbesuch zu bezahlen und den Erwachsenen, die Sonntags zur Kirche kamen, wenigstens etwas Tabak zur Belohnung zu geben.

Daß man mit der Missionsarbeit in der Regierungshauptstadt, dem einzigen Punkt, wo damals die Europäer festen Fuß gefaßt hatten, beginnen mußte, erschwerte anfangs die erfolgreiche Arbeit. Denn es ist ja leider eine bekannte Tatsache, daß an solchen Orten durch das oft dem Evangelium ins Angesicht schlagende Leben der Beamten und Kaufleute der Erfolg der missionarischen Arbeit, wo nicht null und nichtig gemacht, so doch gewaltig erschwert wird, zumal wenn die Regierung, wie es früher in den holländischen Besitzungen der Fall war, der Mission, gelinde gesagt, mit sehr gemäßigtem Wohlwollen gegenübersteht. Daß sich durch allerlei bittere Erfahrungen gewitzigt, die Regierung seitdem zu einer anderen Wertschätzung der Missionstätigkeit hat bekehren lassen, dafür bieten öffentliche Erklärungen der Minister und Abgeordneten im holländischen Parlament den schlagenden Beweis. In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stand das noch anders. Da sich aber die Macht der Behörde damals kaum über Gunong Sitoli hinaus ins Innere von Nias erstreckte, so durfte bei den ganz ungesicherten Verhältnissen im Innern die Missionsleitung für lange Zeit nicht wagen, weiter nach Westen vorzudringen.

So war man denn hier wie auf manchem anderen Missionsfelde auf Geduldsarbeit angewiesen und mußte sich begnügen, Saat auf Hoffnung zu streuen, ohne zunächst den allergeringsten Erfolg gewahren zu können. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen manchem Mut und Hoffnung entfallen wollten. Im Jahre 1869 riet ein wohlwollender höherer Regierungsbeamter dem späteren Missionsdirektor Schreiber: „Rufen Sie doch Ihre Missionare von Nias ab. Das gibt ja dort doch nie etwas. Die Niasser haben nur Sinn für drei Dinge: für Gold, für Schweine und für Köpfe. Wenn Sie die Missionare noch länger dort lassen, verlassen Sie sich darauf, dann schneiden die Niasser ihnen auch die Köpfe ab."

Nun dazu ist es freilich nicht gekommen; aber lange hat es gewährt, bevor sich die ersten Spuren geistlichen Lebens bei den Niassern zeigten. Der Mangel an Arbeitern kam gleichfalls als ein erschwerendes Moment für die Missionsarbeit hinzu. Nicht alle Missionare vertrugen das Klima. Einige mußten abberufen und versetzt werden, als sie kaum die Sprache bemeistert und sich etwas eingearbeitet hatten. Das alles wirkte hemmend ein und macht begreiflich, daß erst nach fast einem Jahrzehnt, im Jahre 1874, die Erstlinge auf Nias, ihrer 25, getauft werden konnten. Damit war freilich das Eis gebrochen. Aber es ist doch auch in den nächsten Jahren zuvörderst nur recht langsam voran gegangen. Eine zweite Station, O m b o l a t a d. h. Sonnenaufgang, war im Jahre 1873 gegründet worden, eine dritte, D a h a n a,

kam im Jahre 1877 hinzu. Nach zehnjähriger Arbeit zählte man auf Nias alles in allem erst 92 Getaufte. Zehn Jahre später war ihre Zahl schon auf 538 angewachsen, und wieder nach zehn Jahren auf 2380. 1907 zählte man mit den Katechumenen 11000 Christen.

Anfangs der achtziger Jahre hatte die Missionsleitung, da an ein Vordringen nach Westen einstweilen noch nicht zu denken war, einen kühnen Vorstoß nach dem Süden gemacht und bei den berüchtigten und gefürchteten Südniassern Eingang zu finden versucht. Der Häuptling Fosiaro von Bawo Lowalangi hatte sich auch willig gezeigt, die Missionare aufzunehmen, und die Regierung, von deren Zustimmung in den holländischen Besitzungen die Niederlassung eines Missionars abhängig ist, hatte sich zustimmend geäußert. Drei Jahre haben die Brüder Thomas und Lagemann hier unter sehr erschwerenden Verhältnissen sich bemüht, dem Evangelium Bahn zu brechen. Der alte Fosiaro, der, wie das zunächst von einem heidnischen Häuptling gar nicht anders zu erwarten ist, die Missionare nur aufgenommen hatte, weil er sich irdische Vorteile von ihnen versprach, war ein Streithahn erster Klasse, der mit keinem seiner Nachbarn Frieden halten konnte. Die Station konnte nur an dem ungesunden Korallenstrande der Telok Dalam (tiefen Bai) angelegt werden, da der Häuptling keinen andern Baugrund hergeben wollte. In Hoffnung besserer Zeiten baute sich hier Missionar Thomas an. Aber die Hoffnung erwies sich als eitel. Nicht nur hatten die Stationsbewohner unter der ungünstigen, ungesunden Lage zu leiden, sondern durch die endlosen Fehden, in die Fosiaro in der Regel durch eigene Schuld verwickelt war, wurde die Missionsarbeit in ihrer Entwicklung unaufhörlich gehindert. Es war nichts Seltenes, daß sich das hochdroben auf der steilen Höhe gelegene Dorf des Häuptlings förmlich im Belagerungszustande befand. Durch Mauer und Tore war der Ort gegen einen feindlichen Ueberfall gedeckt. Der Eingang zum Tor befand sich so hoch über dem Erdboden, daß man nur auf einer Leiter zu der verrammelten und in kriegerischen Zeiten durch einen bewaffneten Posten bewachten Tür gelangen konnte. Nur truppweise und bis an die Zähne bewaffnet wagten sich in solchen Zeiten die Leute vor die Mauern hinaus. Selbst die wasserholenden Frauen mußten durch eine Kette bewaffneter Posten gedeckt werden. Ja, es kam vor, daß ein einzelner Mann, obschon er schwer bewaffnet war, sich vom Dorf des Häuptlings zur Missionsstation nur dann hinab wagte, wenn die Missionare ihn in ihre Mitte nahmen. So groß war die Furcht vor feindlichem Ueberfall. In solchen, nicht grade seltenen Zeiten mußte Missionar Thomas den steilen Bergweg zum Häuptlingsdorf im Schweiß seines Angesichts hinanklimmen, wenn er überhaupt Hörer für die Heilsbotschaft finden wollte; denn so wert war noch niemandem dort zu Lande das Wort geworden, daß er Leib und Leben dafür aufs Spiel gesetzt hätte. Aber auch innerhalb des Häuptlingsdorfes war natürlich während der endlosen kriegerischen Unruhen die Lust, das Wort des Lebens zu hören, sehr gering.

Da aber die Missionare sich sagen mußten, daß sie nicht für den einen Häuptling allein da seien, so mußten sie sich in den Streitigkeiten der peinlichsten Neutralität zu befleißigen suchen. Das war aber leichter gedacht a

ausgeführt. Denn selbstverständlich konnte nie eine der streitenden Parteien begreifen, daß die Missionare, die nicht für sie waren, nicht gegen sie sein sollten. Das auffallende Kriegsglück, das Fosiaro in mehreren Kämpfen hatte, konnten sich die Feinde nicht anders erklären, als dadurch, daß ihm von seiten der Missionare auf natürliche oder übernatürliche Weise Hilfe geleistet werde. Als gar in einer Fehde der Missionsgehilfe die im Hinterhalt lauernden Feinde entdeckt und pflichtschuldig seine Dorfgenossen gewarnt hatte, wurde die Schuld an dem mißlungenen Unternehmen dem Missionar Thomas zur Last gelegt. Der sollte durch sein Fernrohr, wodurch er alle Geheimnisse zu erspähen imstande sei, die Absicht der Gegner Fosiaros erkannt und ihn gewarnt haben. Alle gegenteiligen Beteurungen waren ganz umsonst. Hatten ihm vorher wiederholt die erbitterten Gegner Bescheid zugehen lassen, er solle seine Sachen aus dem Hause schaffen, denn es würde in der Nacht niedergebrannt werden, so war jetzt allerdings gegründete Ursache zu der Besorgnis, der Feind werde seine Drohung ausführen. Deshalb sah sich Missionar Thomas vor die Wahl gestellt, entweder seine Station zu verlassen und in dem befestigten Dorfe Fosiaros Schutz zu suchen, oder überhaupt das ganze Missionsfeld zu räumen. Schließlich kam beides nahezu auf dasselbe hinaus, denn wenn er sich zu Fosiaro geflüchtet hätte, wäre er nicht nur von dem launischen, unberechenbaren Manne in eine unwürdige Abhängigkeit geraten, sondern er hätte sich auch den Zugang zu den mit Fosiaro verfeindeten Häuptlingen ein für allemal unmöglich gemacht. Schließlich wurde ihm die Qual der peinlichen Wahl erspart, denn der Resident, der auf die Kunde der Verwicklungen im Süden sich an Ort und Stelle begeben hatte, um selbst die Sachlage zu prüfen, bestand darauf, daß die Missionsstation geräumt werden müsse. Die Anordnung ging, wie zu Ehren des Residenten ausdrücklich hervorgehoben werden mag, nicht etwa aus Feindschaft gegen die Mission hervor, sondern entsprang der Besorgnis, daß die maßlos erbitterten Feinde gegen den Missionar Gewalt brauchen könnten und dadurch die Regierung zu bewaffnetem Einschreiten veranlassen würden. Da nun, wie oben bemerkt, in den indischen Besitzungen Hollands der Aufenthalt eines Missionars von dem Beschluß der Regierung abhängig ist, so sah sich Missionar Thomas genötigt, das Land zu verlassen.

Damit war aber auch die zweite, im Süden von Nias bei dem Häuptling Si dofa faha in Bawo saua durch Missionar Lagemann gegründete Station unhaltbar geworden. Dort hatte der Häuptling den Missionar aufgenommen mit der Erklärung: „Wenn du kommst, uns die huku Lowalangi (den Weg Gottes) zu verkündigen, dann ist es uns recht, denn wir fürchten auch Gott. Dann wollen wir unsere Häuser nebeneinander stellen und wir werden uns nicht gegenseitig umbringen oder bestehlen. Kommt ihr aber, um rodi (Frondienst) zu bringen, dann tolai! d. h. dann können wir es nicht annehmen.“ Dabei machte er an seinem Halse mit der Hand die Gebärde des Abschneidens, womit er sagen wollte: dann möchte man ihm lieber gleich den Hals abschneiden. Leider hat das ungesunde Klima dieser zweiten Südstation sehr bald das Leben eines jungen Missionars gefordert. Nach kaum sechsmonatlicher Arbeit ward Missionar de Weerd durch das Klima-

fieber weggerafft. Auch Missionar Thomas mußte Weib und Kinder, die dem Klima nicht gewachsen waren, heimsenden. Er selbst trug sich mit dem Gedanken, die Station aus der ungesunden Küstenniederung auf die Berge zu verlegen. Da machten die oben geschilderten Kriegswirren und endlich der Befehl des Residenten der missionarischen Wirksamkeit in Südnias für lange Zeit ein Ende. Bis auf den heutigen Tag ist das im Jahre 1886 geräumte Gebiet noch nicht wieder besetzt. Aber es ist nur eine Frage der Zeit, wann die Arbeit dort wieder aufgenommen werden soll. Denn auch für diese Gegend wird der Tag kommen, an welchem die Boten des Königs Jesus ihr Siegespanier aufpflanzen werden. Denn des Herrn Wort läuft schnell auf Nias, vor allem in jüngster Zeit. (Schluß folgt.)

Zeichen der Zeit in China.

Von Pfarrer W. Schlatter.

Die Provinz Tschekiang hat unruhige Monate erlebt. Ein Bahnprojekt wurde die Ursache einer Aufregung des Patriotismus, welche mehr und mehr die ganze Bevölkerung, auch die Christen, ergriff, den benachbarten Provinzen sich mitteilte und im Dezember ihren Schlimmes verheißenden Höhepunkt erreichte. Es handelte sich um die seit Jahren geplante Bahn von Sutschau nach Hang-tschau und Ningpo, für welche einem englischen Konsortium, dem „Anglo Chinese Syndicate“, von der Regierung in Peking verbindliche Versprechungen gemacht worden waren. Als nun in die Provinz Tschekiang Kunde drang von einer für diesen Bahnbau bei dem ausländischen Syndikat zu erhebenden Anleihe, entzündete sich der Patriotismus zu heller Flamme. Die einheimische Presse führte eine sehr starke Sprache, sie redete von Vaterlandsverrat. Protestversammlungen fanden statt landauf, landab, nicht nur in der zunächst beteiligten Provinz, sondern auch in Schanghai, Peking und anderswo. Man redete da in größter Entschlossenheit: wenn die Zentralregierung die Treulosigkeit begehe, Bahnbau, Einfluß und Macht den Fremden in die Hand zu spielen, werde ihr die Bevölkerung selbst Widerstand bis aufs äußerste — „bis aufs Blut“, rief einer der 20 Redner, welche am 22. Dezember 1907 3000 Personen in Peking patriotisch bearbeiteten — entgegen zu setzen haben. Dem Vizepräsidenten des Auswärtigen Amtes wurde für den Fall, daß die Anleihe nicht durch ihn verhindert würde, mit der Zerstörung der in Tschekiang liegenden Gräber seiner Ahnen gedroht; eine allgemeine Erhebung der Provinz gegen die Zentralregierung war zu befürchten. Emanzipierte Frauen konnte man an der Spitze von Massenversammlungen sehen, Hetzschriften fanden ihren Weg in die Hände von Missionsschülern und mußten von ihren Lehrern konfisziert werden. Telegraphische Petitionen trafen massenhaft in Peking, bei der Kaiserin und beim Auswärtigen Amte, ein; ABC-Schützen sogar erlaubten sich's, auf diese Weise protestierend an den Thron zu

gelangen. Waren denn nicht Verfassung, Parlament und Selbstregierung versprochen? Also — so folgerte das Volk von Tschekiang — war es jedermanns Recht, in der Eisenbahnfrage der Regierung seine Meinung zu sagen. Und um die Beziehung fremden Kapitals unnötig zu machen, wollten die Vorkämpfer der Bewegung den Bahnbau in der Weise zur Sache des ganzen Volkes machen, daß sie Eisenbahnaktien für 4 Dollars, zahlbar in 4 Raten, ankündigten, damit auch der kleine Mann sich beteiligen könnte.

Diese Geschehnisse der jüngsten Vergangenheit sind bedeutungsvoll. Sie enthüllen Chinas neues Gesicht. Vor wenigen Jahren noch hätte die Bevölkerung von ferne nicht daran gedacht, durch einen Bahnbau sich in dieser Richtung aufregen zu lassen. Das ist der funkelnagelneue, aber mit elementarer Gewalt erwachte Patriotismus, der das Vaterland mit lodernder Eifersucht gegen die Fremden hütet. Proben desselben werden auch aus andern Provinzen kund. In Schansi z. B. werden Anstrengungen gemacht, ein französisch-englisches Syndikat, welches gewisse Konzessionen für Bergbau besitzt, aus dem Lande zu drängen und die Ausbeutung der ungeheuren Mineralschätze der Provinz in die eigene Hand zu nehmen, weil dadurch der fortwährenden Not der Bevölkerung ein Ende gemacht werden könne, fremdes Kapital aber ein Gifttrank sei, und sonderbarerweise traf es sich, daß einheimische, primitive Arbeit mächtige Kohlenlager zutage förderte, während fremde Technik umsonst drei Schachte grub — so häufte denn chinesische Spottsucht gewaltige Kohlenberge an der Bahnlinie auf, auf welchen rote Flaggen meldeten, alle diese Kohlen seien ohne Hilfe der Ausländer gefördert worden, man tue besser, sich von den Fremden recht bald ganz frei zu machen. Und — um ein drittes Beispiel dieses modernen Patriotismus anzuführen — in Kanton betreibt eine neuerdings gebildete „Selbstverwaltungspartei" eine maßlose Agitation gegen die Fremden; sie will durch Gründung einer Reederei mit einem Kapital von 10 Millionen Dollars die fremde Schiffahrt auf dem Westfluß gänzlich ausschalten; in einer Versammlung, welcher 1000 Personen beiwohnten, wurden viele große Worte laut, nach der Parole: „Was die Japaner gekonnt haben, das können auch wir."

Bei dieser Tendenz jedoch: „China für die Chinesen!" werden vielfach zwei Faktoren übersehen. Können die Chinesen mit eigener Kraft die Fortschritte erringen, welche sie selber begehren, ihr Land erschließen und seinen Ertrag an sich ziehen, und dürfen sie der Welt vorenthalten, was für den Gebrauch der Menschheit in Chinas Erde gelegt ist? Zeit und Erfahrung werden das Nein handgreiflich machen! An Zeichen dafür, daß fremde Hilfe unentbehrlich ist, fehlt es nicht. Englische Ingenieure stecken gegenwärtig in Hunan die Bahnlinie Kanton-Hankau ab, ob aber nachher zum Bau der Bahn geschritten werden kann, ist fraglich: zwar zeichneten „patriotische" Chinesen das nötige Geld längst schon, mit den Einzahlungen jedoch steht es namenlos traurig, weil mancher das Doppelte, Dreifache dessen, was er wirklich zahlen kann, gezeichnet hat. Deshalb wandte sich die Bahndirektion an die Eisenbahngesellschaft der Provinz Kwangtung mit der Bitte um ein Darlehen von 2 bis 3 Millionen Taels. Diese lehnte das Gesuch ab: sie würde dadurch selbst aktionsunfähig werden. — Ein anderes Bild! In Kanton

sollte, um einem dringenden Bedürfnis des eingeengten Verkehrs abzuhelfen, eine neue Hafenanlage gemacht werden. Der Bau, schon begonnen, mußte jedoch sistiert werden, weil der Generalgouverneur große Unterschlagungen entdeckte. Nun wollte kein chinesischer Unternehmer eintreten; vorliegende Angebote guter, ausländischer Firmen durften nicht Berücksichtigung finden — der Patriotismus des Volkes verbot ihre Hilfe — und so mag die Vaterlandsliebe es vorziehen, das angefangene Werk dem Verfall preiszugeben (Ostas. Lloyd, 13. Dez. 1907 S. 1902).

Ist an diesem modernen Patriotismus die fremdenfeindliche Haltung charakteristisch, so kennzeichnet ihn nicht minder sein antidynastisches Gepräge. Denn in Peking haben die Machthaber gebundene Hände. Konzessionen sind erteilt, Versprechungen gemacht dem Ausland gegenüber, betreffend seine Mitarbeit an der Erschließung des Landes; sie lassen sich nicht unter den Tisch wischen, auch wenn die Neigung dazu waltete. Aber Männer wie Yuan Schih-kai, der Präsident des Auswärtigen Amtes, von welchem verlautet, er werde seinen hohen Posten mit dem Kriegsministerium vertauschen, und Tschang Tschi-tung, der Vorsitzende des Unterrichtsministeriums, sind umsichtig genug, um zu wissen, daß die Bahn der Reformen ohne Hilfe des Auslandes nicht erfolgreich eingeschlagen werden kann; wenn auch immer wieder Gerüchte auftauchen von unheilbaren Differenzen dieser beiden Machthaber, stets sind sie wieder dementiert worden, und zurzeit liegen die Dinge in Peking augenscheinlich so, daß die beiden genannten Reformfreunde (unter welchen Yuan allerdings der radikalere sein mag) durchaus die Oberhand haben gegenüber der Mandschupartei. So ist denn auch, vorab durch Yuans Einfluß, wie man sagt, der Abschluß der Tschekianger Bahn-Anleihe mit dem englisch-chinesischen Syndikat vor kurzem zustande gekommen, und zwar mit Hilfe einer Klugheitsmaßregel, welche das patriotische Empfinden der Provinz zu schonen berechnet war: Die Regierung will den provinzialen Bahngesellschaften direkte Beziehungen zu dem ausländischen Konsortium ersparen, indem das Verkehrsministerium in Peking die Anleihe aufnimmt und das Geld an jene übermittelt (Ostas. Lloyd, 24. Jan. 1908). Zu gleicher Zeit sind die langwierigen Verhandlungen in betreff des Bahnbaues Tientsin-Tschinkiang (via Tsi-nan-fu) zum Abschluß gelangt, indem von deutscher und englischer Seite an China 5 Millionen Pfund zu 5% gegen Verpfändung gewisser Inland-Zölle (Likin) geliehen werden und Deutschland und England sich in die Anlage der Bahn teilen sollen, doch so, daß die vollendete Bahn chinesische Reichsbahn wird und alle Hoheitsrechte ausdrücklich der Reichsregierung übertragen sind. Durch die Einsicht bestimmt, daß China vorläufig gar nicht in der Lage sei, die zur Erschließung des Landes und in militärischer Beziehung erforderlichen Bahnen selber zu bauen, hat die Regierung ihre Gesandten im Ausland angewiesen, Studien darüber anzustellen, in welcher Weise die fremden Mächte ihre Interessen an den Bahnen privater Gesellschaften in ihren Ländern gesichert haben.

Aber eben — solches Verhalten der Zentralregierung nun vermag der neuerdings erwachte Patriotismus der Provinzbewohner und der Masse nicht zu fassen; es wird ihr ausgedeutet als Verrat am Vaterlande, es stellt sie

vor dem Unverstand der Menge in eine schlimme Beleuchtung, und weil die Folgerung so einfach scheint: „Der Hof hält es mit den Fremden, also ist er gegen das Volk des Landes," ist der Schluß bald gezogen: „Nieder mit der Dynastie!" So saugt eine weitverbreitete, antidynastische Bewegung Nahrung aus der Handlungsweise der Regierung, und die Revolution läßt sich solche Logik nicht entgehen. Die Spannung zwischen Patriotismus und Regierung ließ gegen Ende des Jahres 1907 nachgerade Unheil ahnen.

Da holte diese aus zu einem entscheidenden und weitreichenden Schlag. Durch Edikte vom 24. und 25. Dezember untersagte sie die Bildung von politischen Gesellschaften, die Diskussion öffentlicher Fragen durch Volksversammlungen bis zur Einführung gesetzlicher Volksvertretungen in den Provinzen, die Entsendung von Petitionen an den Thron, sofern dieselben nicht durch Beamte unterzeichnet sind, sowie jede Beschäftigung der studierenden Jugend mit Politik. Stumpfe Entrüstung, erschreckendes Staunen war die Wirkung dieser unerwarteten Verfügungen beim Volk; die Presse wagte die Deutung: nun sei es erwiesen, daß der Absolutismus allein der wirkliche Wille der Machthaber in Peking sei. Für diese jedoch waren solche Maßregeln zur Notwendigkeit geworden. Die studierende Jugend hatte durch ihr unreifes und maßloses Politisieren und Agitieren jenes drakonische Verbot herausgefordert, und wenn die Regierung nicht in der Ausgestaltung ihrer unerläßlichen Beziehungen zum Ausland fortwährende Hemmung durch eine Flut provinzialer Petitionen und Beschwerden erfahren wollte, mußte sie derselben einen Damm entgegenstellen, ehe die Wogen ihr über dem Kopf zusammenschlugen. Und weiter noch reicht die Tragweite dieser Dezember-Edikte. Sie markieren einen bedeutsamen Wendepunkt im Gang der chinesischen Reformbewegung (vgl. Ostas. Lloyd, 24. Jan. 1908), indem sie den Entschluß der Zentralregierung bekunden, den Lauf der Dinge selber zu bestimmen. Man erinnere sich der großen Unabhängigkeit, mit welcher die Vizekönige in ihren Provinzen bis in die neueste Zeit zu schalten gewohnt waren. Während des chinesisch-japanischen Krieges hatte der Süden untätig zugeschaut und die aktive Kriegsführung wenigen Nordprovinzen überlassen; im Sommer 1900 konnten die provinzialen Machthaber des großen Yangtse-Gebietes die Blutbefehle aus Peking außer Kraft setzen. Diese Unabhängigkeitsstellung der Provinzen mußte für die Regierung in Peking eine unerträgliche Hemmung werden, wenn bei ihr der Wille zur Reform zur Herrschaft gelangte (wie es durch den Einzug Yuans und Tschangs in Peking der Fall wurde), dort aber der Widerspruch alle Leidenschaften aufstachelte und mit dem Aeußersten drohte (wie in Tschekiang geschah). Darum führte mit Naturnotwendigkeit das Emporkommen der Reformpartei in der Reichsregierung zur energischen, zentralistischen Tendenz, wie sie die Dezemberedikte bekunden, und es war kein bloß zeitliches Zusammentreffen der Ereignisse, daß die Regierung Miene machte, gegen Salzschmuggler eine Macht von 15000 Mann modern geschulter Truppen aus dem Norden nach dem Yangtse zu werfen; durch solche unerhörte Entfaltung der Regierungsgewalt sollte der provinziale Sondergeist in die Schranken gewiesen werden — die Entsendung der Truppen unterblieb dann freilich aus Geldmangel.

Inmitten dieser ringenden Kräfte beweist das Evangelium seine Siegesmacht. An entgegengesetzten Enden des Riesenreiches haben große, verheißungsvolle Erweckungen eingesetzt: in Yünnan und in der Mandschurei. Glücklicherweise wirken in dieser letztern nicht nur die konkurrierenden, sich heftig bekämpfenden Einflüsse Japans und Chinas; in all diesem Widerstreit waltet das göttliche Wort schöpferisch. Eine merkwürdige Bewegung, ohne Mithilfe eines ausländischen Missionars, hat angehoben in einem Distrikt, genannt der „neue Fluß". Während der Boxerunruhen des Sommers 1900 war ein gewisser Shang, ein einfacher Mann und treuer Christ, hieher, in ein abgelegenes Bergtal geflohen. Er erzählte den Leuten, welche er vorfand, vom Heiland. Seine Hörer waren einfältige Bauern, Einwanderer aus Schantung, dumm gescholten. Aber mit Kindessinn nahmen sie sein Wort und ihn selber auf, bauten eine Kapelle und sind nun des Heils begierig. Eine gesegnete Zeugniskraft besitzt der Buchhändler Tschang. Wohin immer er kommt, wacht göttliches Leben auf. Kürzlich hielt er sich für einen Monat in einem Städtchen am Yalu, fern östlich von Mukden gelegen, auf; als Frucht seines ernsten, wahren und treuen Worts hinterließ er wohl 30 Mann, meistens vom Handelsstand, welchen es am Herzen liegt, ein Gotteshaus zu eröffnen. „Die Ernte in diesen Bergtälern ist reif. Wo immer eine ernste Seele hinkommt und redet, gibt es sofort Frucht. Kann in nächster Zeit ein Missionar in dieser Gegend stationiert und ein Missionszentrum geschaffen werden, so werden Tausende sich bekehren" (The Miss. Record of the Un. Free Ch. of Scotl. III 1908.).

Wie den Lesern des Missions-Magazins bekannt ist, weist Korea gegenwärtig eine wunderbare Erweckung auf. Sie nun hat den Yalu bereits übersprungen und ihren Weg ins Herz der Mandschurei gefunden, in einer Kraft und Tiefe, daß die Berichterstattung heiliger Furcht und anbetender Dankbarkeit Ausdruck zu geben versucht (vgl. Miss. Record, Apr. 1908, S. 161 ff.). Als aus Korea Kunde kam von dem merkwürdigen Walten des Geistes Gottes, erwachte in der Mandschurei Verlangen nach ähnlicher Heimsuchung. Zwei eingeborene Christen, der Lizentiat Tschang, Evangelist in Pen-hsi-hu, und der Diakon Hu aus Liao-jang, reisten ins Erweckungsgebiet, fanden mit Staunen 2000 Landleute zu vierzehntägigem Studium der heiligen Schrift versammelt und trugen das Lob Gottes in ihren Wirkungskreis zurück. Ein Missionar aus Honan sodann, Goforth mit Namen, der einen Monat in Korea geweilt hatte, nahm seinen Rückweg über Liao-jang und Mukden und leitete in diesen Städten Evangelisationsversammlungen (Februar 1908). Ueber die Geschehnisse während derselben urteilt der berichtende Missionar Webster: „Ein Minimum von Gefühlserregung, ein Maximum von ruhiger, tiefer geistlicher Arbeit geht vor sich. Am Freitag vormittag, während Mr. Goforth vom Wirken des heiligen Geistes im Menschenherzen redete, erhob sich Mr . . . von seinem Sitz, eilte zum Rednerpult, kniete nieder und brach aus in herzzerreißendes Bekenntnis. Er schien sich jeder Sünde schuldig gemacht zu haben. Mr. Goforth mußte innehalten, da die ganze Gemeinde ihr Herz ergoß in Fürbitte für diesen reuigen Sünder. Er war in der Kirche wohlbekannt als ein unaufrichtiger Mann, welcher für seine Familie ein großes

Hindernis des Heils bedeutete, sodaß es für unsere Herzen eine wahre Entlastung war, als der Herr ihm das Herz auftat. Im Oktober erst hatte er seinem Sohne geflucht, weil er nicht, um Geld zu machen, in der Regierungsschule Unterricht übernahm. Es war ein köstlicher Moment, am nächsten Tage den alten Mann davon reden zu hören, wie der Herr ihn gesegnet hätte und wie fortan sein Leben die Liebe des Heilandes kund machen sollte." . . . „Es war sehr lehrreich, auf die Linien zu achten, in welchen die Bewegung einherging — Gebet vor allem! Wenn Gelegenheit zum Gebet gegeben wurde, konnte es geschehen, daß die Menge das Gebet nicht zurückzuhalten vermochte; ein jeder schien in lauten Gebetsworten sein Herz vor Gott auszugießen . . . Dabei konnte aber nicht die leiseste Empfindung der Unordnung aufkommen. Sie waren alle ein Herz und eine Seele. Der Geist der Hingabe war einzigartig. Männer versprachen Land, Häuser, Geld für die Sache des Herrn. Ich weiß nicht, wie viele einen Teil ihrer Zeit für freiwilligen Dienst Jesu gelobt haben . . . Beten Sie, daß dieses gnadenreiche Werk fortgehen und dauern und daß die ganze Mandschurei an seinen Segnungen Anteil gewinnen möge!"

Und nun ein Bild vom entgegengesetzten Ende Chinas, aus der Südprovinz Yünnan! Hier bezeichnet das Dorf Tapushan den Mittelpunkt einer merkwürdigen Arbeit, welche sich über etwa 110 Dörfer mit 900 Familien und 4000 Bewohnern erstreckt und in den Händen des Missionars Nicholls (China Inland-Mission) und seiner eingeborenen Helfer ruht. Das Werk ist jung; der 20. und 21. Oktober 1907 aber, das erste christliche Erntedankfest, welches jene Gegend erlebt hat, zeigten, daß es bereits in die Tiefe und Weite geht. 700 oder 800 feierten mit (es sind nicht Chinesen, sondern Hua Miao, Ureinwohner, wie man sagt). Mit ihren Wagen waren sie, zum Teil 2 Tagereisen weit, schon am Samstag eingetroffen. Beinahe jedes Haus — auch Missionarswohnung und Kapelle — war zur Gastherberge eingerichtet. Viele, nicht Raum findend unter einem Dach, kampierten im Freien am Feuer, zum Schutz gegen Leoparde. Die guten Leute konnten des Hörens nicht genug bekommen, und was sie im Ernst ihrer Hingabe opferten an Mais, Reis, Weizen, Bohnen usw., wird für den Unterhalt der neugeborenen Helfer auf ein Jahr ausreichen. Auch 50 Fremde, vom Volk der Lisu, waren über die Berge weither gekommen und sprachen ihr heftiges Verlangen nach einem Lehrer aus.

Den Schluß unserer chinesischen Mitteilungen bilde für dies Mal eine Szene aus der Provinz Schantung. Am 7. Mai 1907 herrschte in Tsimo spannungsvolle Erwartung: der Besuch des Gouverneurs Jang war angekündigt. Würdenträger, Lehrerschaft, Schüler bildeten Spalier. An den ersten Kreisbeamten war der Zug des Großen vorübergegangen. Da sah er die Berliner Missionare mit ihren Lehrern und Schülern am Wege stehen. Sofort ließ er seine Sänfte niederstellen und begrüßte sie durch Händedruck aufs freundlichste. Am Nachmittag sogann empfing er ihren Besuch in der Stadt. Er dankte für die großen Verdienste der Mission in Schule und Hospital und fragte die Lehrer der Mission der Reihe nach nach Heimat und Beschäftigung, wollte insbesondere von einem jeden wissen, ob er Christ sei.

Da antwortete ein vor kurzem angestellter Literat, Lin, mit einem entschiedenen und stolzen „Nein", Gunst erwartend vom Fragesteller. Nicht gering aber war die Ueberraschung aller, als der Gouverneur anhob, die Ueberlegenheit des Christentums über Taoismus und Buddhismus darzutun und der Lehre Jesu das ehrenvollste Zeugnis ausstellte: es wäre um China weit besser bestellt, wenn es diese Lehre befolgte. Ob in diesem Falle Höflichkeit, Klugheit oder Wahrhaftigkeit das Wort geführt haben, wird schwer zu bestimmen sein; immerhin sind solche Aeußerungen aus solchem Munde auch ein Zeichen der neuen Zeit (vergl. Berliner Miss.-Berichte März 1908).

Rundschau.

Heimat.

Unter den Männern wie Löhe und Wichern, deren die innere und äußere Mission in diesem Jahre besonders gedenkt, darf auch ein Ludwig Harms nicht vergessen werden. Sind es doch am 5. Mai hundert Jahre her, daß dieser Mann des Glaubens und des Gebets in Walsrode, Regierungsbezirk Lüneburg, das Licht der Welt erblickte. Obschon er nur die bescheidene Stellung eines Landpastors in dem hannoverschen Dorfe Hermannsburg (von 1844 bis 1865) einnahm, so hat sich doch seine Wirksamkeit weit über die Grenzen seines Pfarrsprengels erstreckt; denn es war ihm gegeben, nicht nur in seiner Gemeinde ein reges Geistesleben zu wecken und viele zur Buße und zum Glauben zu rufen, sondern es entstand auch durch ihn und sein machtvolles Zeugnis in jenem einfachen Bauerndorf der Lüneburger Heide eine Missionsgemeinde, bei der die Mission zur volkstümlichen Gemeindesache wurde. Durch ihn und auf diesem eigenartigen Boden ist die Hermannsburger Mission vor 59 Jahren hervorgegangen, die sich seitdem zu einem ansehnlichen, ausgedehnten Werk in Südafrika und Indien entwickelt hat. L. Harms war, wie einer seiner Biographen sagt, „zweifellos eine der bedeutendsten Persönlichkeiten, die je in der hannoverschen Landeskirche gewesen sind, und er wird es bleiben unter denen, die sein werden: ein kraftvoller, geheiligter Charakter, in seinem Amte ein treuer, sich verzehrender Seelsorger, ein im besten Sinne volkstümlicher Prediger, ein mutiger Glaubensheld, der allein mitten in der Lüneburger Heide ein Werk ausgehen ließ, das sonst nur Gesellschaften zu führen sich getrauen."

Todesfall. Am Sonntag, den 29. März d. J., durfte der greise Basler Missionsveteran Rudolf Lechler in Kornwestheim (Württemberg) in dem hohen Alter von fast 84 Jahren zur Ruhe des Volkes Gottes eingehen. Mit ihm ist einer der Mitbegründer der deutschen Mission in China, der 52 Jahre lang im chinesischen Missionsdienst — von 1847 bis 1899 — stehen durfte, aus dem Leben geschieden. Lechler ward am 26. Juli 1824 in Hundersingen (Württemberg), wo sein Vater Pfarrer war, geboren und

trat im August 1844 als Zögling ins Basler Missionshaus ein. Im Jahr 1846 nach China bestimmt, trat er mit seinem Gefährten Hamberg und den beiden Barmer Brüdern Genähr und Köster im Juli 1846 die Reise dahin über Bombay und Batavia an und landete am 19. März 1847 in Hongkong. Von hier aus suchte er mit Hamberg zunächst im Anschluß an den von Gützlaff ins Leben gerufenen „chinesischen Verein" auf dem chinesischen Festlande Fuß zu fassen. Während sich Hamberg dem Hakkastamm zuwandte, hoffte Lechler unter den Hoklo in der Gegend von Swatau Eingang zu finden. Aber mehrmals von hier vertrieben, mußte er sich mit Hamberg schließlich nach Hongkong zurückziehen, wo es ihnen gelang, eine kleine Hakkagemeinde zu sammeln. Dasselbe war der Fall in Pukak auf dem Festlande der Provinz Kanton. Nach dem frühen Heimgang seiner Frau, die er im April 1854 nach kaum sechswöchiger Ehe verlor, arbeitete Lechler noch vier Jahre teils auf dem Festland, teils auf der Insel Hongkong und kehrte 1858 zur Erholung nach Europa zurück. Nach seinem Wiederauszug, auf dem ihn seine zweite Gattin begleitete, wirkte er von 1860 bis 1872, sowie von 1874 bis 1886 in Hongkong, wo er nicht nur die inzwischen sich im Lande ausdehnende Basler Mission leitete, sondern auch einen lebhaften brieflichen Verkehr mit den ausgewanderten Hakkachristen in Borneo, Guiana und Hawaii unterhielt. Seine Verbindung mit diesen ließ ihn auch im Jahr 1886 auf besondern Wunsch und auf Kosten der Diasporachristen mit seiner Frau einen Besuch in Hawaii machen, von wo er dann über Amerika nach Europa zurückkehrte. Seine letzte Wirksamkeit fand er von 1889 bis 1899 auf der Oberlandstation Hinnen, wo er hauptsächlich die Außengemeinden bediente und der Heidenpredigt oblag. In dieser Zeit gab er auch altershalber das Präsidium der Mission in jüngere Hände ab. Noch in verhältnismäßig rüstiger Arbeit stehend war es ihm vergönnt, im Jahr 1897 sein 50jähriges Amtsjubiläum zu feiern, wobei ihm von allen Seiten die wärmste Teilnahme entgegengebracht wurde. Zwei Jahre später, 1899, kehrte er mit seiner Gattin, die fast 40 Jahre lang die Mühen und Freuden des chinesischen Missionsdienstes mit ihm geteilt hatte, in die europäische Heimat zurück, wo ihm noch ein Lebensabend von nahezu neun Jahren beschieden gewesen ist. Mit ihm ist der Senior der deutschen Missionare Chinas und einer ihrer ersten Pioniere und Bahnbrecher aus dem Leben geschieden. Bis zur letzten Stunde galten auch seine Gebete und seine Liebe den Millionen des chinesischen Reiches. — Ueber das erste Jahrzehnt seines chinesischen Missionslebens hat er noch im letzten Jahrgang des Missions-Magazins (1907, S. 374 ff.) verschiedene Mitteilungen gemacht. Seinen Besuch in Hawaii schilderte das Missions-Magazin 1887, S. 193 ff.

Südsee.

Die amerikanische Mission auf den Karolinen- und Marschall-Inseln, die es schon vor einigen Jahren gern gesehen hätte, wenn die Leipziger Mission die dortige Arbeit wegen des von der deutschen Regierung verlangten deutschen Schulunterrichts übernommen hätte, soll nun nach und nach in die Hände des deutschen Jugendbundes für entschiedenes

Christentum übergehen. Der Jugendbund hat bis jetzt fünf Brüder und zwei Schwestern ausgesandt. Zunächst ist Ponape ganz von der deutschen Mission übernommen und das Stationseigentum ihr käuflich übertragen worden. Eine starke katholische Gegenmission macht die baldige Besetzung des bedrohten Gebiets durch die deutschen Missionare dringend nötig. Weitere Aussendungen stehen daher in Aussicht, und zur Verbindung der Missionsposten miteinander soll ein Missionsschiff gebaut werden. (Nach dem Leipziger Ev. Luth. Missionsblatt.)

Südwestafrika.

Die Berichte der Rheinischen Missionsgesellschaft Nr. 3 weisen auf einen beachtenswerten Artikel der Kölnischen Zeitung hin, den wir hier gern zur Kenntnisnahme weitergeben. Es heißt darin: Die Kölnische Zeitung bringt in ihrer Nummer 112 eine Zuschrift aus Windhuk über „Justiz und Verwaltung in den Schutzgebieten“, in der es als ein schwerer Fehler bezeichnet wird, daß in den deutschen Kolonien Justiz und Verwaltung durchweg getrennt seien. Bei den großen Entfernungen, um die es sich handle, müsse beides, zum mindesten in der ersten Instanz, in einer Hand vereinigt sein, wie das in den englischen Kolonien der Fall ist; denn wenn z. B. bei Mißhandlungen von Eingeborenen der Bezirksamtmann nur den Tatbestand aufnehmen könne, um ihn dann an den entfernt wohnenden Richter weiterzugeben, könne oft ein halbes Jahr vergehen, ehe die Tat gesühnt würde. Schnelle Justiz sei besonders in den Kolonien die beste Justiz, möge sie auch einmal gegen die strenge juristische Auffassung verstoßen. Die Kölnische Zeitung druckt diese Zuschrift mit lebhafter Zustimmung ab und weist auch auf Deutsch-Ostafrika hin, von wo ihr gleichfalls schon derartige Klagen gekommen seien. Die Kölnische Zeitung tritt bei dieser Gelegenheit wieder lebhaft für die gerechte Behandlung der Eingeborenen ein. Der ganze Artikel nimmt kein Blatt vor den Mund, spricht z. B. von dem „Kaukasier, der in seinem giftgeschwollenen Herrenbewußtsein einen Eingeborenen so mißhandelt, daß er“ usw., oder von „weißen Farmern und Händlern, die sich am Leben oder Eigentum der Eingeborenen in der schlimmsten Weise vergangen hätten.“ In der Zuschrift von Windhuk heißt es: „In dieser Richtung haben vor dem Aufstande europäische Ansiedler oder Händler sehr viel gesündigt.... Weil solche Ausschreitungen zu langsam oder gar nicht oder zu gelinde gestraft wurden, verloren schließlich die Herero das Vertrauen; sie wandten sich überhaupt nicht mehr an die Verwaltung und, als das Faß am Ueberlaufen war, griffen sie zur Selbsthilfe. Bekanntlich werfen ja auch die Herero, wenn man jetzt ruhig mit ihnen über den Aufstand spricht, uns vor, daß wir die Schuld an dem Ausbruch des Aufstandes hätten. Sie sagen: die Händler durften uns anfangs unser Vieh fortnehmen, Europäer schossen Stammesgenossen von uns tot, ohne daß uns etwas von ihrer Bestrafung bekannt wurde, und mit dem uns gehörigen Lande machtet ihr, was ihr wolltet.... Das allgemein bei den Eingeborenen zu verbreitende Gefühl der Rechtssicherheit ist es, das unsere Kolonien am besten vor einem Aufstand schützt.“ So in der Zuschrift aus Windhuk. Die Kölnische Zeitung spricht dann weiterhin z. B. von dem „Unsinn,

daß Eingeborenen überhaupt nicht zu glauben sei." Der so viel gehörte Satz: „Alle Eingeborene sind Lügner", habe an sich nicht mehr Berechtigung als etwa der Satz: „Alle Europäer sagen die Wahrheit."

Dem fügen die Rheinischen Missionsberichte hinzu: „Wir lesen natürlich so etwas alles mit lebhafter Zustimmung. Aber wie war's doch! Als wir jetzt gerade vor vier Jahren bei Beginn des Hereroaufstandes, so zart und zahm wie nur immer möglich, ähnliches schrieben über Händler und Europäer überhaupt, die vielleicht auch ein klein wenig Schuld an dem Hereroaufstand hätten, wie fiel doch da die gesamte deutsche Presse unter Führung der bekannten Kolonialen Zeitschrift über uns her! Der fanatische Feldzug, der damals gegen die Mission und gegen die Missionare stattfand, ist ja noch in unser aller Erinnerung."

Kongogebiet.

Die Kongotragödie scheint noch nicht so bald ihr Ende zu finden, und auch die Annexion des Freistaats von seiten Belgiens steht noch immer aus, indem die Forderungen des belgischen Königs bis jetzt zu keinem Abschluß führten. Nun ist ein neuer Annexionsvertrag dem belgischen Parlament unterbreitet worden, der dem Ministerium annehmbar zu sein scheint. Hienach erklärt sich König Leopold bereit, auf die Krondomänen zu gunsten Belgiens zu verzichten; er verlangt aber, daß Belgien nicht nur alle Verpflichtungen des Kongostaates übernimmt, sondern ihm auch die Nutznießung der Einkünfte des Kongostaates auf Lebenszeit garantiert. Außerdem wird von Belgien im besonderen verlangt, daß es die Konzessionen respektiert, die im Jahre 1906 zwei amerikanischen Kompanien verliehen wurden. Aus den Einnahmen des Kongostaats sollen noch bedeutende Summen jährlich an den Neffen des Königs, sowie an dessen dritte Tochter entrichtet werden. Auch dem König selbst soll die Summe von 40 Mill. Mark in 15 jährlichen Raten ausbezahlt werden. Diese Summe will der König für die Errichtung von Hospitälern und Schulen und für die Förderung wissenschaftlicher Arbeiten in Afrika verwenden. Außerdem soll Belgien 36 Mill. Mark für Arbeiten ausgeben, die bereits kontrahiert worden sind. Der König behält außerdem in seinem eigenen Namen 40 000 Hektare Land in Majumba, wo Versuche mit der Anpflanzung von Kaffee und Kakao gemacht werden sollen. — Die Bedingungen des Vertrags sind mit gemischten Gefühlen aufgenommen worden, man ist aber allgemein der Ansicht, daß die Annexion des Kongostaates an Belgien unter diesen Bedingungen möglich ist. Nur die Paragraphen, in denen die Anerkennung der riesigen Konzessionen verlangt wird, die den amerikanischen Wald- und Mineral-Kompanien gemacht worden sind und an denen der König stark interessiert ist, werden voraussichtlich auf heftigen Widerstand stoßen. Hauptsache ist, daß in Zukunft die Greuelwirtschaft im Kongostaat, die seit Jahren in gewissenloser Ausbeutung des Landes und in brutaler Behandlung der Eingeborenen bestand, endlich einmal ein Ende nimmt.

Berichtigung. Im Aprilheft des Miss.-Magazins S. 160, Z. 12 v. u. ist die Angabe von 50 Kolben Mais auf die Zahl 5 zu reduzieren.

Literarische Beilage zum Missions-Magazin.

1908, Nr. 2.

Die Lebenskraft des Evangeliums. Missionserfahrungen innerhalb des animistischen Heidentums. Von Joh. Warneck, Lic. theol., Missionar. Berlin, M. Warneck. 1908. 327 S. geh. Mk. 4.50. | geb. Mk. 5.50.

Es ist eine Freude, dieses Buch anzuzeigen. Der Verfasser hat es der theologischen Fakultät zu Halle gewidmet und den Beweis erbracht, daß es nicht zu kühn war, einem Missionar die Lizentiatenwürde zu erteilen; steckt doch viel theologische Gedankenarbeit darin, und das wissenschaftliche Verständnis der Bibel, insbesondere des Neuen Testaments, wird durch seine Ausführungen ebensogut befördert, wie durch manchen Kommentar. Aber den größten Gewinn wird die Mission selber davon haben, und zwar gleicherweise der Missionar, der draußen in der Arbeit steht, wie die Missionsleitung daheim und ihre Mitarbeiter, namentlich die im Pfarrerstand. Was bisher in der Missionsliteratur geboten wurde, war gewöhnlich entweder Berichterstattung über die Arbeit draußen und über einzelne dabei auftretende Persönlichkeiten, oder prinzipielle Erörterung von allgemeinen Gesichtspunkten aus. Weniger häufig begegnet man einer Verbindung beider Typen, also einer grundsätzlichen Beurteilung der konkreten Fälle, wie sie u. a. in den von Lic. Warneck benützten Arbeiten von Oehler, Miescher und Hoch in den Basler Missionsstudien angetroffen wird. Diese Verbindung ist nun in dem vorliegenden Buche aufs glücklichste durchgeführt. Lic. Warneck geht darin zwar von der eigenen oder fremden Beobachtung und Erfahrung aus, und das macht seine Darstellung lebendig und interessant; aber er strebt darnach, die allgemeinen Gesetze und die großen Züge herauszufinden, die in den einzelnen Erscheinungen wirksam sind, und dadurch wird sein Buch überaus lehrreich und anregend.

Zunächst wird eine Schilderung des animistischen Heidentums geboten, auf Grund eines reichen Anschauungsmaterials, wie es dem Verfasser von seiner Arbeit unter den Batak auf Sumatra her zur Verfügung stand und von ihm aus andern Quellen ergänzt und bestätigt wurde. Dabei tritt die durchgehende Analogie in den religiösen Anschauungen der Naturvölker auffallend hervor. Es zeigt sich, daß es durchaus engherzige Schrulle ist, wenn man vom „Heidentum" redet, sondern daß es sich hier um eine einheitliche, umfassende Erscheinung handelt, deren Realität sich überzeugend einprägt, wenn ihre Auswirkungen im Leben jener Völker ans Licht gestellt werden: ein verblassender Gottes- oder Götterglaube, eine komplizierte Seelentheorie, aus der dann eine bis ins einzelste sich erstreckende Lebensordnung und ein von Furcht und Grauen beherrschter Geisterdienst hervorgehen. — Diese charakteristischen Merkmale des animistischen Heidentums finden sich nicht nur bei allen unkultivierten Stämmen, sondern machen auch die eigentliche Volksreligion in den meisten heidnischen Kulturvölkern aus, und auch der Buddhismus und der Islam haben sich die Eroberung ihrer großen Gebiete nur durch weitgehende Duldung dieser Universalreligion der unerlösten Menschheit erkaufen können. Nachdem Warneck dieses animistische Heidentum in seiner Unsicherheit und Gottesferne, in seiner Verlogenheit und Gebundenheit, in seiner Selbstsucht, Unsittlichkeit und Diesseitigkeitsgesinnung eingehend gezeichnet hat, geht er dazu über, den Kampf zu schildern, der sich überall da erhebt, wo das Evangelium von Christo mit dem Anspruch auftritt, dem so gebundenen Menschen die Befreiung zum Dienst des lebendigen Gottes zu bringen. Wir erleben es mit, wie nach der ersten verständnislosen Ablehnung doch allmählich der Weg zu den Herzen gebahnt wird, nicht nur durch das erwachende Bewußtsein der Heiden um die jammervollen Zustände im eigenen Volke, oder durch den Eindruck der kulturellen Ueberlegenheit der Missionare, sondern vor allem durch den Eindruck von deren selbstloser Liebe und von ihrer persönlichen Glaubwürdigkeit. Der Kampf einer verständigen Kolonialregierung gegen die ärgsten Greuel der Zauberei, der Roheit und Gewalttätigkeit wird dankbar gewürdigt, aber ebenso bestimmt auf die göttliche Mithilfe hingewiesen, die auf mancherlei, oft wunderliche Weise einzelne Seelen aufs Evangelium hinführt.

Und nun werden die im Haupttitel genannten „Lebenskräfte des Evangeliums" in ihrem sieghaften Wirken geschildert. Der Unsicherheit des Heidentums tritt der Bote des Evangeliums mit der Gewißheit seines persönlichen Zeugnisses gegenüber, dem Betrug des Götzendienstes mit der Macht der geoffenbarten Wahrheit. Und dann wird gezeigt, wie der lebendige Gott in seinen Taten erkannt wird, wie neben den Gestalten des Alten Testaments vor allem die Person Jesu die Herzen ergreift, und wie damit eine Befreiung von der Knechtung unter die Dämonen erlebt wird. Die Herzen öffnen sich dankbar der Liebe Gottes, die sich in Jesu, vorab in seinem Kreuzestode offenbart. Jetzt erst geht das Verständnis auf für das, was eigentlich Sünde ist; jetzt erwacht mit dem Triebe, die gewonnene Gemeinschaft mit Gott zu bewahren, das Streben nach Heiligung, das freilich noch mit viel Schwachheit verbunden ist; jetzt erst beginnt ein ernster Kampf gegen den „eiteln Wandel nach der Väter Weise". Und im Glauben an den auferstandenen Sohn Gottes, dessen Liebe sie sich getrösten, können die Heidenchristen auch die ihnen vorher unfaßliche Hoffnung des ewigen Lebens ergreifen, die schon unzähligen von ihnen zu einem freudigen Sterben verholfen hat.

So bringt das Buch eine aus der Erfahrung geschöpfte Darstellung dessen, was das Evangelium an eigentümlichen Gaben und Kräften für den verlorenen Menschen in sich schließt, und wird dadurch zu einer Rechtfertigung der alten biblischen Missionsbotschaft, die Gott sei Dank den Heiden draußen noch immer an den meisten Orten unverkürzt dargeboten wird. Und um noch eines vom Besten zu nennen: an dem jugendfrischen, opferfreudigen Glauben der neugewonnenen Heidenchristen kann sich unser oft so mattes, durch lauter Reflektieren kraftlos gewordenes Christentum beschämen und ermuntern lassen. M.

Missionsstunden. Von G. Warneck, Prof. u. D. der Theol. Erster Band: **Die Mission im Licht der Bibel.** Fünfte Auflage. Gütersloh. Bertelsmann. 1907. 353 S. geh. Mk. 4.20. | geb. Mk. 5.20.

Nicht nur die Mission im Lichte der Bibel, sondern auch die biblischen Gedanken und Tatsachen im Lichte der Mission zu verstehen, bietet dieser Band der Warneckschen Missionsstunden eine treffliche Anleitung. Und darum soll nicht nur der dazu greifen, der nach Musterbeispielen für seine eigenen Missionsstunden sucht, sondern jeder Freund der Bibel und der Mission, der in beide noch tiefer eindringen will, und solche tiefer grabenden Freunde tun der Christenheit und ihrer Mission dringend not. M.

Missionspredigten. Herausgegeben von C. Kohlweyer, Pastor an St. Paul in Berlin. 280 S. Gütersloh. C. Bertelsmann. geh. Mk. 3.20. | geb. Mk. 4.

Diese Sammlung von 34 Missionspredigten verdankt ebenso vielen verschiedenen Rednern ihren Ursprung. Sie sind deshalb auch sehr verschieden in ihrer Ausführung und Behandlung. Nur bei einigen wenigen ist die besondere Veranlassung erwähnt, die deshalb auch ihren speziellen Charakter erklärt. Die Predigten enthalten viele packende und tiefgehende Missionsgedanken, dürften aber doch vielleicht noch mehr konkrete Beispiele aus dem Missionsleben und der neueren Missionsgeschichte enthalten, da erfahrungsgemäß diese am anregendsten wirken und am nachhaltigsten bei den Hörern, die für die Mission erwärmt werden sollen, haften. St.

Munzinger, Karl Lic. **Paulus in Korinth.** Neue Wege zum Verständnis des Urchristentums. Heidelberg, Evang. Verlag. 1908.

Ein sehr interessantes Buch! Es wird namentlich Missionaren, zudem aber solchen Bibellesern, welche das Christentum gern im Lichte der Mission betrachten, reiche Anregung bieten. Denn die „neuen Wege" des Verfassers bestehen eben darin, daß er, der ehemalige Japaner-Missionar, seine Missionserfahrungen fruchtbar machen möchte für das Verständnis Pauli als des größten Missionars. Die vielen Anregungen werden freilich auch zu kräftigem Widerspruch führen. Wir können hier nur einige derselben andeuten: Daß Paulus die Art, wie er in Athen geredet hatte, für den dortigen Mißerfolg verantwortlich machte und bereute, ist möglich, aber nicht erwiesen; Paulus als Theologe wird nicht nach Gebühr gewürdigt; die Stellung des Verfassers zur Apostelgeschichte ist willkürlich; das Wort Enthusiasmus, welches die alte Kirche hartnäckig abgelehnt hat, sollte von Paulus sorgfältiger ferngehalten werden.

Schlatter, A. D., Prof. in Tübingen. **Die Korintherbriefe,** ausgelegt für Bibelleser (aus: Erläuterungen zum N. T. 10. Teil). Calw u. Stuttgart, Vereinsbuchhandlung. 1908.

Mit Dank und Freude ist diese wertvolle Bereicherung der wohlbekannten „Erläuterungen“ anzuzeigen. Einfache Sprache — die wir immerhin der fesselnden Darstellungskunst Munzingers vorziehen —, besonnene, einleuchtende Auslegung, stete Beziehung zum Leben, das sind Vorzüge auch dieses 10. Schlatterschen Bändchens. Wir können uns denken, daß dasselbe seinen Weg finden wird, soweit unsre Missionare in der Welt draußen stehen, da die Missionsmänner durch ihre Erfahrungen ganz besonders auf die Korintherbriefe aufmerksam zu werden pflegen. S.

François Coillard, enfance et jeunesse 1834—1861 von Ed. Favre. Paris, missions Evangéliques 1908. Starker Band (352 Seiten) mit 44 Bildern. Fr. 7.50.

Wenn die deutsche Missionsliteratur bis jetzt sich mehr mit der Missionsarbeit beschäftigt und noch nicht recht Zeit fand, die Persönlichkeit und den inneren Entwicklungsgang der Missionare eingehend zu schildern, so haben unsere französischen Brüder einen Zug, gerade die letztere Seite mit Meisterschaft in allen intimsten Einzelheiten zu kultivieren. Wo es sich um Männer von der Bedeutung und der Anziehungskraft eines Coillard handelt, sind solche Einblicke in den Werdegang und den inneren Aufbau eines Missionars immer willkommen, auch wenn sie uns noch so tief ins Detail der göttlichen und menschlichen Jugenderziehung einführen. Umsomehr ist dies der Fall, wenn diese Mitteilungen aus der Feder Coillards selbst stammen, wie dies hier zumeist der Fall ist. Den wesentlichen Teil des Buches bildet eine Autobiographie, die Coillard erst im Jahr 1892 in Afrika schrieb. Sie umfaßt seine erste Jugend bis 1857, und erzählt in lebendigster, oft mit feinem Humor gewürzter Weise das rauhe, aber stets wunderbar behütete und aufstrebende äußere und innere Leben des armen François unter dem ärmlichen Dach seiner früh verwitweten Mutter, deren Treue und Gottesfurcht der junge, später so geistesmächtige Glaubensbote sein Bestes verdankt. Dann die Förderung, die er der Familie des edeln Ami Bost verdankt, bis es endlich gelingt, ihn in das Haus des in Basel noch stets lebendigen, ob auch längst heimgegangenen Jacquet in Glay zu bringen. Von da an datiert Coillard selbst seine Bekehrung, und es folgt bald seine Meldung bei der Pariser Mission, dann die Jahre seiner sehr gründlichen und gediegenen Ausbildung in Paris und Straßburg, wieder in Paris, und endlich seine Einsegnung daselbst 1857 als Missionar für Lessuto. Es ist also eine vortreffliche, allseitige Bildung, klassisch, theologisch, praktisch und gesellschaftlich, die Fr. Coillard zugute kam und ohne die er unmöglich die tiefgreifende Wirksamkeit sowohl auf dem Missionsfeld, als namentlich in der Heimat hätte ausüben können, die ihn auszeichnete. Kaum je hat ein Missionar die heimatlichen Kreise so zu begeistern vermocht, wie er; kindliche Frömmigkeit, ganze Hingabe und Treue, edle Sprache und feinste gesellschaftliche Formen dienten da der Missionssache; niemand konnte widerstehen. Welche Lehre auch für uns in deutschen Landen! — Der erste Auszug ins Lessuto, die ersten Erfahrungen, der afrikanische Krieg von 1858, die ersten Berührungen mit Moschesch schließen sich an, fast alles nach den Aufzeichnungen des Tagebuchs von Coillard. Die Verlobung aus der Ferne mit der in Paris weilenden Schottin Christina Mackintosh, deren Reise und Verehelichung am Kap schließen das Buch (1861).

Es werden und müssen immer Ausnahmen sein, solche ganz intimen Bilder aus dem Jugendleben eines Missionars. Aber wo es sich um einen Mann wie Coillard handelt, und wo der Bericht ein so fesselnder, geistreicher und doch naiver, von innigster Hingabe an den Herrn durchhauchter ist, da gesteht man ihm seinen vollen und bleibenden Platz in der ersten Reihe der Missionsschriften zu. Neben Coillards Entwicklung geht auch ein gutes, hochinteressantes Stück Zeitgeschichte der französischen protestantischen Gesellschaft an uns vorüber. Die Gestalten eines Ami Bost, Boissonnas, Casalis, Monod, Mabille und der damals so einflußreichen Frau [illegible] Walther und ihres Kreises werden da lebendig, und das bäuerliche Leben [illegible] von Mittelfrankreich in all seiner bescheidenen Bravheit findet eine [illegible] Darstellung. Ob je eine deutsche Uebersetzung der [illegible] Aufzeichnungen [illegible] gerecht werden könnte, scheint uns [illegible]

Es ist von Interesse für [illegible] welches die Pariser Mission ihren [illegible] von Glay [illegible]

wohin er durch die Empfehlung eines aus dem Jura gebürtigen Hauslehrers seiner Dienstherrschaft gewiesen war, schrieb Coillard an die Pariser Mission (1852) um Aufnahme. Diese ließ durch drei Amtsbrüder Pfarrer Jacquets in Glay den Petenten examinieren und sich speziell nach seiner Befähigung zu klassischen Studien erkundigen. Sie sandte dann den angehenden Zögling zur Ausbildung in den „toten" Sprachen zu dem Pfarrer Jeanmaire in Magny (Franchecomté), wo mit Latein begonnen und auch die Vulgata gelesen und dann zum griechischen Neuen Testament und dem Hebräischen fortgeschritten wurde. Zur Fortsetzung der Studien empfahl Hr. Jeanmaire — merkwürdige Annähernng von damals! — dem Pariser Komitee für Coillard das Missionshaus in Basel, für welches dieser eine besondere Sympathie gezeigt habe. Aber die Pariser zogen vor, den Zögling in die theologische Präparandenschule nach Paris (Les Batignolles) zu berufen, wo er im Oktober 1853 ankam und nach schwerer Eingewöhnung bald in den protestantischen Kreisen der Stadt die beste Aufnahme fand. Da kam der Krimkrieg. Schleunig zog Coillard auf Ad. Monods Rat (Dez. 1854) nach Straßburg, wo er nach sehr gnädigem Examen als Student des theologischen Seminars aufgenommen wurde, was zwar nicht die Konskription, wohl aber den aktiven Kriegsdienst ausschloß. Die Anstrengungen Coillards waren nun darauf gerichtet, das Baccalaureat in Straßburg zu erringen, das ihm die theologische Laufbahn auch in der Heimat eröffnet hätte. Für die deutsche Sprache war er besonders begeistert. „Könnte ich, wie ich wollte, so würde ich alles zugunsten des Deutschen hintenansetzen." Allein im Baccalaureats-Examen fiel er zugleich mit drei Freunden durch. Nasenbluten hatte ihn an Beendigung der Klausurarbeit gehindert, und seine Vorbereitungszeit war allzu kurz (Aug. 1855). Sofort zog er nun über Paris in seine Heimat Berry, wo er bei Pfr. Filhol in Bourges Hebräisch trieb und den Bossuet studierte, sich auch mit Seelsorge und Stundenhalten beschäftigte und einige Zeit, nach schwerem Anfang im Predigen, in Bourges und Asnières vikarierte. Im November 1856 fand sich Coillard endlich wieder mit sieben Genossen in dem neu eröffneten kleinen Missionshaus der Pariser (in Passy) zusammen, deren ältester er war und sich des Spitznamens Chrysostomus erfreute. Schon wurden nun, neben Exegese und anderem, Stunden in Sesšuto genommen und — ohne viel Erfolg, sogar Versuche im Reiten gemacht. Unverhofft, mitten in seinen Studien, kam an Coillard am 5. März 1857 der ersehnte Ruf zum Auszug nach Afrika. — Wenig Methode, aber ein um so reicherer Inhalt: das wird wohl das Charakteristische dieses Bildungsganges zu nennen sein, bei dem — was die Hauptsache — aus dem kleinen Bauernknechtlein ein nahezu idealer, vorbildlicher Missionar von seltenster persönlicher Liebenswürdigkeit geworden ist. Chr.

Die Rheinische Mission im Hereroland. Zugleich Visitationsbericht des Missionsinspektors Spiecker. 140 S. Barmen. Verlag des Missionshauses. 50 Pf.

Ein sehr dankenswerter Bericht des Rheinischen Missionsinspektors über die durch den Herero-Aufstand geschädigte Mission in Deutsch-Südwestafrika und die Aufgaben ihres jetzigen Wiederaufbaus. Zum Verständnis der Sachlage ist zunächst ein kurzer Ueberblick über die Geschichte der Herero-Mission bis zum Jahr 1904 gegeben; sodann wird der Aufstand in kurzen Zügen erzählt und schließlich die gegenwärtige Lage mit ihrem Befund auf den einzelnen Missionsstationen und ihren neuen Aufgaben eingehend dargestellt. Man erhält hier einen klaren Einblick in die durch den Aufstand hervorgerufenen Verhältnisse und was zur Wiederherstellung der zerstörten Arbeit von der Rheinischen Mission bereits geschehen ist und noch geschehen soll.

Die Rheinische Mission in Kaiser Wilhelms-Land. Dritte Auflage, durchgesehen und ergänzt von Miss. A. Hanke. 70 S. Barmen. Missionshaus. 20 Pf.

Es ist eine Summe von Nöten und Elend, von Trübsal und Todesleid, von Stunden des Verzagens und schwerer Anfechtung, aber auch von Selbstverleugnung und Aufopferung, von Treue und Ausharren, die uns hier von der Tränensaat der Rheinischen Mission in Neuguinea erzählt wird. Doch darf der Erzähler am Schluß auch von der beginnenden Freudenernte berichten.

Der Held von Uganda. Leben und Wirken des Pioniermissionars Alexander Mackay. Von C. Schneider. Kassel. J. G. Oncken Nachfolger. geb. 75 Pf.

Diese volkstümliche Darstellung des Lebens und Wirkens Mackays darf jung

und alt empfohlen werden. Das auch äußerlich hübsch ausgestattete Büchlein eignet sich besonders für Schüler- und Volksbibliotheken, wo es gewiß dankbare Leser finden wird.

Zeugen Gottes aus allerlei Volk. Heft 10—15 à 10 Pf. 100 Ex. Mk. 8. Berlin. Deutsche Sonntagsschul-Buchhandlung.

Diese fünf Hefte enthalten die Biographien von E. R. Baierlein unter den Tamulen, R. Moffat, Otto von Bamberg, Fritz Reuter und John Williams, hauptsächlich für Kinder erzählt.

Draußen und Daheim. Gedichte von W. Wendebourg, Pastor in Klein-Mahner, Hannover. 191 S. Hannover. Erich Wendebourg. geb. Mk. 2.80.

Daß der Herausgeber des Hannoverschen Missionsblattes auch ein Dichter ist, wußten wir bis jetzt nicht. Um so mehr freut uns die schöne, ansprechende Ausgabe seiner Gedichte, in denen er seine „Jugenderinnerungen“, den „eigenen Herd“, die „Heimat der Seele“, und die „Mission“ („In alle Welt“) so innig besingt. Eine weitere Abteilung besteht aus „Sinngedichten“ nach einzelnen Aussprüchen des Buches Sirach. Daß die Mission in dem Cyklus so warm und verständnisvoll vertreten ist, läßt uns in dem Dichter den kundigen Missionsmann erkennen, der z. B. in den „Osterglocken der Mission“ einen erhebenden Hymnus nach Römer 15, 9—12 über den Lobpreis der versöhnten und erlösten Heidenwelt anstimmt. Schon allein dieses Missionslied, dem sich noch viele andere anschließen, macht uns die Gedichtsammlung lieb und wert.

Bellon, J., Missionar. **Kultus und Kultur der Tschi-Neger** im Spiegel ihrer Sprichwörter. Basler Missionsstudien Heft 33. 92 S. Basel. Missionsbuchhandlung. Fr. 1.25 = Mk. 1.

Diese Studie beweist aufs neue, daß die Negerstämme Westafrikas trotz ihrer animistischen Religionsanschauung doch des Gottesbewußtseins und der dem Menschen ins Herz geschriebenen Sittengesetze nicht gänzlich bar sind. Davon legen die Sprichwörter, in denen ihre geistigen Anschauungen am unmittelbarsten zum Ausdruck kommen, ganz auffallende Beweise an den Tag. Zugleich offenbart sich in ihnen viel Scharfsinn und praktischer Lebensverstand, wie ihn ein oberflächlicher Beobachter bei einem Naturvolk gar nicht erwarten würde. Daß von christlicher Beeinflussung hier nicht die Rede sein kann, erweisen ebenfalls die Sprichwörter als altherkömmliche Redensarten, die viel älter sind als die Mission, die erst in neuerer Zeit als Kulturfaktor in diesem Teil des Landes aufgetreten ist. Das Ganze ist ein überaus interessantes und instruktives Spiegelbild der Anschauungen und der Lebensweise, in denen sich das Dasein des Negers bewegt. Wir sind deshalb dem Verfasser, der als Missionar unter dem Tschi- und Asantevolk lange gelebt hat und dessen Sprache kennt, für die gründliche Bearbeitung des Gegenstandes dankbar.

Chinesisch-Turkestan. Geschichte, Verwaltung, Geistesleben und Wirtschaft. Von Prof. Dr. M. Hartmann. Mit 2 Karten. 115 S. Halle a. S. Gebauer-Schwetschke.

Der Verfasser hat weitausschauende Pläne mit dem von ihm hier geschilderten Kaschgarien, das zwischen dem russischen Gebiet und dem eigentlichen China liegt: er will es dem deutschen Interesse näher rücken und möchte zugleich zu deutschen Unternehmungen behufs seiner wirtschaftlichen Erschließung anregen, ehe Japan seine Fangarme nach dem Lande ausstreckt; denn Rußland, dessen Nimbus in jenen innerasiatischen Gebieten gewichen sei, England, das schon zuviel Kolonialbesitz habe, und China, das trotz seiner nominellen Oberhoheit in dem islamischen Lande kein Ansehen besitze, kämen dort nicht mehr in Betracht. Dies alles gibt dem Verfasser Anlaß, Land und Leute, deren Geschichte, Verwaltung, Geistesleben und wirtschaftlichen Verhältnisse mit kurzen Strichen zu skizzieren. Er kommt dabei auch auf die dortige schwedische Mission und ihre Tätigkeit zu sprechen, die er aber nur von dem sattsam bekannten Standpunkt des Wirtschaftspolitikers aus beurteilt. Nach seiner Darstellung hat die Missionstätigkeit als christliche Propaganda unter dem Islam keinerlei Aussicht auf Erfolg. „Jedes marktschreierische Anpreisen des Christentums und Verführung (!) einzelner zum offenen Abfall vom Islam würde unmittelbar eine Stärkung des islamischen Geistes hervorrufen und den fanatischen Hetzern, die sich überall finden, Wind in die Segel geben.“ Er erblickt dagegen die Aufgabe der Mission darin, daß sie vor allem Handwerkerschulen errichten

und daneben etwa auch verschiedene Elementarfächer erteilen solle; alle christliche Dogmatik sei zu vermeiden; durch Apostaten oder „Ueberläufer" werde nur Schaden angerichtet, und die Züchtung schlauer Heuchler bringe die ganze Arbeit in Mißkredit. Also: nur Hebung des wirtschaftlichen Standes und dadurch Hebung der Moral rc. — Diese Anschauungen, wonach der Missionar lediglich als Kulturpionier dienen soll und das Geld der Missionsfreunde gerade recht wäre, um ausschließlich kulturelle und wirtschaftliche Zwecke unter den Kirgisen zu fördern, zeigen, daß der Professor kein rechtes Verständnis für das Wesen und die Aufgabe der christlichen Mission hat, so tüchtig auch sonst das Buch geschrieben ist.

Dreißig Jahre in der Südsee. Land und Leute, Sitten und Gebräuche im Bismarck-Archipel und auf den deutschen Salomoinseln. Von R. Parkinson. Herausgegeben von Dr. B. Ankermann, Direktorialassistent am Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin. Mit 56 Tafeln, 141 Textbildern und 4 Uebersichtskarten. Verlag von Strecker & Schröder in Stuttgart. geh. Mk. 14. | eleg. geb. Mk. 16.

Das umfangreiche Werk des Südseeforschers Parkinson über dieses deutsche Inselgebiet nimmt im ganzen wenig Bezug auf die Mission, indem es ausschließlich der Völkerkunde dienen und somit hauptsächlich die Sitten und Gebräuche der Melanesier vorführen will. Es wendet sich daher auch nicht nur an die Fachgelehrten, sondern an alle Kreise, die ein Interesse für die deutschen Kolonien und ihre Bewohner haben. So bietet es auch dem Missionar und Missionsfreunde außerordentlich viel Belehrung, indem der Verfasser die religiösen und sprachlichen Verhältnisse jener Inselwelt in eingehender Weise behandelt. Dem bisher wenig bekannten Gebiet der Geheimbünde, des Totemismus, der Masken und Maskentänze, das den Kern des gesamten Geisteslebens jener Naturvölker bildet, hat er einen ganzen Abschnitt von mehr als 100 Seiten gewidmet, und den gleichen Raum hat er den Sagen und Märchen, sowie den verschiedenen Sprachen eingeräumt. Von besonderem Interesse erscheint uns die konkrete Schilderung der geheimen Verbindungen mit ihren Maskentänzen, schon deshalb, weil sich dieselben Institutionen und Schaustellungen ganz ebenso bei vielen westafrikanischen Völkern, z. B. in Kamerun, finden und die aus dem gleichen Naturboden der religiösen Vorstellungen, aus dem Animismus herausgewachsen sind. Diese Analogien sind um so auffallender, als der Veranlassung, der Ausübung und dem Zweck der Geheimbünde überall und oft bis ins einzelste hinein dieselben Vorstellungen und Tendenzen zugrunde liegen. Der Verfasser schreibt ihnen zwar zum Teil keine religiöse Bedeutung zu und sieht sie mehr oder weniger als harmlose Erscheinungen des Volkslebens an, die leider (!) von den Missionaren als Teufelswerk bekämpft würden, aber da hat er wohl den Kern der Sache nicht recht erkannt; denn wenn man weiß, wie das ganze soziale Leben der Naturvölker unter dem bewußten Einfluß ihrer religiösen Vorstellungen steht, und sei es auch nur, um ihren sozialen Einrichtungen die nötige Autorität zu verschaffen oder — wie dies bei den Geheimbündlern der Fall ist — eine gewisse Gewalt über die uneingeweihten Volksgenossen, sonderlich über die Frauenwelt, auszuüben, so wird man darin gewiß eine religiöse Idee suchen müssen, die dem Ahnenkultus und dem Geisterdienst zugrunde liegt. Und daß die Schaustellungen der damit verbundenen Maskentänze nicht so ganz harmlos sind, das gibt der Verfasser selbst zu, indem er von dabei vorkommenden unbeschreibbaren „Scheußlichkeiten" spricht. Wie die afrikanischen Geheimbünde, so sind auch die der Melanesier und Papua ein Privilegium der Männer. Was davon an die Oeffentlichkeit tritt, ist in die Form einer Geistererscheinung gekleidet; die Geräusche, die von den Festplätzen her erschallen, sind Stimmen der Geister, die dort mit den Eingeweihten verkehren; die Maskierungen repräsentieren nicht die Geister, sondern sind nach der Meinung der Uneingeweihten wirkliche Geister. — Das Werk ist ein sehr wertvoller Beitrag zur Völkerkunde und nimmt in unserer Kolonialliteratur denselben Rang ein wie das Buch von Missionar Spieth über das Ewevolk, wenn es auch in seiner Anlage von diesem abweicht. Karten und Bilder sind sehr gut ausgeführt; nur eignen sich manche Gruppenbilder nicht für den Familientisch. St.

Südafrika. Eine Landes-, Volks- und Wirtschaftskunde von Prof. Dr. Siegfried Passarge. Mit 47 Abbildungen auf Tafeln, zahlreichen Profilen und 33 Karten. 367 S. Leipzig, Quelle & Meyer. In Leinw. Mk. 8.

Der bekannte Geograph und Ethnograph, der vor Jahren das wertvolle Buch

über Adamaua geschrieben hat, bietet uns hier ein neues, auf eingehenden Studien beruhendes Werk dar. Man findet in jedem Kapitel reiche Belehrung, zuerst über die Natur des Landes, auf der die wirtschaftlichen Bedingungen beruhen, dann über die einheimische Bevölkerung, endlich über die europäische Kultur und Kolonisation. Eine gute, für Afrika recht dezente Illustration und noch mehr eine Reihe von Kartenskizzen zur Geologie, Ethnographie usw. hilft wesentlich zum Verständnis des Textes. Besonderes Interesse verdienen die Ausführungen über die Völkergeschichte Südafrikas und über die alten Beziehungen zu Vorderasien, wiewohl hier noch sehr viele Fragen der Lösung warten, und über die geistige Eigenart und die Religion der heutigen schwarzen Bewohner des Landes. Auch der praktische Missionsarbeiter wird von diesen Kapiteln viel Nutzen haben, obgleich der Verfasser selbst der Mission kühl gegenüber steht. Das Schlußwort des Buches, über die zukünftige Entwicklung Südafrikas, ist eine dringende Warnung, zunächst vor dem Aethiopismus, der mit der sozialen und wirtschaftlichen Hebung der Schwarzen auf nichts Geringeres als auf die völlige Verdrängung der Weißen hinarbeite, damit aber auch vor der Mission, da diese dem Schwarzen die europäische Kultur vermittelt und ihn dadurch nach des Verfassers Ansicht nur zu einem gefährlichen Feinde macht. Wenn der Rassengegensatz und der Rassenhaß des Schwarzen gegen den Weißen wirklich eine so unüberwindliche Macht ist, wie Passarge annimmt, so ist seine Folgerung richtig, so führt die kulturelle Hebung der Schwarzen unvermeidlich zum grimmigen Rassenkampf. Anders ist es, wenn man die erneuernde Kraft des Evangeliums, die sogar den Rassenhaß überwindet, mit in die Rechnung stellt. Daß auf diese alles ankommt, zeigt indirekt auch Passarges Gedankengang deutlich. Es ist aber für die Mission gut, daß sie je und je wieder auf dieses Problem gestoßen wird: sie hat es noch lange nicht bis zum Ende durchgedacht.

Vom Atlantik zum Tschadsee. Kriegs- und Forschungsfahrten in Kamerun. Von Hauptmann H. Dominik. Mit zahlreichen Bildern und einer Karte. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. M. 6.— | geb. M. 7.50.

Ein schön ausgestattetes, gut geschriebenes Buch. Es erzählt die Geschichte einer der großen Hinterlandsexpeditionen, durch die Deutschland seine Ansprüche auf Kamerun allmählich durchzusetzen hat, mit Märschen, Gefechten, diplomatischen Verhandlungen usw. Wohltuend ist die schlichte, bescheidene Art, womit der Verf. seine Kriegstaten erzählt, und nicht minder die kameradschaftliche Liebe, die er seinen Gefährten bewahrt. Aber das Hauptinteresse des Buches liegt für uns in dem überaus anschaulichen Bild, das man von der Bevölkerung Inner-Kameruns erhält. Durch Kamerun läuft bekanntlich eine der großen Völkergrenzen Afrikas, und durch sie zerfällt das Gebiet in zwei höchst ungleiche Teile: im Süden und an der Küste die heidnischen Bantu-Stämme mit ihrer Zersplitterung und relativen Roheit, im Norden die Sudan-Neger unter Fula-Herrschaft, der Islam als herrschende Religion, die Kultur des Sudans. Auch für die Mission ist es von größter Bedeutung, daß sie sich diesen Gegensatz in seiner Tragweite bei Zeiten klar macht, nicht um an der Völkergrenze Halt zu machen, sondern um sie wohlvorbereitet zu überschreiten und dabei ihre Methoden richtig zu wandeln. Unter diesem Gesichtspunkt sei Dominiks Buch den gebildeten Missionsfreunden warm empfohlen. — Der Verf. selbst bekennt sich als überzeugten Christen, ist aber bestrebt, der islamischen Kultur, die nun einmal der der heidnischen Neger zweifellos überlegen ist, ihr Recht widerfahren zu lassen. Von dem christlichen Neger scheint er, soweit seine knappen Bemerkungen ein Urteil zulassen, allzu gering zu denken. Im übrigen können wir ihm nur zustimmen, wenn er sagt: Wo Kreuz und Halbmond um die Seelen der Menschen ringen, da muß die lebendige Kraft der Lehre den Sieg erzwingen.

Mit Dernburg nach Ostafrika. Von Adolf Zimmermann. Berlin, C. A. Sch[illegible] und Sohn. M. 2.50. | geb.

Eine Sammlung von Reisebriefen aus der Feder eines Journalis[illegible] Staatssekretär auf der bekannten Fahrt nach Ostafrika begleitet hat, [illegible] geschrieben. Die Beobachtungen geben sich natürlich oft in der Fo[illegible] bildes und haben die Anschaulichkeit und Schärfe, aber mitunter [illegible] fälligkeit eines solchen. Doch erhält man wertvollen Aufschluß auch [illegible] Fragen, an deren Lösung in Ostafrika gearbeitet wird, und unter [illegible]

burgs eigenem Urteil die Fragen, die sich auf die eingeborene Bevölkerung beziehen, die erste Stelle einnehmen. An diesem Punkt hat das Buch auch für die Mission sein Hauptinteresse, obwohl der Verfasser die Mission selbst kurz abfertigt. Wie üblich, behandelt er dabei „die Missionen" als Einheit, und erst allmählich merkt man, daß er in erster Linie von den katholischen redet, die ja leider in Deutsch-Ostafrika auch am stärksten vertreten sind. Es ist für den evangelischen Deutschen nicht erhebend, daß die Weißen Väter von Algier als die einflußreichste Mission Deutsch-Ostafrikas bezeichnet werden. Die „Herren in der Kutte" und die „Missionare" sind für den Verfasser geradezu synonym. Daraus erklärt es sich wohl, wenn den Missionaren nachgesagt wird, daß sie sich gelegentlich ganz offiziell als Richter gebärden, wo sie sich unbemerkt glauben, und daß sie keine „Kontrolle der Beziehungen zu ihren Schäflein" durch andere Europäer wünschen; ein Wunsch, zu dem unseres Wissens die evangelische Mission keinen Anlaß hätte. Bei dieser ist es mitunter eher umgekehrt, daß man sie nicht als Beobachterin wünscht. Ob der katholischen Mission gegenüber die Kritik zutrifft, müssen wir sie selbst ausmachen lassen.

Die Studienreise des Staatssekretärs Dernburg nach Deutsch-Ostafrika. Von Dr. O. Bongard. Berlin, W. Süsserott. M. 1.—

Eine weitere anschauliche Schilderung der Reise Dernburgs durch einen Reisegefährten, in der Darstellung etwas knapper, mehr auf die Hauptfragen gerichtet. Auch hier empfängt man Aufschluß über die Eingeborenenfrage, die wohl noch mehr von sich reden machen wird, da sich Dernburg hierin bekanntlich im Gegensatz zu den Pflanzern befunden hat. Diese empfehlen z. B. eine allgemeine Arbeitspflicht und Aufhebung der Freizügigkeit für die Schwarzen, der Staatssekretär lehnt beides ab. Von der Mission erfährt man auch hier wenig, außer etwa von den Weißen Vätern. Aus Anlaß des Besuchs auf ihrer Station Marienberg lesen wir folgende Sätze: „Die weißen Väter haben sich dort seit 1892 niedergelassen, konnten aber wegen des Widerstandes der Sultane bis zum Jahre 1900 wenig Erfolge aufweisen. Von da an wurde die Christianisierung von der Residentur kräftiger unterstützt, und jetzt zählt die Anzahl der Bekehrten 11—1200. Die Christen sind dem Sultan sehr unbequem, da sie bei Streitigkeiten mit andern Eingeborenen und mit den Sultanen selbst die Mission als Rückhalt haben, die wiederum die Residentur für ihre Schutzbefohlenen angeht." Man wüßte gern genauer, wie es sich damit verhält. W.

Das Neue Testament unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi mit Erklärungen und Nutzanwendungen, herausgegeben in Verbindung mit mehreren evangelischen Geistlichen von A. Ruppanner. Mit Bildern und Karten. Basler Missionsbuchhandlung. in eleg. Lwd. Fr. 11 = Mk. 9. | in eleg. Lwd. m. Lederrücken Fr. 12 = Mk. 10.

Dieses vor einigen Jahren im Selbstverlag des Herausgebers erschienene „Neue Testament" ist nunmehr in den Verlag der Basler Missionsbuchhandlung übergegangen. Es ist ein Buch, das wir mit besonderer Freude empfehlen; was es will, können wir am besten mit folgenden Worten des Herausgebers selbst ausdrücken:

„Die Bibel ist ‚das Buch für alle'. Was die Landkarte dem Wanderer ist, was Steuerruder und Kompaß dem Schiffer sind, das kann und soll die Bibel dem Erdenpilger sein, der die ewige Heimat sucht. Nicht genug können auch in unsern Tagen, auch vom christlichen Publikum, die Worte des Apostels Paulus beherzigt werden: ‚Lasset das Wort Christi reichlich unter euch wohnen.' Kol. 3, 16. Dieses Wort dem Leser mehr aufzuschließen, ihm dasselbe lieber, verständlicher und wichtiger zu machen, das war das Ziel, das wir bei der Herausgabe des Werkes im Auge hatten. Das Buch ist fürs Volk geschrieben. Die Erklärungen sind meist kurz, volkstümlich und praktisch. Durch schöne, dem Auge wohltuende Schrift, durch gutes Papier, hübsche Bilder und Karten ist es gelungen, das Buch zu einem wertvollen Hausschatz zu machen. Schon viele christliche Hausväter, Sonntagsschullehrer und Vorsteher von christlichen Vereinen haben uns für die Herausgabe des Werkes ihren warmen Dank ausgesprochen."

Ein Freimaurer im Kulturkampf gegen die evangelische Mission auf Madagaskar.

Von Dr. H. Christ.

Schon vor der Okkupation durch die Franzosen waren die Blicke aller Missionsfreunde mit Bangen auf dieses so blühende Missionsfeld gerichtet. Denn damals war es ja noch die Praxis der Republik, in der Heimat den klerikalen Einfluß zu bekämpfen, ihm dafür aber in den Kolonien freie Hand zu lassen, weil er dort als Entgelt dieser Nachsicht gewisse Dienste leistete, deren man nicht gern verlustig ging.

So kam es auch in Madagaskar, wo seit mehr als 60 Jahren verschiedene Missionsgesellschaften: Londoner, Anglikanische Ritualisten (S.P.G.), Friends (Quäker), Lutherische Norweger ꝛc. an der Arbeit standen und einen großen Teil des Landes mit protestantischen Kirchen und Schulen versehen hatten.*) Sofort nach der Besitzergreifung ergossen sich die Jesuiten über die Insel, überfielen förmlich die Missionsgemeinden, nahmen die Kirchen für sich in Beschlag und verkündeten überall, französisch und katholisch sei dasselbe, und jeder mache sich des Verrats schuldig, der sich nicht sofort an die römische Kirche anschließe. Diese wilde Orgie dauerte geraume Zeit, bis ihr unter Gallienis gerechter und unparteiischer Verwaltung ein Ziel gesetzt, den evangelischen Missionaren ihr Eigentum zurückgegeben und die Jesuiten in ihre Schranken zurückgewiesen wurden.

Da in dem Abkommen der Mächte bezüglich Sansibar die Franzosen den freien Fortbestand der ausländischen Missionen in Madagaskar garantiert hatten, so konnten auch nicht, wie anderwärts, diese Missionen aus Nationalitätsgründen entfernt werden. Immerhin verstand die Leitung der Pariser Mission die Zeichen der Zeit genugsam, um sofort kräftig in Madagaskar einzusetzen und neben die fremden Missionen auch eine nationale Mission auf den Plan zu bringen.

Und so waltete ein gedeihlicher Friede bis in den Sommer 1906, als plötzlich eine Plage, nicht römischer, sondern ganz entgegengesetzter Natur über die ahnungslosen Missionskirchen der Insel hereinbrach, die — ein Unikum in der Missionsgeschichte — im Namen der doktrinären Freigeisterei auf nichts anderes ausgeht, als den Protestantismus samt der protestantischen Schule durch Unterbindung und Nörgelei zu verdrängen und an seine Stelle den religiösen Nihilismus zu setzen. Das ging so zu:

*) Schon 1895 zählte man 450 000 Protestanten und 137 000 Schüler.

In Frankreich, wie auch anderwärts, muß man stets mit allen Parteien rechnen und einer jeden so viel in den Schlund werfen, daß sie wenigstens insoweit zufrieden ist, um der jeweiligen Regierung das Leben nicht allzusauer zu machen. In der wichtigen Industriestadt Lyon ist nun schon eine geraume Zeit ein Gemeinderat vom reinsten sozialistisch-freimaurerischen Wasser am Ruder, und so kam es, daß einem dieser Herren, dem gewesenen Bürgermeister Viktor Augagneur, einem Arzte, der wichtige und nahezu selbstherrliche Posten des General-Gouverneurs von Madagaskar zuerkannt wurde.

Man konnte hoffen, dieser Herr werde die kürzlich erst durch das Trennungsgesetz errungene absolute Neutralität des Staats gegenüber der Kirche und den Missionaren recht überzeugungstreu durchführen und dabei der Kolonie alle die Segnungen spenden, die man dem Sozialismus zuschreibt: soziale Freiheiten auf der ganzen Linie, Vereinsrecht, Organisation der Schwachen gegen die Starken, Förderung des Unterrichts und all das übrige.

Aber nie war eine Enttäuschung größer. Das erste Lebenszeichen, das dieser soziale Apostel auf Madagaskar gab, waren wütende, von ihm inspirierte Artikel in der französischen und madagassischen Presse, unter der Devise: „Der Protestantismus ist der Feind," und mit der unerhörten, im äußersten Grade unwahren Beschuldigung, daß namentlich die eingeborenen protestantischen Kirchen Madagaskars eine schwere politische Gefahr darstellen und sich zu Mittelpunkten antifranzösischer Agitation umgestalten. Sofort wurde auch der ganze bureaukratische Verwaltungsapparat der Insel in Bewegung gesetzt, um auf allen Punkten die sämtlichen Kirchen und Schulen zu beschränken, lahm zu legen, zu schließen, die eingeborenen Christen zurückzusetzen und von jeder höheren Bildung und Ergreifung eines liberalen Berufs auszuschließen, ein Ostrazismus, eine Ausmerzung durch Nörgelei und administrative Verbote, wie der reaktionärste Finsterling dies nicht besser hätte aussinnen können: alles unter der Flagge des doktrinären Sozialismus, der von jeder Spur des Christentums in seinen tiefsten Instinkten aufgeregt und zu jeder andern Erwägung unfähig wird.

Um das Parlament der Heimat auch gleich für diese Maßregeln günstig zu stimmen, wurde ihm eine Broschüre verteilt, welche für die Insel eine Suspendierung der in Frankreich geltenden Gesetze zugunsten der religiösen Freiheit befürwortet, und ebenso den Erlaß strenger Ausnahmegesetze gegen die eingeborenen protestantischen Kirchen und Kirchgenossen, die eine politische Gefahr darstellten. Daneben erfüllte man die Presse mit Schauergeschichten von politischen Intriguen und Uebergriffen der Missionare und der madagassischen Christen. Im „Matin" vom 1. November 1907 wird berichtet, die Missionare begünstigten eine mächtige Agitation und drohten mit Krieg von seiten Englands; man beschuldige

die Freimaurer ritueller Kindermorde; ja, es wird ein weitläufiger, von A bis Z erlogener Bericht vorgebracht von einer (nie stattgehabten) Verhandlung der madagassischen Kirchen, worin staatsgefährliche Dinge erörtert worden seien. Mit einem Wort: die Hetze nach europäischem Rezept, kolonial gepfeffert, und mit der Spitze gegen den angeblichen Feind, den Protestantismus, gerichtet.

Daß an all diesen angeblichen Umtrieben kein Wort wahr ist, daß selbst das französische Kolonialamt die vollkommene Ruhe auf Madagaskar bestätigt hat, ja daß Augagneur selbst die Loyalität der Missionare anerkannt und von einer Agitation im Volk keine Beweise erbracht hat, versteht sich von selbst. Es sind Hirngespinste eines fanatischen Doktrinärs.

Doch nun von den Worten zu den Taten.

Am 23. November 1906 erging ein Befehl des General-Gouverneurs, daß innerhalb von zwei Monaten alle Elementarschulen, die bisher in den Kirchen und Kapellen als den einzigen hiefür verfügbaren Lokalen seit den Anfängen der Mission bis auf diesen Tag anstandslos abgehalten wurden — im ganzen 3426 an der Zahl — aus diesen Gebäuden heraus in anderweitige Räume verlegt werden müßten. Woher sollten aber diese neuen Schulgebäude kommen? Im November beginnt dort die Regenzeit, die jeden Neubau verhindert. Alsdann aber erfordert sowohl der Bau als der Bezug eines jeden neuen Schulgebäudes eine spezielle obrigkeitliche Erlaubnis, und seit der Regierung des Herrn Augagneur ist es den Missionaren und den madagassischen Kirchgemeinden sozusagen unmöglich, auf solche Gesuche überhaupt nur Antwort zu erhalten. Die meisten warten darauf schon mehr als ein Jahr. Die offiziellen Staatsschulen aber, in denen etwa die Kinder Zuflucht finden würden, stehen zum Teil nur auf dem Papier. Hienach kann man sich eine schwache Idee von den Verlegenheiten machen, welche den Missionen und der bedauernswerten Bevölkerung erwuchsen, deren Schuljugend, allen Unterrichts beraubt, auf der Gasse brach lag. Die norwegische Mission besaß anfangs 1906 in der Provinz Vakinankaratra 279 solcher Kirchenschulen mit 15000 Schülern. Diese alle hat Augagneur geschlossen bis auf eine einzige mit 60 Schülern, und daselbst besteht noch keine einzige Staatsschule; auch verbot man noch ausdrücklich, die Kinder etwa in Sonntagsschulen lesen zu lehren, alles natürlich unter Androhung von Geld- resp. Gefängnisstrafe, die nicht der Richter, sondern der Verwaltungsbeamte ausspricht.

In Madagaskar bestanden 1906 ca. 4000 Missionsschulen mit 160000 bis 180000 Kindern. Von diesen nun hat Augagneur so wenige anerkannt, daß nach Maßgabe dieser Anerkennungen bald nicht mehr als 400 Schulen übrig bleiben werden, wenn auf dem bisherigen Fuß fortgewirtschaftet wird. Es würden also in einiger Zeit nur noch etwa 25000 Kinder diese Schulen besuchen, 120000 bis 140000 aber sich müßig in den

Reisfeldern herumtreiben, denn an Staatsschulen, wenn es hoch kommt, werden etwa 350 vorhanden sein, eher weniger; eine Statistik derselben wurde bisher verheimlicht. Schon unter Gallieni hatten die jungen Leute, welche in die medizinische Schule von Tananarive eintreten wollten, die zwei letzten Jahre in einer Staatsschule zu verbringen. Diese Maßregel dehnte nun Augagneur plötzlich, ohne jedes Uebergangsstadium, auf sämtliche höhere Schulen: die Ecole professionnelle, Verwaltungs- und Handelsschule aus, und verschloß damit von heute auf morgen allen Zöglingen der Missionsschulen die Tür zu einer höhern Lebens- und Berufsstufe. Ahnungslos hatten Tausende junger Leute in den vom Staat anerkannten, kontrollierten und früher selbst mit Staatsgeldern unterstützten Missionsschulen sich vorbereitet und warteten nur auf die Zulassung zum Examen, um statt derselben zu vernehmen, daß ihnen die Laufbahn, die sie zu ergreifen im Begriff waren, einfach verboten sei. Denn wie wenige waren in der Lage, noch für zwei weitere Jahre in den wenigen Staatsschulen unterzukommen und daselbst Lehrfächer nochmals durchzunehmen, die sie längst absolviert hatten. Welch ein Zustand! Man kann ihn nur als einen Versuch zur Vernichtung der Volkserziehung einer aufstrebenden, im höchsten Grade bildungshungrigen Nation bezeichnen; alles lediglich, um dem protestantischen Christentum einen Schlag zu versetzen.

Man kann ja begreifen, daß es einem Augagneur darum zu tun ist, in der Kolonie die „Laizisierung" der Schule nach Kräften durchzuführen. Aber daß dies durch den Ruin der bisher bestehenden Schulen erzielt werde, ehe auch nur im mindesten für einen staatlichen Ersatz gesorgt ist, kann doch auch einem vernünftigen libre penseur nicht einfallen. Freilich hat sich Herr Augagneur bei seinem kürzlichen Besuch in Europa von der Loge in Lyon als ein Beamter feiern lassen, der sich ums Vaterland verdient gemacht habe. Wenn das auf dem Gebiet der Schule geschieht, wie wird erst gegen die Kirche vorgegangen werden?

Maßgebend sollte ja hier das Gesetz sein, wonach der Staat von der Kirche völlig getrennt nnd ihr völlig neutral gegenüber steht. Sehen wir nun, wie ein doktrinärer Sozialist diese Neutralität versteht.

Nach der Auffassung des General-Gouverneurs sind alle kirchlichen Gebäude an den Staat übergegangen und hätten den zu bildenden oder schon vorhandenen Kirchgenossenschaften zur Verwaltung übergeben werden sollen. Und solche Genossenschaften, Fiangonana, sind in Madagaskar, wenigstens in den Anfängen, fast überall vorhanden. Nichts von alledem. Augagneur begnügte sich, die Kirchen zu schließen, bei hoher Strafe deren Gebrauch zu untersagen (man hat sogar hie und da stachelige Kaktushecken vor deren Türen gepflanzt) und nur die wenigen offen zu lassen, die gerade vor seiner Willkür bis auf weiteres Gnade fanden. Ob und wie bald sie in Ruinen zerfallen, ist ihm natürlich einerlei. Neue Kirchen ohne

Ermächtigung zu errichten, ist verboten, und die Ermächtigung dazu, falls sie nachgesucht wird, wird entweder tot geschwiegen oder rundweg verweigert, weil deren schon genug da seien. Zwar sind auf dem Hochplateau (Imerina und Umgebung) im ganzen deren 3145, aber in den übrigen Provinzen von gewaltiger Ausdehnung bloß 335, eine ganz ungenügende Zahl, oft in fünf und mehr Wegstunden Entfernung. Wenn die Missionare sich an die Unterbeamten wenden, so erhalten sie keinen Bescheid, indem der General-Gouverneur sich diesen allein vorbehalten habe. In welcher Art solche Gesuche dann, wenn je einmal, erledigt werden, davon können wieder die Missionare etwas erzählen. Drei Kirchen, die von Amparafaravola und zwei benachbarte, wurden, wie alle andern, am 10. Juli geschlossen, Ende August geöffnet, aber wieder im September geschlossen, um auf Oktober wieder geöffnet zu werden. Welche Gedanken muß eine solche Regierung bei den Eingeborenen erregen!

Besonders erbaulich ist auch der Bescheid in betreff der Kirche von Vohitsara, die eines Umbaus — namentlich weil sie zu klein ist — bedarf. Dieser Umbau wurde genehmigt, aber mit dem ausdrücklichen Gebot, um keinen einzigen Zentimeter die bisherige Größe zu überschreiten. Die kleinliche Schikane zieht sich überall als roter Faden durch!

Aber das alles betrifft am Ende nur Kirchen, nur Stätten des Gottesdienstes. Der doktrinäre Freimaurer will aber mehr. Wozu ist die Polizei da, wenn man sie nicht zu größerem Ruhm der Freiheit auch direkt gegen die Protestanten selbst losläßt? Muß man nicht das Volk vor ihrem Einfluß bewahren, ja selbst die Kinder vor ihren Eltern? Liest man doch in den von Herrn Augagneur inspirierten madagassischen Zeitungen Stellen wie diese: „Der Familienvater handelt nicht, wie er soll, wenn er in das Gehirn seiner Kinder seine eigenen Ideen (betreffend Religion und Protestantismus) einpflanzt. Wer hat das Recht, das Seelenleben so zu vergewaltigen, wenn es noch im Schlafe liegt?"

Vor allem sind diesem Herrn die Versammlungen zur Andacht in den Häusern ein Greuel. Selbst mit Gefängnis wurden Eingeborene bestraft, die — im Gebiet der Norweger, welche sich überhaupt seines speziellen Hasses zu erfreuen haben — solche Versammlungen veranstalteten oder daran teilnahmen. Schon die Anwesenheit eines einzigen Fremden bei der Hausandacht genügt, um solche zu einer verbotenen und mit Strafe bedrohten Versammlung zu stempeln. Selbst bei ihrer Hausandacht Lieder zu singen, wurde den Eingeborenen verboten. Daß alle eingeborenen Beamten von der aktiven Teilnahme an gottesdienstlichen Handlungen ausgeschlossen sind, versteht sich da von selbst.

Doch selbst die französischen Missionare verfallen demselben Ostrazismus. Dem Herrn E. Escande in Tamatave, der seine europäischen Glaubensgenossen allmonatlich in seinem Hause zu einer Andacht versammeln wollte,

wurde mit dem Strafgesetz gedroht, und als er sich auf das in Frankreich geltende neue Vereinsgesetz berief, das für Versammlungen gar keine Erlaubnis mehr nötig macht, wurde ihm erwidert: Dies Gesetz sei in Madagaskar noch nicht „promulgiert". Es bleibe also dabei, daß auch für Franzosen religiöse Versammlungen nur in einer dazu autorisierten Kirche zulässig seien, nicht aber im Privathause. Nur wenn es weniger als 20 Personen seien, wolle man es erlauben.

Ein anderer, Herr E. Parisot in der Provinz Valalafotsy, wo fast keine Kirchen sind, wollte aus eigenen Kosten ein Obdach bauen oder mieten, um daselbst das Evangelium verkündigen zu können. Nicht nur verbot ihm dies der General-Gouverneur, sondern man zeigte auch noch allen eingeborenen Unterbeamten an, daß dies Verbot ergangen sei, um ja den Missionar jeden Einflusses zu berauben. Daß auch die Bildung einer Sektion der christlichen Vereinigung junger Männer, die nun doch in allen andern Ländern des Erdenrundes besteht, von Augagneur rund abgeschlagen wurde, versteht sich von selbst. Eine solche Organisation habe — erwiderte er — in der Kolonie keinen Raum.

Die offizielle Zeitung in madagassischer Sprache „Vaovao" tut ihr möglichstes, um der Bevölkerung den Eintritt in den Orden der Freimaurer nahe zu legen; da wird z. B. behauptet, daß die Mehrzahl der Kaiser, Könige, Präsidenten von Republiken, Fürsten und Ministern, welche die zivilisierten Völker der Welt regieren, Freimaurer sind, daß vor der Gesellschaft der Freimaurer alle Religionen gleich sind, daß sie deshalb von den Gläubigen jeder Art, die nur sich selbst vertrauen, verabscheut werden, daß sie nur den Frieden und die Freiheit der einzelnen anstreben; „auch hätten sie lange gewartet, bis die Reihe an sie komme, weil sie den vernünftigen Leuten zutrauten, man werde ihnen endlich Gerechtigkeit widerfahren lassen."

In einem öffentlichen Anschlag, der auch in 4000 Exemplaren mit dem „Echo von Madagaskar" verbreitet wurde, ist gesagt, daß die Regierung die Ideen der Freimaurer zur Anwendung bringe, daß die katholischen und protestantischen Häupter darüber eifersüchtig seien und deshalb die Freimaurer fälschlich aller Untaten beschuldigen. „Wisset es, o Madagassen, daß die Freimaurer die Republik gründeten, und daß die Republik zu euch kam, um euch mehr Sicherheit und Wohlergehen, mehr Freiheit und Gerechtigkeit zu bringen. Wer sie anschuldigt, ist ein Feigling und ein Lügner."

Doch es scheint genug des Materials, um ein Bild zu gewinnen, wie viel ein einziger Mißgriff in der Wahl eines solchen, fast jeder Kontrolle enthobenen Oberbeamten auf einem Gebiete verwirren und zerstören kann, das, wenn irgend eines — wir sagen nicht Begünstigung, denn Staatsgunst bekommt dem religiösen Leben schlecht — aber unparteiische Gerech-

tigkeit erfordert. Verwunderlich ist, daß der Fanatismus einen Mann, dem doch wohl einige allgemeine Bildung nicht fehlen sollte, bis zu einem solchen Grade blind machen kann gegen die wahren Interessen der ihm anvertrauten Bevölkerung, aber auch gegen die wirklichen politischen Gefahren, die eine solche systematische Plackerei in einer schwarzen Bevölkerung wachrufen kann. Bereits fragen die Madagassen, ob man ihnen den Schulunterricht entziehen und ob die Regierung ihre Söhne sämtlich zu Lastträgern und Handarbeitern machen wolle. Die Schreckgespenster, die vor der Seele des Gouverneurs stehen und gegen die er durch seine seltsamen Maßregeln anzukämpfen hofft, sind — außer dem Hauptfeind, dem Protestantismus an sich — die Bildung eines madagassischen „Klerus", den man um jeden Preis verhindern müsse; dann die Begünstigung der einst herrschenden Kaste der Howa, welche in deren Ausbildung in der protestantischen Religion liege; dann überhaupt die Stärkung einer madagassischen Nationalität, und schließlich der Aethiopianismus, der sich auch hier einnisten könnte. Daß in diesen Gedankenschatten des Gouverneurs ebensoviele Mißverständnisse enthalten sind, hat Herr J. Bianquis, Sekretär der Pariser Mission, dessen Buche: l'Œuvre des Missions Protestantes à Madagaskar 1907 wir in vorstehendem Referat gefolgt sind, wie wir glauben einleuchtend gezeigt. Diese Gefahren bestehen zum Teil nur in Herrn Augagneurs Phantasie, und wo sie wirklich vorhanden sind, da ist jedenfalls die Ausbreitung des protestantischen Christentums viel eher dazu angetan, sie zu vermindern. Und wie soll jetzt, nachdem schon 60 Jahre ein nach vielen Tausenden zählender protestantischer „Klerus" im Sinn Augagneurs existiert und funktioniert, dessen Bildung erst verhindert werden? Und wie könnte je eine Regierung es wagen, wie dies Augagneur in seiner anonymen Broschüre will, den Eingeborenen zu verbieten, „sich in Missionare zu verwandeln"? Weiß denn nicht heutzutage jeder Schulknabe, daß man religiöse Propaganda durch staatliche Zwangsmittel nicht verhindern, sondern höchstens anfeuern und beleben kann?

Zum System dieses um das Seelenheil seiner Untergebenen so schwer beunruhigten Gouverneurs gehört nun auch, daß er in den Dörfern durch staatliche Schulmeister an den Sonntag-Vormittagen gleichzeitig mit den Gottesdiensten Vorträge atheistisch-religionsfeindlichen Inhalts abhalten läßt. Die Missionen glaubt er dadurch ignorieren und loswerden zu können, daß er nie mit deren Gliedern oder Vorstehern, sondern lediglich mit den Lehrern und Angestellten verkehrt. Selbst das von Gallieni der Pariser Mission übergebene Aussätzigen-Spital in Monankavaly mußte um jeden Preis „laizisiert" werden, zum Glück nur so, daß die zwei Diakonissen, die es bisher besorgten, ihre Diakonissenkleidung mit einer bürgerlichen vertauschten

Stierkämpfe, welche die Regierung veranstaltet, müssen besucht werden; wenigstens wurde ein eingeborener Pfarrer mit 10 Fr. gebüßt, weil er

seine Gemeinde von dem Besuch abgemahnt hatte. Und das geschieht unter dem republikanischen Frankreich im Jahre 1907!

Am 7. Januar 1908 versuchten die Pariser Missionsgesellschaft und der Protestantenbund einen gemeinsamen Schritt beim Ministerpräsidenten Clémenceau, um Abhilfe gegen diese Mißhandlungen zu verlangen. Es war abgemacht, daß sowohl der Kolonialminister als Herr Augagneur, der sich eben in Urlaub zu Paris befand, der Audienz beiwohne. Allein im letzten Moment fand es sich, daß letzterer nicht beigezogen war. Clémenceau erklärte, daß die ihm von den Delegierten der genannten Gesellschaften auseinandergesetzten Grundsätze seine volle Billigung hätten und daß seine Regierung nie eine Beeinträchtigung des Protestantismus zugeben werde. Aber schon am nächsten Morgen in aller Frühe reiste Herr Augagneur direkt nach Marseille ab, um sich daselbst am 10. Januar nach Madagaskar einzuschiffen, und entzog sich so jeder Aussprache mit den Vertretern der Mission; ob auch den allfälligen Ermahnungen des Ministerpräsidenten, wird die Zukunft lehren. Inzwischen dauert ungeschwächt die schnödeste Agitation gegen die Mission unter den Augen der kolonialen Behörden auf der Insel fort. Am 7. Januar 1908 veranstaltete das „Republikanische Aktionskomitee" im Munizipal-Theater der Hauptstadt Tananarive, das gratis zur Verfügung gestellt war, einen Vortrag des Advokaten Thuillier über die Rolle der Missionen auf Madagaskar, zu dem namentlich die Eingeborenen besonders nachdrücklich aufgeboten waren. Der Vortragende, dem ein Madagasse, ein abgefallener Schüler der Mission, dolmetschte, forderte am Schluß die etwa 1500 Köpfe zählende Versammlung, worunter etwa 150 Europäer, auf, folgendes Postulat zum Beschluß zu erheben: „In Anbetracht, daß die Missionen die Leichtgläubigkeit der Eingeborenen nur moralisch und materiell ausbeuteten und nie etwas leisteten zum Nutzen der französischen Kolonisation; in Betracht, daß Europäer und Eingeborene einig sind, die madagassische Bevölkerung vom politischen und religiösen Einfluß der Missionen zu befreien, richtet die Versammlung an die Regierung der Kolonie den Wunsch, gestützt auf die Zentralgewalt, das Werk der schon begonnenen Laizisation fortzusetzen und verlangt die Schließung aller Missionsschulen ohne Ausnahme." Für diesen Beschluß erhoben sich die Europäer, darunter nur etwa ein Dutzend Ansiedler (der Rest Angestellte) und zwei angestellte Eingeborene; die übrige Versammlung brach in einen unbeschreiblichen Tumult des Widerwillens aus. Selbstverständlich verfolgte man nachher mit Strafen die, welche man „aufrührerischer Reden" beschuldigen konnte. Als solche galt namentlich die Anwendung der madagassischen sprichwörtlichen Redensart auf vorliegenden Fall, welche lautet: „Sie haben die Pirogue mit dem Fuß zurückgestoßen, welche ihnen über das Wasser geholfen hat." Welche Politik! Man treibt Eingeborene zusammen, um sich von ihnen zu Maß-

regeln gegen Europäer zwingen zu lassen, und stellt es noch dazu so plump an, daß das gehoffte suffrage universal ins Gegenteil umschlägt. Siehe Journal des missions évangéliques 4 Ser. 9 ann. 1 Sem. Mars 1908. 245.

Vom Missionsstandpunkt aus ist diese Episode als eine Anfechtung zu bezeichnen, die wohl für die dadurch betroffenen Missionare eine schwere Mühsal mehr zu den ohnehin auf ihnen liegenden Bürden bedeutet, und für die eingeborenen Christen eine tiefe Kränkung und Versuchung zu Ungeduld und Mißmut, neben vieler materieller Schädigung. Namentlich für die Schule muß dieser Angriff einen starken Rückschlag, einen Stillstand auf Jahre hinaus darstellen. Aber Gott sei Dank, die evangelische Mission ist solchen Unbilden gewachsen; sie wird fortbestehen und wieder aufatmen, unabhängig von der Gunst und Ungunst der wechselnden Gewalthaber, und wenn es Entsagung und selbst Verfolgung kostet, auf Madagaskar ein evangelischer Christ zu sein, so wird diese Sichtung nur zur Vertiefung und Veredelung des Christenlebens beitragen. Der Herr hat den schwarzen Ansturm der Jesuiten abgewendet; er wird die rote Plage der sozialistischen Bureaukraten auch vorüber gehen lassen.

Erweckungen auf dem Missionsfelde.

Von Missionar W. Dilger.

(Schluß)

IV. Frühlingszeichen im fernen Osten.*)

1. In Hinterindien. Auf der Reise nach dem fernen Osten machen wir in Barma einen kurzen Besuch. Im weiten Umkreis um Mandaleh, die Hauptstadt des Landes, hat die amerikanische Baptistenmission etwa ein Dutzend Stationen. Eine derselben ist Kiengtung, östlich von Mandaleh, nahe bei der chinesischen Grenze. Der dortige Missionar Young darf über eine merkwürdige Bewegung unter dem heidnischen Stamm der Lahuna berichten. Die Lahuna sind etwa 50 000 Seelen stark. In ihrer Religion tritt der Götzendienst ganz zurück: sie glauben, wie die Karenen, nur an einen Gott, von dem keine Bilder gemacht und angebetet werden. Nach ihrer Ueberlieferung habe Gott in alter Vorzeit unter den Menschen gewohnt und sich später in den Himmel zurückgezogen. Er werde aber einst wiederkommen und alle die in die Hölle werfen, die das Böse nicht lassen und ihn nicht annehmen wollen. An biblische Aussagen er-

*) Quellen: The Christian 1906. 1907. The Church Missionary Intelligencer 1905, 1906. The Missionary 1906. The Missionary Recorder 1906. The London Mission Chronicle 1906. The Chinese Recorder 1906.

innern auch ihre Erzählungen von der Schöpfung, dem Sündenfall, der urzeitlichen Flut und die Erwartung eines künftigen Heilands. Ihr Sittengesetz entspricht dem Inhalt nach den zehn Geboten, wenn es auch zahlreichere Vorschriften enthält.

Seit 1901 wird den Lahuna von Kiengtung aus das Evangelium gepredigt und es sammelte sich nach und nach eine kleine Gemeinde von Lahuchristen. Im Jahr 1904 regte sich unter den Lahuchristen ein merkwürdiger Missionseifer, der sich bis zum Ende des Jahres noch weiter steigerte. Zu zwei und zwei wurden Boten ausgesandt, um die Heiden zu einer großen Versammlung in Kiengtung einzuladen. So kamen denn die Heiden von allen Seiten, aus etwa hundert Dörfern, auf 60—80 Kilometer Entfernung, in Scharen herbei, um das Evangelium zu hören. Innerhalb von fünf Tagen konnte man 170 Uebergetretene taufen, wodurch die Zahl der im Jahr 1904 Getauften auf 358 stieg. Die Versammlung war auf einige Tage berechnet. Aber da die Leute immerfort herbeiströmten, erstreckte sich die Arbeit über mehrere Monate. Oft waren 300, oft auch 500 Zuhörer beisammen. Man hielt täglich drei Versammlungen im Freien, und häufig wurde an drei Orten zugleich gepredigt. Wer von den Gehilfen abkommen konnte, reiste im Land umher, um die Heiden zur Predigt des Evangeliums einzuladen. Das ging so fort von Ende November 1904 an, bis Mitte Mai 1905 die Regenzeit das Reisen unmöglich machte. Währenddem waren über 1600 Heiden getauft, und ungefähr dieselbe Zahl wartete in den Dörfern der Umgegend auf die Taufe. Wenn ein solches Völklein mit verhältnismäßig reiner Ueberlieferung und Anschauung vom Geist des Evangeliums in der Seele berührt wird, so kann es rasch zu großen Ernten und reichen Gaben kommen.

Im Süden des Landes, in der Nähe von Rangun, hat diese Mission ebenfalls eine Reihe von Stationen. Es wird hier auch unter den Karenen gearbeitet. Unter diesen zeigt sich seit einigen Jahren eine Bewegung zum Christentum hin, die unter dem Namen Ko-San-Ye bekannt ist. Im Gebiet der Station Henzada (auch Henthada) fanden im Jahr 1905 allein 2000 Uebertritte statt. Das ist umso bedeutungsvoller, als diese Karenen zum Buddhismus übergetreten und dadurch für das Evangelium unzugänglicher geworden waren. Im Gebiet der Station Rangun sei die Zahl der Uebertritte ebensogroß. Bis über die Grenze Chinas hinüber reiche diese Bewegung. Innerhalb von fünf Monaten wurden vom Bergstamm der Muso 450 Seelen getauft. Verwandte Stämme sind wenigstens von dieser Bewegung berührt. Noch größere Massen seien bis über die chinesische Grenze hinüber zum Uebertritt bereit. Angesichts dieser Erfahrungen können die Missionare wohl sagen: „Gott schüttet seinen Segen aus über Barma."

2. Im chinesischen Reich. Im Reich der Mitte regt sich ebenfalls da und dort neues Leben. Gleich in der Nähe der Westgrenze, in

den Provinzen Jünnan und Kweitschau, treffen wir den zu den „Urbewohnern" zählenden Stamm der Miau. Von diesem Stamm sind in der Provinz Jünnan selbst etwa 1200 getauft. An Stelle der heidnischen Feste mit ihrer Trunkenheit und Unzucht hat man christliche Feste eingeführt. Im Jahr 1906 waren 2500 Personen zu einem solchen Fest erschienen, wobei über hundert Personen getauft wurden. Am Sonntag den 1. Juli 1906 wurden in „Reisährental" 230, und in der nächsten Woche noch einmal etwa 200 Miau getauft. Die Neugetauften tragen das Evangelium sogleich auch zu ihren heidnischen Stammesgenossen. In der Umgebung der Station Anschuenfu (Provinz Kweitschau) hat Missionar Adam großen Einfluß auf diesen Stamm gewonnen. In Krankheitsfällen hatten sie ärztliche Hilfe von dem Missionar empfangen und waren nun auch willig, das Evangelium aus seinem Munde zu hören. In der Nachbarschaft der Station gibt es Tausende, die sich Christen heißen. Sie scheinen noch nicht getauft zu sein und sind jedenfalls sehr unwissend, aber sie stehen im Unterricht. Westlich von Anschuenfu traf Missionar Adam an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen 900, 1000 und 1300 Zuhörer beim Gottesdienst. An einem Morgen fanden sich zu einer Gebetsversammlung etwa 500 Frauen ein. Etwa sechzig Personen konnte der Missionar vor etwa tausend Zuschauern taufen. Diese bauen sich auf eigene Kosten eine größere Kapelle. In mehreren Miau-Dörfern sind bereits Kapellen gebaut, die kleinen Gemeinden als Sammelpunkte dienen und die Heiden zu Christo einladen. Nach allen Berichten berechtigt die Arbeit unter diesem Stamm zu guten Hoffnungen.

Auf die Kunde von der Erweckung in Wales hatten sich die Missionare der bischöflichen Methodistenkirche in Futschau (Provinz Kiangsi) zusammengeschlossen zum Gebet um eine ähnliche Heimsuchung unter ihren Schülern. Die Mission hat dort eine höhere Schule für Mädchen und eine für junge Männer. Bei Gelegenheit einer Konferenz im Jahr 1905 drang Bischof Baschford in mehreren Ansprachen an die Schüler mit Nachdruck auf entschiedene Bekehrung. Einige Tage darauf traten vier ältere Schülerinnen mit dem Entschluß hervor, ein neues Leben in der Gemeinschaft mit dem Herrn anfangen zu wollen. Drei davon waren Töchter christlicher Eltern, aber ungetauft; die vierte war die Tochter eines heidnischen Beamten. Ohne menschliches Zutun hatte der Geist Gottes das gute Werk in ihnen angefangen. An einem der folgenden Sonntage wurden alle vier getauft.

In der andern Schule sind vierfünftel der Schüler die Söhne heidnischer Geschäftsleute und Beamten. Im Laufe des Jahres 1905 fingen mehrere Gruppen von Schülern an, von sich aus Gebetsstunden unter sich zu halten. In einer gemeinsamen Gebetsversammlung der Schüler traten an einem Abend 28 derselben mit dem Entschluß hervor, ein neues

Leben anzufangen. An einem der folgenden Abende fand man etwa hundert der Schüler auf den Knien liegen und laut beten. An einem Sonntagabend stellten sich 500 Schüler zum Gottesdienst ein und die ganze Versammlung wurde mächtig vom Geist ergriffen. Als man sich am folgenden Abend wieder zum Gebet versammelte, zeigte es sich, daß sämtliche Schüler der Schule zum neuen Leben erweckt worden waren.

Tsangtschau ist eine große Stadt am Kaiserkanal, etwa 130 km südlich von Tientsin, in der Provinz Tschili. Im Boxeraufstand 1900 wurde das Missionsanwesen zerstört, und 24 Christen der dortigen Gemeinde starben als Märtyrer. In der Gemeinde und in den Missionaren war ein starkes Verlangen nach mehr Geist und Leben von oben erwacht. Dem eingeborenen Pfarrer Yang war das ein besonderes Anliegen. Mit dem dortigen Missionshospital ist eine Schule zur Heranbildung von ärztlichen Gehilfen verbunden, die im Jahr 1905 neun Schüler zählte. Diesen schlug Yang vor, allabendlich eine Gebetsstunde zu halten. Sechs derselben willigten ein, zwei machten Einwendungen, und einer war hoffnungslos widerwärtig. Man betete für die Unwilligen besonders; und nach einigen Tagen schlossen sich die beiden Bedenklichen an, während der dritte, „Lusthaus“ mit Namen, anfing, den andern Vorwürfe zu machen: „Was fällt euch ein, für mich zu beten und mich unglücklich zu machen?“ Kamen die andern zum Gebet zusammen, so schlich er sich davon, um grollend in einem Winkel zu sitzen. Ein neuhinzugekommener Schüler bot sich an, zu vermitteln und Frieden zu stiften. Die andern aber sagten ihm, „Lusthaus“ sei ein Streithahn und die Zwistigkeiten alt; für Menschen sei hier nichts zu machen. Gerade an diesem Abend kam „Lusthaus“, als die andern beteten, herein und kniete neben sie. Gott hatte ihr Gebet erhört; das Eis war gebrochen. Die Erweckung nahm damit ihren Anfang.

Am nächsten Morgen waren die Schüler noch voll Freude; aber auch das Bewußtsein ihrer Sündhaftigkeit war noch lebendig und fand in neuen Bekenntnissen und Gebeten um Vergebung seinen Ausdruck. Man ging an das gewohnte Tagwerk, das jedoch von einem neuen Geist getragen war. Die Sache machte bald von sich reden. Ein Schüler hatte vorher behauptet, er könne nicht predigen; sobald er zum Reden aufstehe, entfallen ihm seine Gedanken. Nun floß ihm die Rede bis Mitternacht. Die Leute strömten in die Versammlungen, um die Zeugnisse der jungen Männer zu hören. Jeder von ihnen legte Zeugnis ab von seiner eigenen Sünde und der Kraft des neuen Lebens.

So war nun das Feuer hell angefacht und man konnte jeden Tag wieder auf etwas Neues gefaßt sein. Im Warteraum, in den Krankenzimmern, in der Küche hörte man die jungen Leute predigen. Die Schüler der Regierungsschule wurden ebenfalls von der Bewegung ergriffen. Fremde, die wegen ärztlicher Hilfe aus der Ferne gekommen waren, knieten mit

den Christen nieder zum Gebet. Ein solcher Mann faßte eines Tages einen Missionsgehilfen am Arm mit den Worten: „Willst du nicht für mich beten? Ich bin 100 Li (60 km) weit hergekommen und habe sonst niemand, der für mich betet.“ Der alte Sprachlehrer der Missionare wußte sich nicht zu helfen vor Freude über die Vergebung seiner Sünden, während seinem Nachbar die Tränen der Reue über die Wangen rollten.

In der Abteilung für Augenkranke im Hospital wurden durch den Dienst eines erweckten Wärters die Patienten erweckt, die dann ihrerseits das Feuer mit in ihre Heimat trugen. Auf dringende Einladung hin wurden auch jenseits des Flusses Versammlungen gehalten. In einer derselben wurde besonders für Yu Hsin San, einen Mann von anziehendem Wesen, der zugleich ein chinesischer Gelehrter und das Haupt einer angesehenen Familie war, angelegentlich gebetet. Er war einst angefaßt gewesen, hatte aber den Zügen des Geistes Gottes widerstanden und auch andere abgehalten, dem Wirken des Geistes Raum zu geben. Eines Abends forderte ihn Pfarrer Yang auf, mit ihm zu beten. Aus bloßer Höflichkeit kniete er nieder. Einer um den andern betete für ihn. Plötzlich hörte man gebrochene Laute: Yu Hsin San betete mit Seufzen um Gnade und Vergebung. Sein hartes Herz war gebrochen. Von nun an war der angesehene Mann ein beredter Zeuge der erfahrenen Gnade Gottes.

Fünf der Erweckten machten mit Pfarrer Yang eine Missionsreise bis zu der Station Yen Schan. Dort waren eben die Vertreter der Gemeinden des ganzen Distrikts versammelt. Die hatten bereits von den Ereignissen in Tsangtschau gehört. Der Hospitaldiener war zum Begräbnis seiner Schwiegermutter aus Tsangtschau gekommen und hatte über die Erweckung berichtet. Nun mußten die fünf Neuerweckten, jeder einer besonderen Gruppe erzählen bis tief in die Nacht hinein. Am nächsten Morgen richtete Pfarrer Yang einige Worte an die Versammlung. Er zeigte, wie menschliche Sünde das Wirken des Geistes hindern könne und forderte die Anwesenden auf, sich ganz dem Wirken Gottes hinzugeben. Dann brach Yangs Vater, ein alter bewährter Christ, in ein ergreifendes Gebet um Gnade und Vergebung aus. Plötzlich wurde die ganze Versammlung von dem mächtigen Gefühl ihrer Sündhaftigkeit ergriffen. Starke Männer lagen zerbrochen am Boden, seufzten und schrien zu Gott um Gnade. Dann ging jedermann nach Hause mit einem tiefen Eindruck von Gottes Gnade und Macht. So gingen die Wirkungen der Erweckung in die Tiefe und in die Breite. In Tsangtschau selbst und weit im Umkreis betätigte sich das neue Leben durch fleißige Arbeit unter den Heiden.

Aehnliche Erweckungen werden berichtet aus Yangtschau am Kaiserkanal, Provinz Kiangsu, aus Tschiangtschiu, Provinz Fukien, aus Kutsing, Provinz Yünnan, aus Tschangtefu, Provinz Nanghwei, aus Pauning, Provinz Sztschuen, aus Weihsien, Tschingtschaufu, Tschianfu und Tschifu,

Provinz Schantung. An allen diesen und manchen andern Orten wurde Europäern und Chinesen Erquickung geschenkt, das innere Leben der Gemeinden, der Gehilfen und der Missionare gefördert und unter Christen und Heiden Segen verbreitet.

Von einer Erweckung sei hier noch ausführlicher berichtet. Missionar Thompson in Tsingtau, Provinz Schantung, nahe bei der deutschen Niederlassung Kiautschau bezeichnet dieselbe als ein echtes Werk des Geistes Gottes.

Die Stadt Tsingtau ist der vielen Fremden wegen, von denen manche ein nicht eben erbauliches Leben führen, für die Missionsarbeit ein sehr harter Boden. Aber die Missionare beschlossen, mit den eingeborenen Gehilfen den Kampf gegen die Mächte der Finsternis aufzunehmen. An Ostern 1906 wurden mehrere Tage besondere Evangelisationsversammlungen gehalten, ohne daß besondere Erfolge sichtbar geworden wären. An Pfingsten wurden abermals Versammlungen gehalten. Gleich in der ersten Versammlung traten sechs junge Männer mit dem Entschluß hervor, sich ganz dem Herrn Jesu zu übergeben. Im weiteren Verlauf der Versammlungen kamen andere, die ihre Sünden bekannten und Gnade suchten. Unter diesen war ein Opiumraucher, der einen harten Kampf zu bestehen hatte, aber zuletzt doch durch Gebet und Fürbitte den Sieg davontrug. Ein Mann hatte furchtbare Sünden zu bekennen, fand Gnade und Frieden und führt nun ein neues Leben. Ein andrer war schon lange mit dem Evangelium bekannt; aber er war in sein altes Sündenleben zurückgefallen. Die Gemeinde betete für ihn in einer Abendversammlung und schickte Boten, die ihm zusprechen sollten. Als der Missionar am andern Morgen in die Kirche kam, war eben die Taufe dieses Mannes im Gang. Er war in der Nacht zum Durchbruch gekommen und hatte den dringenden Wunsch ausgesprochen, nun sofort getauft zu werden. Er mußte an diesem Tag mit einem Zug Arbeiter nach Singapur abreisen und wollte diese Reise als Christ antreten. — Ein Agent einer großen Schiffsgesellschaft war bei der China Inland Mission getauft worden, fühlte aber selbst, daß es ihm an der Hauptsache noch fehle. In diesen Versammlungen wirkte der Geist Gottes kräftig in seinem Herzen; er bekannte seine Sünden, fand Frieden und neues Leben, und ist nun einer der besten Missionsarbeiter.

An Pfingsten kamen die Pfarrer der Landgemeinden und andere Gehilfen nach Tsingtau, um gemeinsame Gebetsversammlungen zu halten. Es wurde besonders für die Rückfälligen gebetet, und der Geist der Buße und des Gebets begann kräftig zu wirken. Niemand wollte die Prediger hören; alles wollte entweder eigene Sünden bekennen und Gnade suchen, oder für Freunde und Verwandte beten. Ein Mann bekannte, er habe während der Boxerunruhen im Namen der Gemeinde Prozesse geführt, dabei etwa 2500 Mark gewonnen und die ganze Summe mit Spielen und Opiumrauchen durchgebracht. Er war zwei Jahre im Gefängnis gewesen,

aus der Gemeinde ausgeschlossen worden und hatte sich eine böse Krankheit zugezogen. Er schien wirklich unter dem Fluche Gottes zu stehen. Aber nun war eine gründliche Veränderung in ihm vorgegangen. Da stand er, gut gekleidet, reumütig, gesund, und während er von der empfangenen Gnade Gottes sprach, rollten ihm die hellen Tränen über die Wangen. — Noch zwei andere verlorene Söhne fanden auf die Fürbitte der Gemeinde hin den Weg ins Vaterhaus zurück. Einer derselben war ein hoffnungsloser Spieler und Zecher gewesen; aber er tat gründlich Buße, und jetzt hat sich eine Anzahl Schüler, darunter fünf seiner früheren Zech- und Spielgenossen, um ihn gesammelt, um von ihm im Evangelium unterrichtet zu werden. Das ist nur ein Beispiel unter vielen. Der Bericht sagt, daß zahlreiche grobe Sünder, Heuchler, Gleichgültige Buße getan und Gnade gefunden haben. Das war also eine kräftige Erweckung zu neuem Leben. Als Frucht derselben zeigte sich bald auch ein erfreulicher Opfersinn. Bei einer Sammlung brachten die Frauen ihre Fingerringe, Armspangen, kostbare Haarnadeln, Ohrringe und anderen Schmuck zum Opfer, damit Schulen gegründet und sie selbst die heilige Schrift lesen lernen könnten.

3. In Korea. Schon vor mehr als zehn Jahren hat in Korea eine Bewegung zum Christentum hin eingesetzt und dieselbe hatte bis heute stetigen Fortgang. Im Februar 1906 schreibt Missionar Moffat aus Pyönyang: „Wir haben dieses Jahr wieder eine mächtige Bewegung in Korea, nicht nur im Norden, sondern auch in Söul und im Süden.“ In Pyönyang wurde damals die vierte Kirche eingeweiht und immer noch war der Raum ungenügend. Am koreanischen Neujahrsfest wurden dort besondere Evangelisationsversammlungen gehalten. Die Frucht derselben war der Uebertritt von 1200 Personen. An einem Bibelkursus im Winter zählte man 1140 Teilnehmer.

Zur Zeit des koreanischen Neujahrs wurden auch in der Stadt Wönsan Evangelisationsversammlungen gehalten, zu denen sich methodistische und presbyterianische Missionare, Gehilfen und Gemeinden in der geräumigen Kirche der Presbyterianer vereinigten. Im Verlauf derselben zeigten sich aber allerlei Eifersüchteleien zwischen den beiden Gemeinden, die zu unliebsamen und unwürdigen Auftritten in der Kirche führten. Das gab den Missionaren Veranlassung, sich selbst zu prüfen, vor Gott zu beugen und Buße zu tun über den fleischlichen Sinn, dessen sie sich selbst schuldig fanden. Einer der Missionare, der am tiefsten gebeugt worden war, konnte nun auch in großer Kraft, wenn auch in gebrochenem Koreanisch, gegen die Sünden in der Gemeinde und von der Gnade Gottes Zeugnis ablegen. An einem Samstagmorgen kam er zur Kirche und fing ohne Gebet und Gesang an zur Gemeinde zu reden: „Brüder, wir müssen heute mit Jesu nach Gethsemane und Golgatha gehen!“ Weiter kam er

nicht. Die ganze Gemeinde brach zusammen unter der Last ihrer Sünden. Missionare, Gehilfen und Gemeindeglieder fühlten sich gedrungen, ergreifende Sündenbekenntnisse abzulegen und durften dann auch den Frieden und die Freude der Vergebung erfahren. Am folgenden Sonntag wurde gepredigt über „die Taufe mit dem heiligen Geist", worauf sich zeigte, daß über hundert Leute zum neuen Leben erweckt worden waren. Fröhliche Lobgesänge erschallten in den Versammlungen, und aus den Gesichtern erstrahlte die Freude und der Friede von oben. Die Erfahrungen der nachfolgenden Tage ließ die Missionare mit dankbarem Herzen erkennen, daß Gott der Herr mehr geschenkt, als sie zu erbitten gewagt hatten.

Diese Erweckungen tragen auch hier herzerfreuliche Früchte. So lesen wir in einem Bericht aus Nordkorea vom Mai 1906: Vor einigen Monaten traten etwa 400 jener Christen, auf die das Feuer von oben gefallen war, zusammen, um unter sich die Frage zu besprechen: „Was können wir weitertun, um die frohe Botschaft auszubreiten?" Nach viel Gebet und reiflicher Ueberlegung wurde beschlossen, dem Herrn eine neue Art von Opfer zu bringen. Diese Leute hatten bereits an Geldbeiträgen geleistet, soviel sie vermochten. Jetzt beschlossen sie, sich selbst zum Opfer zu bringen zu freiwilliger Arbeit in der Ausbreitung des Evangeliums. Jeder brachte eine Anzahl von Arbeitstagen dar, so daß am Schluß der Versammlung zwei Jahre freiwillige Arbeit beisammen war. Als sich die Nachricht im Distrikt verbreitete, wurden nach und nach 2200 Tage (über sechs Jahre) freiwillige Arbeit zusammengebracht. Und die Leute hielten was sie gelobt hatten. Nach einigen Monaten waren als Frucht dieser Arbeit 2000 Seelen zur Gemeinde hinzugetan. Man sieht also mit Augen, wie Gott der Herr seinen Segen dazu gegeben hat. Und das schöne Werk geht weiter.

„Das koreanische Missionsfeld", ein Missionsblatt, gibt den koreanischen Christen folgendes Zeugnis: „Wir finden in der Tat, daß das Evangelium in Korea einen Christentypus erzeugt, von dem die Christen aller Länder etwas lernen können. Der koreanische Christ ist ein eifriger Bibelleser. Die meisten Christen verdanken ihr neues Leben nicht sowohl der Predigt, als vielmehr dem Lesen des Wortes Gottes. Und dann ist der Koreaner auch ein eifriger Beter. Es ist wunderbar, wie bald nach seiner Bekehrung der koreanische Christ sich am öffentlichen Gebet beteiligt. Der Familienvater ist der Hort des christlichen Hauses unter ihnen. Noch mehr: sie üben das gemeinsame Gebet um sehr bestimmte Dinge, indem sie sich in einem ihrer Häuser versammeln, um etwa für einen Kranken, oder um die Bekehrung eines groben Sünders, oder für sonst einen bestimmten Zweck zu beten, und ihre Einigkeit im Geist, in der Inbrunst und im Glauben ist so groß, daß Sünder bekehrt und Verfolger in Verkündiger des Evangeliums umgewandelt werden. Das ist in der Tat die Kraft der apostolischen Zeit."

4. In Japan. Wenn überall in der Welt umher im Frühlingswehen neues Leben sproßt, müßte es wunderlich zugehen, wollte in Japan alles tot bleiben. Aber auch im „Lande der aufgehenden Sonne" regt sich neues Geistesleben. Das mag uns vor allem ein Veteran, Barclay F. Buxton, erzählen, der nach vierjähriger Abwesenheit im Jahr 1906 Japan als Evangelist besuchte. Er schreibt: „Ich bin erstaunt über die günstigen Gelegenheiten in Japan das Evangelium zu verkündigen. . . . . Gott hat dort eine offene Tür vor uns gegeben; wir wollen nicht versäumen einzutreten. Selbst unter ernsten Buddhisten und Schintoisten ist die Bereitwilligkeit, das Evangelium zu hören, groß."

Missionar Buxton schreibt ferner: „Berichte über das Werk des heiligen Geistes in Wales und Indien haben vieler Herzen erweckt zu dem anhaltenden Gebet, daß Gott auch in Japan das Feuer der Erweckung anzünden wolle. Es gibt in Japan Männer, die den heiligen Geist empfangen haben, die deshalb die Kraft des Gebets kennen und imstande sind, Seelen zu Christus zu führen. Ihre Gebete steigen empor, und Gott fängt an, sie zu erhören. Die Tage vom 3.—5. März (1906) waren Pfingsttage, wie ich sie in England nur da gesehen habe, wohin sich die Erweckung von Wales erstreckte. . . . Japan ist bereit, das Evangelium anzunehmen. Wenn Japan das Evangelium annimmt, so wird es das Problem weithin bei allen asiatischen Völkern lösen. In allen Teilen Chinas finden sich Japaner als Lehrmeister. In den Schulen und auf den Hochschulen Japans befinden sich Tausende junger Chinesen, die in zehn Jahren einen bedeutenden Einfluß in China ausüben werden. Wir können uns daher vorstellen, von welch weitreichendem Segen für die Welt es wäre, wenn jetzt der heilige Geist in Japan kräftig wirksam würde." Daß es an den Anfängen dieses Wirkens nicht fehlt, mögen folgende Beispiele zeigen.

Die englisch-kirchliche Mission hat eine höhere Erziehungsanstalt für Mädchen in der Stadt Osaka im Südwesten des Landes. Die Vorsteherin der Anstalt, Fräulein Jessie Gillepsie, berichtet in einem Brief über eine Erweckung unter ihren Schülerinnen. Um Weihnachten 1905 hatte Fräulein Gillepsie einen Bericht über die Erweckung in Mukti gelesen. Voll Freude erzählte sie auch ihren Schülerinnen davon. Das war am letzten Tag vor den Schulferien, und sie forderte die Schülerinnen auf, während der Ferien jeden Tag um eine solche gnädige Heimsuchung für sich selbst zu beten. Aber man trat das neue Schuljahr in gedrückter Stimmung an. Da erfuhr die Vorsteherin, daß Missionar Buxton als Evangelist vom 27. Februar bis 5. März in Osaka Versammlungen halten werde. Sofort beschloß sie, ihn zu bitten, auch in ihrer Anstalt einige Versammlungen zu halten. Er hielt dann mit einem andern Missionar zusammen vier Versammlungen dort. In der dritten schon glaubte man

ein Wehen des Geistes zu verspüren; in der vierten schien Feuer vom Himmel gefallen zu sein. Der Geist des Gebets kam über die Schülerinnen. Man fürchtete anfangs, es könnte sich um bloße Aufregung handeln. Aber bald merkte man, daß es ein Werk des Geistes von oben war. Das Bewußtsein der Sündenschuld kam über alle. Viele, in denen sich nie eine höhere Regung gezeigt, ergriffen das Heil mit Entschiedenheit. Niemand konnte ans Schlafengehen denken; die Lobgesänge der Schülerinnen ertönten bis tief in die Nacht hinein. Das wiederholte sich an den folgenden Tagen.

Fünf von den Lehrern und Lehrerinnen waren Heiden. Die Schülerinnen fingen an, für dieselben zu beten, bis einer nach dem andern, oft nach hartem Kampf, dem Geiste Gottes Raum gab, Buße tat und den Frieden der Vergebung fand. Als die Schule wieder zu ihrer geordneten Arbeit zurückkehrte, war die Vorsteherin überzeugt, daß Lehrer, Lehrerinnen und Schülerinnen mit wenigen Ausnahmen zum Leben aus Gott erweckt waren. Auch die Tagschülerinnen wurden von der Bewegung ergriffen. Unter den älteren Schülerinnen waren manche, die einen hohen Bildungsgrad erlangt und ehrgeizige Pläne für die Zukunft gehegt hatten. Unter dem Antrieb des neuen Geisteslebens gaben sie ihre ehrgeizigen Pläne auf und meldeten sich zu einem Vorbildungskurs für Bibelfrauen. Sie wollen nun dem Herrn Jesu dienen. Da im Norden des Landes Hungersnot herrschte, verzichteten die Kostschülerinnen auf ihr Frühstück, den gelegentlichen Kuchen und die bevorstehenden Schulpreise zugunsten der Hungernden. Von nun an wurde auch die Fürbitte für die Arbeit unter den Heiden und für die eingeborenen Gemeinden fleißig geübt. 130 Uebertritte waren die sichtbare Frucht dieser Erweckung. Eine der Schülerinnen schreibt: „Wir sind jetzt voll Glück und Freude und ruhen im Frieden des Herrn Jesu."

Missionar Deforest berichtet von Versammlungen, die in Sendai, im Nordosten des japanischen Reichs, gehalten wurden: „Es war eine durch und durch japanische Bewegung. Soweit ich mich erinnere, ist niemals etwas Aehnliches in Japan vorgekommen: tägliche Versammlungen, morgens, nachmittags und abends, zweieinhalb Wochen lang an einem Ort, unter wachsender Teilnahme, ohne fremde Beihilfe. Die Versammlungen währten bis zum andern Sonntag, an dem 34 Männer und Frauen getauft wurden. Die Bewegung dauerte fort bis zum nächsten Donnerstag, an dem weitere 12 Personen die Taufe empfingen. — Hervorragende Leute aus der Stadt besuchten nach den Versammlungen diese Männer, um ihnen zu danken für ihr segensreiches Wirken. . . . Jedes Zimmer im Hause war in Anspruch genommen, um den vielen Besuchern Gelegenheit zu geben, sie persönlich zu sprechen. Manchem Suchenden konnte man beim Weggehen es ansehen, daß ihn die Freude darüber erfülle, sich für Christum entschieden zu haben."

Die Erweckungen im fernen Osten weisen entschieden weniger von jenen Erscheinungen auf, die bei der Bewegung in Indien Bedenken erwecken. Gewiß ist auch hier manches rein Menschliche und Seelische dem Werk des Geistes beigemischt. Es bleibt immer ungesund, wenn man das Wirken des Geistes Gottes eben nur in den Formen einer Erweckung im technischen Sinn des Wortes sehen möchte und um jeden Preis eine solche herbeizuführen sucht. Vermessen aber wäre es, im einzelnen Fall das Menschliche vom Göttlichen reinlich scheiden zu wollen. Wir wollen uns lieber freuen und Gott dem Herrn dafür danken, daß er auch im fernen Osten seinen Geist von oben wehen und neues Leben erwachen läßt, das im Wandel und Leben der Erweckten gute Früchte trägt. Er selbst wolle bald überall seinen Odem senden, damit die Totengebeine zu fröhlichem Leben erwachen und seinen Namen verherrlichen mögen.

Die Arbeit der Rheinischen Mission auf Nias.

Von P. F. Büttner.

(Schluß)

Während der erste Missionsversuch im Süden mißlang, — denn auch nicht ein einziger hatte getauft werden können — war es auf den drei älteren nördlicheren Stationen erst langsam, dann schneller und schneller vorwärts gegangen. In Gunong Sitoli zeigte sich, was man in der Missionsarbeit oft beobachten kann, daß jeder noch so kleine Rest heidnischer Sauerteig, den die Erstlinge nach ihrer Bekehrung beibehalten, lähmend wirkt, nicht nur auf ihr eigenes inneres Wachstum, sondern auch auf die Anziehungskraft, die eine junge Gemeinde auf ihre Umgebung ausübt. Nun ist es freilich theoretisch sehr leicht, die Regel aufzustellen: der Missionar müsse allewege, ganz besonders aber den Erstlingen gegenüber den Grundsatz befolgen: „rein ab, rein ab und Christo an, so ist das große Werk getan.“ Doch an den praktischen Schwierigkeiten wird hier wie anderwärts die schönste Theorie manchmal zuschanden. Hatten sich, wie selbstverständlich ist, auch die ersten Täuflinge vom Götzen- und Ahnendienst losgesagt, so hatten sie doch meist die Ahnenbilder in ihren Häusern behalten. Die Missionare waren gegen die bedenkliche Seite der Sache nicht blind gewesen, hatten aber doch die Taufe nicht vom Verwerfen der Ahnenbilder abhängig zu machen gewagt; denn nach Landessitte haben alle Familienglieder ein Anrecht an die Ahnenbilder Man konnte doch billigerweise nicht erwarten, daß alle Anverwandten in die Vernichtung der Bilder willigen würden, weil ein Glied der Familie die Taufe begehrte. Sollte aber andrerseits den Katechumenen die Taufe so lange verweigert werden, bis die Ahnenbilder aus dem Hause entfernt waren? Das schien noch unbilliger zu sein. Deshalb hatte man die Taufe vollzogen

in der Ueberzeugung, daß, wenn die Christen innerlich vom Götzen- und Ahnendienst los seien, die Vernichtung der Bilder von ihnen selbst aus eigener Initiative vorgenommen werden würde. Dazu ist es ja auch schließlich gekommen. Aber fast ein Jahrzehnt hat es gedauert, ehe die Getauften diese Konsequenz gezogen haben. In der Zwischenzeit aber lag es wie ein Bann auf den Seelen. Das laue, schlaffe, unentschiedene Wesen, die Gleichgültigkeit, geistliche Trägheit und Heuchelei, Fehler, über welche die Missionare im ersten Jahrzehnt fort und fort Klage zu führen hatten, sind, wie die Erfahrung seitdem gelehrt hat, keineswegs im Charakter der Niasser begründet, sondern waren die Folgen einer Bekehrung, die sich durch die erste Liebe nicht „von der ganzen Welt abziehen ließ". Erst nach hartem Kampfe gelang es den Missionaren, die Mehrzahl der Gemeindeglieder zur Verwerfung der Bilder zu bestimmen. 60 Ahnenbilder wurden dem Missionar Kramer ausgeliefert; acht Glieder der Gemeinde, die sich nicht fügen wollten, wurden auf einstimmigen Beschluß der Mehrzahl ausgeschlossen. Seitdem zog ein besserer Geist in diese Gemeinde, die denn auch ihre Anziehungskraft auf die Heiden in immer mehr sich steigerndem Maße auszuüben anfing.

Auf der 9 Kilometer südlich gelegenen Station Ombolata ist es anfangs sehr langsam vorwärts gegangen, da der heidnische Häuptling ein offener Gegner der Mission war. Trotz aller Schwierigkeiten, die er bereitete, konnte er nicht verhindern, daß seine Frau sich von Herzen bekehrte. Als sie ihr Ende nahe fühlte, bat sie, man möge sie ins Missionshaus bringen, dort wolle sie sterben, denn „ihr Herz gehöre dem Herrn, und niemand könne sie retten als Jesus allein." In seiner Sterbestunde hat schließlich der Häuptling selbst die Taufe begehrt, ohne daß sich doch der Missionar entschließen konnte, sie ihm zu erteilen, obschon er nicht ohne Eindruck vom Christentum war. Nach seinem Tode wuchs die Zahl der Taufbewerber in erfreulichem Maße, vor allem auch auf dem Filial Faechu, dessen in leidlichem Wohlstande lebende Bewohner sich anfangs sehr wenig zugänglich gezeigt hatten. In dieser Gemeinde fanden sich auch, woran es anfangs gefehlt hatte, brauchbare, geistig befähigte und geistlich entschiedene und eifrige eingeborene Helfer. Selbst der anfangs entschieden feindliche Häuptling von Faechu, der sich jahrelang für alle Eindrücke des Evangeliums unempfänglich zeigte, begann endlich seine Leute zum Gottesdienst zu treiben und zur Bekehrung zu ermahnen. Er selbst fehlte bei keinem Gottesdienst, aber zur Taufe wollte er sich noch nicht bequemen. Voller Freuden konnte Missionar Fehr gegen Ende der achtziger Jahre berichten: „Die Christen halten sich gut und haben es sich auch sehr angelegen sein lassen, das Evangelium unter ihrem Volke zu verbreiten und zwar mit so gutem Erfolg, daß jetzt fast das ganze Dorf zur Kirche kommt und die Leute sich fast einstimmig entschlossen haben, Christen zu werden."

Auch auf der dritten Station, dem 5 Kilometer südwestlich von Gunong Sitoli gelegenen Dahana, ist es in diesem Zeitraum langsam zwar zunächst, aber sicher vorwärts gegangen. Hier hatte der Missionar an dem Erstling, den er getauft hatte, Faliera, einen trefflichen Gehilfen und rührigen Mitarbeiter. „Er ist der intelligenteste und charaktervollste Niasser, mit dem wir

bisher zu tun gehabt haben," so bezeugt Missionar Sundermann. Blieb auch Faliera der bedeutendste, so erwuchsen Sundermann doch aus seinen Täuflingen eine Reihe tüchtiger Leute, die er zum Evangelistendienst befähigt hielt und deshalb systematisch vorbereitete. Das war das erste Gehilfenseminar für Nias. Später hat man, um die Missionare für die Stations- und eigentliche Missionsarbeit frei zu machen, die für das Helferamt heranzubildenden Leute auf das Seminar nach Depok auf Java geschickt. Doch ist man nach einigen Jahren auf die Praxis von Sundermann wieder zurückgekommen. Dieser Missionar ist vor andern literarisch tätig gewesen. Außer verschiedenen Schulbüchern, Grammatik, Lesebuch, biblischen Geschichten, dem lutherischen Katechismus, einem Gesangbuch und mehreren Erbauungsbüchern hat er in den achtziger Jahren das ganze Neue Testament in das Niassische übersetzt. Daß daneben die eigentliche missionarische Tätigkeit nicht gefehlt hat, beweist die Tatsache, daß Sundermann, der nach 12jähriger Arbeit auf Dahana des Urlaubs dringend bedürftig war, bei seinem Abschiede 60 Personen an einem Tage taufen konnte.

Wenn auf dem Missionsfelde einem Volke die Bibel in der Muttersprache in die Hand gelegt werden kann, ist das jedesmal ein bedeutsamer Merkstein in der Missionsgeschichte nicht nur, sondern auch in der Kulturgeschichte des betreffenden Volkes. Man braucht sich nur an die Bedeutung erinnern, die Luthers Bibelübersetzung für unser deutsches Volk gehabt hat, um die Wichtigkeit davon zu erkennen. Von seiten der Missionare ist damit stets ein gewaltiges Stück Arbeit getan. Sie müssen sich der fremden Sprache so weit bemeistert haben, daß sie sich nicht nur verständlich darin ausdrücken, sondern auch für die geistigen und geistlichen Begriffe, die einem heidnischen Naturvolk, wie dem auf Nias, völlig fremd sind, die treffenden Bezeichnungen zu finden wissen. Zu dem Ende müssen sie sich in die Geistes- und Gedankenwelt des Volkes liebe- und verständnisvoll eingelebt haben. Daneben aber müssen sie ein gehöriges Stück Erziehungsarbeit geleistet haben, um das Volk in den Stand zu setzen, daß es seine Bibel auch lesen kann. Wenn dies Ziel erreicht ist, muß sich zeigen, ob die Missionsarbeit gründlich und solide getrieben ist oder nicht. Ist die grundlegende Arbeit gediegen, dann muß infolge der Bibelübersetzung ein bisher noch nicht dagewesener Fortschritt in der Arbeit eintreten. Denn das Bibelbuch ist überall da, wo ihm durch die Arbeit geistgesalbter Zeugen der Weg bereitet ist, noch immer der erfolgreichste Missionar gewesen. Es ist deshalb ein gutes Zeugnis für die Missionsarbeit der rheinischen Brüder, daß etwa mit dem Erscheinen der Uebersetzung des Neuen Testaments in der Sprache von Nias ein ungeahnter Aufschwung der Mission eintrat. In den Jahren 1891—1892 gab die Niederländische Bibelgesellschaft das Neue Testament in der Uebersetzung von Sundermann heraus.

Schon vom Jahre 1890 an kann man den neuen Aufschwung in der Niasmission datieren. In diesem Jahre begründete Missionar Thomas die neue Station Humene, etwa drei Stunden südlich von Gunong Sitoli. Es war nach dem verunglückten Versuch in Südnias seit 13 Jahren die erste Neugründung. Ueberraschend schnell fand Missionar Thomas hier Eingang.

Bald nach seinem Einzuge trat in der ganzen Gegend eine Fieberepidemie ein, der sich noch Influenza und Masern zugesellten. Sonst haben sich derartige Nöte, die das ganze Volk treffen, oft als Hindernis für die Mission bewiesen, denn von den Missionsfeinden wird in der Regel solch Unglück als Strafe der Götter ausgelegt, die an dem Volk, das auf die Fremden hört und die alten Sitten mit dem alten Glauben verlassen will, Rache üben. Auch auf Gumbu Humene hat es an Versuchen, die Leute gegen die Mission aufzuhetzen, nicht gefehlt. Aber grade diese schweren Krankheitszeiten haben dazu dienen müssen, dem Missionar das Vertrauen des Volkes zu erwerben. Da in einigen Fällen die Arznei, die er gereicht hatte, sich bewährt und sein Gebet in auffallender Weise Erhörung gefunden hatte, so ward er bald von allen Seiten um Hilfe angegangen. Viele ließen sich willig finden, ihre Götzen wegzuwerfen und zum Taufunterricht zu kommen. Schon ein halbes Jahr nach Begründung der Station konnten die ersten Taufen vorgenommen werden. Nach zwei Jahren zählte die Station schon über 100 Getaufte, und fast die doppelte Zahl befand sich im Taufunterricht. Mit unermüdlichem Eifer arbeitete Missionar Thomas, von seiner Frau wacker unterstützt, an der Gemeinde. Außer den gut besuchten Gottesdiensten wurden Bibelstunden, Besprech-, Bibellese-, Bet-, Gesangstunden gehalten. Bald konnte auch ein Posaunenchor eingerichtet werden. Daneben wurde die Fürsorge für das leibliche Wohl und das irdische Fortkommen keineswegs aus den Augen gelassen.

Der Ruf der aufblühenden Station verbreitete sich schnell unter der heidnischen Bevölkerung des Südens und Westens, die grade damals von den Kopfjägern hart bedrängt und geängstet wurde. Viele suchten Zuflucht, wenn nicht auf der Station selbst, so doch in der Nähe, wo sie unter dem Schutz des Missionars sicher zu sein glaubten. Wohl kamen von den Feinden furchtbare Drohungen. Selbst der Familie des Missionars wurde mit dem Tode gedroht, so daß der Regierungsbeamte für nötig hielt, in Humene eine Zeitlang eine Sicherheitswache zu stationieren. Doch die Feinde wagten den Ueberfall nicht. So konnte sich die Gemeinde in Ruhe weiter bauen. Von Jahr zu Jahr wuchs der Andrang der Heiden. Da die Arbeit über eines Mannes Kraft weit hinausging, hatte Thomas angefangen, sich seine Mitarbeiter zu erziehen. Das war der Anfang des neuen Missionsseminars auf Nias, das freilich aus sanitären Gründen bald von dem ungesunden Humene nach Ombolata verlegt werden mußte. Als Missionar Thomas nach zehnjähriger Arbeit auf Humene die Augen schloß, zählte die Station schon mehr als 1000 Getaufte, und ein Vierteltausend befand sich im Unterricht.

Schon bei Lebzeiten von Missionar Thomas hatte man das Missionsnetz weiter nach Süden zu ausspannen müssen. Von dort war ein Hilferuf nach dem andern nach Humene gekommen. Schließlich hatte sich Thomas mit dem jungen, ihm zur Hilfe gegebenen Missionar Momeyer auf eine Entdeckungsreise nach dem Süden begeben. Dabei hatten sie gefunden, daß etwa drei Stunden südlich von Humene, wo auf den Karten ein großer Sumpf verzeichnet stand, eine sehr fruchtbare Ebene lag, in der sich von den Kopfschnellern gedrängt, die Reste verschiedener Stämme aus dem Innern

und dem Süden der Insel angesiedelt hatten. So war hier in allerjüngster Zeit eine Reihe von dicht bewohnten Dörfern entstanden, an die sich die Kopfjäger nicht herangetraut hatten. Dennoch wünschten die geängsteten Leute den Schutz eines Missionars, unter dem sie sich völlig sicher deuchten. Sie waren bereit, ihre Götzen wegzuwerfen und sich unterrichten zu lassen. Auf Grund dieser Berichte beschloß die Missionsleitung die Gründung einer neuen Station in dieser Gegend, mit deren Ausführung Missionar Momeyer betraut wurde. Hier war der Andrang der Heiden zum Taufunterricht noch größer als auf Humene. Nach 4 Jahren zählte die Station Sogae Adu schon 536 Getaufte und 600 Täuflinge. Bald aber kamen neue Gesuche aus dem Süden, die 1903 zur Anlage der Station Biouti führten, wo Missionar Rabeneck schon im Gründungsjahr 200—300 Besucher des Gottesdienstes hatte. Mehr denn 10 Kilometer nach Süden, mehr im Innern der Insel, liegt die jüngste und südlichste Station Bawalia.

Auch nach Norden zu hat sich das Missionsfeld ausgedehnt; denn hier galt es den Mohammedanern zuvorzukommen, die in letzter Zeit eifriger als vorher unter dem zahlreichen, friedlichen Volk von Nordnias Propaganda zu treiben angefangen haben. Hier ist im Jahre 1903 die Station Bouso gegründet worden, deren Gottesdienste schon von Hunderten besucht werden.

Mächtiger noch und folgenreicher als die Bewegung im Südwesten ist die im Innern der Insel und an der Westküste. Auf einer Entdeckungsreise, die die Missionare Lagemann und Lett im Frühjahr 1891 nach dem nicht fernen, aber noch immer wenig bekannten Westen der Insel machten, wurden sie zu einem Häuptling geführt, der sich nicht abgeneigt zeigte, die Missionare aufzunehmen. Die Verhandlungen endeten mit der Begründung der erst nach dem Häuptling Fadoro, jetzt nach der Landschaft Sirombu genannten Station. Daß das Evangelium hier überraschend schnell Wurzel fassen konnte, ist wesentlich das Verdienst des Häuptlingssohnes Ama Gahonoa. „Er war, schreibt der verstorbene Missionsdirektor Schreiber, der ihn auf seiner Visitationsreise Ende der neunziger Jahre kennen lernte, einer von den seltenen Menschenkindern, die Gottes vorlaufende Gnade, noch ehe sie irgend etwas vom Evangelium gehört haben, für dasselbe zubereitet. Er stand schon früher allgemein in dem Ruf, daß er nicht lüge und nicht betrüge. Sobald ihm durch den Missionar der Inhalt seiner Botschaft deutlich geworden war, war er auch sofort entschieden. Er sagte damals: „Was die andern Leute hier tun werden, das weiß ich nicht; aber ich und meine Familie, wir werden unbedingt Christen." Er hat denn auch Wort gehalten und hat sich seitdem nicht nur musterhaft als ein Christ betragen, sondern ist auch bis auf diesen Tag unermüdlich an der Arbeit, um auch seine Landsleute von der Wahrheit des Evangeliums zu überzeugen."

Es war von großem Wert, daß sich gerade hier eine so tüchtige Kraft unter den Eingeborenen fand, denn das ungesunde Klima bereitete nicht nur den Missionaren viel Not, sondern machte wiederholten Wechsel in der Besetzung der Station, schließlich ihre Verlegung notwendig. Ist es nun schon in der Heimat der Gemeinde nicht zum Segen, wenn die Geistlichen schnell wechseln, so ist es auf dem Missionsfelde, zumal auf einer jungen

Station, wo ja menschlich gesprochen alles von dem Vertrauensverhältnis der Leute zum Missionar abhängt, vollends vom Uebel. Da hat sich denn Ama Gahonoa, der sich auf den Namen Fetero, d. h. Petrus, hatte taufen lassen, als ein rechter Fels erwiesen, an dem die Gemeinde einen Halt hatte. Trotz des öfteren Wechsels in der Besetzung zählte Sirombu schon um die Jahrhundertwende gegen 500 Getaufte.

Natürlich mußte die Mission darauf bedacht sein, zwischen dieser isolierten Station im Westen und der Ostküste eine Stationskette herzustellen. Das wurde denn auch schneller, als man anfangs dachte, ins Werk gesetzt. Lolowua, Lahagu, Lolomboli sind als selbständige Stationen zwischen Dahana und Sirombu eingeschoben worden. Ein teils durch die Regierung, teils mit Hilfe von Staatsmitteln durch die Missionare hergestellter Weg verbindet längst die Ost- mit der Westküste. So hart das Stück Arbeit auch war, durch den pfadlosen Wald eine brauchbare Straße herzustellen, so sehr hat sich die Mühe gelohnt. Durch diese Straße ist das Innere der Insel erst erschlossen worden und die Möglichkeit eines bisher nicht vorhandenen Verkehrs zwischen den entlegneren Ortschaften gegeben. Das kommt nicht nur dem sozialen Leben zugute, sondern auch der missionarischen Tätigkeit. Da sich diese erste Straßenanlage über Erwarten bewährt hat, so ist man nun systematisch bestrebt, eine Art Straßennetz auf der bisher unwegsamen Insel herzustellen, ein Vorgehen, worin die Missionare von der Regierung tatkräftig unterstützt werden. Auch die Eingeborenen, selbst in den noch ganz heidnischen Gegenden, beginnen einzusehen, daß durch gebahnte Wege den Kopfschnellern nicht etwa, wie sie früher wähnten, ihr Mordhandwerk erleichtert, sondern vielmehr gelegt wird. Zwar fehlt es ihnen an eigener Initiative; doch sind sie bisher überall willig gewesen, eine Straße zu bauen, wenn der Missionar diese Forderung als Bedingung für seinen Besuch, für die Anstellung eines Lehrers oder die Begründung einer neuen Station gestellt hat. Erst durch diese Wegebauten ist der Regierung die Möglichkeit geboten, durch Militärpatrouillen dem Räuberunwesen zu steuern und den Bewohnern eine bisher unbekannte Sicherheit des Lebens und Eigentums zu bieten. Auch haben die Häuptlinge durch gelegentliches, energisches Eingreifen der Regierung zu fühlen bekommen, daß sie nicht mehr die Allgewaltigen sind, sondern daß über ihnen noch eine weltliche Macht ist, die auch den Untertanen zu ihrem Recht verhilft. Infolgedessen ist die Stellung der Häuptlinge jetzt durchgängig eine andere geworden als früher.

Nirgends ist das deutlicher zutage getreten als im Südwesten, wo die Schlimmsten der Schlimmen, die Irauno Huna, die verrufensten Kopfschneller ihren Sitz haben. Gerade unter diesen Leuten, die dem Reiche Gottes am fernsten schienen, hat seit Anfang des Jahrhunderts eine große Erweckung stattgefunden, welche zeigt, daß die Letzten auch heute noch die Ersten werden können. Die Geschichte dieser Erweckung ist so reich an bedeutsamen Momenten, daß es der Mühe lohnt, sie etwas näher ins Auge zu fassen.

Von Sirombu, dem früheren Fadoro aus, hatte Missionar Krumm im Jahre 1898 die etwa eine Meile südlicher gelegene Station Lahusa an

der Grenze der Kopfschneller gegründet. Waren ihm die Leute auch nicht direkt feindlich entgegengetreten, so trugen sie doch bei gelegentlichen Besuchen ein recht anmaßendes Wesen zur Schau und waren unersättlich in ihren Forderungen, drohten auch wohl, wenn ihr Gastgeschenk ihrer Meinung nach nicht reichlich genug ausgefallen war. Kurz, sie zeigten sich nicht gerade als liebenswürdige Nachbarn. Um so mehr war Missionar Krumm überrascht, als eines Tages ein unbekannter Heide ihn besuchte und bat: „Tua (Lehrer), erzähle auch uns, den Irauno Huna, von der huka Lowalangi (Lehre Gottes)". Auf die Frage, wie er denn zu dem Wunsche komme, erzählte er, er habe eines Tages auf dem Wege nach Sirombu ein Buch gefunden, dessen seltsame Bilder er sich von einem dortigen Christen habe erklären lassen. Es war das ins Niassische übersetzte bekannte Herzbüchlein. Man mag vom ästhetischen Standpunkt aus an den grobsinnlichen Darstellungen einer massiven Phantasie Anstoß nehmen; aber für ästhetisch fein gebildete Leute ist das Buch auch nicht berechnet. Eines schickt sich eben nicht für alle. Erfahrungen der Seelsorge in der Heimat, vor allem aber auf dem Missionsfelde haben zur Genüge bewiesen, daß das Büchlein für viele Leute sehr heilsam gewesen ist. Auch an diesem Manne vom Stamm der Irauno Huna, Solago ist sein Name, hat es seine Mission erfüllt. Ganz voll von dem, was er gehört hatte, kam er in seine Heimat, dem etwa 20 Kilometer südlich von Lahusa gelegenen Lolowa'u und zeigte und erklärte seinen Dorfgenossen sein Buch. Sein Wort blieb nicht ohne Eindruck. Er selbst aber fühlte das dringende Bedürfnis, sich weiter unterrichten zu lassen. Deshalb kam er fortan regelmäßig alle 14 Tage nach Lahusa und fing eifrig an zu lernen. Wenn der oft von Fieberanfällen geplagte Missionar Krumm krank oder anderweit in Anspruch genommen war, setzte sich Solago wohl zu den Füßen des mit irgend einer häuslichen Arbeit beschäftigten Mädchens und ließ sich von ihr die Gebote, den Glauben, Sprüche und Liederverse vorsagen, bis er sie auswendig wußte. Was er so gelernt hatte, suchte er seinen Stammesgenossen beizubringen. Bald erschien er nicht mehr allein, sondern brachte andere mit. Eines Tages erschien er in Begleitung seines älteren Bruders, des Häuptlings von Lolowa'u, des weit gefürchteten Fadoli. Der Vater der beiden war Harimao, d. h. Tiger, ein Kampf- und Raubgenosse des wilden Siwahumola, „des Neunflammigen". Wenn auch der Name keineswegs vertrauensvoll klang, so nahm Missionar Krumm die Gäste doch freundlich auf und lud sie und ihre Stammesbrüder zur Feier des Christfestes ein. Zum Fest fanden sich denn auch 28 der gefürchteten Leute auf der Station ein, die sich über all die unerhörten Herrlichkeiten in der Missionarswohnung nicht genug verwundern konnten. Die Weihnachtsfeier mit dem strahlenden Lichterbaum, der Gesang der Christlieder, die Krumm mit der Trompete begleitete, machten einen geradezu überwältigenden Eindruck. Solago lieh dem allgemeinen Staunen Worte: „Tua, unsere Herzen stehen ganz still; so etwas hat man, solange die Welt steht, bei den Irauno Huna noch nicht gesehen." In der Festansprache hatten sie etwas von dem himmlischen Jerusalem vernommen. Nun erzählten sie daheim, sie hätten beim Missionar gesehen, wie es in der Gottesstadt im Himmel aussähe. Das sei unbeschreiblich schön; das müsse

man sehen, um es glauben zu können. Beim Abschied luden sie Krumm dringend ein, sie zu besuchen. Der hatte aber durch einen seiner Nationalhelfer, den er als Kundschafter ausgesandt hatte, vernommen, daß die Leute in Lolowa'u willig schienen das Evangelium anzunehmen, daß aber der Weg für den durch Fieberanfälle geschwächten Missionar ganz unmöglich sei. Deshalb erklärte Krumm seinen Gästen, daß er sie gern besuchen wolle, doch müßten sie ihm den Weg in ihr Land bahnen.

Mit Freuden sagten sie zu und gingen sofort an die Arbeit. Nach etwa acht Tagen kam Botschaft, daß nun alles zum Empfange des Missionars bereit sei. So machte sich denn Krumm auf den Weg in das verrufene Land. Die Straße führte über Sarahili, den Platz des berüchtigten Siwahumola, der sich den Besuch des Missionars ausdrücklich ausgebeten hatte und auf seine Forderung sich bereit finden ließ, ihn nach Lolowa'u zu begleiten. Dort wurde er auf dem alten, hoch auf Bergeshöhen gelegenen Raubnest mit allen Ehren empfangen. Mit Gebet eröffnete Solago die Versammlung, in der nach echt niassischer Weise stundenlange Reden gehalten wurden. Als endlich Krumm zu Worte kam, mahnte Solago: „Tua, du mußt uns jetzt aber auch Gottes Wort sagen." Nachdem Krumm über das Apostelwort: Gott hat die Zeit der Unwissenheit übersehen; nun aber gebietet er euch, Buße zu tun! eine eindringliche Ansprache gehalten hatte, stieg der Oberhäuptling auf eine Art Podium und rief mit lauter Stimme, daß es weithin in die Berge hallte: „Wir verlassen jetzt die Weise des Teufels und folgen der Weise Gottes. Hört es, all unsere Genossen!" Wie aus einem Munde schallte die Antwort der vielhundertköpfigen Versammlung: „Ja'ia Ho! So sei es!" Solago aber drängte: „Tua, hole jetzt dein Buch und pflanze unsere Namen ein." Sofort meldeten sich 102 Leute, die Christen werden wollten und den Ernst ihres Entschlusses dadurch bewiesen, daß sie sofort ihre Götzen an Krumm auslieferten, der sie vor ihren Augen vernichtete.

Während zur Feier des Tages am späten Abend das Festmahl gerüstet ward, wurde teils dem Missionar, teils dem Evangelium, das er brachte, zu Ehren ein sonderlicher Festaktus aufgeführt. Die anwesenden Männer faßten sich bei den Händen und traten zum Reigentanz an, der mit dem Ringel-Ringel-Reihe unserer Kinder eine täuschende Aehnlichkeit hat. In die Mitte des Kreises trat Solago als Dichter und Rezitator. Von jeder Zeile des Festliedes, das er langsam sprechend improvisierte, wiederholte die Versammlung die letzte Silbe unter kräftigem, taktmäßigem Aufstampfen der Füße. Um dem Leser eine Ahnung des nach unserm Geschmack endlos langen Liedes zu geben, mögen die ersten Zeilen folgen:

„Es ist als ob die Sonne aufginge über unsern Bergen,
Weil gekommen zu uns ist der Tua!
Es wird hell bei uns, weil er uns das Wort Gottes verkündigt;
Es hat uns erreicht Lowalangi (Gott).
Es ist zu uns gekommen der Herr,
Zu uns den Leuten von Lolowa'u,
Zu uns, den Irauno Huna, der Menge."

Als der Festgesang zu Ende war, brachte der Häuptling die anwesenden Knaben und Mädchen zu Krumm: „Tua, lehre sie singen!" So ward denn nachts von 12—2 Uhr die erste Gesangstunde in diesen Bergen gehalten. Mit Hilfe der Trompete, die das helle Entzücken der Alten wie der Jungen war, gelang es Krumm, den Kindern notdürftig die Melodie beizubringen. Vielstimmig scholl es dann in die nächtlichen Berge hinein: „Gott ist die Liebe" und „Mein Vater, der im Himmel wohnt". Nach der Gesangstunde kam der erste Religionsunterricht, an dem sich die Alten nicht minder eifrig als die Jugend beteiligten. Noch bevor das Mahl bereit war, hatten die Leute das Vaterunser und die Gebote gelernt. Dann endlich nach 3 Uhr fand Krumm Ruhe. „Ich schlief, so berichtet er, herrlich auf dem harten Bretterboden und sah im Traum alle Leute von Lolowa'u in die Kirche gehen und hörte einen mächtigen Gesang. Ich habe mich wohl nie in meinem Missionsberuf so glücklich gefühlt, als in der Nacht vom 2. zum 3. Januar 1900 in Lolowa'u.

Als Krumm sich am nächsten Morgen verabschiedete, baten die Leute inständigst um einen Missionar. Den konnte er ihnen freilich nicht versprechen, verhieß aber, ihnen einen Lehrer senden zu wollen, wenn sie eine Schule bauen wollten. Die ist denn auch bald zustande gekommen und stand so hoch im Ansehen, daß die Leute ihre Räuberburg auf dem hohen Berge verließen und sich am Fuß desselben rings um die Schule ansiedelten. So ist hier schnell ein schmuckes Dörflein entstanden, in dem Gottes Wort das oberste Gesetz ist. Im März 1902 besuchte der damalige Vorsteher der Niasmission, Sundermann, Lolowa'u und war trotz aller hochgespannten Erwartungen doch ganz überrascht über den Wandel, den das Evangelium unter den vor kurzem noch so gefürchteten Wilden hervorgebracht hatte. Die Leute hatten einen schier unersättlichen Hunger nach Gottes Wort. Nicht nur bei der öffentlichen Begrüßung, sondern auch bei den Besuchen in den einzelnen Häusern hieß es stets: Erst singen und beten." Von den Bibelstunden, die abends bei Fackelschein und morgens in der Schule gehalten wurden, war wohl niemand von den Dorfbewohnern fern geblieben. Im Laufe des Tages kamen aus den benachbarten Heidendörfern die Leute mit allerlei Anliegen an den Missionar. „Nun möchte ich von Herzen wünschen, schreibt Sundermann, ich hätte den Lesern einmal den Abstand zeigen können zwischen den bereits Getauften von Lolowa'u und jenen noch recht urwüchsigen Wilden: die Christen nett gekleidet und gesittet wie zivilisierte Menschen, und dagegen diese in ihrer Bastkleidung, soweit sie überhaupt bekleidet waren, zum Teil mit eisernen Helmen, die sie selbst herstellen."

Kaum waren die heidnischen Gäste im Schulhaus, das bei feierlichen Gelegenheiten als Versammlungshaus dient, nach Landessitte begrüßt worden, so hielten die angesehensten Glieder der jungen Gemeinde, Solago natürlich allen voran, Ansprachen, in denen sie ihre Landsleute zur Annahme des Evangeliums aufforderten. „Das ist vom Herrn geschehen und ein Wunder vor unseren Augen", schließt Sundermann seinen Bericht.

Zwar so ganz ohne Kampf und Widerstand nahmen doch nicht alle Irauno Huna das Evangelium an. Während die Gemeinde in Lolowa'u,

für die sich leider zunächst kein Missionar fand, frisch und kräftig aufblühte, wurde in ihrer unmittelbaren Nähe von einigen Häuptlingen nach wie vor gemordet. Aus den Jahren 1901 und 1902 sandte Krumm noch entsetzliche Berichte über das Treiben der Kopfschneller, die wiederholt mit Ueberfällen drohten. „Es wird mir, bekennt er einmal, bisweilen recht schwer, inmitten dieser Greuel des Heidentums zu stehen. Das Elend ist groß im Lande. Noch trieft es vom Blut der Erschlagenen; noch tanzt man vor den gebleichten Schädeln der unschuldig Gemordeten. Ich habe bei allen Kämpfen, Mühen und Enttäuschungen doch auch viel Freude. Aber es drückt mich oft, daß man hier an der Westküste von Nias des Klimas wegen nur die Hälfte der Arbeit tun kann als auf der Steppe in Sumatra."

Der Arbeitermangel machte sich sehr fühlbar. Ist es doch vorgekommen, daß eine ganze Ortschaft, die ihre Götzen fortgeworfen hatte, als ihr Häuptling auf des Missionars Gebet gesund geworden war, sich neue Götzen machte, weil ihnen trotz alles Bittens und Drängens kein Missionar noch Lehrer gegeben werden konnte. Von seiner Station Lahusa aus hat Krumm über seine Kraft gearbeitet, um die Gemeinde in Lolowa'u zu versorgen und das Licht des Evangeliums immer weiter in das finstere Land zu tragen. Treu hat ihm seine Frau bei der Arbeit zur Seite gestanden, bis sie im Jahre 1902 vom Malariafieber weggerafft wurde. Das war ein herber Verlust nicht nur für Krumm, sondern für die Missionsarbeit hier an der Westküste. „Meine Frau, so bezeugte ihr Mann in ihrem Nachruf, hat mehr gearbeitet als ich, nicht mit äußerer Kraft, durch Schule halten, Unterricht erteilen u. a., sondern durch ihre große Liebe. Ihre Liebe zog die Leute an und brachte unsere Feinde ins Haus, so daß ich dann an ihnen arbeiten konnte. Solago erklärte an ihrem Grabe: „Die Gawe war es, die uns Irauno Huna gezogen hat zur huka (Lehre) Gottes." Sowie die Kunde von dem Tode der von allen geliebten Gawe nach Lolowa'u gebracht wurde, traten die Leute auf der Dorfstraße zum Gebet zusammen. Dann machten sich ihrer 12 noch am späten Abend auf den Weg nach Lahusa, unter ihnen der bis vor kurzem übel berufene Sihuwamola. Der einst so wilde Mensch stand vor mir weinend, schreibt Krumm, und sagte unter Schluchzen: „Als ich hörte, daß die Gawe weggegangen sei, da war mir, als wenn mir einer den Hals zugeschnürt hätte. Sie hat uns sehr lieb gehabt." Der Tod der Missionarsfrau ward eine Anfechtung für manchen Ungefestigten unter diesen jungen Christen, der nicht begreifen konnte, wie Gott solch Sterben zulassen könne. Immer wieder hatte Krumm Ursache, die Leute auf den guten, gnädigen Willen Gottes hinzuweisen. Aber ihm war keine lange Arbeitszeit mehr beschert. Im Frühjahr 1903 erlag auch er dem tückischen Schwarzwasserfieber.

Damit ist die nach Süden vordringende Arbeit vorläufig zum Stillstand gekommen. Lolowa'u ist inzwischen durch einen Missionar besetzt worden, dagegen hat Lahusa nach Krumms Tode einige Zeit verwaist gestanden, bis es als selbständige Station 1905 aufgehoben wurde. Es gilt nun die vorgeschobenen Posten untereinander enger zu verbinden. Die Missionsleitung ist bei der Anlage der Stationen auf Nias nicht nach einem wohl-

überlegten Plan verfahren, sondern hat nach dem Maß der verfügbaren Mittel und Kräfte dort eingesetzt, wo der Herr gerade eine Tür aufgetan hatte. Aber die planvollste Ueberlegung menschlicherseits hätte keinen besseren Operationsplan für die Missionsarbeit auf Nias aufstellen können, als er sich jetzt beim Blick auf die Karte der Insel jedem von selbst aufdrängt. Durch die Straße Gunong Sitoli—Sirombu ist die Insel in zwei nahezu gleiche Hälften geteilt. Auf dieser Linie stehen die Streiter, die das Land für ihren König Jesus erobern sollen. Die sechs Missionsstationen auf dieser Straße Gunong Sitoli, Dahana, Lolowua, Lahagu, Lolomboli und Sirombu — sind die Festungen und gleichzeitig die Operationsbasis für das Streiterheer, mit der Front nach Süden zu. Längst der Ost- und Westküste sind die Missionsstationen etappenweise nach Süden zu vorgeschoben, im Osten Ombolata, Humene, Sogae Adu, Biouti und Bawalia, im Westen Lahusa und Lolowa'u. Diese seitwärts vorgeschobenen Flügel umfassen das feindliche Heidentum. Wenn es gelingt, die Verbindung zwischen den südlichen Vorposten der Ost- und Westküste herzustellen, so ist das gefürchtete Gebiet der Kopfschneller von der Missionsarmee so völlig und umfassend eingekreist, wie es Moltke bei Metz und Sedan nicht geschickter zustande gebracht hat.

Diese Verbindung ist aber nur noch eine Frage der Zeit und der vorhandenen Mittel, denn zielbewußt arbeitet die Missionsleitung in den letzten Jahren darauf hin, eine zweite Stationenkette quer durch die Insel südlich von der ersten herzustellen. Eine Entdeckungsreise, die der Präses der Niasmission, Kramer, in Begleitung einiger junger Missionare und im Geleit des Kontrolleurs Eman, des höchsten holländischen Beamten auf Nias, im Jahre 1904 unternommen hat, zeigte, daß die Stämme im Innern zur Annahme des Evangeliums bereit seien. Recht im Herzen des Landes, in dem hochgelegenen Sifaoro'asi, von dessen Höhe man das Meer im Osten wie im Westen erblickt, hat Missionar Fries im Jahre 1905 eine Station anzulegen übernommen. Die Entfernung von dort nach Lolowa'u beträgt nicht ganz 20, die nach Biouti und Bawalia kaum 25 Kilometer. Das wäre ja freilich unter früheren Verhältnissen eine unüberwindliche Entfernung gewesen. Aber die Verhältnisse haben sich ganz ungeheuer geändert, seit die Gewalt der Kopfschneller gebrochen ist und die Regierung für Herstellung leidlicher Wege sorgt. Die großartigen Wegeanlagen, die jetzt die Regierung vornimmt, sind eine ganz enorme Hülfe für die Ausbreitung des Evangeliums. Und wenn die Regierung mit diesen ihren Unternehmungen nicht nur nicht auf Hindernisse stößt, die Bevölkerung vielmehr willig und bereit ist, mitzuarbeiten, was vor 10—12 Jahren ein Ding der Unmöglichkeit gewesen wäre, so ist das auch eine Frucht der Missionsarbeit, schreibt Missionar Kramer. Vorbildlich geradezu kann man das verständnisvolle Zusammenarbeiten der Regierung und Mission auf Nias nennen. Es weiß jede, was sie der andern zu danken hat. Und weil sie mit vereinten Kräften arbeiten, gehen Kultur und Mission auf Nias mit Riesenschritten vorwärts. Im Jahre 1905 fanden die Missionare die Hili Lowalangi, südlich von Lolowa'u noch derart unzugänglich, daß sie einstimmig meinten, hier sei vorläufig der Ausbreitung des Evangeliums eine Grenze gesetzt. Jetzt zählt man dort schon mehr denn 300 Taufbewerber.

Das Wort Gottes läuft auf Nias wie auf keinem andern Arbeitsfeld der rheinischen Mission, selbst Sumatra nicht ausgenommen. Aber die wachsende Arbeit stellt immer neue Aufgaben. Jedes Jahr erfordert jetzt die Anlage neuer Stationen. Zwei Namen sind zwar aus dem Register der selbständigen Stationen gestrichen, Dahana und Lahusa, die man wegen ihrer ungesunden Lage zu Filialien gemacht hat, die von Lolowa'u aus bedient werden. Dafür sind im Innern zwei neue Stationen entstanden, und in jüngster Zeit hat man, wie schon oben bemerkt, auch den von dem Islam bedrohten Norden der Insel energischer in Angriff genommen. Seit 1905 sind dort zwei Stationen entstanden. Doch sind die Fortschritte hier bisher nicht groß gewesen.

Fragen wir nach den Ursachen dieser auffallenden Empfänglichkeit der Niasser für das Evangelium, so wird ja im letzten Grunde immer das Schriftwort gelten: So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an des Herrn Erbarmen. Aber es treten uns auch eine Reihe von handgreiflichen Gründen entgegen, die den Andrang zum Christentum seitens der Heiden auf Nias verständlich machen. Man muß sich hüten, bei solchen Volksbewegungen die Gründe allein, oder auch nur vorzugsweise auf geistlichem Gebiet zu suchen. Nur in ganz verschwindenden Ausnahmen ist die Not der Sünde, das unruhige Gewissen, die Sehnsucht nach dem Frieden des Herzens und dem Heil der Seele der Grund, der die Heiden zum Missionar treibt. Meist sind es sehr äußerliche Gründe. Auf Nias ist es in erster Linie die durch die Kopfschneller verursachte allgemeine Unsicherheit des Lebens und Eigentums, die immer schreiender werdende soziale Not des Volkes gewesen, welche die Leute auf die Rede der Missionare merken ließ. Sehr bald machten sie die Entdeckung, daß die Missionsstation Sicherheit vor den argen Feinden gewähre. Die ärztliche Hilfe, die sie bei den Evangeliumsboten fanden, lehrte sie deren Anwesenheit in immer höherem Grade schätzen. Die Christendörfer gewannen bald ein anderes Aussehen als die von Heiden bewohnten. Die Aecker wurden besser bestellt, der Ertrag der Arbeit blieb den Leuten ungeschmälert, weil den Uebergriffen und der Willkür der Häuptlinge gesteuert wurde. Die Wegebauten gaben Arbeitsgelegenheit und reichen Verdienst, und die fertigen Straßen ermöglichten den Absatz der Landesprodukte. Allerlei Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten höherer Kultur wurden den Leuten bekannt und zugänglich gemacht. Eine verständige Kolonialpolitik, die nicht auf Raubbau ausging, sondern durch Hebung der sozialen Lage des Volkes den Wert der Besitzung dauernd zu steigern suchte, ließ die Eingeborenen in den Weißen nicht ihre Bedrücker, sondern ihre Wohltäter erkennen. Aber sie wußten von vornherein sehr wohl zwischen den Beamten der Regierung und den Missionaren zu unterscheiden. Es ist wiederholt vorgekommen, daß gefürchtete Häuptlinge nur durch Vermittlung der Missionare ihren Frieden mit der Regierung schließen wollten, weil sie zu diesen schrankenloses Vertrauen hatten. Daß solch Vertrauen allein durch selbstlose Liebe erworben werden kann, weiß jedermann. Wie empfänglich die Niasser, selbst die verrufenen Irauno Huna für solche Liebe sind, zeigte sich besonders deutlich beim Tode von Frau Krumm.

Aber es sind doch nicht diese irdischen Gründe allein gewesen, die das Volk zur Annahme des Evangeliums bewogen haben. Es kommt hinzu, daß die heidnische Religion, wenn anders sie je eine herrschende Macht im Leben des Volkes gewesen ist, einem morschen Baum gleich geworden war, der bisweilen schon bei der ersten Berührung mit dem Evangelium zusammenbrach, nirgends aber dem kräftigen Regen des Geistes Gottes standhalten konnte. Wir hören nicht, daß es irgendwo auf Nias den Leuten schwere, innere Kämpfe gekostet hat, sich von ihren Götzen loszusagen. Ueberall zeigt sich das deutliche Bewußtsein der Minderwertigkeit ihres eigenen und der Ueberlegenheit des christlichen Glaubens. Dazu kommt endlich, daß es mit der Sittlichkeit im engeren Sinne auf Nias von jeher gut bestellt war. „Man findet, urteilt Sundermann, vielleicht kaum ein heidnisches Volk, unter dem der sittliche Zustand so gut ist wie auf Nias. Jedenfalls ist er ganz unverhältnismäßig besser als in der europäischen Christenwelt, und zwar auch unter den Heiden. Früher wurde Ehebruch und Hurerei meistens mit dem Tode bestraft und im Innern der Insel geschieht dies noch heute, und zwar oft in recht grausamer Art." Nun ist es aber eine alte Erfahrung, daß keine Sünde den einzelnen wie ein ganzes Volk für das Evangelium unempfänglicher macht als die Unzucht und Unkeuschheit. Auf hartem Fels läßt sich bauen, aber nicht in einem Sumpf. Die reines Herzens sind, haben die Verheißung, daß sie Gott schauen sollen. Darum haben sich die Germanen unendlich empfänglicher für das Evangelium gezeigt als z. B. die Griechen und Römer. Deshalb sind auch die Bewohner von Nias der Heilsbotschaft zugänglicher als z. B. die Hindu.

Ob das Evangelium auch in den kommenden Jahren mit solchen Riesenschritten auf Nias vordringen wird, daß sich im Lauf von 5 Jahren die Zahl der Christen wieder verdoppelt, oder ob sich das Heidentum im Norden und Süden der Insel als widerstandsfähiger beweisen wird, ob nach dem gewaltigen Aufschwung eine Reaktion eintreten wird, wie sie auf Missionsgebiet nicht selten erlebt ist, bleibt abzuwarten. Aber es ist nur eine Frage der Zeit, wann die ganze Insel dem Evangelium untertan sein wird. Gott gebe, daß die Zeit bald komme!

Rundschau.

Japan.

Mit großen Schwierigkeiten hat die Missionsarbeit auf der Insel Kiu-Shiu, dem südlichsten Teile des japanischen Inselreichs zu kämpfen. Die bedeutendste der dort arbeitenden Missionsgesellschaften, die englisch-kirchliche (C. M. S.), zählt bis jetzt auf Kiu-Shiu nicht mehr als drei feste Gemeinden. Zwei weitere Gemeinden sind allerdings in Bildung begriffen. Die Zahl der Taufen war zwar im Jahre 1907 größer als im Jahre 1906, aber trotzdem hat die Zahl der Christen auf allen Stationen abgenommen. Obwohl das Verlangen, das Evangelium zu hören, in einem zahlreichen Besuche der Gottes-

dienste zum Ausdruck kommt und die Verbreitung christlicher Erkenntnis Fortschritte macht, so kommen doch nur verhältnismäßig wenig Uebertritte vor. Vor dem letzten Schritte scheut man zurück. Woher diese Erscheinungen? Einmal wird auf die fluktuierende Bevölkerung, auf die unseßhaften Gewohnheiten der Handwerker und Studenten, unter denen hauptsächlich missioniert wird, hingewiesen. Tokio und andere Zentren des Landes üben eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf die jungen Leute aus. Viele gehen auch ins Ausland und zwar häufig in dem Augenblicke, wo es sich für sie um den Uebertritt zum Christentum gehandelt hätte. Viele von ihnen kommen dann im Ausland überhaupt nicht mit christlichen Kreisen in Berührung und schaden dann heimkehrend dem Einfluß der Mission durch ihre Berichte von der Bedeutungslosigkeit des Christentums in christlichen Ländern. — Ferner sind die Anfechtungen, denen japanische Christen ausgesetzt sind, auch heute noch groß genug, um viele vom Uebertritte abzuschrecken, obgleich die Stimmung Japans im ganzen bekanntlich längst zugunsten des Christentums umgeschlagen hat. Wenn z. B. am großen Schintofeste in Nagasaki von Haus zu Haus Gaben gesammelt werden, so ist der überzeugungstreue japanische Christ, der sich weigert Geld zum Götzenfeste beizusteuern, in den Augen seiner Landsleute ein gebrandmarkter Mann. Es ist keine Kleinigkeit, der einzige zu sein in einer Straße, dessen Haus bei solchen Festen nicht dekoriert ist, der einzige zu sein, der den Toten keinen Weihrauch streut, und so tausend Dinge. — Natürlich ist auch hier der Mangel an Geld ein bedeutender Hemmschuh der Mission. Trotz alledem fehlt es auch nicht an mancherlei Ermutigungen. Die Haltung der Oeffentlichkeit ist im allgemeinen der Mission gegenüber keine ungünstige. Selbst von einflußreicher Seite hat das Missionswerk manch freundliche Anerkennung erfahren. Erfreuliche Nachrichten brachte Missionar Rowland in Kagoshima von seinem dreimaligen Besuche der kleinen südlich gelegenen Insel Tanegashima. Er fand freundliche Aufnahme bei den Eingeborenen und große Empfänglichkeit für seine Botschaft. Leider fehlen die Arbeiter, die dortige Ernte einzuheimsen. — Bedeutenden, wenn auch verborgenen Einfluß üben die Hausbesuche der Missionsfrauen auf Kiu-Shiu aus. — Ueber die Bildungsanstalt für Bibelfrauen, die vor zwei Jahren in Nagoya gegründet worden ist, laufen günstige Berichte ein; nur gehen leider viele dieser Bibelfrauen dem Missionswerke durch Verheiratung verloren. Japan leidet ja bekanntlich an Frauenmangel, da die Zahl der Männer die der Frauen um $2\,^1/_2\,^0/_0$ übertrifft und demnach von 1000 Männern immer 25 unverheiratet bleiben müssen. — Die „Monoyama Boys Boarding-school“ in Osaka verzeichnet einen erfreulichen Besuch der freiwilligen Bibelstunden, die jedesmal $^1/_2$ Stunde vor Beginn des eigentlichen Unterrichts viermal wöchentlich abgehalten werden. Nahezu 300 von den 400 Zöglingen der Schule besuchen diese Stunden, was natürlich im Hinblick auf die einflußreichen Stellen, welche viele von diesen Schülern später bekleiden werden, von größter Bedeutung ist. Auf diese Weise nehmen sie wenigstens einen geläuterten Begriff von der hohen Idealität der christlichen Religion mit ins Leben, wenn sie auch nicht direkt zum Christentum übertreten, wie dies im vergangenen Jahre bei 25 Schülern und zwei Lehrern der Fall war, die sich taufen ließen. — In den Kreisen

der Gebildeten scheint dem Christentum namentlich die Konferenz des Studenten-Weltbundes in Tokio vom April 1907 die Tore weit geöffnet zu haben. Von mancher Seite wird diese Konferenz als der größte Vorstoß bezeichnet, den jemals die vereinigte protestantische Christenheit auf die nichtchristliche Welt gemacht habe.

Die massenhafte Einwanderung chinesischer Studenten in Japan zieht noch immer die Aufmerksamkeit der dortigen christlichen Kreise auf sich, und es ist besonders der Christliche Studenten-Weltbund, an dessen Spitze der bekannte John Mott steht, der sich's zur Aufgabe macht, diese Bewegung unter christlichen Einfluß zu bringen. Diese Flut der Einwanderung gehört erst der neueren Zeit an, seit Japans Ansehen im Nachbarlande China einen so hohen Aufschwung genommen hat, denn noch vor zehn Jahren waren in ganz Japan nur zwei Chinesen zu finden, die von der Regierung dahin geschickt waren, um ihren Studien obzuliegen. In den letzten Jahren aber hat sich ihre Zahl in einer so starken Weise gemehrt, daß man im Frühjahr 1907 in Tokio nicht weniger als 15 000 chinesische Studenten zählte. Seitdem hat sich zwar ihre Zahl wieder vermindert, aber nach den neuesten Berichten übersteigt dieselbe immerhin noch 10 000. Das ist eine Erscheinung, wie sie bis jetzt die Geschichte noch nicht aufgewiesen hat. Charakteristisch ist, daß dieser Strom von Studenten selbst den entlegensten Provinzen Chinas entstammt. So stellte z. B. die Provinz Setzschuen, die an den Grenzen Tibets liegt, in letzter Zeit allein über 600 junger Leute. Noch auffallender ist die Tatsache, daß die größte Anzahl derselben, und zwar 1250, von der Provinz Hunan kam, die bis in die neueste Zeit herein sich am beharrlichsten jedem fremden Einfluß verschloß. Die Ursache dieser Bewegung, die geradezu eine nationale genannt werden muß, ist kurzgesagt das Bestreben der Chinesen, bei ihren japanischen Vettern in die Schule zu gehen, wie man gleich ihnen zu Macht und Ansehen in der Welt gelangen könne.

Leider sind nun aber die sittlichen und religiösen Verhältnisse, unter denen diese Scharen von chinesischen Studenten in der japanischen Hauptstadt ihren Studien obliegen, höchst bedenklicher Art. Von allen Seiten sind es materialistische Einflüsse, die sich geltend machen, und besonders ist es der extremste Radikalismus und grobe Unsittlichkeit, denen sie widerstandslos ausgesetzt sind. Die alten Stützen des Konfuzianismus und Buddhismus haben sie weggeworfen, der elterlichen Zucht sind sie entzogen und somit ohne jeden äußeren Halt. Die meisten von ihnen sind verheiratet, haben aber ihre Frauen in der Heimat zurückgelassen. Meist haben sie ihre Unterkunft in Wohnungen von zweifelhaftem Rufe; dazu kommt noch, daß sie bei ihrer geringen Kenntnis der japanischen Sprache von allen guten Einflüssen von japanischer Seite mehr oder weniger abgeschnitten sind. Umsomehr sind sie den zerstörenden Mächten der Religionslosigkeit, der Verneinung alles Göttlichen und dem Skeptizismus preisgegeben. Ueberhaupt macht sich unter ihnen die allgemeine Tendenz geltend, allen religiösen Halt loszuwerden. Nur auf alles Neue ist ihr ganzes Dichten und Trachten gerichtet. Kein Wunder, daß bis in die neuere Zeit herein politische Agitatoren unter ihnen ein fruchtbares Feld gefunden haben, die sie zugleich mit Haß gegen das Christentum und die Fremden er-

füllen. Demnach ist die chinesische Studentenwelt in Japan von Versuchungen und sittlichen Gefahren umringt, wie sie nicht größer gedacht werden können.

Dieser Tatsache gegenüber erkannte es zuerst der christliche Verein junger Männer in China und Japan als seine Pflicht und Aufgabe, den gefährdeten Studenten zu Hilfe zu kommen. Zunächst untersuchte einer der Sekretäre des christlichen Studentenbunds in China die ganze Sachlage im Dezember 1905, worauf im Laufe des Jahres 1906 der Verein die Arbeit in Angriff nahm. An ihre Spitze stellte sich einer seiner erprobtesten Sekretäre, Mr. Clinton. Zugleich boten eine Anzahl chinesischer Missionare, sowie der japanische Zweig des christlichen Männervereins ihre Mithilfe an. Ihre Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. Es entstanden in Kürze zwei lebenskräftige Vereine mit mehr als 500 Mitgliedern. Mit den chinesischen Studenten suchte man auf verschiedene Weise in Berührung zu treten und sie unter christlichen Einfluß zu bringen. Man errichtete Nachtklassen, hielt wissenschaftliche Vorträge, richtete Lesezimmer ein und suchte ihnen auch im äußeren Fortkommen hilfreiche Hand zu leisten. Dadurch gewann man sich das Vertrauen der jungen Leute und fand so auch Gelegenheit, ihnen die christliche Wahrheit nahe zu bringen. Es geschah dies durch apologetische Ansprachen, durch Errichtung von Bibelklassen, durch Verbreitung von christlicher Literatur und durch seelsorgerliche Besprechung mit einzelnen. Der Erfolg davon war, daß dadurch viele für das Christentum gewonnen wurden.

Einen neuen Anstoß zu dieser Arbeit gab dann die im April des vorigen Jahres in Tokio stattfindende Konferenz des christlichen Studenten-Weltbundes. Der im Anschluß an dieselbe veranstaltete Evangelisationsfeldzug (vgl. Miss.-Mag. 1908, S. 39) bot eine außerordentlich günstige Gelegenheit, der gesamten Studentenwelt Japans die Person Christi und die christliche Wahrheit zu bezeugen. Von den 3000 chinesischen Studenten, die in jenen Konferenztagen sich als Zuhörer einstellten, haben 250 öffentlich erklärt, in die Nachfolge Jesu zu treten, und eine große Anzahl derselben sind seitdem auch getauft worden, während viele andere noch im Taufunterricht stehen. In Anbetracht der Tatsache, daß die Klasse der Literaten in China in den meisten Fällen für den Missionar außerordentlich schwer zugänglich ist, hat der bekannte Missionar Arthur Smith die Ueberzeugung ausgesprochen, daß der christliche Verein junger Männer weit mehr in Tokio tun könne, um die künftigen Führer Chinas christlich zu beeinflussen, als alle Missionare Chinas zusammen.

Die Wichtigkeit, den chinesischen Studenten ein Führer zum Guten zu sein, hat selbst der chinesische Gesandte in Tokio, obschon er kein Christ ist, anerkannt und deshalb den christlichen Verein junger Männer in seinen Bemühungen auf jede Art und Weise tatkräftig unterstützt. Auch bei der Jahrhundertfeier in Schanghai beschlossen die an ihr versammelten Missionare, dem Werke hilfreiche Hand zu leihen. Es soll dies zunächst dadurch geschehen, daß man mindestens 20, für die Arbeit unter den chinesischen Studenten besonders geeignete europäische und chinesische Arbeiter zur Verfügung stellen will. Ebenso haben verschiedene größere Missionsgesellschaften sich bereit erklärt, unter Führung des Vereins mit in die Arbeit einzutreten. Hiezu

sind auch bis jetzt reichliche Geldmittel eingegangen. Der Zweck all dieser Bemühungen aber ist: 1. so viele Studenten als möglich Christo zuzuführen; 2. alle übrigen wenigstens so weit zu beeinflussen, daß sie dem Christentum günstig gesinnt werden.

Koloniales.

Der afrikanische Branntweinhandel. Kurz vor der dritten Lesung des Kolonialetats hat der Reichskanzler dem deutschen Reichstage eine Denkschrift unterbreitet, betreffend „Alkohol und Eingeborenenpolitik, Denkschrift über die Bekämpfung des Alkoholismus in den afrikanischen Kolonien". Von dieser Denkschrift muß die Mission mit dankbarer Freude und Genugtuung Kenntnis nehmen. Sie erweckt für die Zukunft gute und gegründete Hoffnungen. Das wird jedem einleuchten, der sich des nähern mit ihr beschäftigt. Hier soll nur auf die Hauptsachen hingewiesen werden.

Da darf vor allem festgestellt werden, daß die deutsche Reichsregierung in Zukunft in der Frage der Branntweineinfuhr in die Kolonien eine prinzipiell andere Stellung einnehmen will wie bisher. Es heißt in der Denkschrift: „Zur Erzielung eines weiteren Ausbaues der Vertragsbestimmungen wird deshalb deutscherseits der bisherige, auch sonst die weitestgehenden Forderungen nicht unterstützende Standpunkt fallen gelassen werden müssen — unter der Voraussetzung, daß eine Einheitlichkeit der Mächte bezüglich des Vorgehens erzielt wird."

Von nicht geringem Belang ist dabei die Begründung, welche die Denkschrift für diese Stellung gibt im Blick auf die Bedenken der an dem Branntweinhandel interessierten Kreise des deutschen Kolonialhandels. Diese weisen im Gegensatz zu den von der Kommission zur Bekämpfung des afrikanischen Branntweinhandels vertretenen Bestrebungen (vgl. im Märzheft S. 135) auf die Belastung hin, „welche die derzeitigen Zölle auf Alkohol in unseren Kolonien für diesen Artikel bereits darstellen". Die Denkschrift räumt diese Belastung als „jetzt bereits eine sehr beträchtliche" ein. Aber sie spricht sich dann weiter, nachdem sie dieselbe ziffernmäßig für Togo und Kamerun aufgeführt hat, dahin aus: „Die Spirituosenzollsätze dürfen eben nicht unter den normalen handels- und finanzpolitischen Gesichtspunkten betrachtet werden, sondern sollen eine einschränkende, wenn nicht prohibitive Wirkung auf den Konsum ausüben, und diesem sozusagen sozialpolitischen Gesichtspunkte gegenüber muß der handels- und fiskalpolitische zurücktreten." Und sie fügt hinzu: „Wenn man dies Ziel ernstlich im Auge hat, wird man sich nicht bemühen, den Beweis zu führen, daß die handels- und finanzpolitischen Interessen sich mit den sozialpolitischen sehr wohl vereinigen lassen, daß also auch bei höherem Zolle die Einfuhr von Spirituosen und die Zolleinnahmen daraus steigen können. Das würde ja nur bedeuten, daß der Zoll als Instrument zur Verbrauchsbeschränkung versagt." Weiterhin aber findet sich in der Denkschrift in bezug auf diesen Punkt folgender Passus: „Der an den deutschen Kolonien interessierte Handel wird sich bei einer infolge dieser Verwaltungsmaßregeln eintretenden Verminderung der Spirituoseneinfuhr durch den Absatz anderer für die Eingeborenen nützlicheren Waren zu entschädigen haben, wobei

ihn die geplanten Eisenbahnbauten wesentlich unterstützen würden. Der Welthandel muß auch auf anderen Märkten der Erde gewärtigen, daß durch Sitte und Mode, durch Gesetze, Schutzzölle und Entstehung von Gewerben Aenderungen und Verschiebungen in seinen Absatzmöglichkeiten eintreten, und es gehört zu seinem Berufe, sich den Verhältnissen der Märkte anzupassen. Bei den Kolonialmärkten mit Eingeborenenbevölkerung kommt hinzu, daß die Sorge für das Wohl der Eingeborenen zugleich die beste Fürsorge für eine dauernde Prosperität des Handels ist, da ein Markt um so kaufkräftiger ist, je zivilisierter seine Bevölkerung wird. Der Branntwein aber — man mag sonst über die Abstinentenbewegung denken wie man will — verbreitet unter einer kulturell und sittlich noch niedrig stehenden, vielleicht auch von Natur und durch das tropische Klima willensschwachen Eingeborenenbevölkerung sicherlich keine Zivilisation."

Die Reichsregierung ist entschlossen, aus ihrer prinzipiellen Stellung die praktischen Folgen zu ziehen. „Vor allem wird, sagt die Denkschrift, eine international festzulegende einheitliche Zollerhöhung anzustreben sein und seitens der deutschen Regierung schon bei der nächsten Gelegenheit unter Zugrundelegung eines Normalzollsatzes von 120 Mk. pro Hektoliter 50° Alkohols als Antrag unterbreitet werden. Gleichzeitig müßte die Produktionsakzise auf denselben einheitlichen Normalsatz festgelegt und die Beseitigung aller Differentialzölle durch die Brüsseler Konvention bestimmt werden. Sollte dieser Antrag der deutschen Regierung die Zustimmung der beteiligten Mächte nicht durchweg finden, so wird zur Erreichung des gleichen Zweckes die Erzielung eines Sonderabkommens mit den Mächten, deren Kolonien an die deutschen Schutzgebiete angrenzen, ins Auge gefaßt."

Korea.

Das fröhliche Gedeihen der evangelischen Mission und ihr rasches Wachstum im heutigen Korea veranlaßt „die Katholischen Missionen" zu einer recht charakteristischen Bemerkung. „In Korea," heißt es in der Mai-Nummer dieser Zeitschrift, „zeigt sich das Schauspiel, das gerade in Ostasien sich so oft wiederholt. Katholischer Glaubensmut und katholisches Bekennerblut hat hier in langem, mühseligem Ringen in die heidnische Festungsmauer Bresche gelegt. Kaum sind die Verhältnisse gefahrlos geworden, so drängen die protestantischen Sekten nach, und angelsächsische Unverfrorenheit und Unternehmungsgeist ernten, was andere in Tränen gesät. Das Land ist heute von protestantischen Predigern und ihren Helfern überlaufen. Nach dem Korea Mission Field (Oktober 1907) zählen allein die Presbyterianer bereits 59 787 Anhänger, 767 Stationen, 343 Schulen mit 7504 Kindern (die katholische Mission des Pariser Seminars besaß 1906 erst 72 Schulen mit 739 Kindern!). Die Methodisten haben in Syong-to im Innern der Stadt ein Grundstück von 72 Acres um 140 000 Mark gekauft und sind daran, dort fünf Missionswohnungen, ein Spital, Schulen, Gewerbeschulen ꝛc. zu errichten. Ihr Bischof Warren C. Candler kündet an, daß er für die Schulen bereits 100 000 Mark besitze, aber bald auf 400 000 zu kommen hoffe. Gewiß, es ist weit weniger Christianisierung als gefärbte Kulturarbeit, was

die meisten dieser Sekten erstreben. Danach sind auch ihre Erfolge zu messen und zu bewerten." — Wir sind sonst gewohnt, gerade die „Kulturarbeit" als ein Aushängeschild der katholischen Mission bei ihrer Christianisierung der Völker zu finden.

Kongogebiet.

Red Rubber, the Story of the rubber Slave trade, flourishing on the Congo in the year of Grace 1907.*) Zu deutsch: Blutiger Kautschuk, Geschichte des Kautschuk-Sklavenhandels am Kongo im Jahre des Heils 1907. — Ein sensationeller Titel. Aber wie kann ein fühlender Mensch anders als erregt schreiben über einen Gegenstand, der immer noch seit 20 Jahren mit beschämender Wucht auf dem Gewissen der Menschheit lastet? Der Verfasser hat die mit Blut und Tränen geschriebene Geschichte des Kongosklavenstaats, der sich selbst einen „Freistaat" nennt, an Ort und Stelle und in allen ihren Dokumenten studiert. Er verfolgt mit seinem Buche den Zweck, all die unendlichen, heute noch seit 1885 fortdauernden Greuel, die eine unter König Leopold II. von Belgien stehende, völlig entmenschte Bande von Sklavenvögten, genannt „Beamte des Kongostaats", ausübt, zunächst seinen englischen Landsleuten vor Augen zu führen, damit sie endlich dieser entsetzlichen Wirtschaft ein Ende machen. Denn England, so gut wie alle übrigen Seemächte, die in der Berliner Konferenz vom 26. Februar 1885 auf Treu und Glauben dem großen Geschäftsmann in Brüssel die armen Völkerschaften am Kongo auslieferten, hatte ja schon längst die Pflicht, dafür zu sorgen, daß all die schönen Zusagen von zivilisatorischer Arbeit an dieser Bevölkerung nicht in das Gegenteil, in deren erbarmungslose, blutige Ausbeutung und Ausschlachtung umschlugen.

Die Tatsachen, die Morels Buch nun schon zum dritten Mal der Welt vor Augen führt, sind viel brutaler und entsetzlicher, als sie die Phantasie sich ausdenken könnte. Unter dieser Herrschaft hat die ganze Bevölkerung des weiten Kongobeckens von der Küste des Atlantischen Meeres bis zum Ruwenzori-Gebirge nur einen Lebenszweck: Kautschuk zu liefern, um diesen in Gold zu verwandeln für die edeln Liebhabereien dieses Potentaten. Reguläre Sklavenjagden, schlimmer als zur Zeit der von Leopold kaltgestellten Araber, allgemeine Zwangsarbeit mit Kettenstrafe, Abhauen von Köpfen, Händen und Füßen, Einpferchen der Frauen und Kinder als Geiseln, um das Davonlaufen der Männer zu verhindern, Mißbrauch und Hunger dieser Geiseln in ihren scheußlichen Pferchen, eine unendliche Kette von Schande und Qualen — und das alles nicht in der relativ milden, weil doch mehr zufälligen und örtlich beschränkten Weise der frühern, arabischen Händler, sondern mit der modernen, unerbittlichen Methodik eines fluchbeladenen Großbetriebs; mit einem Wort: eine Räuberbande in der Form eines stramm organisierten Kolonialstaats.

Alle diese unglaublichen, augenscheinlich aber nur allzu wirklichen Zustände schildert Morel an Hand zahlreicher Dokumente und Zeugnisse, deren

*) By E. D. Morel, with an introduction by Sir Harry H. Johnson III. Ed, London.

Glaubwürdigkeit von dem Preßbureau Leopolds natürlich angefochten wird, während selbst die von ihm notgedrungen genehmigte Untersuchungskommission des gravierendsten Materials schon mehr als genug feststellen mußte. Morel schließt mit einem feurigen Appell an seine Landsleute, doch nicht länger zuzusehen und damit an der furchtbaren Verantwortung teilzunehmen.

In der Tat hat ja auch schon England dem König Leopold ein Ultimatum gestellt, daß bis Mai 1908 der Kongo vom Staat Belgien übernommen sein müsse, indem man hofft, daß alsdann bessere Tage anbrechen müssen. Belgien hat begreiflich wenig Lust, diese bluttriefende Erbschaft anzutreten, und wenn die Uebernahme auch zustande kommt, wer garantiert alsdann dafür, daß Belgien, selbst wenn guter Wille da ist, die Macht und die Mittel hat, der nun schon so tief eingewurzelten und so lange dauernden Greuelwirtschaft ein Ende zu machen — was einer totalen Erneuerung des ganzen bisher am Kongo verwendeten Personals gleich käme — oder endlich den Millionen zu widerstehen, die man noch aus dem Lande bis zu dessen gänzlicher Erschöpfung und Entvölkerung herausschinden kann? Inzwischen hat Leopold einen ganzen Stab von Preßpiraten gewonnen, die alles ableugnen und alles als tendenziöse Uebertreibung von seiten neidischer Engländer darstellen, die am liebsten sich selbst an die Spitze dieser Kolonie setzen wollen. Er hat sich auch mit den großen amerikanischen Geldmagnaten, einem Rockfeller und Morgan in Verbindung gesetzt, daß sie ihm beispringen, und bereits haben im amerikanischen Kongreß Stimmen zu seinen Gunsten sich vernehmen lassen. Was aber das Schicksal des Kongo sein wird, steht in Gottes Hand. Die Welt hat sich entsetzt ob der armenischen Metzeleien, aber das war etwas Kleines gegen die nun bald seit 20 Jahren systematisch durchgeführte Mord- und Sklavenwirtschaft im „Freistaat“ des Kongo, wo das ganze Volk so behandelt wird, daß niemand mehr am Leben hängt, daß der Tod das einzige noch überhaupt wünschenswerte Ereignis ist, weil auch die leiseste Hoffnung auf menschenwürdiges Dasein längst dahinschwand. Es ist eine hohe sittliche Tat, wenn der Verfasser immer wieder dem für diese brennendste Wunde der Menschheit bereits stumpf und gleichgültig gewordenen Europa ins Gewissen redet. Entsetzlich ist die Lektüre dieses Buches allerdings, aber was Menschen tun können, das müssen Menschen auch hören und lesen können, und wenn die menschliche Meinung auf diesem Punkt gänzlich versagen sollte, so müßte man an der Menschheit verzweifeln. Niemand kann heute des Kautschuks entraten, auf den die Elektrizitäts- und Automobilbetriebe angewiesen sind. Aber welche Gedanken an Elend und Jammer haften an jedem noch so kleinen Teil dieser kulturfördernden Substanz, die unser Leben bereichert, aber ein Fluch ist für unsre schwarzen Brüder!

Afghanistan.

Die gegenwärtigen Unruhen an der indisch-afghanischen Grenze, die nur ein neues Glied sind an der endlosen Kette von Aufständen jener wilden Grenzstämme, zeigen aufs neue, wie wenig vorderhand Aussicht ist, daß die Mission in das verschlossene Afghanistan und zu den Bergstämmen Kafiristans wird vordringen können. Zwar stehen die Vorposten der Mission in Peschawar,

im äußersten Nordwesten des Pandschab, jenseits des Indus, von wo aus auch mehrere vereinzelte Stationen im Grenzgebiet gegründet worden sind, die jedoch auf dem harten, vom Islam durchseuchten Boden bis jetzt nur ein kümmerliches Dasein gefristet haben; aber ins eigentliche Afghanistan hinein hat sich bis jetzt noch keine offene Tür gezeigt. Die Schwierigkeiten, die sich hier der Mission entgegenstellen, bestehen nicht bloß in den dort herrschenden politischen Verhältnissen, sondern auch im Rassengegensatz. Selbst wenn der Emir heute sein Land für die Missionare offen erklären würde, so würde ihn doch der Fanatismus nötigen, das Edikt morgen zu widerrufen. Tatsächlich stehen die Dinge in Afghanistan so, daß kein Europäer dort seines Lebens sicher ist; selbst die Gäste des Emir müssen beständig von einer Eskorte umgeben und beschützt werden, um nicht unter den Dolchstichen der Fanatiker zu fallen. Sie werden wie Gefangene behandelt. Obschon der Emir Autokrat ist, steht er doch so sehr unter der Gewalt der mohammedanischen Priester, daß er es nicht wagen dürfte, religiöse Toleranz auszuüben. Früher durften sich etwa armenische und andere Christen in Kabul aufhalten, aber vor einigen Jahren wurden sie sämtlich ausgewiesen. Nur Hindu werden daselbst geduldet. Dagegen wurde ein indischer Christ, der sich kürzlich über die Grenze wagte und nach Kandahar kam, ergriffen und unmenschlich behandelt. Ob es dem dortigen britischen Agenten gelingen wird, die Befreiung des Christen zu erwirken, ist noch sehr zweifelhaft.

Leider ist auch Kafiristan, dessen kräftige Bergstämme noch nicht dem Islam verfallen waren, durch die afghanische Oberhoheit der Mission unzugänglich. Hier hat nun der Islam durch Feuer und Schwert Einzug gehalten, während noch vor 30 Jahren das Christentum unter den Kafir Eingang gefunden hätte, wenn man damals dem Rufe von dort gefolgt wäre. Wer weiß, ob diese Grenzstämme unter dem Einfluß des Christentums sich nicht unter britischen Schutz gestellt hätten, und so dem Eindringen des Islam von Afghanistan her vorgebeugt worden wäre.

Die Mission muß sich nun bescheiden, im Grenzgebiet ihre Friedensarbeit zu tun. Ein solcher vorgeschobener Posten ist die englisch-kirchliche Station Banu, wo der Missionsarzt Dr. Pennell ununterbrochen über 15 Jahre seine Liebesarbeit unter der Grenzbevölkerung getan hat. Während des letzten Jahres hat derselbe 1250 einheimische Patienten und 70 000 Kranke von auswärts behandelt. Darunter befanden sich auch eine große Anzahl von Afghanen von diesseits und jenseits der Grenze. Bei der barbarischen Rechtspflege, die in Afghanistan ausgeübt wird und häufig darin besteht, daß dem Schuldigen und Nichtschuldigen einfach der Fuß mit einem Schwertstreich abgehauen wird, sodaß die Beinknochen offen zu Tage treten, bestehen die ärztlichen Fälle meistens in chirurgischen Hilfeleistungen. Wie unmenschlich jene wilden Bergvölker mit einander verfahren, davon nur ein Beispiel. Einen stattlichen Wasiri warfen seine Feinde zu Boden und stachen ihm mit einem Messer beide Augen aus. In Dr. Pennells Klinik hatte der unglückliche Mensch nur den Wunsch, der Arzt möchte ihm doch wenigstens so weit einen Schimmer des Augenlichts wiedergeben, daß er sich an seinen Peinigern rächen könnte. (C. M. S. Gazette, May 1908.)

Heimat.

Die anglikanische Kirche und die Mission. Vom 15. bis zum 24. Juni wird in London ein pan-anglikanischer Kongreß stattfinden, dem auch die zur Staatskirche gehörenden Missionskreise in England mit lebhaftem Interesse entgegen sehen. Der Kongreß ist zwar keine offizielle Veranstaltung, wird aber von den anglikanischen Kirchengemeinschaften aller fünf Erdteile beschickt, und die obersten Würdenträger, voran der Erzbischof von Canterbury, nehmen persönlich daran teil. Man rechnet auf Tausende von Teilnehmern, und das Einheitsbewußtsein in den anglikanischen Kirchen diesseits und jenseits der Meere wird ohne Zweifel mächtig gestärkt werden. Hier liegt freilich auch die Gefahr der Unternehmung. Ein Glied der größten und bei weitem einflußreichsten protestantischen Kirche der Welt zu sein, hat auch für das natürliche Selbstgefühl seinen Reiz, zumal bei manchen Engländern, die ohnehin gern in geistlichem Imperialismus schwelgen. Jesu Wort von der „kleinen Herde" und von dem Kreuz, das die Seinen ihm nachzutragen haben, werden die Kongreßmitglieder während der Festtage fleißig bedenken müssen, wenn sie auf der rechten Bahn bleiben wollen.

Ein heilsames Gegengewicht liegt jedenfalls in der gewaltigen Arbeit, die auf die Teilnehmer wartet. Es ist den Veranstaltern offenbar ernstlich darum zu tun, daß sich die Kirche ihrer großen Aufgaben und schweren Verantwortung klarer bewußt werde. In sechs Sektionen soll beraten werden über tiefgreifende Fragen wie „Die Kirche und die menschliche Gesellschaft", „Die Kirche und das menschliche Denken", „Die Mission der Kirche unter Nichtchristen" 2c. Als Grundlage der Beratung dienen kurze, bündige, von Fachleuten abgefaßte Referate, die jeder Teilnehmer gedruckt in die Hand bekommt und die auch käuflich sind.*) Die auf die Mission bezüglichen Hefte bilden allein schon einen kleinen Oktavband von bleibendem Werte. Wir gedenken einige Proben daraus in kurzen Artikeln zu geben.

Schon auf den ersten Blick zeigen diese Hefte, wie gründlich man sich bei dem Kongreß mit der Mission zu beschäftigen gedenkt. Und dies ist es, was ihn auch für uns bedeutungsvoll macht. Eine große evangelische Kirchengemeinschaft kann heute nicht mehr über ihre Lebensfragen beraten, ohne ganz ernstlich auch von der Mission unter Heiden und Mohammedanern zu reden. Daß es nicht leere Worte sind, beweisen die aufblühenden Tochterkirchen in allen Erdteilen. Sind doch durch anglikanische Missionen (vor allem durch die Church Missionary Society) allein in Asien nahezu 350 000, in Afrika gegen 200 000 der jetzt lebenden Menschen für die christliche Kirche gewonnen worden.

---

*) *Pan-Anglican Papers.* Society for Promoting Christian knowledge. (Northumberland Avenue. London W. C.) In Heften zu 2 Pence: alle Hefte (6 Sektionen) zusammen 7 Schillinge. Die auf die Mission bezüglichen Hefte (etwa 8) bilden die Serie D.

Berichtigung: In der letzten literarischen Beilage S. 5 muß es heißen: Z. 3 v. o.: Die Lebenskräfte des Evangeliums. — Z. 25 v. u.: daß es durchaus nicht engherzige Schrulle ist 2c

Kolonialmission gegen Weltmission.

Von Missionssekretär F. Würz in Basel.

Unter den deutschen Missionsfreunden taucht je und je die Frage auf, warum denn die deutschen Missionen ihre Tätigkeit in fremdem, besonders britischem Gebiet nicht einschränken oder aufgeben, um ihre Mittel und Kräfte auf die deutschen Schutzgebiete zu konzentrieren. Mitunter verdichtet sich die Frage zur mehr oder weniger kategorischen Forderung, am meisten da, wo das christliche Interesse vom nationalen beherrscht, also die Mission wesentlich als ein Mittel zur Förderung nationaler Blüte und politischen Einflusses beurteilt wird.*) In diesem Fall wird es natürlich besonders empfunden, wenn man zu beobachten glaubt, daß die Engländer den Nutzen von der deutschen Mission haben, indem ihnen diese helfe, ihre Kolonien kulturell zu entwickeln. Maßvollere Stimmen betonen unsere religiöse Pflicht gegen die Reichsgenossen in den Kolonien, die auf die deutsche Christenheit vor andern angewiesen seien und denen man also in erster Linie das Evangelium schuldig sei, während jetzt über der Arbeit in fremden Gebieten die in deutschen Kolonien zu kurz komme. Es ist begreiflich, daß die Kritik dann am kräftigsten auftritt, wenn in der Missionskasse ein Defizit vorhanden ist, unter dem natürlich auch die Kolonialmission leidet. Seinen bündigsten Ausdruck findet der Tadel in dem „Nur für Kamerun", das hie und da einer Gabe an die Basler Mission beigefügt wird.

Es ist bekannt, auf welche Weise der heutige Zustand geworden ist. Die deutsche Mission ist älter als die deutschen Kolonien. Als das Reich sein erstes Schutzgebiet erwarb, besaß die deutsche Mission bereits blühende Arbeitsfelder auf fremdem Boden, besonders in britischen und holländischen Kolonien und in China, wo sie teilweise schon ein halbes Jahrhundert gewirkt hatte. Das war für die neuen deutschen Schutzgebiete ein großes Glück, denn sie fanden leistungsfähige, erfahrene Missionsgesellschaften und eine an Opfer gewöhnte Missionsgemeinde vor. Nur auf dieser Grundlage konnte nun in den deutschen Kolonien in kurzer Zeit das geleistet werden, was geleistet worden ist. Südwestafrika und Togo waren, als sie deutsch wurden, bereits von deutscher Mission besetzt. In andern Fällen konnte man erprobte Missionare kurzerhand aus fremdem Gebiet in deutsches beordern; so kam Merenski von Transvaal nach Ostafrika, Bohner von

*) Auf dieser Grundlage steht Dr. Stolls Artikel „Deutsch-evangelische Auslandsarbeit" in den Deutsch-evang. Blättern 1904, 740 ff. Vgl. Allg. Miss.-Zeitschr. 1905, 58 ff.

der Goldküste nach Kamerun. Von allen Seiten wurden neben der alten Arbeit neue Missionen auf deutschem Gebiet begonnen; Basel übernahm Kamerun; Berlin I, Herrnhut und Leipzig besetzten Ostafrika, Barmen Neuguinea usw. Auch die neugegründete ostafrikanische Mission (Berlin III, jetzt Bielefeld) fand Geld und Leute, und das alles, obwohl die alten heimischen Missionskreise nach wie vor die Last so ziemlich allein tragen mußten; die Hoffnung, daß die Kolonialbegeisterung neue Kreise für die Mission mobil mache, hat sich nur teilweise erfüllt. Dem mutigen Anfang folgte eine kräftige Entwicklung, und zwar so, daß sich die Missionen in deutschem Gebiet im allgemeinen rascher entfalteten als die andern, also jene einen immer größeren Bruchteil des Gesamtaufwands in Anspruch nahmen. Dieser Prozeß ist heute noch im Gang.*)

Allerdings sind daneben die nichtdeutschen Missionsgebiete fast ausnahmslos beibehalten worden — ganz neue Gebiete hat man außerhalb der Kolonien kaum mehr besetzt — und auch auf ihnen ist das Werk weiter gewachsen, der Aufwand größer geworden. Die Last, die die Missionsfreunde in Deutschland tragen helfen und die manchmal recht spürbar ist, rührt immer noch zum weitaus größeren Teil von den fremden Gebieten her, und das wird noch lange so bleiben. Dabei kann man noch nicht sagen, daß die deutschen Kolonien von der Mission hinreichend besetzt seien. Man darf zwar nicht vergessen, daß auch koloniale Missionen zum Wachsen Zeit brauchen, selbst wenn Leute und Geld im Ueberfluß da wären; aber immerhin gibt es Fälle, wo die Kolonialmission rascher wachsen könnte, müßte sie sich nicht mit ihren älteren Geschwistern in das schmale Brot teilen. Dies ist der Punkt, wo die Kritiker einsetzen. Eben dieses geschwisterliche Recht ist es, was den Missionen auf fremdem Gebiet

*) Die folgenden Zahlen zeigen, zu welchem Bruchteil die größeren Missionen deutscher Zunge ihre Leute und Gelder aus Deutschland ziehen und wie viel davon sie auf deutsche Schutzgebiete verwenden. Man beachte, wie sich das Verhältnis im allgemeinen zu Gunsten der Schutzgebiete verschiebt.

Missions-gesellschaft:	Aus Deutschland stammen		Auf deutsche Kolonien wurden verwendet			
	vom Miss.-Personal:	von den Einnahmen a. Beiträgen:	vom Missions-personal: 1897	vom Missions-personal: 1907	von den Ausgaben (i. Verh. z. Gesamtaufw.): 1897	von den Ausgaben (i. Verh. z. Gesamtaufw.): 1907
Basel	74 1/2 %	54 3/4 %	11 1/2 %	21 1/4 %	18 %	26 1/4 %
Berlin (I)	84 %	98 %	11 %	27 1/3 %	6 1/2 %	6 %
Barmen	97 %	92 %	40 %	34 1/2 %	40 1/2 %	45 %
Leipzig	76 %	86 3/4 %	15 %	27 1/4 %	8 %	16 3/4 %
Brüdergemeine	75 %	33 1/2 %	6 1/5 %	10 1/3 %	3 %	9 %

NB. Beim Missionspersonal sind Frauen und Jungfrauen mitgezählt.

bestritten wird.*) Die Forderung heißt: So lange auf deutschem Boden noch Arbeit ungetan ist, so lange müssen die fremden Gebiete unbedingt zurückstehen, auch auf die Gefahr, daß man hier die Arbeit einschränken oder aufgeben müßte. Wie stellen wir uns hiezu?

Zuerst noch ein Blick auf die Zahlen am Fuß der letzten Seite. Die Zahlen zeigen, daß unter den großen Missionsgesellschaften deutscher Zunge keine einzige ausschließlich mit deutschen Leuten und deutschem Geld arbeitet, daß sie vielmehr ihre Quellen zu einem größeren oder kleineren Teil außerhalb des deutschen Reiches haben. Das macht die Frage verwickelter. Man kann z. B. den Schweizern, von denen Basel zwei Fünftel seiner Beiträge erhält, nicht zumuten, daß ihnen deutsche Kolonien so viel wichtiger seien als die übrige Welt. Auch bei den Deutschrussen, die Basel oder Leipzig unterstützen, kann das koloniale Motiv unmöglich das beherrschende sein. Dasselbe gilt von den Kreisen in Schweden, in Oesterreich und Ungarn, in Amerika und Australien, die an deutschen Missionen teilnehmen. Die Holländer wiederum, die Beiträge nach Barmen geben, werden dabei an die Arbeit Barmens in ihren eigenen Kolonien denken. Also alle diese Missionen, von der Brüdermission gar nicht zu reden, haben Quellgebiete, wo man eine Beschränkung auf deutsche Kolonien nicht nur nicht begehrt, sondern sich eine solche energisch verbitten würde. Doch das ist für die grundsätzliche Beantwortung unserer Frage nicht von Belang. Hier handelt es sich einfach darum, was wir aus der Geschichte als göttlichen Missionsauftrag an uns zu erkennen haben.

Zunächst ist rundweg anzuerkennen, daß nach dem heutigen Stand der Dinge die deutschen Kolonien der deutschen Christenheit eine große, dringende Aufgabe stellen. Es sind zwar nicht bloß deutsche Missionen, die in den deutschen Kolonien arbeiten. In Ostafrika haben die englisch-kirchliche und die englische Universitätenmission, in Kamerun die amerikanischen Presbyterianer (New York) eine ganze Anzahl von Stationen; die letztgenannte Mission ist bis heute die einzige evangelische in ganz Südkamerun und tut dort eine wichtige Arbeit. Aber auf das Ganze gesehen, machen die Strecken, die von diesen fremden Missionen versorgt werden, doch nur einen ganz kleinen Teil der deutschen Schutzgebiete aus, und da nicht zu erwarten ist, daß sie sich namhaft ausdehnen — die erste und dritte der genannten Missionen sind schon anderwärts schwer belastet — so fällt eben doch die Hauptarbeit den deutschen Christen zu, wenn sie überhaupt getan werden soll. Dazu kommt, daß in allen deutschen Kolonien in Afrika Gefahr im Verzug ist, aus verschiedenen Gründen.

---

*) Ein extremer Gegner hat sich so weit vergessen, daß er das Wort Jesu anführte: Es ist nicht fein, daß man den Kindern das Brot nehme und werfe es vor die Hunde! Dafür sind die besonnenen Verfechter der Kolonialmission natürlich nicht verantwortlich zu machen.

Vom Wiederaufbau in Südwestafrika leuchtet dies ohne weiteres ein. Ostafrika, Kamerun und Togo stehen sämtlich in Gefahr, in absehbarer Zeit vom Islam überflutet zu werden, soweit das nicht schon geschehen ist. Außerdem vollzieht sich die politische und kulturelle Erschließung dieser drei Gebiete so rasch, daß die heidnische Bevölkerung, auch die der abgelegenen Gebiete, fast unvermittelt mit dem europäischen Wesen in Berührung kommt; dieses aber wirkt ohne Christentum bekanntlich zersetzend auf die Naturvölker. Die schnelle Entwicklung der deutschen Kolonien hat dazu mitgewirkt, daß die kolonialen Missionen so rasch emporblühten; ihr ist es z. B. zu verdanken, daß so viele Stämme Kameruns fast stürmisch nach Unterricht verlangen. Aber die Kehrseite ist, daß in kurzer Zeit sehr viel versäumt werden kann und daher die Missionen gezwungen sind, sich so rasch wie möglich auszudehnen. Hiezu wirkt auch die römische Mission mit, die sich ganz zielbewußt auf die deutschen Kolonien geworfen hat und der evangelischen an Zahl der europäischen Arbeiter bereits den Rang streitig macht. Aus dem allem ergibt sich für die deutschen Christen in der Tat eine große, verantwortungsvolle Aufgabe, und wer wollte leugnen, daß dies jetzt für sie die erste, dringendste Missionspflicht sei!

Das alles wäre ganz einfach, wenn unsere Missionen in fremdem Gebiet nicht wären. Aber sie sind da, und auch sie haben ihr geschichtliches Recht. Es ist das natürliche Recht der Kinder an die Eltern. Wir haben sie begonnen in jener schönen Zeit des frischen Missionstriebes, als es noch kein deutsches Reich und keine deutschen Kolonien gab und als überhaupt die nationalen Schranken noch nicht so viel bedeuteten wie jetzt. Gott hat es unsern Vätern gelingen lassen. Die Frucht jener Zeit sind die jungen Missionskirchen in Ostindien und China, auf den Sunda-Inseln, in Süd- und Westafrika und in Westindien, die heute von Missionaren deutscher Zunge geleitet und gemehrt werden. Sie befinden sich, auf das Ganze gesehen, auf der Stufe heranwachsender Kinder, bei denen sich schon der Zug zur Selbständigkeit regt, die aber der elterlichen Leitung noch dringend bedürfen. Sie im Stich zu lassen, wäre einfach ein Frevel. Es hieße die Arbeit derer, die sich in fünfzig bis achtzig Jahren um sie gemüht und teilweise ihr Leben für sie geopfert haben, in ihrem ganzen Bestand leichtfertig aufs Spiel setzen. Es hieße zugleich die Ernte, die wir in der Zukunft noch zu hoffen haben, in die größte Gefahr bringen.

Jedermann wird zwar versichern, so sei es nicht gemeint. Diese Missionsgebiete sollen ja nicht einfach verlassen, sondern ordentlich an andere, etwa britische, Missionen übergeben werden, damit diese dort ihre koloniale Missionspflicht erfüllen. Aber das ist eine Täuschung. Die Gesellschaften, die ohne weiteres die ausgedehnte deutsche Arbeit z. B. in Britisch Indien übernehmen könnten, existieren gar nicht, auch im missionseifrigen England nicht. Jede einzelne Gesellschaft hat schon alle Hände

voll zu tun, manche sind fast über Vermögen belastet. Das Aeußerste, was wir von fremden Missionen erwarten könnten, wäre eine oberflächliche Pastoration der von uns verlassenen Gemeinden, aber kein Eingehen auf die geschichtlich begründete, zum Teil von uns Deutschen überkommene Eigenart, kein sorgsames Weiterpflegen der zahllosen persönlichen Beziehungen unter den Heiden; vielleicht einige weitere Experimente, aber keine Kontinuität. Die Folge könnte nur sein, daß ein großer Teil des Erreichten verloren ginge. Wollte man das vermeiden, so müßte die Uebergabe so allmählich geschehen, daß unsere Nachfolger nach und nach die nötigen Mittel und Kräfte — wahrscheinlich auf Kosten anderer Gebiete — frei machen und wir sie zugleich in unsere Art zu arbeiten einführen könnten, wenn sie nämlich willig dazu wären. Aber dann vollzöge sich der Prozeß so langsam, daß die deutschen Kolonien wenig davon hätten.

In früheren Jahrzehnten hätte man die nichtdeutschen Missionsgebiete noch eher verlassen können. Die Gemeinden und die übrigen von der Mission beeinflußten Kreise waren kleiner, die äußeren Verhältnisse einfacher; der Schaden wäre kleiner gewesen. Jetzt wäre der Augenblick so ungünstig wie möglich. In Süd- und Südwestafrika sind die Gemeinden von Kriegsstürmen erschüttert, und es müssen erst wieder geordnete Verhältnisse geschaffen werden; wie viel liegt da am persönlichen Vertrauen und an der genauen, bekanntlich unübertragbaren, Kenntnis von Land und Leuten! Die ostindische Mission geht schwierigen Zeiten entgegen bei der starken nationalistischen Strömung, die seit kurzem eingesetzt hat; die chinesische Mission steht schon mitten in dieser Strömung drin, und es zeigt sich immer deutlicher, daß darin manches zu gewinnen, aber sehr viel zu verlieren ist. Wie könnte man diese Gebiete, die noch dazu an schweren sozialen Fragen laborieren, jetzt sich selbst überlassen! Am schwersten von allen hätte wohl die hoffnungsvolle rheinische Batakmission auf Sumatra unter einem jähen Wechsel zu leiden; es wäre eine verlorene Schlacht gegenüber dem andringenden Islam.

Diese Andeutungen lassen den Schaden, der durch das „Abgeben" unserer nichtdeutschen Missionsgebiete entstünde, wenigstens ahnen. Nun gäbe es allerdings einen Mittelweg: nicht abgeben, aber einschränken. Wenn das Einschränken wirklich das kleinere Uebel sein soll, müßte es so geschehen, daß die betroffenen Missionen dabei lebensfähig blieben. Also etwa allmähliche Reduktion des europäischen Personals unter Uebertragung gewisser Rechte und Pflichten an die eingeborenen Mitarbeiter, progressive Heranziehung der Gemeinden oder Distriktskirchen zur Tragung der Ausgaben für Kirche und Schule, Aufhebung minder wichtiger Stationen, Heidenschulen usw., vor allem aber Ablehnung jeder weiteren Ausdehnung! Der zuletzt genannte Punkt scheint am wenigsten Schwierigkeiten zu machen; aber in Wirklichkeit ist es umgekehrt. Es gibt

gewiß Fälle voreiliger Ausdehnung, die ohne Schaden unterbleiben können; aber ebenso gewiß gibt es Mazedoniersrufe, deren Ablehnung nichts geringeres wäre als eine moralische Niederlage, also eine innere Schwächung für die ganze Mission, und zwar für die besten Arbeiter am meisten. Die übrigen Punkte müssen ohnehin auf dem Programm einer planmäßig arbeitenden Mission stehen. An ihre Verwirklichung kann man allerdings ein sehr verschiedenes Maß von Energie setzen, und wir glauben, daß noch manche ungefährliche, vielleicht sogar heilsame, Einschränkung dieser Art möglich wäre. Nur ist das Einschränken eine Sache, die zunächst mehr Arbeit kostet, als sie Arbeit oder Geld erspart. Erzieherische Maßregeln bezahlen sich gewöhnlich sehr langsam. Wenn wir mit der Ausdehnung der Missionen in den Kolonien warten wollen, bis auf fremden Gebieten Geld und Leute frei werden, so kann in den Kolonien noch mancher Stamm mohammedanisch werden.

Bisher haben wir von den fremden Missionsgebieten gesprochen fast wie von einer Last, die nun einmal da ist und die man notgedrungen weiter schleppen muß. Wir täten ihnen aber schweres Unrecht, wenn wir dabei blieben. Sie sind für uns *nicht ein zehrendes Kapital*, sondern ein *positives Gut*, und durch ihren Verlust würden wir ärmer.

Unser ganzer Missionsbetrieb verlöre an Idealismus. Den nichtdeutschen Missionsgebieten gegenüber sind die deutschen Christen rein die Gebenden; sie haben, nach irdischer Rechnung, so gut wie nichts von dort zu erwarten, weder materielle Gegenwerte noch Zuwachs an nationaler Größe. Sie arbeiten dort auch nicht für die Engländer oder irgend jemand anders, sondern einfach für das Reich Gottes. Die Gemeinde Christi soll gesammelt werden, und es ist ihnen eine Ehre, sie auch unter fremden Völkern sammeln helfen zu dürfen, nachdem sie selbst durch Gottes Gnade Glieder der Gemeinde geworden sind. Es ist für unsere Missionsarbeit, und gewiß auch für unsere Kirche, bisher ein großer Segen gewesen, daß wir von Anfang an gelernt haben, ohne irdische Nebengedanken unsere Opfer zu bringen. Wir dürfen diesen Segen nicht fahren lassen, und sehr viele deutsche Missionsfreunde wollen es auch nicht. Gäben wir trotzdem unsere alten Missionsfelder auf, so könnten wir erleben, daß gerade die besten, opferwilligsten Freunde von uns absprängen.

Die deutsche Mission würde auch geistig ärmer. Wir haben zwar nichts mit der Meinung zu tun, daß sich die Mission nur unter den großen asiatischen Kulturvölkern ordentlich lohne; es gibt auch unter den Naturvölkern Afrikas und der Inselwelt Arbeit für die Besten. Aber das ist doch keine Frage, daß z. B. das Ringen mit den geistigen und sozialen Mächten, die dem Evangelium in Indien gegenüberstehen, für die dort arbeitenden Missionen etwas Stählendes hat und man in diesem harten Kampf göttliche Kräfte kennen lernt, die uns sonst in dieser Art vielleicht

nicht bewußt würden. Dasselbe kann man — **mutatis mutandis** — von China sagen, gerade vom heutigen China; und wenn wir große Missionen in rein mohammedanischem Gebiet hätten, wäre es dort ebenso. Nun ist ja die Mission z. B. unter den Negern der deutschen Kolonien durchaus kein Kinderspiel, sondern diese Gebiete haben wieder ihre eigenen schweren Probleme, besonders solche ethischer Natur. Aber gerade die Mannigfaltigkeit der Missionsgebiete und ihrer Aufgaben hat bisher den Reichtum der deutschen Missionen ausgemacht, und wir behaupten, daß es für uns eine Minderung der geistigen Spannung, also auf die Dauer ein Verlust an geistiger Kraft wäre, wenn wir uns von einem Lande wie Indien zurückzögen. Ist das im Interesse der Kolonialmission?

Endlich — wenn nun einmal das Nationale sein Recht haben soll — denken wir an den Einfluß, den deutsches Christentum durch die deutschen Missionen in der Welt ausübt. Jetzt wird der Grund gelegt zur Volkskirche Indiens, Chinas und manches andern Landes. Die verschiedenen Missionen sind es, durch die die alte Christenheit diesen jungen Kirchen ihre geistige und geistliche Mitgift darreicht. Englische und amerikanische Missionen werden notwendig englisches und amerikanisches Christentum pflanzen, französische französisches, deutsche deutsches. Jeder dieser Typen hat sicherlich seine Vorzüge, aber die volle Harmonie entsteht durch ihr Zusammenwirken. Soll nun der kräftige deutsche Ton in dem Akkord fehlen überall, wo nicht die deutsche Flagge weht? Häckels Ruhm ist ohne unser Zutun nach Indien gedrungen; in unserer Hand liegt es, auch etwas von bewährtem deutschem Bibelschriftentum, dem Erbe unserer Reformatoren, dorthin zu tragen, damit es der künftigen indischen Christenheit Kraft und Klarheit gebe. Hier können wir deutsche Arbeit tun, die hoffentlich fortwirkt, wenn die heutige Kolonialweltkarte nur noch im Geschichtsatlas zu finden sein wird. Wäre es nobel, darauf zu verzichten? Und könnte ein Segen darauf ruhen, wenn wir, aus ängstlicher Sorge um unsere Kolonialmission, auf unsern Teil an der Weltmission verzichteten?

Das Ergebnis ist, daß wir **unsere Missionen in fremdem Gebiet nicht im Stich lassen dürfen**, um ihretwillen und unsertwillen. Wir dürfen sie auch nicht in der Weise auf den Aussterbeetat setzen, daß wir ihnen versagen, was zu einem gesunden Fortbestehen nötig ist. Nicht einmal die weitere Ausdehnung, wenn durch die Verhältnisse geboten, dürfen wir ihnen von vornherein abschneiden. Wie könnten wir sonst von den Missionaren verlangen, daß sie ferner auf diesen Gebieten ihr Bestes drangeben? — Andererseits sind nun einmal die **Kolonien** da mit ihren immer noch gewaltigen Ansprüchen, und **die deutsche Christenheit muß für sie sorgen**. Es ist nicht eine Kollision — wir glauben ja an göttliche Führung — aber eine harte Konkurrenz der Pflichten. Es wird fort und fort großer Weisheit und oft bedeutender Anstrengung bedürfen, ihnen ge-

recht zu werden. Was im einzelnen Falle zu tun ist, läßt sich nicht von vornherein bestimmen. Sehr viel hängt davon ab, ob wir es verstehen, auf allen Gebieten, deutschen und fremden, die Gemeinden bis zur Grenze des pädagogisch Zulässigen an Selbständigkeit zu gewöhnen und auch sonst jede Zersplitterung der Kräfte zu vermeiden. Nur so schützen wir uns vor einer verhängnisvollen Ueberlastung. Handelt es sich um Ausdehnung des Werkes, so muß bei gleicher Dringlichkeit die deutsche Kolonie bis auf weiteres den Vorzug haben. Bestehendes ist hüben und drüben mit gleicher Sorgfalt und Liebe zu pflegen.

Wenn wir auf die Gesamtaufgabe sehen, die die christliche Kirche unserer Generation an der nichtchristlichen Welt zu erfüllen hat und deren Nichterfüllung für die Christenheit selbst ein schweres Unglück wäre, so dürfen wir uns freuen über den schönen Anteil, den die deutsche Christenheit zu erfüllen übernommen hat. Aber daß unser Anteil zu groß wäre, daß wir mehr übernommen hätten, als uns nach unserer Zahl, unserer Kraft und unseren Mitteln zukäme, kann niemand behaupten. Wenn wir an unserem Teil manchmal schwer tragen, so kommt das einerseits von der weltgeschichtlichen Lage, durch die Gott nun einmal der ganzen Christenheit heute Gewaltiges zumutet, andererseits von dem Tiefstand des Glaubenslebens in weiten Kreisen unseres Volkes. Wer sich öffentlichen Lasten entzieht, lädt damit seinen Mitbürgern vermehrte Lasten auf. Wie stünde das dem christlichen Deutschland an? Wir könnten uns nicht damit entschuldigen, die Engländer trieben eben um ihrer Kolonien willen so eifrig Mission. Die Engländer arbeiten mit großen Opfern in vielen Gebieten, wo sie politisch nicht stärker interessiert sind als das deutsche Reich. Zahllosen englischen und amerikanischen Missionsfreunden täte man schweres Unrecht, wenn man behauptete, sie trieben Mission aus einem andern Grund als um des Reiches Gottes willen; nennen wir nur den einen Namen: Hudson Taylor. Und wie wollten wir uns noch vor den Dänen, Norwegern, Schweden, Finen, Schweizern sehen lassen, die weder politisch noch national etwas zu gewinnen haben und doch eifrig Mission treiben! Soll es bei ihnen heißen: Das große Deutschland hat seine Weltmission eingestellt, weil es sonst mit seinen kleinen Kolonien nicht fertig wird? Nein! Lieber wollen wir unsere Kraft zusammennehmen und unsere Würdepflicht gegenüber der christuslosen Welt mutig weiter erfüllen. Wir werden gewiß nicht bereuen, daß wir um Christi willen auch an fremden Völkern Samariterdienste getan haben.

Der Islam in Nordwest-Afrika.

Für das Missions-Magazin französisch geschrieben von A. J. Paccard in Paris.

Die islamische Frage ist eine brennende und steht gegenwärtig auf der Tagesordnung. Politische Staaten und christliche Völker geben sich Rechenschaft über die Gefahr, die sie bedroht. Der Zusammenstoß mit den Waffen des Krieges oder des Friedens ist unvermeidlich. Von den Ufern des Stillen bis zu denen des Atlantischen Ozeans hat ein Fieberschauer den Islam ergriffen. Ein neues Leben kreist in seinen Gliedern; plötzliche Ausbrüche haben sich da und dort gezeigt. Nur mit großer Mühe ist das britische Reich über die Aufstände in Indien Herr geworden, und mit großen Opfern an Gut und Blut hat Frankreich in dem am meisten islamisierten Teile Afrikas sein Kolonialreich gründen können.

Der Panislamismus scheint uns ein Hirngespinst. Die Zeit ist vorbei, wo man die Legionen des Islam von Jün-Nan bis Kordofan wie einen einzigen Mann unter dem grünen Banner des Propheten sich erheben sah. Zuviele Hindernisse sind da zwischen seinen verschiedenen Rassen. Die Einheit des Islam ist nur scheinbar. Zudem stehen einstweilen noch die europäischen Nationen an der Spitze der großen Weltmächte. Wenn eine Erhebung erfolgen sollte, so würde sie — das ist gewiß — ohne Barmherzigkeit unterdrückt werden.

Auch ist es nicht die bewaffnete Eroberung, die wir fürchten. Es gibt noch eine andere Eroberung, mächtiger, sicherer, somit gefährlicher. Das ist diejenige, die die Völker durch Ueberzeugung gewinnt, die sie verbindet, die ihre Seele und ihr Gewissen in dieselbe Form gießt. Und dies ist das Werk der religiösen Bewegung des Islam im 19. Jahrhundert in Nordwest-Afrika. Zu zeigen, wie er sich dort festgesetzt hat, wie er sich entwickelt hat, warum nun fast der ganze Norden und die Mitte Afrikas unter dem Zeichen des Halbmondes steht — das ist die Aufgabe, die wir uns stellen.

A. Der Islam vor dem 19. Jahrhundert.

1. Eroberung Nord-Afrikas.

Die Einführung des Islam in Afrika fällt in die ersten Jahre jener gewaltigen und begeisterten Bewegung, welche einen guten Teil der damals bekannten Welt unterjochte. Im Jahre 634 dringt Amr, trotz den Befehlen des Khalifen Omar, gelüstend nach dem fruchtbaren Niltale, in Aegypten ein und unterwirft es vollständig. Nachdem Aegypten erobert ist, schiebt er sein Heer nach dem alten Kyrene vor. Die Wüste und besonders die mangelhaften Vorbereitungen halten ihn auf. Amr sieht, daß sein Traum, die Eroberung Nordafrikas durch das Heer, dessen Befehlshaber er ist, vereitelt wird. Othman setzt ihn ab. Ein anderer Heerführer tritt an

seine Stelle. Der Vorstoß wird wieder aufgenommen. Der Patrizius Georg wird bei Sefetula besiegt. Die Unentschiedenheit des Kriegsglückes hält den Anlauf der Araber noch einmal auf.

Im Jahre 669 wird unter der Regierung von Muâwija eine neue Expedition versucht. An ihrer Spitze steht ein tatkräftiger und entschlossener Mann, Sidi Okba. Er dringt in Tunesien ein, bringt es unter das Joch des Islam und gründet die heilige Stadt Kairuan. Er wendet sich dann nach dem Hinterlande, unterwirft Gadames und gelangt bis zur Oase Fezzan. Im Jahre 682 erscheint Okba an der Spitze einer neuen Armee. Er durchstürmt, das Schwert in der Faust, ganz Nordafrika, und am Ufer des Atlantischen Ozeans angekommen, nimmt er diesen im Namen Gottes in Besitz. Der Eroberer gerät, als Opfer seiner Tollkühnheit und seiner Unvorsichtigkeit, in einen Hinterhalt und fällt unter den Streichen der aufständischen Berbern. Im Jahre 696 wird Hassan Ibn Român, von Abd el Malik gesandt, durch die Prophetenkönigin der Dscherawa, Damiah, besiegt. Fünf Jahre später kommt er wieder, und die unglückliche Königin fällt. Musa Ibn Noseir beendigt die Eroberung. Die Berberstämme werden, einer nach dem andern, unterworfen. Im Jahre 708 ist ganz Nordafrika erobert. Besatzungen halten die wichtigsten Plätze. Missionare durchziehen das Gebiet, um den Islam auszubreiten.

Die Schnelligkeit, mit der Nordafrika erobert wurde, setzt uns in Erstaunen. Und doch, konnte es anders sein? Das „kaiserliche" Afrika war im Augenblick, wo die Araber an seinen Grenzen erschienen, in kläglicher Verfassung. Die Herrschaft des Kaisers war sozusagen null, auch da, wo sie dem Namen nach noch bestand. Die Statthalter, welche an der Spitze der Provinzen standen, sogen dieselben aus. Dazu waren diese von den Horden der Vandalen überflutet, und um das Unglück voll zu machen, hatte sich die religiöse Spaltung dazu gesellt. Sie hatte Haß und Zwietracht gesät. Das Land war arm und entvölkert und so eine verlockende und leicht zu erlangende Beute. Es ist wahr, die berberische Bevölkerung war kriegerisch und tapfer, aber wie heute fehlte ihr die wichtigste Bedingung des Erfolges: sie war uneinig. Die politische Zerstückelung der Berbern mußte zu ihrer Niederlage führen.

Außer den Kabylen, die in den Schlupfwinkeln ihrer Berge dem Islam lange hartnäckig widerstanden, wurde Nord-Afrika sehr schnell muselmanisch. Gleichwie die „Provinz Afrika" nach ihrer Christianisierung eines der glänzendsten, reinsten Ruhmesblätter der großen christlichen Kirche gewesen war, sowohl in Bezug auf den Glauben, als in Bezug auf die Wissenschaft, so war sie auch jetzt ein hervorragender Mittelpunkt der Kultur, ein Herd des religiösen Lebens.*)

*) Histoire des Berbères et des dynasties musulmanes par Ibn Khaldoun. Trad. Slane. Alger. 1852.

Der algerische Islam verlangt ein besonderes Studium. Diese Gegend ist zu lange muselmanisch gewesen, als daß wir sie als ein neu unter das Banner des Propheten gebrachtes Land betrachten könnten. Ein wichtiger Punkt muß gleichwohl hervorgehoben werden. Der Islam hat dort eine tiefgreifende Modifikation erfahren, und, wie Kuenen sich ausdrückt: „die Anschauungen der Eingeborenen durchbrechen die Lehre und das Leben der Mohammedaner." *)

Eine Menge alter Gebräuche wurzelt unbewußt in der Volksseele. Alte Sitten herrschen in den täglichen Religionsübungen. Wir wollen nur zwei erwähnen, die uns aber sehr bezeichnend **) und alt erscheinen. Auf dem offenen Lande oder am Rande der Landstraße trifft man öfters Steinhaufen, die den Namen En-Narsâ tragen; sie sind kleiner oder größer und haben die Form eines Obelisken. Diese sind eine Art Fetisch, eine Art Götzenbild, dem man Verehrung zollt, ein Denkmal, das der Himmel den Menschen gleichsam hinterlassen hat. Man kennt ihre Bedeutung nicht mehr, aber in den Falten der Seele ist immer noch ein Plätzchen vorhanden für die Götter der alten Zeiten. Dann trifft man auch Steinhaufen, die aus ganz ungeordnet durcheinander geworfenen Steinen bestehen; man nennt sie Redschem. Diese Monumente, welche man fast immer an den Grenzen verschiedener Stämme findet, haben Coppolani auf den Gedanken gebracht, daß wir in ihnen wohl eine verblichene Erinnerung an den römischen Grenzgott zu sehen haben.

Der nordafrikanische Islam erscheint uns auch tief mystisch. Das erklärt den so entwickelten Heiligen-Kult und die so verschiedenartige, aber weit verbreitete Organisation der religiösen Bruderschaften und Vereine. Wir wollen uns dabei nicht aufhalten, wir möchten nur auf das Meisterwerk von Depont und Coppolani und die gedankenreiche Arbeit des Kommandanten Rinn ***) hinweisen.

2. Die Ausbreitung des Islam in der Sahara und im Sudan

Der zweite Kriegszug des Sidi Okba im Jahre 62 der Hedschra (682) führte — nach einer Expedition in das Wad Drâa — die Unterwerfung der Lemta Masufa herbei. Nach seinem Wegzuge, der durch einen Aufstand der Berberstämme des Tells veranlaßt war, gewannen die Masufa ihre Unabhängigkeit wieder und warfen den neuen, ihnen aufgenötigten Glauben ab. Von da an nimmt die islamische Eroberung eine andere Form an. Das arabische Element sickert nach und nach durch. Kurze Zeit nach dem Tode des Sidi Okba hat der Islam Ghana erreicht, die

*) Kuenen, Les religions universelles. Trad. française. Paris 1882. — **) Depont et Coppolani, Les confréries religieuses de l'Islame. Alger. 1897. — ***) Rinn, Marabouts et Khouan. Alger. 1884.

Hauptstadt des Königreiches Songhai. Die Stadt besitzt ein mohammedanisches Quartier, und zwölf Moscheen erheben ihre spitzen Minarette zum Himmel, von denen der Mueffin täglich die Gläubigen zum Gebete ruft.

Im Jahre 222 (837) faßt der Islam bei den Sanhadsche Lemtuna Wurzel. Ihr Häuptling Bilutan bekehrt sich. Die Waffen in der Hand beginnt er zu predigen. Die Fetischdiener werden mit Krieg überzogen. Im 4. Jahrhundert der Hedschra breitete ein Gebieter der Sanhadscha seine Gewalt über verschiedene Negerkönige aus, und am Anfang des folgenden Jahrhunderts gehorchten alle Sanhadscha der südlichen Sahara einem einzigen Oberhaupte.*) Sa Kasi, König der Songhai, bekehrte sich im Jahre 400 (1009) zum Islam. Im folgenden Jahrhundert war es schon unumgänglich notwendig, Muselman zu sein, um die Herrschaft zu erlangen. Der Koran gehörte selbst zu den Insignien der königlichen Würde.

Bei den Sanhadscha wird der Häuptling Abu Mohamed Ibn Sifat im Jahr 427 (1039) auf einem Kriegszuge gegen die jüdischen Stämme der Telissyn getötet. Die Regierungsgewalt kommt dann in die Hände eines gewissen Jahia Ibn Ibrahim, welcher seinen Sohn zu seinem Stellvertreter einsetzt und eine Wallfahrt nach Mekka macht. Auf seiner Rückreise macht er in Kairuan die Bekanntschaft eines Arztes von Fes, der ihm einen Missionar, namens Abdallah Ibn Jasin el Dschesuly, als Begleiter mitgibt.

Im Blick auf die Unwissenheit des Volkes, dessen geistige Erziehung ihm anvertraut ist, macht sich dieser mit Feuereifer an Reformen, die einen Aufstand verursachen. Abdallah ist genötigt zu fliehen. Er zieht sich zurück, bildet eine Ordensbruderschaft, und als diese stark genug ist, stellt er sich an ihre Spitze und unterwirft die Sanhadscha und die Masusa. Alle Berberstämme werden unterworfen. Daraus geht die Dynastie der Almoraviden hervor, welche ihre Eroberungen bis nach Spanien ausdehnt. Die Songhai fallen unter ihren Streichen. Die Almoraviden bleiben bis zum 8. Jahrhundert der Hedschra die Herren des Sudan. Im Jahre 439 wird Dschenne gegründet. Die nördlichen Malinke gehen im Jahre 610 (1219) zum Islam über.

Bei den schwarzen Völkern ist der dem Islam bereitete Empfang nicht weniger freundlich. Die Mande blieben Götzendiener bis zum 5. Jahrhundert der Hedschra. Immerhin nahmen die Tekrur im Jahre 320 den Islam an. Die Eroberung des Landes Ghana durch die Sanhadscha beschleunigt die Islamisierung der Länder zwischen dem oberen Senegal und dem Niger. Die Bekehrung der Mande ist im 6. Jahrhundert der Hedschra beendet. Baramindana, der erste mohammedanische Herrscher von Mali, macht die Wallfahrt nach Mekka. Im Jahre 658 (1259) begibt sich Musa Wali nach Kairo. Im 8. Jahrhundert zerfällt das Reich Mali, aber

*) Le Châtelier, L'Islame dans l'Afrique occidentale, Paris 1899. pag. 127 sq.

durch Musa Mussi, König von Mali, gewinnt der Islam noch weitere Verbreitung. Er macht seine ersten Bekehrungen am Ufer des Atlantischen Ozeans.

Zu dieser Zeit widersteht ein Volk dem Einflusse des Islam: die Mussi. Im Jahre 730 (1329) nehmen und zerstören sie Timbuktu. Hadschi Mohammed Askia unternimmt den heiligen Krieg gegen die Mossi. Die Folge dieser Ereignisse war die Ausdehnung des Songhai-Reiches gegen Osten bis zu den Hausa, bis nach Bornu, und gegen Süden bis zu den Joruba.

In diesem Augenblicke fällt das Reich Songhai auseinander. Das Erscheinen marokkanischer Kriegsscharen im Süden hält den Fortschritt des Islam auf.

Die Wolof begannen sich einzeln zum Islam zu bekehren, in Berührung mit den Mauren, im Anfang des 18. Jahrhunderts. Ein großer Teil war bald mohammedanisch. Im Jahre 1682 geht die Macht in Kajor auf die Mohammedaner über, und am Ende des 18. Jahrhunderts ist die große Masse der Bevölkerung mohammedanisch, ausgenommen die adelige Kriegerkaste.

Ein Punkt muß noch erwähnt werden: die Bewegung der Fulbe im 18. Jahrhundert, anschließend an die der Bakkaja und Moghuli, von der wir weiter unten sprechen werden. Die erste Bewegung der Fulbe findet gegen 1790 statt. Sie lösen mit ihrer Herrschaft in Toro diejenige der Denianke ab. Das Ergebnis dieses Kampfes war die Oberherrschaft der Fulbe über die ganze Gegend zwischen Futa Dschallon und dem Senegal während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Dies war zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Stellung des Islam in Nordwest-Afrika.

B. Das Wiedererwachen des Islam im 19. Jahrhundert.

1. Alle Reisenden, die im 17. und 18. Jahrhundert mit den Mohammedanern der Küste in Berührung gekommen sind, schildern sie als wenig fanatisch, fast gleichgültig in religiösen Dingen; außer einigen genau beobachteten Gebräuchen, dem Fastenmonat Ramadan, der Beschneidung, den Gebeten, spricht keiner von Propaganda.*)

Zur Stunde ist die ganze Bevölkerung von Wadai und Hausa mohammedanisch.**) In Borgu, Joruba, Nupe bilden die Heiden eine tieferstehende Klasse und sind abhängig von den Fulbe, oder, wo diese vertrieben

---

*) Annales des voyages. Paris, Didot. 1767. — **) C. H. Robinson, der im West-Sudan herumgekommen ist und in Kano einen langen Aufenthalt genommen hat, behauptet, daß zwei Drittel der Hausa Fetischdiener seien. Vergl. Robinson, Hausaland, or fifteen hundred miles through the central Soudan. Simpson and Co. London, 1895.

sind, von den einheimischen mohammedanischen Machthabern. Im Osten, in Bornu und Baghirmi, im Südosten in Adamaua, ist das Fortschreiten des Islam nicht geringer gewesen, und von Adamaua aus richtet sich eine lebhafte Propaganda gegen den Kongo.*)

Was ist denn vor sich gegangen? Der Islam, der sich unter seinen Eroberungen innerlich erschöpft hatte, hatte eine Neubelebung erfahren. Eine Reformbewegung hatte eingesetzt. Welcher Art war diese? Es war eine Art religiöser Erweckung, entsprungen aus dem Mystizismus des Islam.**) Der mohammedanische Glaube ist ein ärmlicher und trockener Glaube. Nichts in ihm rührt das Herz. Es hat nicht an solchen gefehlt, die diese Lücke schmerzlich empfanden. Der Glaube ist nicht nur eine Verstandessache; er muß Bestandteile enthalten, die das Herz bewegen und die Einbildungskraft beschäftigen. Die innerliche Seite der Religion war bei Mohammed zu kurz gekommen. Später suchte man dem Mangel abzuhelfen. Daher all die mystischen Bewegungen im Laufe der Jahrhunderte, der Sufismus, der Heiligenkultus, die religiösen Bruderschaften — lauter Versuche, dem starren Islam Leben einzuhauchen.

Auf diese Bewegung ist der ganze gegenwärtige Ausbreitungstrieb des Islam zurückzuführen. Es wird freilich auch eine äußere Ursache hinzukommen: eine unbewußte Reaktion gegen die europäische Zivilisation. Das 19. Jahrhundert vor allen sieht die Berührungen mit dem Orient und mit Afrika sich vervielfältigen. Besonders die französische Expedition nach Aegypten muß einen Widerhall in den abgelegensten Niederlassungen der Wüste erweckt und die Gemüter bewegt haben. Unerschrockene Forscher durchziehen das gewaltige Gebiet und legen ihre Hand darauf. Die christlichen Völker teilen Afrika unter sich und bringen ihm die christliche Kultur, und ihr Beispiel bewirkt bei den islamischen Völkern eine Neubelebung des Missionsgeistes. Noch in anderem Sinne liegt der Ausgangspunkt der Reform außerhalb Afrikas. Der Anstoß kommt aus Arabien, aus der wenig gekannten Hochebene von Nedschd. Es ist nicht zufällig, daß gerade von dem Geburtslande des Islam die geistige Flutwelle ausging, die dem Islam neues Leben bringen und die Länder noch gründlicher erobern sollte, als einst die Heere der Khalifen. Wir meinen die wahabitische Reform.

Politisch ist der Wahabismus bekanntlich unterlegen; aber die Anregungen, die er gebracht hat, haben fortgewirkt. Er hat sich an dem Gestade des persischen Golfes ausgebreitet, in Afrika hat er starke Gemeinschaften gebildet, und durch Sajid Ahmed hat er vor allem auch Indien gewonnen. In Afrika war die Reform im Anfang ganz das Werk eines religiösen Ordens, nämlich der Senusija. Die Senusija ist nicht der

*) Le Châtelier, L'Islame dans l'Afrique occidentale, p. 195.

**) Le Châtelier, L'Islame au XIXe siècle. Paris 1888.

einzige Missionsorden, aber er hat, wie kein anderer, an der inneren Erneuerung des Islam gearbeitet. Ihre Lehre ist in den Hauptpunkten durchaus die des Wahabismus.

Der Urheber der neuen Propaganda in Afrika war Si Ahmed Ibn Idris, der sich die Aufgabe stellte, das obere Niltal für den Islam zu gewinnen. Er sandte aus Jemen einen Apostel, Mohammed Othman, um die Regeln seines Ordens an den Ufern des Roten Meeres und in Nubien zu predigen. Das Unternehmen war von Erfolg gekrönt, und Mohammed Othman drang mit seiner Botschaft bis über Kordofan und Senâr hinaus vor. Dann gelang es, die Sympathie des ägyptischen Vizekönigs, Mehemed Ali, zu gewinnen. Die religiösen Orden von Kairo schickten zahlreiche Missionare in den Sudan. Die Mission drang nun bis zu den großen afrikanischen Seen vor, zugleich aber war sie stark genug geworden, sich von Kairo unabhängig zu machen. Der Sudan selbst wurde damit der Ausgangspunkt für die weitere Arbeit.

Seither kann man in der islamischen Bewegung, die durch Afrika geht, drei Strömungen unterscheiden. Die erste hat ihren Ausgangspunkt in Sansibar und vereinigt sich bald mit der zweiten, die vom östlichen Sudan her kommt, worauf beide miteinander die Richtung nach dem Kongo einschlagen und schließlich den obern Sangha erreichen. Die dritte Strömung beherrscht die Gebiete am obern und untern Niger.

2. Die Träger der Reformbewegung sind die religiösen Bruderschaften des Islam. Sie stellen die eigentliche Triebkraft des Neu-Mohammedanismus*) dar. Diese Bruderschaften wachsen von Tag zu Tag an Zahl und Kraft. Ihr Verdienst ist, wie die Neubelebung des Glaubens, so die Organisation der Gläubigen zum gemeinsamen zielbewußten Handeln.**) Rinn, ein französischer Offizier, der die Tätigkeit der Orden in Algier persönlich beobachtet hat, drückt sich folgendermaßen über sie aus: „Der Panislamismus zieht seine Kraft und seine Verbreitung besonders aus den zahlreichen Kongregationen und religiösen Gemeinschaften, die seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts überall einen mächtigen Aufschwung genommen haben und einen starken Einfluß auf die Massen ausüben. Unter dem Vorwande von Predigtreisen, von Pilgerfahrten und von mönchischen Uebungen durchwandern die unzähligen Agenten dieser Kongregationen jene Welt des Islam, welche weder Grenzen noch Vaterland kennt, und sie erhalten sie in beständiger Verbindung mit Mekka, Dscherbub, Stambul, Baghdad, mit Fes, Timbuktu, Algier, Kairo, Khartum, Sansibar, Kalkutta, Java. Bald als Händler, bald als Prediger, Studenten, Aerzte, Arbeiter, Bettler, Zauberer, Seiltänzer, bald auch unter der Maske von

*) Le Châtelier, L'Islame au XIXe s.

**) Houdas, Art. Islamisme in der Grande Encyclopédie.

Verrückten, anscheinend ohne jede Ahnung ihres höheren Berufs, ziehen sie umher, und immer können sie bei den Gläubigen der besten Aufnahme und des wirksamsten Schutzes vor argwöhnischen Behörden sicher sein." *)

a. Der bekannteste dieser Orden ist die schon erwähnte Senusija, gegründet im Jahr 1839 von Sidi Mohammed Ibn Ali Ibn es-Senussi. Mohammed es-Senussi war ein Mann von bedeutendem Verstande. Religiös betrachtet war er als Schüler der Wahabiten ein Eiferer, ein wilder Anhänger des reinsten Monotheismus. Nach der Oase Dscherbub, dem Mittelpunkt der Bruderschaft, kam eine wahre Armee von Jünglingen, um sich bei dem heiligen Oberhaupte zu bilden und zu begeistern. War die Vorbereitung vollendet, der Fanatismus auf die richtige Höhe getrieben, so sandte man sie hinaus in die Heidenwelt, wo sie mit Feuereifer die Propaganda begannen. Nach dem Tod des Mohammed Ibn es-Senussi ist die Ordensleitung von Dscherbub nach einer der Oasen von Kufra verlegt worden.**) Von hier werden die Befehle des Ordensmeisters durch Eilboten den 130 bis 140 Klöstern übermittelt, die sich gleich einem weiten Netze über das ganze islamitische Afrika erstrecken, nach Tripolis, Fezzan, Algier, Arabien, Aegypten und Wadai. Alle Oasen der Sahara und der ganze Sudan stehen unter dem Einfluß des Ordens. Jedes Mitglied der Bruderschaft schuldet seinem Oberhaupte unbedingten Gehorsam; es muß in den Händen seines Obern sein — wie die arabische Formel sagt — „wie der Leichnam in den Händen des, der die Toten wäscht".

b. In Westafrika gehören alle religiösen Oberhäupter irgend einem Orden an, vorwiegend der Qadirijah und Tidschanijah.

Die Qadirijah***) ist in Westafrika seit mehr als 300 Jahren durch die Familie der Bekai vertreten. In Marokko nimmt die Qadirijah immer noch eine sehr geachtete Stellung ein. Sie hat dort zahlreiche Klöster, die freilich unter sich nur in sehr loser Verbindung stehen. Von den größeren Städten stehen besonders Melilla, Fes und Marrakesch unter ihrem Einfluß; auch der Südwesten von Algier, Tuat, Tafilalet, Adrar und der französische Sudan werden von ihr beherrscht.

In den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts war es Mukhtar el-Kebir, der die Anhänger des Ordens in der Sahara und im westlichen Sudan um sich scharte. Als er 1811 starb, hinterließ er den Orden neu belebt, zusammengesetzt teils aus gelehrten Theologen, teils aus vielen kleinen Gemeinschaften, die weit über die Grenze von Marokko hinaus zerstreut waren, bis an die Quellen des Niger und Senegal im Lande Kong. Damit zerfiel der Orden in verschiedene selbständige Vereinigungen.

---

*) Rinn, Marabouts et Khouan. p. 2.

**) Seit einigen Jahren hat sich das Ordenshaupt weiter südwärts, ins Grenzgebiet des Sultanats Wadai, zurückgezogen. Red.

***) Gegründet 1165.

Aber das Werk von Mukhtar el Kebir ging damit nicht unter. Denn in der Propaganda waren alle die einzelnen Gruppen immer einig, und dies ist für die Ausbreitung des Islam das Entscheidende.

Bis zum Auftreten der Tidschanijah hatte die Qadirijah das religiöse Leben südlich vom Senegal und am obern Niger ausschließlich beherrscht. Am untern Niger waren die einzelnen Ordenshäupter zugleich die Inhaber des theologischen Lehramtes. Von weither kamen die jungen Leute, um einige Jahre ihre Unterweisung zu genießen. So kommt es, daß die gebildeten Kreise, z. B. in Kayor, aus lauter Ordensanhängern bestehen. Zugleich fanden die Wanderlehrer des Ordens in den heidnischen Gebieten im Süden willige Aufnahme als öffentliche Schreiber; und sie alle haben gelegentlich Bekehrungen zu stande gebracht. Dagegen hat die Qadirijah im Sudan, am obern Nil und an den Nebenflüssen des obern Senegal eine regelrechte Propaganda entfaltet. Die Niederlassungen, die sie hier gründete, bildeten alsbald wieder eigene Ableger und mehrten sich dadurch ins Unenendliche.

c) Die Tidschanija*) erschien in Afrika in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Sie fand ihren Wirkungskreis im Süden, im Gebiet der Tuareg und im Sudan. Die Tidschanija war ausgesprochener Missionsorden. Als Träger der Propaganda dienten Handelskarawanen, denen man einen Mokaddem (Prior) und einige Ordensbrüder beigab. Unterwegs zogen diese Karawanen neue Ordensglieder aus den verschiedenen Stämmen an sich, und so gelangten sie sicher bis ins westliche Adrar, bis Timbuktu und bis Tuta am Senegal. Unterwegs betrieb man nebeneinander den Handel und die Bekehrungsarbeit, beides gleich erfolgreich.**) Der Einfluß des Ordens machte sich sehr bald geltend. Schon zwischen 1830 und 1840 hatten die Gouverneure vom Senegal über den Fortschritt des Islam zu berichten. Die Seele der ganzen Propaganda des Ordens — so kann man ohne Uebertreibung sagen — war Hadschi Omar, ein Fula von Tuta Toro, ursprünglich ein Jünger der Qadirijah. Er machte die Wallfahrt nach Mekka und wurde in Medina in die Regel der Tidschanija eingeweiht. Als er zurückkehrte, stand er im Ruf großer Heiligkeit und fing an zu predigen. Seine Predigt bestand zunächst in einem Angriff auf die Lehre der Qadirijah, die er zu lax fand, und in einer Verherrlichung der Lehre der Tidschanija. In seiner Heimat Tuta begann er den Dschihād (heiligen Krieg) zu predigen. Nach Niederwerfung der Fulbe und der Bambara gelang es ihm, ein mohammedanisches Reich zu gründen. Die unterworfenen heidnischen Völker mußten den Islam annehmen. Aber die Häuptlinge der Negerstämme schlossen sich gegen ihn zusammen, und so ging sein Reich wieder in Stücke. Omar selbst kam ums Leben. Sein

*) Gegründet 1781 in Marokko. — **) Depont et Coppolani, l. c. p. 448.

Sohn, der sich der Herrschaft noch einmal bemächtigte, erlag dem Ansturm der französischen Armee. Damit war die politische Rolle der Tidschanija ausgespielt. Der entthronte Fürst war von da an nur religiöses Oberhaupt.

Bis in die letzten Jahre haben die mohammedanischen Staaten ihre Lebenskraft und ihren kriegerischen Geist bewährt in ihrem Widerstand gegen die eindringenden Franzosen. Jeder dieser Staaten mußte einzeln niedergekämpft werden; als letzter und furchtbarster Gegner fiel der alte Samori in die Hände der Franzosen. Sein Sturz bedeutet den Tod des kriegführenden Islam im westlichen Sudan. Frankreich herrscht jetzt unbestritten im Sudan. Kein Negerfürst kann mehr mit dem Schwert in der Hand den Islam ausbreiten, nur friedliche Propaganda hat noch Raum.

3. Die Art der mohammedanischen Propaganda.

Was uns bei dieser Propaganda am meisten auffällt, ist die Geräuschlosigkeit, womit sie arbeitet. Sie gewinnt ihre Anhänger fast unbewußt. Das ist besonders wichtig in Afrika, wo der Eingeborene dem Fremden instinktiv mißtraut, da er es nicht liebt, sein religiöses Leben vor dem Fremden zu enthüllen. Dazu kommt der feine Takt und die ungemeine Beweglichkeit, womit die Träger des Islam ihre Missionsmethoden zu wandeln verstehen, je nach der geistigen, sozialen und politischen Verfassung der einzelnen Völker.

Im heidnischen Afrika kann der Islam den Fetisch ohne weiteres ablösen, vermöge gewisser Züge, die er mit ihm gemein hat. Hieher gehört der Glaube an Zauberei, den der Mohammedaner mit dem Fetischdiener teilt, mit dem einzigen Unterschied, daß der Mohammedaner die Zauberkraft in den Sprüchen eines Derwisches erblickt. Selbst Amulette verwendet der Islam, nur daß für ihn ihre Zauberkraft auf der göttlichen Herkunft der in den Amuletten enthaltenen Koranverse beruht.*)

Ein anderes Propagandamittel ist die Schule, wo das junge Geschlecht in den mohammedanischen Geist eingetaucht wird. Der mohammedanische Missionar läßt gerne die Alten in ihren Lastern verkommen, aber er wacht über die Kinder mit ängstlicher Sorge. Er bringt ihnen das Lesen bei, er lehrt sie den Koran. Das ist die Werkstatt, in der die gläubigen Moslem geformt werden.

In andern Gegenden sind es die Heiraten, durch die man Proselyten gewinnt. Der Moslem trägt keine Bedenken, ein heidnisches Mädchen zu heiraten, aber nie wird seine Tochter das Weib eines Heiden werden. Das wäre ja ein Verlust für die Religion. — Kurz, die Mission des Islam hat keine feste Methode, sondern sie arbeitet mit großer Anpassung an Menschen und Verhältnisse.

*) Moreau, Foi et Vie. 16. Juli 1902.

C. Ursachen des Erfolges des Islam.

Die beschriebene Ausbreitung des Islam hat zahlreiche Gründe, die leicht aufzuzeigen sind. Achten wir vor allem auf die Art und Weise, wie die Propaganda betrieben wird. Ihre Träger sind, genau betrachtet, lauter Laien, nicht berufsmäßige Missionare. Jeder Gläubige ist in erster Linie Missionar, aber er erfüllt diese Aufgabe, indem er seiner gewöhnlichen Beschäftigung nachgeht, und ohne seine Lebensweise irgendwie zu ändern. Suchen wir uns die Wirkung vorzustellen, die ein Muselmann ausübt, der sich inmitten eines heidnischen Stammes niederläßt. Er führt ein geregeltes Leben, nie scheint er Sorgen zu haben; er lebt durchaus nüchtern, er ist immer an der Arbeit. Er hat alles, was man selbst haben möchte. Mit steigender Verwunderung beobachtet man ihn, wie er sich zu bestimmten Stunden auf die Erde wirft, gewisse Gebärden macht, geheimnisvolle Worte ausspricht. Man bittet ihn um Erklärung. Dann legt der Muselmann seinen Glauben dar; jeder fühlt, daß es ihm voller Ernst ist. Jeder fühlt aber auch, daß der Mann nicht ins Land gekommen ist, um die Leute der väterlichen Religion zu entfremden; darum bleiben seine Zuhörer arglos, ohne innern Widerstand nehmen sie den Samen in sich auf, und bald hat der Islam einige neue Anhänger.

Man muß in der Tat anerkennen, daß der Islam dem Heidentum überlegen ist. Uns christlichen, an klares Denken gewohnten Europäern mag er minderwertig erscheinen, aber auf eine im Fetischdienst und in grober Vielgötterei befangene Bevölkerung macht er einen ganz andern Eindruck. Für sie ist das Christentum zunächst etwas Unfaßliches. Der Islam bietet sich ihnen dar als echt menschliche Religion, denn er paßt sich der menschlichen Natur an. Selbst ihre Laster bekämpft er nicht, sondern regelt sie. Wie schonungslos verfährt dagegen das Christentum mit unserer sinnlichen Natur; wie hart, wie unerbittlich, wie voller Schwierigkeiten ist sein Sittengesetz. Darum erscheint das Christentum leicht zu hoch für den Menschen, es scheint ihn zu erdrücken mit dem Gewicht seiner sittlichen und geistigen Forderungen.

Nichts von alledem im Islam. Er weiß sich einzuschmeicheln, sogar ein jesuitischer Zug fehlt ihm nicht. „Seine Moral", sagt Houdas*), „ist einfach und erfordert von den Gläubigen nichts, das der menschlichen Natur fern liegt. Er lehrt die Einheit Gottes, seine souveräne Macht und seine Güte. Er lehrt ein zukünftiges, ewiges Leben. Er ermuntert zum Gebet, zur Wohltätigkeit, zur Gastlichkeit. Er predigt die Reinheit der Seele wie die des Leibes."

Ein weiterer Vorteil des Islam liegt in der großen Einfachheit seiner Lehre. Sie ist so durchsichtig wie möglich. Gott ist der absolut Erhabene,

*) Houdas, L'Islamisme. Paris 1905. p. 4.

einzig, unnahbar. Alles ist seinem Willen unterworfen. In dieser Lehre liegt eine große Macht. Unser Christentum ist für einfältige Seelen deswegen schwer zu fassen, weil es eine gewaltige Anstrengung des Verstandes verlangt, wie sie primitiven Völkern immer schwer wird. Das Dogma des Islam ist von einer außerordentlichen Klarheit. Auch der bescheidenste Verstand kann es leicht fassen. Es läßt sich in einem Satz zusammenfassen, und man braucht nur diesen Satz auszusprechen, und man ist Mohammedaner.

Auch der Kultus hat seine Anziehungskraft. Er ist so einfach, so rein automatisch. Das Gebet findet statt zu festgesetzten Stunden; die Gebärden sind genau vorgeschrieben. Die Worte sind immer dieselben und werden auswendig hergesagt. Das ist alles, was man braucht, um ein guter Moslem zu sein. Sind diese Pflichten erfüllt, so ist im übrigen alles erlaubt, was durch die Religion nicht ausdrücklich verboten ist. Es gibt kein Sichmühen, keinen Zweifel, keinen Zwiespalt der Pflichten. Es herrscht volle Gewißheit und zuversichtliche Ruhe. Man lebt nicht immer in der Furcht, Gott zu beleidigen; man hat seine Pflicht getan, die Gebote des Koran erfüllt, also ist Gott zufrieden, man kann vor ihm bestehen.

„Auch der Fatalismus, der dem Islam eigen ist, leistet seiner Ausbreitung unter den schwarzen Völkern mächtig Vorschub, weil er bei ihnen die Neigung zur Trägheit legitimiert. Der Glaube, daß alles geschehe, wie das Schicksal bestimmt habe, erspart ihm jede Anstrengung und enthebt ihn der Mühe, nach den Ursachen oder Folgen dieses oder jenes Vorfalls zu fragen. Jeder Schmerz über das, was geschehen ist, jedes Bestreben, in der Zukunft ein Unglück abzuwenden, ist vollkommen unnütz.“ *)

Ein letzter Grund, vielleicht der wichtigste. Montet sagt: „Wenn der Islam so leichten Zutritt zu den Völkerschaften Afrikas, des Orients und des äußersten Ostens findet, so scheint das zu beweisen, daß die Kultur, welche er bringt, viel besser als die unsrige den Verhältnissen und Bedürfnissen dieser Völker entspricht. Er befindet sich in vollkommener Harmonie mit dem Leben der meisten Afrikaner, bei denen er einzudringen sucht. Bei den meisten dieser Völker sind Wohnung, Kleidung, Nahrung von der primitivsten Art; man beschränkt sich auf das unumgänglich Notwendige. Man sucht vergeblich die Bedürfnisse, die die europäische Kultur erzeugt und die der Abendländer überallhin nimmt, wohin er zieht. Der Islam stört den primitiven Kulturzustand nicht, den er vorfindet. Teilt er doch selbst die Neigung zum Stillstand, die seit Jahrhunderten die Völker des Orients kennzeichnet, obwohl diese durchaus nicht immer in träger Ruhe verharrt sind, und obwohl auch dem Islam zugestanden werden muß, daß er tief stehende Völker auf eine gewisse Höhe hebt.“ **)

*) Moreau, l. c. — **) Ed. Montet, Les missions musulmanes au XIX. siècle. Revue de l'histoire des Religions. Tome VI.

Das sind die Gründe, die den rapiden Fortschritt des Islam in Westafrika erklären. Schon heute sind im nordwestlichen Afrika unter vier Menschen drei Mohammedaner.*)

Ein Besuch bei unsern Brüdern von der Rheinischen Mission in China.

Von Missionar Dr. W. Oehler in Lilong.

Nach den Tagen des chinesischen Neujahrs, in denen aller Verkehr ruht, brach ich am 4. des 1. Monats (5. Febr.) zusammen mit Br. Eberlein (von Tschonghangkang) auf, um von Longheu aus einige Stationen der Rheinischen Mission zu besuchen. Die erste Station, die wir in 5½ Stunden teils zu Pferd, teils zu Fuß erreichten, war Fukwing. Etwa 3 Stunden hinter Longheu kamen wir heraus aus dem Bergland, in dem die Hakka wohnen, in eine breite Talebene mit großen Punthi-Dörfern. Wohnen schon bei uns die Menschen dicht gedrängt in ihren zahlreichen Dörfchen beisammen, so haben es unsere Barmer Brüder unter den Punthi mit noch viel größeren Menschenmassen zu tun. In regelmäßigen, langen Reihen stehen die aus grauem Backstein gebauten Häuser da, eine Reihe dicht hinter der andern, die Front nach derselben Seite gerichtet. Ein solches Dorf mag wohl seine 10 000 Einwohner haben. Im eigentlichen Delta des Perlflusses gibt es noch viel größere Dörfer. Die Barmer Mission hat z. B. eine Außenstation in einem Dorf von 400 000 Einwohnern; 55 Minuten hat man von der Landungsstelle bis zu der Kapelle zu gehen, immer durch enge, belebte Straßen. Von oben gesehen ist es ein Häusermeer, durch kein Fleckchen Grün unterbrochen. Wie klein kommen wir uns da mit unserer Arbeit vor, wenn es uns glücklich gelungen ist, aus einem der unzähligen Häuser eine kleine Kapelle zu machen, und nun vielleicht 20 Leute kommen! Unsere Barmer Brüder stehen deshalb wohl noch mehr als wir unter dem Eindruck, daß man einfach verschwindet unter der Masse, zumal da die Punthi, wie es scheint, dem Evangelium noch weniger zugänglich sind als die Hakka. So ist es gewiß nicht ohne Wert, daß sie durch ihre Stationen Merkzeichen aufgerichtet haben, die nicht übersehen werden können.

Das gilt vor allem von dem Missionshospital in Tungkun. Unmittelbar an einem Arm des Ostflusses liegt das schöne Spital; es besteht aus einem Mittelbau, von einem kleinen Turm gekrönt, und zwei Flügelbauten mit geräumigen Krankensälen und ist wohl das schönste äußere Denkmal deutscher Missionsarbeit in China. Die Mittel dafür sind der Hauptsache nach hier außen gesammelt worden. Die reichsten Gaben stammen von

*) In dieser Gesamtzahl sind nur inbegriffen die Völkerschaften der Mauren, Fulbe, Obes, Tukuburen, Mande, Woluf, Serere, Dioala, Baniunka, Balut.

den großen deutschen Geschäften in Hongkong und Shanghai und von den chinesischen Beamten; manches ist von heimischen Freunden gestiftet, z. B. das Türmchen, das die Stadt überragt und von allen Seiten gesehen werden kann.

Am wenigsten fällt in die Augen die älteste der Barmer Stationen, Fukwing. Sie hebt sich so wenig von den grauen Chinesenhäusern ab, daß wir sie erst erkannten, als wir vor ihr standen. Viel aufopfernde Missionsarbeit, namentlich durch Reisepredigt in der Umgegend, ist von hier aus getan worden, bis jetzt ohne große Erfolge. In nächster Nähe der Station ist ein kleines Dörflein fast ganz von Christen bewohnt. Aber selbst dort konnte es ein Heide wagen, einen neuen Tempel hineinzubauen, um die Christen zu ärgern. An dies Dörflein schließt sich ein größeres Dorf, das einen besonderen Haß auf die Station geworfen hat. Nach der „Wind- und Wasserlehre" soll diese nämlich den guten Einflüssen für ihr Dorf im Wege stehen und darum an allem Unglück schuldig sein, besonders auch daran, daß die Zahl ihrer Einwohner in letzter Zeit um 100 Männer zurückgegangen ist. Ein wohl einzigartiger Besitz der Station Fukwing ist ihr Witwenheim. Ein stattliches Haus, ein früherer Reisladen, wurde für diesen Zweck gekauft und darin eine Reihe von Stübchen eingerichtet. Christliche Witwen können sich hier für 20 Dollar (40 Mark) einkaufen. Für ihren Unterhalt haben sie selbst zu sorgen. Außerdem hat das Haus einen großen, schönen Raum, der gewöhnlich als Mädchenschule dient, aber auch für Gemeindefeiern, z. B. für die gesellige Weihnachtsfeier benützt werden kann. Schwester Zahn hat in ihrem hübschen Büchlein („Aus der Schwesternarbeit in China") das bewegte Leben der Vorsteherin dieses Heims, der Lehrerin Hap-Oi, beschrieben.

Der Karte nach könnte man schließen, daß Fukwing unmittelbar am Strande des Meeres oder des von Kanton kommenden Perlflusses, der sich dort zum Meeresarm erweitert, liege. Aber der Strand ist hier so flach, daß nur schmale Kanäle für die Fischerboote bis an die Stadt führen. Will man von hier nach Thaipheng reisen, so muß man im Boot in einem solchen Kanal hinausfahren und dann noch eine halbe Stunde ins Meer hinaus, das hier so seicht und schlammig ist, daß das Dampfboot, das von Hongkong kommt und eine große Dschunke schleppt, nicht näher heran kann. Nicht selten muß man Stunden lang draußen warten, oft bei Sturm und Wetter.

Während Fukwing so recht ein Bild der Missionsarbeit ist, die in der Niedrigkeit bleiben muß und auf hartem Boden nicht müde werden darf, gewährt Thaipheng schon äußerlich einen andern Eindruck. Es ist die schönste Station, die ich hier in China gesehen habe, in freier Lage und doch in unmittelbarer Nachbarschaft des Hafenplatzes Thaipheng auf der einen, und der Garnisonsstadt Fumun auf der andern Seite. Der Platz, auf dem die Station gebaut wurde, war ein großes Reisfeld und wäre deshalb sehr ungesund gewesen. Darum hat man die eine Hälfte ausgehoben zu einem Fischteich und mit der Erde die andere Hälfte erhöht. Den Teich entlang liegen nun Missionarshaus, Schwesternhaus, Mädchenschule, Kapelle, Gehilfenwohnung und Knabenschule in einer Reihe. Zwischen den Wohnungen und dem Teich ist ein schön angelegter Palmengarten. Fumun, „das Tigertor",

liegt an der Einfahrt ins Delta und bewacht mit seinen starken, von einem Deutschen erbauten Forts den Zugang nach Kanton. Dort ist der Sitz des Admirals der Provinz. Ein früherer Admiral hat hier eine blühende Kriegsschule eingerichtet. Während der Eingang zur Admiralität ganz im alten Stil gelassen ist, macht die Kriegsschule mit ihren hellen, von außen und innen sauberen Gebäuden einen ganz europäischen Eindruck. Große Turnplätze und moderne Turngeräte sind hier wie vor der eigentlichen Kaserne. Die Schule genießt einen guten Ruf, und Hunderte von Schülern strömen ihr aus allen Teilen des Reiches zu. Die Hinneigung zu europäischem Wesen hat bald zu Beziehungen zwischen Kriegsschule und Station geführt, wenn es auch nur war, daß sie z. B. mit ihren europäischen Musikinstrumenten und Noten nicht zurecht kamen und der Missionar weiterhelfen mußte. Einzelne Kriegsschüler kamen manchmal auch zum Gottesdienst, da sie am Sonntag frei haben. In der Neujahrszeit lag auf dem Tisch des Missionars ein ganzer Stoß von Visitenkarten hoher und höchster Herrschaften. Der Verkehr mit diesen Beamten stellt wieder seine eigenen Anforderungen an den Takt und die Bildung des Missionars und birgt seine eigenen Versuchungen in sich.

Daneben blüht die Frauenmission auf. Das hübsche, neu gebaute Schwesternhaus enthält vier Zimmer und ist ganz umgeben von einer breiten geschlossenen Veranda. Es wird von zwei Schwestern bewohnt, die beide aus dem Bibelhaus in Freienwalde hervorgegangen sind. Die eine hat die Gemeindearbeit; sie sammelt die Frauen, die oft so wenig von der Predigt verstehen, sonntäglich nach dem Gottesdienst um sich zu einer Besprechung. Vor der Predigt kommen manche Frauen, um lesen zu lernen; auch will sie nun anfangen, Bibelfrauen auszubilden. Die andere Schwester soll später die Mädchenanstalt leiten, wenn sie die Sprache erlernt hat. Wir waren gerade über den Sonntag dort in Thaipheng. Die Kapelle war ziemlich voll; auch eine Anzahl Heiden waren da. Besonders zahlreich waren die Frauen erschienen, so daß das Frauengastzimmer nachher zu klein war für ihre Versammlung. Das ist ja immer die größte Freude für den Missionar, wenn die Räume zu klein werden.

Noch eins möchte ich von Thaipheng-Fumun erwähnen; da ist am einen Ende der Stadt Fumun, die sich an einem Bergrücken hinzieht, ein stattliches altes Chinesenhaus mit einem schönen, großen Garten dahinter. Hier wirkte Deutschlands größter China-Missionar, D. Ernst Faber, der, was weniger bekannt ist, daneben auch einer der größten Pflanzenkenner Chinas war.

Thaipheng hat gute Dampfbootverbindungen mit Hongkong, Tungkun und Kanton. In wenigen Stunden erreicht man auf dem Dampfboot **Tungkun**, die Hauptstadt eines großen volkreichen Kreises und den Mittelpunkt der Barmer Missionsarbeit. Von einem Hügel an der Stadtmauer aus gesehen, bietet Tungkun ein sehr freundliches Bild wegen der vielen schönen Bäume und grünen Höfe innerhalb der Stadt. Sie ist nicht übermäßig groß, mag etwa 120 000 Einwohner zählen, hat zwei alte Pagoden, interessante Tempel und Klöster, neuere Schulen und sonst allerlei Sehenswertes. Der Hauptteil liegt, wie bei den meisten chinesischen Städen, außerhalb der Stadtmauern. Die Station Tungkun zerfällt in zwei Hälften: die

ärztliche Mission am Fluß, von der schon die Rede gewesen ist, und die alte Station innerhalb der Stadtmauern.

Der Bau des neuen, großen Spitals und damit die Verlegung der ganzen ärztlichen Mission an das Flußufer hat für die alte Station wichtige Folgen gehabt. Die bisherigen Gebäude der ärztlichen Mission, Arztwohnung, Hospital und Poliklinik (Heiltag genannt) wurden, da sie einst durch besondere Sammlung in China und Hongkong erstellt worden waren, der ärztlichen Mission um 9000 Dollar abgekauft. Damit haben nun Predigerseminar und Mittelschule genügend eigene Räume bekommen, wo sie sich entfalten können. Ebenso können nun die Vorsteher des Seminars und der Mittelschule dort wohnen. Ein weiterer Schritt zur Förderung des Schulwesens war die Ernennung eines Missionars zum Schulinspektor. Den Nutzen eines ausgebauten Schulwesens haben wir Basler längst erfahren, da wir schon lange einen Stamm tüchtig geschulter Katechisten haben. Das hat den Barmer Brüdern bis jetzt gefehlt; aber nun dürfen sie in diesem Stück mit guter Hoffnung in die Zukunft sehen. Aber die Gründung einer „Schule für westliches Wissen", d. h. einer höheren Heidenschule als Missionsmittel, wofür sie bereits einen württembergischen Mathematiker gewonnen haben, scheint nun nicht möglich zu werden, und unser Freund wird seine Gaben wohl in den Dienst der christlichen Mittelschule stellen dürfen. Wir machen übrigens in Kayintschu dieselbe Erfahrung; auch die dortige Schule wird sich, wie mir scheint, kaum halten lassen. Neben den beiden Schulbrüdern in Tungkun steht der Stationsmissionar, der in der Stadt, auf den Außenstationen, im Hospital und Aussätzigenasyl ein nur allzureiches Feld seiner Betätigung hat.

Etwa $1^1/_2$ Stunden von der Stadt Tungkun liegt in einsamer Gegend das Aussätzigenasyl; nur einige große Ziegelbrennereien sind in der Nähe. Auf der einen Seite am Fluß gelegen, ist es auf der andern durch einen breiten Wassergraben abgeschlossen. Das Asyl hat zurzeit etwa 120 Insassen, von denen drei viertel Männer sein mögen. Während das Aussätzigenasyl „Jesushilfe" in Jerusalem scharfe Trennung zwischen männlichem und weiblichem Geschlecht verlangt, wird hier die mildere Praxis geübt, so daß wohl im Asyl keine Heirat stattfinden darf, aber Ehen nicht getrennt werden. Es gibt darum gegenwärtig dort neun Familienzimmer. Dr. Kühne geht dabei von der Ansicht aus, daß der Aussatz nicht erblich, wohl aber ansteckend sei, besonders durch Hautverletzungen und durch die Schleimhäute der Nase. Er hofft darum, die Kinder der Aussätzigen — sie haben zum Glück nur wenige — rein erhalten zu können. Sobald es möglich ist, sollen sie von den Eltern getrennt und in ein eigenes, für Kinder von Aussätzigen gestiftetes Heim in Kanton gebracht werden. In Jerusalem scheint man die entgegengesetzte Ansicht zu haben, daß der Aussatz erblich, aber für gewöhnlich nicht ansteckend sei. Die allgemeine Erfahrung hier scheint sehr für die Erblichkeit des Aussatzes zu sprechen; man sagt, er überspringe oft eine Generation. Die Aussätzigen in dieser Kolonie sind ganz sich selbst überlassen; ein tüchtiger, selbst aussätziger Katechist steht über dem Ganzen. Der Arzt kontrolliert nur, namentlich hinsichtlich der Reinlichkeit, und behandelt die mancherlei Krankheiten (z. B. Malaria), denen die Aussätzigen außer ihrem Hauptleiden verfallen.

Er macht auch Heilversuche mit einem jüngst erfundenen Serum. Diese Versuche sind aber so teuer, daß sie, obwohl sie z. T. Erfolg versprechen, doch nur in kleinstem Maßstab ausgeführt werden können. Der Verkehr mit der Außenwelt geschieht durch einen Mann, der die Einkäufe in der Stadt besorgt und die Sachen in einem Laden abliefert, der von den Aussätzigen selbst gehalten wird. Dort können sie alle ihre Lebensmittel kaufen, auch Bücher, oder was sie sonst zum Schmuck des Lebens wünschen. Jeder Aussätzige erhält monatlich ein Kostgeld von drei Dollar (Kinder die Hälfte); es ist so viel, wie wir für gute Kost für einen Dienstboten ausgeben müssen. Dazu erhält jeder jährlich drei Dollar Kleidergeld; Milch, Mehl und Medikamente für Kranke sind frei. Außerdem hat jeder ein kleines Gartenland, das er bebauen kann, soweit seine Kräfte reichen. So haben die Leute ein wirklich sorgenfreies Dasein, und man sieht auch meist zufriedene Gesichter. Wer Pflege und Wartung bedarf, erhält sie von seinen rüstigeren Leidensgenossen und darf sie dafür mit einem Cent (2 Pfg.) am Tag belohnen; dann tun sie es um so williger. Die Kosten des Asyls werden zum kleinsten Teil aus den Eintrittsgeldern gedeckt; diese betragen nur 20—50 Dollar. Einen bedeutenden Beitrag liefern die Regierung und die Notabeln des Kreises Tungkun; das Uebrige wird, abgesehen von einem größeren Beitrag eines Vereins für Aussätzige in England, durch Privatgaben draußen und in der Heimat aufgebracht, ohne Zuschuß aus der Missionskasse. Dr. Kühne hat das Geld, das bei der ersten Sammlung einging, z. T. in Feldern angelegt und hofft so das Asyl mit der Zeit ganz auf sich selbst stellen zu können.

Damit nehmen wir Abschied von unsern Brüdern von der Rheinischen Mission, um über Hongkong zurückzukehren. Doch was sage ich: „Wir nehmen Abschied?" — Sie begleiten uns zum Teil nach Hongkong, um an der ersten Wanderkonferenz der deutschen Missionen in Südchina teilzunehmen. Die ganze evangelische Mission in China steht unter dem Zeichen der Einigung. Die große Konferenz in Shanghai gab diese Parole aus. Aus vielen Provinzen liest man, daß verschiedene Gesellschaften sich zu gemeinsamen Unternehmungen, z. B. für höhere Schulen, zusammengeschlossen haben. Nicht, um sie nachzuahmen, sondern aus demselben innern Bedürfnis heraus haben sich auch die drei deutschen Missionsgesellschaften (sam Ba, d. h. die drei Ba, nennen sie die Christen: Basel, Balin, Bamen) enger aneinander geschlossen. Zu dem, was sie vorher schon Gemeinsames gehabt haben, kommt seit 1. Januar 1908 ein Gemeindeblatt, von Missionar Genähr in Hongkong herausgegeben, und eine Wanderkonferenz zur Besprechung gemeinsamer Fragen. Die erste tagte am 15. Februar d. J. in Hongkong. Es war ein Samstag. Am folgenden Tag wurde in der Basler Kapelle ein Missionsfest gehalten, bei dem Missionare der drei Gesellschaften sprachen. Diese Einigung hat auch bei unsern Christen freudige Zustimmung gefunden. Wir aber haben es mehr, als es an einem Konferenztag oder Missionsfest möglich ist, bei unserer Reise über die drei Barmer Stationen spüren dürfen, daß wir von einem Stamme sind, und das war wohl der beste Ertrag von unserm Besuch bei den Brüdern von der Rheinischen Mission.

Im Lande der Mitternachtssonne.

Aus dem Leben des Eskimo-Missionars Edmund Peck.

Seit Hans Egede, der norwegische Pfarrherr, und die ersten Brüdermissionare in ihrem Liebesdrange dem Völklein der Eskimo an der Westküste Grönlands das Evangelium brachten, ist noch mancher Glaubensbote nach jenen nordischen Regionen ausgezogen. Die eisumgürtete Küste von Labrador, die Gebiete Alaskas, die arktischen Küstenstriche und die Gestade der Hudsonsbai sind seit alter und neuer Zeit die einsamen Arbeitsposten, auf denen Missionare verschiedener Gesellschaften unter den Kindern des eisigen Nordens wirken.

Eine der entlegensten Missionsstätten war bis vor kurzem die im äußersten Norden bestehende Eskimostation auf der Graphit- oder Blacklead-Insel am Kumberland-Sund, auf der sich der englisch-kirchliche Missionar Edmund Peck im Jahr 1894 niederließ, um hier auf dem 65. Grad nördlicher Breite den zerstreut wohnenden Eskimo in der Einöde der Polarwelt das Wort des Lebens zu bringen. Ehe er jedoch so weit nach Norden vordrang, galt sein Dienst demselben Volk am Ostgestade der Hudsonsbai bis an die südlichen Ufer der Hudsonstraße, sodaß er nun über 30 Jahre in dieser Arbeit steht. Welches Maß aber von Liebe und Ausdauer, von Hingebung und Selbstverleugnung dazu gehört, in jenen trostlosen Einöden, in Schnee und Eis, einem armen Völklein von geringer Zahl nachzugehen, das läßt uns ein Buch erkennen, das bereits in zweiter Auflage erschienen ist und worin uns das Wirken und die Erlebnisse von Missionar Peck geschildert werden.*) Ihm sind die nachfolgenden Skizzen nach freier Bearbeitung entnommen.

Nach Hudsonia.

Sehr unerwartet war der Ruf an Edmund Peck ergangen, in die Missionsarbeit unter den Eskimo im Norden von Amerika einzutreten. Denn kaum hatte sich derselbe für den Missionsdienst gemeldet, als er auch schon die Reise nach Hudsonia antreten mußte. Durch seine Lebensführung war er in ganz besonderem Maße für die an Entbehrungen und Gefahren so reiche Arbeit in den unwirtlichen Gebieten des Nordens geeignet. Früh zur Waise geworden, war er schon mit 14 Jahren in die englische Marine eingetreten und hatte elf Jahre lang auf verschiedenen Schiffen gedient und manches erlebt. Auch aus mancherlei Todesgefahr war er wunderbar errettet worden. Der rauhe Seemannsberuf hatte ihn aber auch die eine köstliche Perle finden lassen, und im Verein mit dem einen und andern seiner Kameraden suchte er in aller Treue Gott zu dienen, wiewohl dies an Bord eines Kriegsschiffes bei der bunten Zusammensetzung der auf engem Raum lebenden

*) The Life and Work of the Rev. E. J. Peck among the Eskimos. Hodder and Stoughton. London.

Besatzung nicht so ganz leicht war. Peck trat schließlich in den Dienst der inneren Mission und meldete sich bald darauf in die englisch-kirchliche Mission. Diese nahm ihn Ende 1875 in ihre Voranstalt auf, wo er sich zunächst die nötigen Kenntnisse erwerben sollte, um später in ihr Missionshaus zu Islington (London) eintreten zu können.

Doch hiezu kam es nicht. Schon nach wenigen Monaten erging der Ruf an ihn, den Eskimo am östlichen Gestade der Hudsonsbai als Missionar zu dienen. Hier sollte er sich am Kleinen Walfluß der lernbegierigen Eskimo annehmen, die bis daher nur ab und zu einmal von dem südlichen Moose Fort aus von Missionsbischof Horden*) besucht worden waren. Zwar war dieser entlegene Posten schon dreimal von eingeborenen Gehilfen besetzt gewesen, aber sie waren allesamt dem rauhen Klima erlegen. Verlangend schauten seit Jahren die hier ansässigen und die zum Tauschhandel sich einstellenden Eskimo nach einem Lehrer des Evangeliums aus. Als solchen sollten sie nun Peck, den ehemaligen Seemann erhalten.

Am 11. Juli 1876 begab sich dieser an Bord des Segelschiffes, das alljährlich einmal den Verkehr zwischen England und jenem entlegenen Erdenwinkel herstellte. Die Fahrt war nicht ohne Gefahren, wie sie jene nordischen Gewässer mehr oder weniger mit sich bringen. Besonders war dies der Fall, als man sich der Hudsonstraße näherte, um das weite Seebecken der Hudsonsbai zu gewinnen. Mächtige Eisberge, die von der Strömung daher getrieben wurden, mußten vom Schiff sorgfältig gemieden werden. Noch gefährlicher war das Treibeis, das von den Küstenstrichen losgelöst, meilenweite Flächen bedeckte, dabei in forttreibender Bewegung war und dem Fahrzeug, das kein eisbrechender „Fram“ war, den Untergang drohte. Glücklich erreichte es jedoch am 7. Sept. 1876 sein Ziel Moose Faktory am Südende der Jamesbucht, wo Peck von Bischof Horden und seiner Frau aufs wärmste willkommen geheißen wurde.

Aber nur kurz durfte er sich hier aufhalten, wollte er vor dem einsetzenden rauhen Winter sein letztes Ziel, den kleinen Walfluß erreichen. Er brach deshalb schon nach wenigen Tagen in einem Boot dahin auf. Als Begleiter hatte er einige Indianer als Bootsleute und einen christlichen Eskimo aus Labrador als Dolmetscher bei sich. Es war eine lange, mühsame Fahrt der Küste entlang, wobei man gegen 150 Wegstunden nach Norden zurücklegen mußte. Sie lief auch nicht ohne Mißgeschick ab. Man war schon drei Wochen unterwegs, als dieses eintraf. Sie hatten eben ein Kap umsegelt, als der Wind gegen Abend umsprang und sie nötigte, dem Ufer zuzusteuern. Hier ging man, als es bereits dunkel war, vor Anker, und Peck überließ den Indianern, die die Ortsverhältnisse kannten, die Fürsorge fürs Boot. Dieses wurde in einer kleinen Bucht verankert, und man begab sich mit den nötigsten Habseligkeiten in das nahe Gehölz, wo man ein einfaches Indianerzelt aufschlug. Ermüdet von der Reise legten sich alle zur Ruhe. Während der Nacht aber fing es an zu stürmen, und unheimlich schlugen die

---

*) Ueber Bischof Hordens Wirksamkeit findet sich Näheres im Missions-Magazin 1895, S. 18 ff.

Wogen ans felsige Gestade. Mit einiger Besorgnis erhob sich Peck, sobald der Tag graute, vom Lager und eilte an den Strand. Was er hier erblickte, war nicht eben erfreulich. Das Boot lag hoch oben auf dem Ufer, wohin es die schwere Dünung geworfen hatte, und von der Ladung lagen die einzelnen Stücke an den Felsen entlang zerstreut. Das Schlimmste aber war, daß das Boot nicht unbeträchtlich beschädigt war. Nicht nur war der Kiel aus seiner Lage geraten, es waren auch einige Planken auseinander getrieben. In aller Eile sammelte man die zerstreut umherliegenden Gegenstände und suchte, was zu retten war. Allein der Inhalt verschiedener Kisten, in die das Wasser gedrungen war, war meist verdorben; nur die Kleidungsstücke waren zum Glück in gutem Zustand.

Es galt nun vor allem das Boot wieder seetüchtig zu machen. Die Indianer sammelten Federharz, das sich an den Gebüschen fand und im Notfall den Dienst von Pech versieht. Währenddem brach Peck einige Kisten auf, um die Nägel zur Bootreparatur zu benützen. Zum Glück fand sich auch etwas Segeltuch. Erst am folgenden Tage konnte man an die Ausbesserung des schadhaften Fahrzeuges gehen. Man zündete ein tüchtiges Feuer an und machte das Federharz flüssig. Dann wurde das Boot mit dem Kielboden nach oben umgelegt und durch verschiedene Lagen von Federharz und Segeltuch, das darauf genagelt wurde, wasserdicht zu machen gesucht. Endlich war die Sache getan; aber wieder mußte die Weiterreise um einen Tag verschoben werden, da inzwischen widriger Wind eingesetzt hatte. Mit einiger Sorge schaute Peck in die Zukunft; denn der Proviant drohte auf die Neige zu gehen. Das Mehl war durch das eingedrungene Seewasser verdorben und nur der Zwieback war trotz des Naßwerdens einigermaßen genießbar. Erst am folgenden Tage war der Wind so weit günstig, daß man an die Abfahrt denken konnte. Allein, als man das Boot ins Wasser schob, zeigte sich's, daß es noch nicht dicht und seetüchtig war. Wieder mußte das Boot ausgeladen und noch einmal repariert werden. Endlich war man so weit, die Fahrt fortzusetzen, und obschon Wind und Wetter nicht am freundlichsten waren, gelangte man mit dem schadhaften Fahrzeug glücklich am Kleinen Walfluß an.

Hier befand sich der am weitesten vorgeschobene Handelsposten der Hudsonsbai-Kompanie, zu dem sich die Eskimo von weit und breit einstellten, um ihre Jagdbeute gegen europäische Artikel auszutauschen. Der Missionar konnte deshalb keinen günstigeren Punkt wählen, um mit möglichst vielen Eskimo in Verkehr zu treten, denn der Platz war für diese gewissermaßen ein Sammelort, während sie sonst auf ihren beständigen Wander- und Jagdzügen schwer zu erreichen waren.

Peck wurde von den Beamten der Handelsgesellschaft aufs zuvorkommendste aufgenommen und erhielt auch von ihnen eine Unterkunft, bis eine Wohnung für ihn auf Kosten der Handelsgesellschaft errichtet sein würde. Dies geschah denn auch ohne Verzug. Das Bauholz hiezu wurde zu Schiff aus großer Entfernung herbeigeschafft, und in kurzem war eine kleine, einfache Blockhütte für ihn aufgeschlagen. Die Zwischenräume zwischen den aufliegenden Balken wurden mit Werg ausgestopft und das Innere, das nur

ein einziges Zimmer enthielt und zugleich Wohnstube und Küche bildete, durch einen kleinen eisernen Ofen erwärmt.

Und nun begann eine regelrechte Junggesellenwirtschaft; denn der Missionar hatte in allem für sich selbst zu sorgen, zu kochen und zu backen. Viele Lebensmittel, wie Mehl, Zucker, kondensierte Milch u. a. mußte er von Moose Faktory beziehen. Zugleich machte sich Peck hinter die schwere Aufgabe der Erlernung der Eskimosprache, deren Aneignung viel Mühe und Geduld erforderte.

Unter den Eskimo.

Es war nur ein kleines Völklein, mit dem der Missionar auf seinem entlegenen Arbeitsposten in Berührung kam, denn äußerst spärlich ist die Bevölkerung überhaupt in jenen nordischen Gebieten. Man darf da keinen Vergleich anstellen mit der Wirksamkeit der Mission in Indien und China, wo man es mit Hunderttausenden, ja mit Millionen Volks zu tun hat, z. B. in großen Städten. In den weiten Einöden der arktischen Zone sieht sich der Bote des Evangeliums keinem solchen Völkermeer gegenüber, sondern er muß zufrieden sein, wenn er einigen Wenigen ein Führer zum Leben sein darf. Aber er weiß auch, daß manches Samenkorn, das er unter diesen ausstreut, weitergetragen wird und daß sein Einfluß unter Umständen auch solche erreicht, die vielleicht nie in Berührung mit dem Missionar kommen; denn weithin streift der Eskimo auf seinen Jagdzügen über Eis- und Schneegefilde, wohin ihm der Fuß des Missionars nicht zu folgen vermag.

Zu seiner Freude lernte Peck die am Kleinen Walfluß ansässigen Eskimo als sehr lernbegierige und aufmerksame Schüler kennen. Doch war es zunächst wohl mehr Neugierde als Heilsverlangen. Da er weder Händler noch Beamter war, konnten sie sich seine plötzliche Ankunft gar nicht recht erklären. Einer meinte deshalb in allem Ernst, er sei vom Himmel heruntergefallen, um den Eskimo zu helfen. Andere waren davon gerührt, daß er sie in ihren schmutzigen Behausungen besuchte, die sonst kein Weißer zu betreten wagte. Noch größer war ihr Erstaunen, als sie sein kleines Blockhaus betreten durften und hier manche europäische Artikel erblickten, die ihnen gänzlich fremd waren. Eines Tages betrat eine besonders schmutzige Gesellschaft dieser Leute den reinlichen Raum seiner Wohnung. Ihre Haut klebte geradezu von Fett und Schmutz. Peck konnte nicht umhin, den Leuten einen Spiegel vorzuhalten, worin sie ihr abschreckendes Aeußere betrachten konnten. Dann führte er sie zu einem Gefäß voll Wasser, reichte ihnen ein Stück Seife und forderte sie auf, ausgiebigen Gebrauch davon zu machen und sich recht gründlich das Gesicht zu waschen. Die Leute faßten die Sache als Humor auf und gingen unter Lachen daran, von der Einladung Gebrauch zu machen. Nach vielem Reiben, Bürsten und Kratzen löste sich eine Schmutzkruste um die andere. Ein Blick in den Spiegel, den sie dann tun durften, rief natürlich ihr größtes Erstaunen hervor. Sie waren nicht mehr wiederzuerkennen, und die Veränderung, die das Wasser und die Seife auf ihrem Gesicht hervorgerufen hatte, war geradezu erstaunlich.

Die Leute waren auch sehr begierig, zu erfahren, auf welche Weise der eine und andere europäische Gegenstand, der ihnen unbekannt war, hergestellt werde. Besonders interessierten Ton- und Porzellangeschirre sie sehr, und als er ihnen erklärte, daß sie aus einer gewissen Erdmasse geformt und dann in großer Hitze „gebacken" würden, so war ihr Erstaunen so groß, daß sie den Weißen für den Inbegriff aller Wunder hielten. Etwas wie eine Uhr hielten sie geradezu für ein lebendes Wesen und waren nicht zu überzeugen, daß es ein Fabrikat sei. Ihr Ticken hielten sie für die Sprache des wunderbaren Dinges und meinten, wenn es aufhörte zu ticken, daß es gestorben sei.

Aber so lern- und wißbegierig auch die Eskimo sich zeigten, ihr Hauptinteresse galt doch in erster Linie dem Handel, und diesem, dem Umtausch von Waren, widmeten sie demgemäß auch den größten Teil des Tages. Missionar Peck war deshalb darauf angewiesen, seine Abende zu opfern, um den Leuten näherzutreten und sie in ihren Schneehütten mit dem Evangelium bekannt zu machen. Er scheute dabei nicht die bittere Kälte und kroch auf Händen und Knieen durch den schmalen, niedrigen Schneetunnel, der zu der runden Wohnstätte von Schnee führte. Hier empfing ihn eine schier unerträglich schwüle, stinkende Atmosphäre, der keine frische Luft zugeführt wurde. Der europäische Besucher meint darin ersticken zu müssen, oder es wird ihm geradezu übel. Wohin sein Auge blickt, ist alles mit Schmutz und geronnenem Blut bedeckt. Da liegen Speisereste und roher Seehundsspeck umher, alles klebt von Tran und Fett. Die ganze Umgebnug ist nichts weniger als appetitlich. Nichtsdestoweniger darf sich der Missionar nicht zurückschrecken lassen und er muß seine Pflegebefohlenen nehmen wie sie sind.

In solcher Umgebung hielt Peck seine winterlichen Abendversammlungen mit den Eskimo. Bei dem düstern Schein einer Tranlampe hielten die Leutchen ihre Bücher in den fettigen Händen und sangen mit ihm Lieder zur Ehre Gottes. Und inmitten der eisigen Einöde waren es Stunden des Segens und der Erfrischung, die er im Kreise seiner Nordländer verlebte.

Nach den kurzen Sommermonaten des Jahres 1877 mußte indes Peck noch einmal für eine Zeitlang nach Moose Fort zurück, um sich hier in aller Stille auf die Ordination vorzubereiten, die er von dem würdigen Bischof Horden erhalten sollte. Letzterer war überglücklich, in Peck einen für die nordische Missionsarbeit so geeigneten Mann erhalten zu haben, und mit Freuden erteilte er seinem Mitarbeiter am 3. Februar 1878 die kirchliche Weihe. Aber erst im Juli war es diesem möglich, zu seinen Eskimo am Kleinen Walfluß zurückzukehren. Er besuchte dabei unterwegs einige Niederlassungen der Handelskompanie und traf hier mit einzelnen Indianertrupps zusammen, die er bei dieser Gelegenheit mit dem Wort des Lebens bedienen konnte.

Bei seiner Ankunft am Kleinen Walfluß wurde er von den dortigen Eskimo freudig bewillkommt, und mit neuem Eifer wurde die Arbeit unter ihnen aufgenommen. Er durfte auch Beispiele aufrichtiger Bekehrung und standhafter Glaubenstreue an ihnen erleben. So kam u. a. eine heidnische Frau mit ihren Familiengliedern um des Tauschhandels willen auf die Station. Sie wurde eine treue Schülerin und aufmerksame Hörerin des Worts. Einige Zeit darauf mußte sie wieder weiterziehen. Während sie sich mit den

Ihrigen in einer Schneehütte auf dem Eise aufhielt, erkrankte sie ernstlich und wurde während dieser Zeit von ihren heidnischen Nachbarn beständig gedrängt, sich den Händen der Zauberer zu überlassen. Aber die Frau wollte nichts davon wissen und blieb standhaft, bis sie im Glauben an ihren Heiland entschlief. Andere lieferten dem Missionar ihre Zaubermittel aus und bekannten sich zu Jesu. Bei manchen freilich kam es vorderhand nur so weit, daß sie ihr Vertrauen zu den Zauberern verloren, während sie sich von ihren Amuletten nicht trennen konnten. Peck ging auch mit der Taufe nur sehr vorsichtig und langsam voran, um in seiner kleinen Gemeinde einen guten Grund zu legen. Ernste Lebenserfahrungen waren mitunter in Gottes Hand das Mittel, den einen und andern Eskimo für die Taufe vorzubereiten. Davon nur ein Beispiel, das zugleich zeigt, welchen Gefahren die Eskimo in ihrem Kampf ums Dasein ausgesetzt sind.

Da war einer, namens Neppingerok. Er war ein intelligenter Bursche, der zwar sehr lernbegierig war, aber wenig Verlangen nach geistlichen Bedürfnissen zeigte. Eines Tages im Herbst, als der Frost einsetzte und die See sich mit Eis bedeckte, wagte er sich auf dieses hinaus, obschon es noch nicht die erforderliche Stärke hatte, und ging auf den Seehundsfang. Nahrungsnot, in der er sich mit seiner Familie befand, ließ ihn das Wagnis unternehmen. Als er sich ziemlich weit draußen auf der zugefrorenen See befand, erhob sich plötzlich ein Sturm, das dünne Eis wogte auf und nieder und ging in Stücken. Schließlich befand sich Neppingerok nur noch auf einer kleinen Eisscholle, die vom Sturm dahingetrieben wurde. Jeden Augenblick glaubte er, die Scholle würde zerschellen, aber Gottes Hand bewahrte ihn vor dem nassen Grab. Der Sturm ließ plötzlich nach und der Wind drehte sich. Die Scholle wurde dem Lande zugetrieben. Aber erst nach zwanzig bangen Stunden gelang es ihm, den festen Boden wieder zu gewinnen. Er war nun zwar gerettet, aber seine Gesundheit war dadurch stark erschüttert; die galoppierende Schwindsucht setzte bei ihm ein. Missionar Peck besuchte ihn fleißig auf seinem Krankenlager und brachte ihm den Trost des Evangeliums. Der Kranke war dafür zugänglich, und sein Herz fand bei seinem Heiland den Trost, dessen er bedurfte. Er drang zum lebendigen Glauben durch, und so konnte er noch vor seinem seligen Ende in den Tod Jesu getauft werden.

Segen der Arbeit.

Ueber Jahr und Tag wirkte Peck in der nordischen Einöde unter seinen Eskimo am Walflusse und er war auch bestrebt, den Indianern, die des Handels wegen gelegentlich auf die Station mit ihrer Jagdbeute kamen, mit dem Evangelium nahezukommen. In dieser Tätigkeit wurde er zu seiner Freude vom Sommer 1879 ab von einem der Beamten so viel als möglich unterstützt, sodaß es ihm nicht ganz an geistlicher Gemeinschaft fehlte und ihm die Einsamkeit weniger drückend wurde. Dabei war die Errichtung eines kleinen Kirchleins, dessen eiserne Bestandteile ihm von Europa aus zugeschickt wurden, ein Ereignis für ihn und die Eskimo. Für diese war das Kirchlein,

das innerhalb acht Wochen von Peck aufgeschlagen und am 26. Oktober durch einen Gottesdienst eingeweiht wurde, ein wahres Weltwunder. Staunend gingen sie um das kleine Kirchengebäude herum und befühlten die Eisenplatten, wobei sie sich gar nicht erklären konnten, wie man aus diesem harten, spröden Stoff einen solchen Bau aufführen könne. Andere sahen kopfschüttelnd an dem kleinen Türmchen hinauf und verwunderten sich über dessen Aufbau. Ihr Erstaunen erreichte aber den höchsten Grad, als sie vollends das Innere des Kirchleins mit seinem schönen Gestühl erblickten. Es war ihnen geradezu ein Stück neuer Welt, in die sie sich anfangs gar nicht finden konnten. Bald darauf konnte Peck auch verschiedenen seiner Pflegebefohlenen die hl. Taufe erteilen und andere dafür vorbereiten.

In der Arbeit an den Eskimo war ihm dabei ein alter Eingeborener, namens Molukto, von großer Hilfe. Er war zwar ein Krüppel und schon etwa 60 Jahre alt, aber er tat was er konnte, um seine Volksgenossen zu ermahnen und sie auf Jesum hinzuweisen. Wenn er wegen seines Leidens nicht von der Stelle konnte, ließ er sich auf einen Schlitten setzen und so zu seinen Landsleuten führen, um sie zu unterrichten. Molukto war dem Missionar auch im Sprachstudium eine unschätzbare Hilfe. Obschon er kaum ein Wort Englisch verstand, so wußte er sich doch merkwürdig leicht verständlich zu machen. Zudem war er außerordentlich lernbegierig und er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, sich fortzubilden. So konnte er stundenlang über einem Buche sitzen und sich dessen Inhalt aneignen. Und wie er, so gab's noch manchen unter seinen Volksgenossen, der zur Freude des Missionars Eifer und Fleiß im Unterricht zeigte.

Bei alledem fühlte sich Peck doch sehr abgeschieden von der Welt, und die Einsamkeit machte sich oft recht fühlbar. Wohl ist der Missionar da und dort auf seinem Arbeitsfelde mehr oder weniger allein auf sich angewiesen und er vermißt den Umgang mit seinesgleichen, aber bei dem heutigen ausgedehnten Weltverkehr steht er doch meist in brieflichem Verkehr mit der Heimat und es erreicht ihn Botschaft von dort durch eine regelmäßige Postverbindung. Aber auch davon ist der Missionar in der arktischen Zone ausgeschlossen; hier ist die Vereinsamung eine vollständige und er ist sich selbst und seinem Gott überlassen. Da gelangt, wenn es gut geht, nur alle Jahre einmal eine Kunde von ihm in die Heimat und solche von dort zu ihm. Währenddem können die größten Weltereignisse vor sich gehen und sich allerlei Vorgänge in der Familie ereignen, der im fernen Norden weilende Einsiedler erfährt nichts davon, bis sie durch andere Vorgänge längst in den Hintergrund gedrängt sind. Er ahnt von allem nichts, und geduldig muß er warten, bis ihm das jährliche Schiff Kunde von der Außenwelt bringt. Einförmig schleicht Tag um Tag, Woche um Woche, Monat um Monat dahin, und wenig Abwechslung bietet das Leben in der nordischen Einöde. Und doch findet der rechte Missionar reichlichen Ersatz in seinem Wirken unter den heilsbedürftigen Bewohnern jener Zone. In diesem Sinne fand auch Peck in seiner Lebensaufgabe volle Befriedigung und arbeitete mit großer Freude unter seinem Eskimo-Völklein. Selbst seine äußeren Lebensverhältnisse erschienen ihm unter diesen Umständen weit erträglicher als man meinen sollte, denn er schreibt:

„Wahrscheinlich möchtet ihr gerne zu Hause wissen, wie ich's fertig bringe, die langen Wintermonate in diesem Lande zu verleben. Allein es ist nicht so schlimm; denn ich fühle mich verhältnismäßig ganz behaglich. Da ich ein recht nettes Blockhäuschen besitze, so kann ich mir's darin mit Hilfe eines Ofens erträglich warm machen. Gehe ich ins Freie, so trage ich einen dicken Pelzrock, der mir die Kälte vom Leibe hält. Halte ich mich aber bei den Eskimo auf und muß ich in ihren Schneehütten übernachten, so hülle ich mich in eine große Pelzdecke ein und schlafe darin recht gut. Die Luft ist allerdings äußerst kalt, aber doch so rein und wohltuend und dabei stärkend, daß es nicht halb so schlimm ist, wie es scheinen könnte. Auch mit den Nahrungsmitteln ist es nicht übel bestellt; denn wenn es genug Renntiere gibt, so sind wir auch mit Fleisch hinreichend versehen, und außerdem versorgen uns die Eskimo mit Kaninchen und Hasen, sodaß wir keineswegs Gefahr laufen zu verhungern, wenn es auch keine englischen Leckerbissen gibt. Was aber meine tägliche Beschäftigung betrifft, so fehlt's an solcher Tag für Tag nicht; denn da gibt es immer etwas zu studieren, und sodann habe ich jederzeit meine Eskimo um mich her, die ich zu unterrichten habe. Zu alledem habe ich auch für die Küche und andere Hausgeschäfte zu sorgen, sodaß ich keine Zeit finde, meine Hände ruhen zu lassen."

Aber auch der Umgang mit den sonst so tiefstehenden Eskimo bot dem Missionar manche Anregung, und er fand an ihnen manches zu bewundern. So gibt er z. B. folgende Schilderung von ihnen: „Sie sind durchaus nicht die verkümmerte Rasse, für die man sie gewöhnlich hält. Es ist wahr, sie sind nicht gerade groß und schlank, aber sie sind untersetzt und stark gebaut. Außerdem sind sie ein höchst gutmütiges, harmloses Völklein. Ihr solltet nur einmal einen Trupp von ihren Fangplätzen am Kleinen Walfluß ankommen sehen, wie sie vergnügt und zufrieden dreinschauen. Die Frauen sind besonders interessant in ihrem Aufzug, wenn sie mit ihren kleinen Kindern daherkommen, die ganz drollig aus der Kapuze hinten hervorgucken. Ich wundere mich oft, daß die kleinen Dinger nicht halb erfroren sind, aber sie scheinen sonderbarerweise die Kälte weniger zu empfinden als ihre Eltern. Sobald die Kleinen auf ihren eigenen Beinen stehen und daher watscheln können, werden sie in warme Pelzkleider gesteckt. Manche von ihnen sind so dick und in ihren Winterkamisolen so kugelrund, daß man meint, man könnte, ohne ihnen weh zu tun, sie wie einen Ball umherrollen oder mit ihnen kegeln. Sodann muß man zum Ruhme der Eskimo sagen, daß sie nicht nur sehr gutmütig, sondern auch außerordentlich lernbegierig sind, sodaß man sich gern keine Mühe mit ihnen verdrießen läßt."

Hin und her in der Einöde.

Im Januar 1881 vernahm Peck, daß voraussichtlich ein zahlreicher Trupp Eskimo auf der Handelsstation am Großen Walfluß eintreffen werde. Er beschloß deshalb den Platz, der gegen 60 englische Meilen weiter südlich lag, zu besuchen. Die Reise dahin sollte etwa zwei Tagereisen auf dem

Hundeschlitten dauern. Man denkt sich vielleicht eine solche Fahrt recht amüsant, wenn unter lustigem Schellengeläut der Schlitten über die eisige Fläche dahinfliegt; aber wir dürfen nicht vergessen, daß das Reisen in der arktischen Zone kein sonderliches Vergnügen ist. Das Eis ist durchaus nicht immer eine glatte, ebene Fläche, sondern ist oft hoch aufgeschichtet und holperig. Kein Wunder, wenn der Schlitten die ärgsten Stöße aushalten muß und oft hin- und hergeschleudert wird. Dabei verliert wohl auch der Insasse gelegentlich sein Gleichgewicht und fliegt über Bord. Ferner versagt auch bisweilen das Hundegespann oder es gehorcht nicht dem Zügel. Die Hunde fangen an, sich gegenseitig zu beißen und aufeinander loszugehen. Dabei kommt ihr Geschirr in Unordnung, die Zugleinen verwickeln sich und das ganze Gefährt gerät ins Stocken. Oder es nimmt der eine oder andere Hund während des Rastens Reißaus, verscharrt sich in den Schnee und will sich nicht finden lassen. Dazu kommt noch die bittere Kälte mit eisigem Wind und starkem Schneetreiben. Diese grimmige Kälte spottet selbst des dicksten Pelzes und dringt bis auf die Knochen. Und langt der Reisende schließlich an seinem Ziele an, so erwartet ihn kein behagliches Herdfeuer, keine warme Mahlzeit, kein freundlicher Willkomm der Seinen, sondern nur Eis und Schnee umstarren ihn.

Doch, sobald sich dem Missionar irgendwo Gelegenheit bietet, den Kindern des Nordens nahe zu kommen, darf ihn selbst die Unbill des Wetters und die Strapaze der Reise nicht schrecken. Denn nur in einzelnen Trüpplein erscheinen die wandernden Eskimo oder die herumstreifenden Indianer in jener Einöde auf den einzelnen Handelsstationen.

So machte sich denn auch Peck im Februar 1881 mit einem einzigen Gefährten, einem Eskimo, nach dem Großen Walfluß auf, in der Hoffnung, diesmal eine größere Anzahl von Eingeborenen dort anzutreffen. Sie erreichten den Handelsposten trotz heftigem Gegenwind am zweiten Tag, aber seine Hoffnung hatte ihn diesmal getäuscht. Es waren nur einige Personen, die da ihr Lager aufgeschlagen hatten. Doch er tröstete sich damit, daß er sich umsomehr den einzelnen widmen konnte.

Fünf Tage weilte er bei ihnen; dann trat er eine neue Fahrt an, um nach andern Trüpplein auszuschauen, die er weiter südlich auf einigen Inseln vermutete. Er fand daselbst auch wirklich einige Schneehütten, die von Leuten bewohnt waren. Mit aufrichtiger Freude wurde Peck von ihnen aufgenommen, und am flackernden Schein einer Tranlampe unterrichtete er sie im Lesen und in der christlichen Wahrheit. Daneben wurde fröhlich gesungen und Gottes Wort gelesen. Dann hüllte sich der wandernde Evangelist in eine Renntierhaut und legte sich zum Schlafe nieder, während der Eingang zur Schneehütte mit einem großen Schneeblock verrammelt wurde. So in Schnee gebettet, spürte niemand etwas von der bitteren Kälte und dem eisigen Winde, der draußen über das winterliche Gefilde strich.

Am folgenden Morgen setzte er seine Fahrt fort, um noch weitere zerstreute Eskimo aufzusuchen. Zwar zeigte das Eis hie und da breite Risse, aber mit Windeseile setzte der leichte Schlitten darüber hinweg. Und wieder stieß er auf eine einzelne Niederlassung mit einigen Bewohnern, denen er in ihrer Einsamkeit ein Tröster und Lehrer sein konnte.

Erst im März kehrte Peck von seiner Wanderung an den Großen Walfluß zurück, der für mehrere Wochen hindurch sein Standquartier blieb, um nach den verschiedensten Richtungen hin das Land auf der Suche nach dessen Bewohnern zu durchstreifen. Aber nicht nur auf die Eskimo war sein Augenmerk gerichtet, es lag ihm auch daran, den zerstreuten Indianerhorden nachzugehen, die in jenen Wildnissen von Hudsonia ihre Jagdgründe aufsuchen. So machte er sich im Mai 1881 in Begleitung eines Missionars Eduard Richards auf, um die Kri-Indianer bei Fort George im Süden zu besuchen. Er schreibt darüber:

„Das Wetter war günstig und das Eis in erträglichem Zustande, sodaß wir rasch vorwärts kamen. Wir sahen unterwegs mehrere Seehunde auf dem Eis liegen, die sich da sonnten. Solch eine Gelegenheit zum Jagen lassen sich die Eskimo nicht entgehen. Auf dem Eise hingestreckt kriechen sie behutsam an ihre nichtsahnende Beute heran und suchen sie mit ihren Harpunen zu erlegen. Aber das ist nicht so leicht ausgeführt, denn die Seehunde haben ein erstaunlich scharfes Gehör, und wenn sie nur das geringste Geräusch vernehmen, verschwinden sie sofort in den Eislöchern, neben denen sie gewöhnlich liegen.

Nach mehrstündiger Schlittenfahrt erreichten wir ein Eskimo-Lager, in dessen größtem Zelt wir am Abend eine Versammlung hielten. Dabei erzählte mir ein Eskimo, wie seine Frau während ihrer Krankheit im letzten Sommer ihren größten Trost darin gefunden habe, daß sie ihren Heiland und Erlöser kenne, wie sie die wenigen Lieder, die sie wußte, immer und immer wieder sich vorgesagt habe und so schließlich selig entschlafen sei."

So suchten die beiden Missionare bald da, bald dort die wandernden Eskimo auf und bedienten sie mit dem Lebenswort. Schließlich aber nötigte sie der zu Ende gehende Proviant, so schnell als möglich dem Ziel ihrer Reise, dem Fort George, zuzueilen. Zugleich hatte ihnen der dortige Stationsbeamte versprochen, ihnen einigen Proviant entgegen zu schicken. Sie mußten also darauf bedacht sein, die Ueberbringer desselben unterwegs zu treffen. Aber sie schauten lange vergeblich nach den Indianerboten aus, die die ersehnten Lebensmittel überbringen sollten. Diese wurden mit jedem Tage knapper. Endlich am 7. Juni trafen sie ein. Die Indianer waren durch ungünstige Eisverhältnisse ungewöhnlich lange aufgehalten worden und es war die höchste Zeit, daß sie mit dem Proviant anlangten.

Nach großen Beschwerden erreichten die Reisenden am 16. Juni das an der Hudsonsbai gelegene Fort, wo sich Peck über einen vollen Monat aufhielt. Seine Arbeit galt hier den Indianern, die auf dem Handelsposten ihre Jagdbeute gegen europäische Waren austauschten. Unter den beiden Indianern, die er taufen durfte, befand sich auch einer, der längere Zeit als Beschwörer und Teufelspriester amtiert hatte und nun ein neues Leben begann. Auch sonst zeigte sich unter den anwesenden Rothäuten ein Zug nach der Wahrheit, denn es fanden sich manche, die des Missionars Unterricht nachsuchten. Besonders erfreulich war die Schlußversammlung, die Peck mit den Indianern und Eskimo gemeinsam hielt, ehe er die Rückreise an den Kleinen Walfluß antrat. Da sammelte er die Indianer und Eskimo, die

sich sonst als Heiden tödlich hassen und keinerlei Gemeinschaft mit einander haben, um sich, und vereint sangen sie zu Gottes Preise und knieten mit einander zu gemeinschaftlichem Gebete nieder. Da konnte man aufs neue sehen, daß das Christentum auch die nationale Schranke beseitigt, die sonst die Heidenvölker verschiedenen Stammes in bitterer Feindschaft trennt.

Mit Dank gegen Gott konnte Peck in jenem Jahr auf den Ertrag seiner Arbeit zurückblicken. Seine Eskimogemeinde in der weiten Einöde war nach innen und außen gewachsen. Sie zählte damals 64 Erwachsene und 40 Kinder, wozu noch 40 Taufbewerber kamen.

Weiter nach Norden.

Ueber sechs volle Jahre hatte Peck in der Einöde des Nordens seinen Eskimo gedient, als er endlich daran dachte, im folgenden Sommer 1883 einen Besuch in der englischen Heimat zu machen und sich in den christlichen Kreisen der zivilisierten Welt wieder zu erfrischen. Aber er mußte diesmal sein Heimweh überwinden; denn sein Missionsberuf führte ihn statt nach England noch weiter nach Norden, zur Ungava-Bai an der Hudsonstraße.

Dreimal versuchte er zu jenem entlegenen Gebiet vorzudringen, aber jedesmal stellten sich ihm unüberwindbare Schwierigkeiten entgegen, die ihn zur Umkehr nötigten. Schon im Sommer 1882 versuchte er zum zweiten Male den Weg dahin längs der Küste der Hudsonsbai; aber die hier lagernden Eismassen ließen ihn nicht vorwärts kommen. Er versuchte es dann im Winter desselben Jahres, mit dem Hundeschlitten auf dem Landwege die Halbinsel von Labrador zu kreuzen; aber seine Hoffnung, unterwegs allerlei Wild anzutreffen und durch dessen Jagdbeute seinen Proviant ergänzen zu können, täuschte ihn. Elf Tagereisen weit stieß er in der leblosen Eiswüste auf keine einzige Wildspur und wohl oder übel mußte er, um nicht unterwegs zu verhungern, den Versuch aufgeben.

Erst im Sommer 1884 gelang es ihm, mit Gottes Hilfe nach unsäglichen Mühseligkeiten das Gestade der Ungava-Bai zu erreichen. In einem Kanoe, das von vier Indianern gerudert wurde, brach er am 17. Juli 1884 dahin auf. Die Fahrt ging zuerst bis zum Richmond-Golf; dann ging es landeinwärts auf den Flußläufen weiter, die mit verschiedenen kleinen und größeren Seen in Verbindung stehen. Die Reise war mit großen Hindernissen und Fährlichkeiten verbunden, da es Stromfälle, Klippen und seichte Stellen zu überwinden gab. Unzähligemal mußte Ladung und Boot auf den Schultern der Leute über Land getragen werden, um unpassierbare Stellen zu umgehen. Dreimal erlitt das Rindenkanoe ernstlichen Schaden und mußte mühsam ausgebessert werden. Starke Strömung und hochgehende Wellen erforderten die größte Kaltblütigkeit und sorgfältigste Handhabung des Steuers. Dazu wehte ab und zu ein eisiger Sturmwind und die Nachtlager wurden durch die lästigen Moskito zur Qual gemacht. Dagegen gab's auf den vielen Inselchen, mit denen die Binnenseen besetzt waren, reichlich Wild, und auch der Fischfang ließ die Reisenden nicht Not leiden.

Endlich, am 11. August, erreichten sie am Abend den Handelsposten Fort Chimo, dessen europäischer Beamter den seltenen Besuch in seiner Einsamkeit mit Freuden begrüßte. Drei volle Wochen verblieb Peck auf dieser entlegenen Station und unterrichtete die hier ansässigen Eskimo, denen die Botschaft des Heils etwas ganz Neues war. Sie waren aber auch gelehrige Schüler und die Hütte des Missionars wurde fleißig von solchen aufgesucht, die über das Heil ihrer Seele und die ewigen Dinge Aufschluß zu haben wünschten. Und der Same des Lebenswortes, der hier in der starren Eiswüste unter den Kindern des Nordens ausgestreut wurde, fiel auf einen fruchtbaren Herzensacker. Das erfuhr Peck erst viele Jahre später.

Es war im Frühling 1899, daß ein Missionar der Brüdergemeine, namens Stecker, von Labrador her bis zur Ungava-Bai vordrang und die dort ansässigen Eskimo aufsuchte. Die Reise dahin durch weichen Schnee und reißende Gewässer war mit den erdenklichsten Schwierigkeiten verbunden, aber umso erfreulicher war die Ueberraschung, die ihm an der entlegenen Ungava-Bai zuteil wurde. Missionar Stecker fand daselbst nichts Geringeres als eine wirkliche Erweckung unter den dortigen Eskimo vor, und zwar datierte sich dieselbe aus der Zeit von Pecks Besuch. Diese Erweckung hatte sich von da weiter nach Norden verbreitet und auch die Leute von Kangiva und von der Insel Akpatok ergriffen. Selbst bis über die Hudsonstraße hatten ihre Wellen geschlagen. Es war augenscheinlich Gottes Werk, das hier in den Seelen der Bewohner seinen Anfang genommen hatte. Die Eskimo hatten vollständig mit ihren altheidnischen Zaubergebräuchen gebrochen und ihr Antlitz wie ihr ganzes Aeußere trug den unverkennbaren Stempel einer gänzlichen Umwandelung. Sie beobachteten den Sonntag als Ruhetag, und jung und alt beschäftigte sich aufs emsigste damit, lesen und schreiben zu lernen. Der Katechismus und die Auszüge aus der Bibel, die ihnen Peck seinerzeit zurückgelassen hatte, wurden von ihnen wie ein Talisman gehalten. Und was die Alten mit Mühe gelernt hatten, das suchten sie ihren Kindern beizubringen. Vor allem aber war es ihr ernstlicher Wunsch, einen Missionar unter sich zu haben, und sie sprachen diese Bitte mehrfach gegen Missionar Stecker aus. Aber er konnte ihnen nur versprechen, daß er wenn möglich im nächsten Jahr seinen Besuch bei ihnen wiederholen wolle. Die Brüdergemeine hat zwar infolge dieser Verhältnisse daran gedacht, ihre Missionsposten von Labrador aus bis an die Ungava-Bai gegen Nordwesten hin vorzuschieben, hat aber schließlich doch davon absehen müssen. Daß die dortigen Eskimo ein für das Evangelium empfängliches Völklein waren und sich vor andern in ihrem Charakter aufs vorteilhafteste unterschieden, das bezeugten auch alle Beamten der Handelskompanie, die mit ihnen im Handelsverkehr standen.

Mit vereinten Kräften.

An der Ungava-Bai bot sich endlich eine Schiffsgelegenheit für Peck, um die längst geplante Heimreise nach England anzutreten. Nach mancherlei Aufenthalt an der Küste von Labrador erreichte er glücklich Neufundland,

von wo er dann auf einem andern Schiff endlich am 15. Oktober 1884 in die Hafenstadt Liverpool einlief und wieder den Boden seiner europäischen Heimat betrat.

Es war nur ein kurzer Aufenthalt — von Oktober bis zum Mai — den er im alten Heim zubrachte, aber er war von Bedeutung für ihn, insofern er im Hause eines Freundes, des Pfarrers Coleman, in dessen Schwester seine Gattin fand. Es war freilich ein ernster Entschluß für die letztere, die Entbehrungen und Gefahren des eisigen Nordens auf sich zu nehmen und ihrem Gatten in die Einöde der arktischen Zone zu folgen. Aber sie war entschlossen, um Christi willen das einsame Leben ihres Mannes unter den armen Eskimo zu teilen.

Im Mai 1885 schifften sich beide in Liverpool nach Hudsonia ein. Ueber Quebeck und Montreal, dann über den Huron- und Superiorsee, zuletzt in einem gebrechlichen Birkenkahn gelangten sie am 4. Juli nach Moose Fort an der Hudsonsbai. Unmittelbar nach ihrer Ankunft hatte Peck eine Schiffsgelegenheit, seinen Eskimo am Kleinen Walfluß einen fliegenden Besuch abzustatten, während seine Frau wegen eines kleinen Unfalls in Moose Fort einstweilen zurückbleiben mußte. Peck wurde von seinen Eskimo, die inzwischen von zwei Lehrern bedient worden waren, am Kleinen Walfluß herzlich bewillkommt, und er eilte so bald als möglich wieder nach Moose Fort zurück, um von dort seine Gattin zu holen; aber ihr Zustand war noch immer derart, daß sie die anstrengende Reise nicht wagen durfte. Erst im Februar 1886 konnten sie ihren Hundeschlitten besteigen und dem nördlichen Missionsposten zusteuern.

Ihr Aufenthalt daselbst währte nicht lange. Die Missionsgesellschaft hielt es für besser, daß Peck das südlicher gelegene Fort George zum Ausgangspunkt seiner Arbeit unter den Eskimo machen sollte, und so unternahm er zunächst eine Untersuchungsreise dahin. Er benützte dazu wieder den Hundeschlitten, wäre aber dabei fast ums Leben gekommen; nur wie durch ein Wunder entrann er dem Tode. Beim Uebersetzen des Flusses, an dessen Mündung Fort George liegt, geriet er auf dünnes Eis, das in Brüche ging. Aber zum Glück hielt das Eisstück, auf dem er sich gerade befand, solange, bis man ihm vom Ufer aus in einem Kanoe zu Hilfe kam. Währenddem krachte das Eis auf allen Seiten und der starke Strom trieb die geborstenen Schollen flußabwärts.

Nachdem Peck seine Uebersiedelung nach Fort George bewerkstelligt hatte, ließ er seine Frau nachkommen, die ihre Reise in Begleitung eines Arztes machen konnte. Und nun galt es, ihr nordisches Heim möglichst wohnlich einzurichten. Das Missionshaus war nur eine einfache Blockhütte mit drei Zimmern, die durch einen mächtigen Ofen erwärmt werden konnten. Ihr Heizmaterial bestand in Holz, das während der kurzen Sommerzeit am Ufergelände des Flusses geschlagen und dann zur Station herabgeflößt wurde. Alle Lebensmittel aber, wie Mehl, Zucker, Tee u. a. mußten von Europa bezogen werden. Das Schiff, das ihnen das Nötige zuführte, erschien aber nur einmal des Jahres und mußte sich dabei seinen gefahrvollen Weg durch das Treibeis der Hudsonstraße und der Hudsonsbai bahnen. Man war des-

halb nie ganz sicher, ob es seinen Bestimmungsort erreichen würde. Außer der jährlichen Zufuhr von Europa bot die Umgebung zeitenweise allerhand Fische und einiges Wildbret. Aber es gab auch Jahre, wo man weder das eine noch das andere erhalten konnte, und in solchem Falle trat oft die größte Not ein. In günstigen Jahren konnte man auch einiges Gemüse und etwas Kartoffeln anpflanzen, aber selbst im besten Falle war das Gewächs doch höchst kümmerlich.

Pecks Arbeit erstreckte sich hier in Fort George auf den Unterricht von Indianern und Eskimo, die sich ab und zu vorübergehend auf der Handelsstation aufhielten. Außerdem hielt er auch Schule für die Kinder der Beamten, die mit ihm das Leben in dieser Einöde teilten, und die er auch kirchlich versorgte. So eintönig das Leben im ganzen verlief, so war es doch ein trauliches Zusammensein hinter den dichten Schneewällen, die das Haus umgaben und gegen die eisigen Winde schützten. Nur wenn Krankheit und Unwohlsein einkehrten, konnte die Sorge das Gemüt oft recht stark bedrücken, denn ärztliche Hilfe war da weit und breit nicht zu haben, und man war ausschließlich auf den himmlischen Arzt angewiesen.

Besonders drückend war es für Frau Peck, wenn ihr Mann, wie dies öfter geschah, seine strapaziösen Reisen zu den entfernten Eskimo-Niederlassungen antrat und sie oft Monate lang allein zurückließ. Und doch ließen es die Verhältnisse nicht anders zu, wenn anders er seinem Amt in Treue nachkommen wollte. Mit welcher Sorge sah sie ihn jedesmal von dannen ziehen, in dem Bewußtsein, daß Gefahren ihm durch Sturm und Unwetter zu Wasser und zu Lande, in Schnee und Eis drohten. Ab und zu wagte sie es aber auch, ihn auf der einen oder andern Reise zu begleiten und die Gefahren derselben mit ihm zu teilen.

So vergingen einige Jahre und Peck hatte die Freude, manchen seiner Eskimo-Pfleglinge zum Glauben an seinen Heiland zu führen und ihn taufen zu dürfen. Andere aus seiner kleinen Herde wurden bei der großen Sterblichkeit der Eskimo von hinnen gerufen, und nur mit Wehmut sah der Missionar die besten und tüchtigsten seiner Gehilfen aus der Arbeit scheiden. Aber auch in der Familie selbst gab's manche schwere Erfahrung. Im August 1891 hatte Frau Peck ihr drittes Kind geboren. Da erkrankte sie ernstlich an Weihnachten. Der Winter war ungewöhnlich hart und die Lebensmittel gingen auf die Neige. Es war weder Fisch noch anderes frisches Fleisch zu haben, und ringsum eingeschlossen von Schnee und Eis war von nirgendsher Hilfe für die Kranke zu haben. Erst im Juni durfte man daran denken, die Reise nach Moose Fort anzutreten, wo man ärztlichen Beistand finden konnte.

In einem Boot, worin die Kranke mit ihren Kindern so gut als möglich untergebracht wurde, trat man die gefahrvolle Reise an. Sie stellte in der Tat große Anforderungen an die Ausdauer und Geduld der Reisenden; denn das Treibeis verlegte ihnen oft den Weg und erschwerte ihnen die Fahrt. Bisweilen mußten sie sich den Weg mit der Axt durch die Eismassen bahnen. Nach mancherlei Not erreichten sie endlich Moose Fort. Aber hier stellte es sich heraus, daß Frau Peck zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit unbedingt nach England zurückkehren müßte, und zwar mit erster bester Gelegenheit.

Dieser Entscheid fiel unserem Peck nicht leicht; denn er hatte gehofft, noch einige weitere Jahre auf seinem Posten auszuhalten und wenn möglich sich zuvor noch an der Ungava-Bai niederzulassen, wo ihm die Arbeit unter den dortigen Eskimo so sehr am Herzen lag. Doch die Folgezeit lehrte, daß es Gottes weise Führung war, die ihn zunächst nach England wies, um ihn später in ein ganz neues, bis jetzt unbekanntes Arbeitsfeld zu führen. Aber er konnte seinen bisherigen Posten in dem Bewußtsein verlassen, daß er nicht umsonst unter den Kindern des Nordens gearbeitet hatte. Seine kleine Gemeinde, die er in Fort George zurückließ, bestand aus 140 Erwachsenen, von denen 80 getauft waren. Auch hatte er fünf Eskimo zu Lehrern herangezogen und verschiedene Teile des Neuen Testaments in die Eskimo-Sprache übersetzt. Ebenso hatte er fast alle Indianer, die sich auf der Station aufhielten, taufen können. Seine Blicke waren trotz seiner Heimreise nun nach dem nördlichen Gestade der Hudsonsbai gerichtet. Und dahin hat ihm auch Gott späterhin den Weg gewiesen. (Fortsetzung folgt.)

Rundschau.

Koloniales.

Das Projekt, die Nachkommen ehemaliger Negersklaven von Nordamerika in ihre ursprüngliche Heimat nach Westafrika zu verpflanzen, ist nicht mehr neu. Ihm verdankt zum Teil der Liberia-Freistaat seine Entstehung. Dieser hat indes den Erwartungen in keiner Weise entsprochen, da hier dem Neger eine politisch-wirtschaftliche Aufgabe gestellt wurde, für die er damals noch nicht reif war. Auch die Basler Mission hat seinerzeit bei der Wiederaufnahme ihrer Mission auf der Goldküste 1843 eine Anzahl christlicher Negerfamilien von der Insel Jamaika nach Westafrika übergeführt, um sie auf der Goldküste als Kolonisten anzusiedeln und aus ihnen den Grundstock zu einer christlichen Negergemeinde zu bilden. Auch dieses Projekt entsprach in der Folgezeit nicht ganz den gehegten Erwartungen. Es hatte dies aber seinen Grund zum Teil in den damaligen Verhältnissen, unter denen dieser Versuch gemacht wurde. Von anderen Gesichtspunkten aus, und zwar indem man wirtschaftliche Zwecke in den deutschen Kolonien im Auge hat, legt man sich neuerdings die Frage vor, ob es nicht angebracht wäre, amerikanische Neger für den Plantagenbau in Westafrika zu gewinnen. So hat z. B. das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee zur Einführung einer rationellen Baumwollkultur in Togo acht Neger dahin kommen lassen, die im Baumwollanbau theoretisch und praktisch ausgebildet sind, und zwar in dem von dem bekannten Booker Washington geleiteten Tuskegee-Institut in Alabama. Man hat mit ihnen im allgemeinen gute Erfahrungen gemacht, und einer derselben ist heute noch Leiter der Ackerbauschule in Nuatschä.

Diese Frage hat den deutschen Kolonialpolitiker Moritz Schanz, der im Herbst v. J. eine Reise nach Nordamerika machte, um die Baumwollkultur

zu studieren, veranlaßt, sich über die Möglichkeit einer eventuellen Uebersiedelung von amerikanischen Negern nach den deutschen westafrikanischen Kolonien zu informieren. Zu dem Zwecke besuchte er Booker Washington, der selbst noch als Sklave geboren, sich mit bewundernswerter Energie emporgearbeitet hat und nun in der von ihm begründeten Musteranstalt etwa 1500 farbige Schüler zu brauchbaren Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft praktisch und theoretisch erzieht. Dieser erklärte seine volle Bereitwilligkeit, auf Wunsch bewährte Schüler zur Tätigkeit in Deutsch-Westafrika zu veranlassen, falls sie zur Lösung gewisser Probleme dort von Nutzen sein könnten.

Schanz besuchte dann auch in Atlanta den Professor Dr. Burghardt Du Bois, dessen Urgroßvater von den Holländern als Sklave nach New York gebracht wurde, der zwar noch ziemlich dunkelfarbig ist, aber im Gegensatz zu den typischen Negerformen Booker Washingtons sehr edle Gesichtszüge trägt. Du Bois, der einige Jahre an der Berliner Universität studiert hat und jetzt als Professor der Nationalökonomie und der Geschichte an der Hochschule für Farbige in Atlanta lehrt, ist wohl als das geistige Haupt der Bewegung zu betrachten, deren Ziel die Hebung der amerikanischen Negerbevölkerung ist. Sein Bestreben geht dahin, „Führer" seiner Rasse auszubilden, die als Lehrer, Geistliche, Rechtsanwälte und Kleinkaufleute wirken und das soziale und politische Niveau der Farbigen heben sollen, während Booker Washington nur geschickte Arbeiter ausbilden will und Landbesitz für die Schwarzen anstrebt. Du Bois empfindet es sehr, daß seine Rasse, besonders im Süden der Union, verachtet ist, und daß es noch lange dauern kann, ehe dort Verständnis und Sympathie für sein Bestreben in weiteren Kreisen tagt. Von Schanz um seine Ansicht gebeten über „die Aussichten einer Uebersiedelung gebildeter Schwarzen von Nordamerika nach Afrika, um dort als wirtschaftliche Führer zu wirken," sandte er diesem nachstehendes Schriftstück, das im Blick auf die gegenwärtigen Verhältnisse und die Stellung der Neger in Nordamerika nicht ohne Interesse ist. Das Memorandum lautet in der Uebersetzung:

„Die Zahl der Negerabkömmlinge in den Vereinigten Staaten beträgt zurzeit etwa zehn Millionen, wovon etwas über die Hälfte des Lesens und Schreibens kundig ist. Etwa eine Million sind leidlich gut gebildet. Diese Leute besitzen heute, nach einer mäßigen Schätzung, Eigentum im Werte von 350 bis 400 Millionen Dollar, das sie im Laufe einer einzigen Generation erworben haben. Sie haben auch ein soziales Leben aufgebaut, das mit ihren Kirchen und den in Nordamerika beliebten Geheimgesellschaften beginnt und mit einer Reihe von Genossenschafts- und Versicherungs-Organisationen endet. Mit andern Worten: Diese Leute sind langsam, aber stetig und sicher auf dem Wege zur Zivilisation im vollen europäischen Sinne des Wortes. Sie haben auch innerhalb des größeren Teiles der Vereinigten Staaten volle politische Rechte; aber gerade im Süden, wo die Mehrzahl von ihnen wohnt, werden ihnen diese Rechte teilweise vorenthalten, und dies veranlaßt einen guten Teil Bitterkeit unter ihnen. Im Laufe der Zeit werden sie aber auch dort politische Macht gewinnen.

„Wenn nun bei irgendeiner fremden Macht der Wunsch vorhanden wäre, einen Teil dieser Leute, beziehungsweise die besten unter ihnen, nach ihren Gebieten zu lenken, so würden die folgenden Punkte in Betracht zu ziehen sein: Zunächst, daß die bessere Klasse dieser Leute leidlich gut gebildet und ehrgeizig ist, unzufrieden mit ihren jetzigen Lebensbedingungen und begierig, diese zu verbessern. Anderseits haben sie die Freiheiten einer großen, modernen Demokratie gekostet, und sie würden verlangen, als Vollmenschen behandelt zu werden, einen gewissen Anteil an ihrer Regierung und die Möglichkeit zur vollen und freien Entfaltung ihrer Kräfte zu haben. Könnten diese Bedingungen zum Beispiel in Deutsch-Westafrika gewährt werden, so brauchte die deutsche Verwaltung die amerikanischen Neger nur voll und genau über die gebotenen Aussichten zu unterrichten, und es würde alsdann zweifellos möglich sein, zunächst eine kleine Zahl, mit der Zeit aber eine beträchtliche Menge amerikanischer Farbiger heranzuziehen." (Nach der deutschen Kolonialzeitung Nr. 21.)

Ob dieses Projekt zur Ausführung kommen wird, wissen wir nicht; aber sollte es wirklich dazu kommen, so ist nur zu wünschen, daß diese Einwanderer auch mit dem redlichen Willen kommen, nicht nur auf dem westafrikanischen Boden eine ihnen entsprechende Heimat zu finden, sondern auch in fleißiger Arbeit und vorbildlichem Wandel das Wohl des Landes zu schaffen.

Islam.

Die Aufforderungen zu gründlichem Studium des Islam werden immer dringender. Beweis dafür ist das Vordringen dieser zweiten großen Weltreligion auf einer Front, die vom Senegal bis zu den Philippinen reicht, der Mahdismus, der bald da bald dort in Afrika auflodert, die nationalislamische Bewegung in Aegypten, der Konflikt in Marokko, der neue indisch-afghanische Grenzkrieg. Das Material ist freilich nicht ganz leicht zu beschaffen. Neben unsern bekannten Religionsgeschichten und den dort angegebenen, zum Teil schon älteren deutschen Monographien sind wir für das Studium der neuesten Vorgänge in der mohammedanischen Welt großenteils auf die reichhaltige französische Literatur — Nachweis auf Wunsch durch die Redaktion des Miss.-Mag. — und für das Studium des Islam unter Missionsgesichtspunkten wesentlich auf englische Schriften angewiesen. Unter diesen nimmt eine hervorragende Stelle ein das kürzlich erschienene Buch von Dr. Samuel **Zwemer**: Islam, a Challenge to Faith.*) Dr. Zwemer ist arabischer Missionar und kennt den Islam aus langer Anschauung wie aus umfangreichen Studien. Daß in dem Buche der Missionar und nicht der kühle Religionsgeschichtler redet, verrät schon der Untertitel: A Challenge to Faith (Eine Herausforderung an den Glauben). In der Tat hält der Verfasser mit seinem Urteil über den Islam nach Lehre und Leben nicht hinter dem Berge, und je und je flammt sein Zorn über den falschen Propheten und sein Werk helle auf. Aber doch ist es kein oberflächliches Aburteilen, sondern wir erhalten zugleich eingehende, sachliche, aus den besten

---

*) New York, Student Volunteer Movement for Foreign Missions. 295 S. Schöne, interessante Bilder, 2 Karten. Preis $ 1 (Mk. 4). Deutsche Ausgabe geplant.

Quellen geschöpfte Belehrung. Die acht ersten Kapitel handeln von der Vorgeschichte und Entstehung des Islam, von der Person Mohammeds, ferner von der Ausbreitung des Islam, seiner Lehre, seinen Uebungen, seiner Ethik, seinen Sekten und seiner gegenwärtigen Stellung in der Welt. Dann folgen vier Kapitel über die heutige mohammedanische Gefahr und über Mohammedanermission. Der Anhang enthält u. a. eine Zeittafel und einen ausführlichen Literaturnachweis. Das Ganze bietet eine überaus lehrreiche, im besten Sinn erfrischende Lektüre.*)

Deutsch-Südwestafrika.

In diesem ehemaligen Aufstandsgebiete herrschen jetzt im wesentlichen wieder friedliche Verhältnisse. Aber infolge des Aufstandes hat eine sehr starke Verschiebung der Eingeborenen stattgefunden, sodaß es nun die Rheinische Mission auf den meisten ihrer Stationen mit verschiedenen Sprachen der Eingeborenen zu tun hat. Dadurch wird natürlich die Missionsarbeit sehr erschwert, da es nur wenigen Missionaren möglich sein wird, die Nama- und die Hererosprache sich so anzueignen, daß sie beide zugleich beherrschen. Von ganz besonderer Wichtigkeit für die Zukunft der Eingeborenen sowie für die Missionsarbeit sind drei Verordnungen des Gouverneurs vom vorigen Jahre. Sie betreffen: 1. die Dienst- und Arbeitsverträge der Eingeborenen; 2. die Kontrolle der Eingeborenen. Hierdurch ist z. B. festgesetzt, daß Eingeborene Rechte an Grundstücken nur mit Genehmigung der Regierung erwerben können. Sehr einschneidend und für die Mission unter Umständen verhängnisvoll ist auch die Bestimmung, daß nicht mehr als zehn Familien der Eingeborenen auf einem Grundstück wohnen dürfen. Die dritte Verordnung betrifft die Paßpflicht der Eingeborenen. Hiernach wird bestimmt, daß jeder Eingeborene eine sichtbar zu tragende Paßmarke haben müsse. Bei alledem hat man den Eindruck, daß die leitenden Organe der Regierung je länger desto mehr zu der Einsicht gelangen, daß eine wohlwollende Behandlung der Eingeborenen nicht nur eine Pflicht der Menschlichkeit, sondern auch im Interesse der weißen Bewohner der Kolonie liegt.

Von den früheren rheinischen Missionsstationen sind eine ganze Reihe als aufgegeben zu betrachten, darunter verschiedene alte Namastationen, während im Hererolande zwei neue Missionsplätze angelegt wurden. Die vielen Neubauten erforderten bedeutende Summen, doch hat die wieder aufgenommene Missionsarbeit des letzten Jahres einen gesegneten Fortgang gehabt. Das beweist schon die große Zahl von Taufen, die sich auf 1058 belief, sodaß die Rheinische Mission jetzt in Südwestafrika 10336 Christen zählt. Sehr schwierig wird die Aufgabe sein, die auf den Farmen zerstreuten Eingeborenen mit Gottes Wort zu versorgen. Doch zeigt sich unter den meisten

*) Wer noch tiefer graben will, wird gern auch nach den verwandten Schriften greifen: Dr. Zwemer, *Arabia, the Cradle of Islam.* (3. Aufl., New York, Revell, 1900.) Dr. Zwemer & Miss. A. van Sommer: *Our Moslem Sisters.* (Ebenda, 1907.) ***The Mohammedan World of to-day*** und ***Methods of Mission Work among Moslems*** (Bericht der Kairener Konferenz für Moh.-Mission. (New York, Revell, 1906.). Dr. E. M Wherry: ***Islam and Christianity in India and the Far East.*** (Ebenda, 1907.)

Eingeborenen ein Zug zum Evangelium. — Mit Freude ist es zu begrüßen, daß der Evangelische Oberkirchenrat und der Eisenacher Kirchenausschuß die Gründung deutscher evangelischer Gemeinden in Südwestafrika mit großem Eifer betreibt. Jetzt sind in Windhuk bereits zwei evangelische Geistliche an der Arbeit, und in Swakopmund ist auch Miss. Vedder durch den Eintritt eines Pfarrers für die Missionsarbeit ganz frei geworden. Weitere Gemeindegründungen im Norden und Süden des Schutzgebietes sind in Aussicht genommen. (Berichte der Rhein. Missionsgesellschaft Nr. 6.)

Westafrika.

Leistungen westafrikanischer Gemeinden. Die Gemeinden des ausgedehnten Stationsgebietes Nsaba auf der Goldküste (insgesamt 2664 Christen) haben im Jahr 1907 an Kirchensteuer und Missionsfestopfer 420 Pf. Sterl. (= 8400 Mark) aufgebracht. Im Jahr 1902 betrug die Summe bei 1582 Christen 137½ Pfund. Damals hatte die Basler Mission an die Stationsgemeindekasse, aus der hauptsächlich die eingeborenen Prediger und Lehrer bezahlt werden, 521 Pfund zuzuschießen; 1907 waren es, trotz gesteigerter Ausgaben, noch 300 Pfund. — Im ganzen haben die Basler Gemeinden auf der Goldküste (21 663 Christen) im Jahr 1907 an Kirchensteuer und Missionsfestopfer 2771¾ Pfund (55 436 Mark) zusammengebracht, so daß auf den einzelnen Abendmahlsberechtigten im Durchschnitt 5,55 Mark (gegen 4,80 Mark im Jahr 1902) kommen. Der direkte Aufwand der Mission für die Goldküste beträgt immer noch 4,9 mal mehr, als die Gemeinden selbst aufbringen; aber es sind doch erfreuliche Ansätze zur Selbständigkeit. Dabei ist zu bedenken, daß die Gemeinden noch namhafte Aufwendungen machen für den Bau von Kapellen, Schulen und Lehrerhäusern und für Kultusausgaben. — Die Basler Gemeinden in Kamerun (7068 Christen) haben 1907 an Kirchensteuer und Sonntagsopfer zusammen 9283 Mark aufgebracht, also für jeden Abendmahlsberechtigten 1,31 Mark. Hier beträgt der Aufwand der Mission noch 38 mal mehr als die Leistung der Gemeinden. Doch ist zu bemerken, 1) daß auf der Goldküste infolge des sehr verbreiteten und ungemein lohnenden Kakaobaues bedeutend mehr Geld zirkuliert als in Kamerun, 2) daß die Mission in Kamerun das weit jüngere Missionsgebiet ist und die Mission hier viele neubesetzte Posten mit keinen oder ganz wenigen Christen hat, was den Betrieb verteuert. Auf der Goldküste arbeitet die Basler Mission jetzt 80, in Kamerun 21 Jahre.

Verschiedenes.

Bericht der Missionskonferenz in Schanghai. Es gereicht uns zur Freude, unsern Lesern den soeben erschienenen ausführlichen Bericht der Jahrhundert-Missionskonferenz in Schanghai (25. April — 7. Mai 1907) anzuzeigen. Der Titel ist: China Centenary Missionary Conference Records. (American Tract Society, New York. Preis $ 2.50 = 10 Mark.) Bekanntlich hat sich die Konferenz mit ungemein wichtigen Fragen beschäftigt, mit dem Aufbau der chinesischen Kirche, dem engeren Zusammenschluß der evangelischen Missionen, mit Schulfragen, ärztlicher Mission, dem Verhalten der

Mission zum Ahnendienst und zur staatlichen Gewalt usw. Die Referate, die diesen Beratungen zur Grundlage gedient haben, und die offiziellen Kundgebungen der Konferenz zu den einzelnen Fragen sind Dokumente von bleibendem Wert. Da die Auflage beschränkt ist, empfiehlt sich baldige Bestellung. Die Basler Missionsbuchhandlung besorgt das Buch gerne zu obigem Preis nebst Portozuschlag.

Wie sehr die katholische Mission bemüht ist, in den deutschen Kolonien das Uebergewicht zu gewinnen, ersieht man aus ihrem großen Arbeiterpersonal, das sie hier in den Dienst gestellt hat. Zurzeit stehen daselbst in Arbeit: 593 Priester und Laienbrüder, 243 Schwestern, zusammen 836 europäische Arbeiter und ca. 1000 eingeborene Gehilfen. Diesem Personal stehen von seiten der evangelischen Missionen gegenüber: 250 Missionare, 85 nicht ordinierte Europäer (Aerzte, Lehrer und Handwerker), 61 unverheiratete Missionsschwestern, zusammen 396 Arbeiter und ca. 1000 eingeborene Gehilfen.

Am 2. März d. J. starb in Vellur nach 49jährigem indischen Missionsdienst Missionar Dr. Jakob Chamberlain, der auch als Schriftsteller durch seine lebendigen Schilderungen des Missionslebens (In the Tiger Jungle; The Cobbler's Den) weithin bekannt geworden ist. Chamberlain ging 1859 nach Indien und arbeitete hier im Dienste der reformierten Kirche Nordamerikas in der Arkot-Mission. Als Missionar ist er viel gereist und hat im Telugu-Land manche Gebiete erschlossen, die vorher noch von keinem Missionar bebetreten worden waren. Außer seiner ärztlichen Tätigkeit hat er sich auch an der Revision der Telugu-Bibelübersetzung, an deren Spitze er stand, beteiligt.

Die besonders im nördlichen Indien sich kundgebende nationale Swadeschi-Bewegung hat nun auch das sonst so ruhige Madras auf der Ostküste Indiens ergriffen. Das zeigt die dortige Gründung des „Madras-Volksvereins" seitens der „extremen", d. h. radikalen und regierungsfeindlichen Partei. Dieser hat besonders am Meeresufer des einen Stadtteils große Massenversammlungen gehalten, in denen verschiedene Redner in mehreren indischen Sprachen Brandreden hielten. Zu beklagen ist, daß sich viele Schüler der zahlreichen Hochschulen von Madras an diesen Versammlungen beteiligten. (Ev. Luth. Miss.-Bl. Leipzig.)

Heimat.

Die dänischen Jünglingsvereine sind in den letzten Jahren sehr kräftig in die Missionsarbeit eingetreten. Einzelne der größeren Vereine hatten schon länger Missionsabteilungen. Zu einem allgemeinen Fortschritt scheint jedoch der russisch-japanische Krieg den Anlaß gegeben zu haben. Es wurde nämlich der Wunsch laut, auf der durch Port Arthur berühmt gewordenen Halbinsel Liauthung, wo die Dänische Missionsgesellschaft arbeitet, von Vereins wegen ein Werk unter den eingewanderten jungen Japanern zu beginnen. Ueberhaupt war der Eindruck verbreitet, daß die Vereine für die Heidenmission mehr tun müßten. Letztes Jahr wurde in einer zweitägigen Versammlung von Delegierten der Jünglingsvereine über die Missionsfrage beraten. Die Unternehmung auf Liauthung wurde zwar

fallen gelassen, da man hörte, die christlichen Japaner wollten selbst für ihre Landsleute sorgen. Dagegen hatte jene Versammlung nach einer andern Richtung einen hocherfreulichen Erfolg. Es wurde ein Ausschuß von 9 Mitgliedern gewählt, der die Aufgabe erhielt, die Missionssache in den Vereinen zu pflegen. Als Organ des Ausschusses wurde ein besonderer Sekretär für Heidenmission, cand. theol. Eilerth Morthensen, angestellt, dessen Gehalt halb von den Jünglingsvereinen, halb von der dänischen Missionsgesellschaft aufgebracht wird. Morthensen besucht die Vereine landauf landab, bildet Missionskreise in den Vereinen und organisiert in diesen ein planmäßiges Missionsstudium. Er wirkt auch litterarisch durch Abfassung von Aufrufen, Studienplänen und dgl. Es ist bestimmt ausgesprochen, daß die Jünglingsvereine nicht selbständig Mission treiben, sondern nur die Missionsgesellschaft unterstützen wollen.

Die Missionskränzchen innerhalb der Vereine haben mit Ausnahme des Sommers monatlich eine Versammlung. Es werden z. B. 5—6 Abende auf die Arbeit der dänischen Mission in Indien verwendet. Jedem Mitglied — es sind zum Teil ganz einfache Leute — wird vorher ein kleines Stück zugewiesen, über das es kurz zu referieren hat, sodaß mehrere an einem Abend zum Wort kommen. Daß man den jungen Leuten selbst Arbeit in die Hand gibt, das weckt die Liebe und gibt solide Kenntnisse. Wer sich einmal in ein Gebiet eingelebt und ein Referat darüber gehalten hat, wird sich auch in Zukunft ganz anders dafür interessieren. Textbücher, wie in Amerika, gibt es noch nicht. Man benutzt eben die Literatur, die man hat, dänische und norwegische Missionsschriften. Wer Deutsch versteht, greift unter anderm auch zum Missions-Magazin. Manche größere Vereine haben bereits derartige Kränzchen. Man ist aber energisch daran, diese auch in den kleineren Vereinen auf dem Lande einzubürgern. Auch in den Jugendabteilungen gibt es Missionskreise, wobei ebenfalls jedem Mitglied sein Referat zugeteilt wird.

Auch bei dem Instruktionskursus für Vereinsleiter, der alle zwei Jahre stattfindet, wird die Missionssache sorgfältig behandelt, mit dem Ziel, jeden einzelnen Leiter zum Arbeiter für die Heidenmission zu machen. Seit 1903 spielt die Mission auch eine Rolle bei der Landesversammlung, die mit den Kursen abwechselt. Der Missions-Sekretär Lögstrup kommt gelegentlich selbst zu diesen Versammlungen. Jetzt kann man sich Versammlungen ohne die Heidenmission kaum mehr denken, doch ist damit nicht gesagt, daß nicht mancher Verein auf dem Lande noch außerhalb der Bewegung stehe.

Die Vereine tragen die Kosten für einen Missionszögling, der noch dieses Jahr seine Studien vollendet und dann nach Liauthung gehen soll. Außerdem wollen sie jetzt den Missionar Pittmann in Madras als eigenen Missionar übernehmen; man hofft, daß dieser später zur Arbeit an den jungen Männern in Indien übergehe. — Seit die Bewegung kräftiger eingesetzt hat, denken viel mehr junge Leute als früher daran, in die Mission einzutreten. Die Sache ist aber noch zu neu, als daß man beurteilen könnte, wie stark der dauernde Zuwachs an Missionsarbeitern sein wird. Jedenfalls wird von den jungen Leuten viel mehr über die Mission gelesen, und man

empfindet das Bedürfnis nach einer größeren Auswahl passender Bücher, ganz wie bei uns.

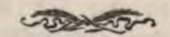
Wer die deutschen und schweizerischen Verhältnisse kennt, wird fragen, ob die dänischen Vereine nicht ihre näher liegenden Aufgaben vernachlässigen, wenn sie so viel auf die Mission verwenden. Dieses Bedenken ist auch in Dänemark laut geworden, hat aber nicht durchgeschlagen. Dazu war die Missionsbewegung zu kräftig. Man hat übrigens gesehen, daß die jungen Leute Geld genug haben, wenn man sie nur richtig anfaßt und an die Arbeit stellt. Sobald die kleineren Vereine auf dem Lande vollends tüchtig mit angreifen, wird man noch bedeutend mehr leisten können.

Die Jünglingsvereinssache in Dänemark ist bei dieser Bewegung nicht schlecht gediehen. Im Jahr 1905 zählte man insgesamt 12—13 000 Vereinsmitglieder. Jetzt schätzt man die Zahl schon auf 20 000. Es sind 300 christliche Vereine junger Männer und ebenso viele Jungfrauenvereine. Sind diese alle einmal tüchtig an der Arbeit, so bilden sie wahrlich eine stattliche Hilfstruppe für die dänische Mission. (Nach mündlichen Mitteilungen des Vereinssekretärs, lic. theol. Ingerslev aus Aarhus, Dän.)

Ein Jahresbericht. Es ist wieder die Zeit, wo die Missionsgesellschaften ihre Jahresberichte ausgeben, und aus London kommt bereits der neue Bericht der größten evangelischen Mission, der Englisch kirchlichen (Church Missionary Society). Es ist noch nicht der ausführliche Bericht, der erst im August erscheint und einen stattlichen Band füllt, sondern die gedrängte Uebersicht, wie sie beim Jahresfest im Mai vorgetragen wird. Hier können nur die Hauptsachen besprochen werden, und es ist von Interesse, welcher Art diese sind. — Zunächst die Finanzen. Die Jahresausgabe mit £ 379 230 (7,6 Mill. Mark) war um mehr als £ 14 000 niedriger als die des Vorjahres. Hatte man doch die Voranschläge für 1907 um beinahe £ 20 000 beschnitten, um so schnell wie möglich das verlorene finanzielle Gleichgewicht wieder zu erlangen. So blieb es dieses Jahr bei einem Defizit von £ 6333. — Dann die Ereignisse und Probleme des Jahres. Aus der Heimat ist zu berichten von weiterem Ausbau der provinzialen Hilfsvereine, von der Studentenkonferenz in Liverpool, zwei wohlgelungenen „Sommerschulen" (hierüber ein ander Mal mehr) und der steigenden Nachfrage nach Büchern zum Missionsstudium. — Durch die Geldnot ist die Frage brennender geworden, wie die Heidenchristen dazu gebracht werden können, selbständig Mission zu treiben und so die Muttergesellschaft zu entlasten. Es ist hierin schon viel erreicht. Der Bericht erklärt, daß die 3783 Taufen Erwachsener in Uganda größtenteils der Arbeit eingeborener Evangelisten zu verdanken seien; ähnlich sei es in Westafrika, Südindien und China. Das will viel sagen, zumal wenn, wie in Uganda, jene Evangelisten die Mission nichts mehr kosten. Wahre Helden sind unter diesen eingeborenen Helfern. So jener afghanische Christ, der es wagte, in seinem fanatischen Heimatland das Evangelium zu predigen, und darüber zum Märtyrer wurde, und jene Baganda-Lehrer, die furchtlos um Christi willen in das Gebiet zogen, wo die Schlafkrankheit wütet, und dann der Krankheit zum Opfer fielen. Auch andere Zeichen von Leben

finden sich in den heidenchristlichen Kirchen, seien es Fortschritte in der Selbstregierung, oder Erweckungen wie in Südindien oder am untern Niger. Aber die Erziehungsarbeit, die an ihnen zu tun bleibt, ist immer noch groß. — Die ärztliche Mission der Gesellschaft verzeichnet 78 Aerzte, 54 Schwestern, 39 Spitäler und über eine Million Patienten. Nach dem Maßstab der Londoner Spitäler, wird bemerkt, würde dieser Betrieb £ 500 000 kosten; die Mission hat es mit £ 31 694 gemacht. Also 634 000 Mark, statt 10 Millionen. Der Missionsarzt ist am wertvollsten in den Pioniermissionen, auf die, bei der zunehmenden Entlastung durch Eingeborene auf alten Gebieten, mehr und mehr die Hauptkraft der Gesellschaft zu konzentrieren ist. Das brauchen nicht immer neue Gebiete in geographischem Sinne zu sein, wie Nord-Nigeria und der ägyptische Sudan; die Mohammedanermission in Aegypten oder Persien und die Arbeit unter chinesischen Studenten in Tokio sind ebenfalls Pioniersdienste. — Mit der Erwähnung des Pan-anglikanischen Kongresses kehrt der Bericht wieder zur Heimat zurück. Der Kongreß ist eine Frucht der Mission. Wird es einmal zu einem „All-christlichen Kongresse" kommen, der die ganze Christenheit umspannt? Mit dieser Frage schließt der Bericht. Die Antwort lautet: Schwerlich, ehe der Herr selbst kommt; erst dann werden die letzten Scheidewände fallen. Wir freuen uns über diesen echt ökumenischen Ton aus dem anglikanischen Lager.

Gegen das Opium. Am 26. Juni sind es 50 Jahre, daß der Vertrag von Tientsin mit China abgeschlossen und den chinesischen Christen Religionsfreiheit zugesichert wurde. Zugleich führte derselbe aber auch zur Legalisation des berüchtigten Opiumhandels zwischen Indien und China. Aus diesem Grunde gedenken die englischen Christen an dem genannten Tage unter dem Vorsitz des Bischofs von London eine große Protestversammlung gegen den noch bestehenden indischen Opiumhandel abzuhalten. Man will bei dieser Gelegenheit, wie schon so oft, aufs neue darauf dringen, daß dieser Handel so bald als möglich für immer aufgehoben werde. In Verbindung damit werden es die englischen Christen an diesem Tage gewiß auch nicht an ernstem Gebet und Flehen zu Gott fehlen lassen, daß dieser Schandfleck von dem christlichen England entfernt werde.



Der Behaismus.

Von Repetent Römer in Tübingen.

Der Islam erfreut sich seit den Tagen der Aufklärung der Sympathie mancher Gelehrten und Ungelehrten in der Christenheit. Als einfacher Monotheismus, von Dogmen so gut wie unbelastet, scheint er dem Ideal einer natürlichen Religion besonders nahe zu kommen. Einst hat Lessing aus Islam, Judentum und Christentum die reine Vernunftreligion herausdestilliert. Heute steht diese Aufklärungsreligion in weiten Kreisen in Kurs und sie steigt im Kurs mit der Steigerung des internationalen Verkehrs und des Ideenaustausches von Ost und West.

Neu ist, daß der Osten sich heutzutage selbst an der Herausbildung einer natürlichen Weltreligion der Zukunft beteiligt. Hier ist das theosophische Moment hinzugekommen, seiner Natur nach gleichfalls rationalistisch, aber durchaus religiös orientiert. Der indische Einschlag färbt die moderne Vernunftreligion pantheistisch und pessimistisch. Man denke an Hegel und Schopenhauer, aber auch an Mrs. Besant und Swami Vivekananda. Dieser synkretistische Prozeß, von dem eine moderne Aufklärung im Osten und im Westen das Heil erwartet, macht seit Jahren von sich reden (besonders seit dem Religionskongreß in Chikago 1893) und macht sich in der Mission als gewaltige Gegenströmung von Jahr zu Jahr empfindlicher geltend.

Das Neueste in dieser Richtung ist, daß auch der Islam in die Bewegung eingetreten ist. Ein Zeichen ihrer Macht; denn wer hätte gedacht, daß aus dem Schoß dieser fanatisch exklusiven Religion das Programm einer natürlichen Weltreligion im Sinne Nathans des Weisen und seiner absoluten Toleranz hervorgehen werde! Beha Ullah — ein mohammedanischer Lessing, ist, wenn irgend etwas, ein Zeichen, wie der moderne Weltverkehr die Gegensätze der Kulturen und Religionen erweicht. Und wieder erscheint der geborene Kosmopolit, der Jude, als der gegebene Agent der neuen Freireligion. Steht in Lessings Dichtung ein Nathan Pate bei der natürlichen Religion, so sind im Behaismus von heute die rührigsten Apostel Juden.

Wer ist nun aber Beha Ullah, und welches sind seine Ideen? Woher stammt der Behaismus und was ist sein Programm?

1. Ursprung.

Akko ist das Hauptquartier der Behai. Hier lebte unter türkischer Aufsicht der Beha Ullah, bis er 1892 im Alter von 75 Jahren starb. Dort ruht er nun unter einer prächtigen Moschee im blühenden Rosen-

garten. Sein Sohn Abbas regiert von hier aus eine Gemeinde von 1—2 Millionen Behai, die in Behas Heimat, in Persien, am stärksten vertreten sind. Die Türkei hat einst die Sekte der Babisten, aus der Beha hervorging, nach ihrer Verbannung aus Persien aufgenommen und diesen Zweig in Akko angesiedelt, sich jedoch bis heute jede Propaganda in türkischen Ländern streng verbeten. Akko ist das Avignon der Behai und ihres Hauptes Abbas, eines Mannes von 61 Jahren.

Lessing konnte seinen Nathan den Weisen nur in Palästina spielen lassen, der gemeinsamen Heimat des Türken, Christen und Juden. Auch daß er die Zeit der Kreuzzüge wählte, hat seinen guten Sinn. Als sollte die Dichtung nun nach 130 Jahren Wirklichkeit werden, ist heute die alte Kreuzfahrerfeste die heilige Stadt der Behai geworden. Nicht weit davon sind die Niederlassungen der schwäbischen Bauern, die als Templer bekannt sind. Es war in seiner Art nicht ungeschickt, wie Dr. Dreyfuß, ein französischer Agent des Behaismus, im vorigen Herbst die neue Gemeinde aus der vornehmen Welt Stuttgarts an diese Landsleute erinnerte, die hinausgezogen seien, um in Palästina die Ankunft des Reiches Gottes zu erleben, das nun auch wirklich mit Beha Ullah dort hereingebrochen sei.

Beha Ullah ist ein Amtsname wie Messias und Mahdi und bedeutet: Erscheinung der Herrlichkeit (vgl. *δόξα* und כָּבוֹד) Allahs. Der Mann, der sich vor ca. 40 Jahren diesen Titel zugelegt hat, war ein persischer Adeliger namens Hussein Ali.

Wir werden hier auf den Boden des schiitischen Islams in Persien geführt und speziell auf die Sekte der Babi, die diesem Boden entstammt und von der wir auszugehen haben, da der Behaismus nur als Produkt des Babismus zu verstehen ist. Um uns kürzer fassen zu können, verweisen wir auf zwei frühere Artikel dieser Zeitschrift: „Der Babismus in Persien" (1894) und „Die Stellung des Kalifen Ali im Islam" (1904). Es ist ein seltsames Schauspiel, wie aus der bigotteren Richtung des Islam eine Freidenkerbewegung entspringt, die, ohne die mohammedanischen Eierschalen abzulegen, international wirken will, nicht mehr mit dem Schwert, sondern mit einer Botschaft des Friedens.

In Schirâz in Persien tritt 1844 der schwärmerische Jüngling Mirza Ali Mohammed (geb. 1820) auf als der „Bâb", d. h. die „Pforte", durch die der Wille des verborgenen Imam sich kundgibt.

Wer ist dieser Imam? Wir müssen uns erinnern, daß der schiitische Islam in Ali, dem Schwiegersohne Mohammeds, der vom Propheten selbst zum Nachfolger bestellt worden sein soll, einen Gott, ja recht eigentlich seinen Gott verehrt. Es ist das ein Schlag ins Gesicht des islamitischen Prinzips: Gott hat keinen Sohn, es gibt keine Menschwerdung Gottes. Hier in Persien haben sich arische Religionsideen übermächtig gezeigt und wie in Indien sind hier Inkarnationen der Gottheit ganz an der

Tagesordnung. Eine ernsthafte Anbetung, wie sie in der Christenheit Christus von jeher genoß, wurde Ali jedoch höchstens von den Extremsten unter den Schiiten (Sekte der 'Ali ilâhi-Alivergötterer) dargebracht; er spielt vielmehr die Rolle eines Heiligen, er ist Mittler und Fürsprecher bei Gott, ein geistlicher Führer der Gläubigen, ein „heiliges Licht von Gott". Diese Rolle entspricht etwa der, die Petrus im massiven Volksglauben der katholischen Kirche spielt, wenn wir die Verehrung, die Maria genießt, dazu rechnen. Und wie Petrus für den katholischen Christen der Inbegriff des Papsttums ist, so ist Ali für den schiitischen Mohammedaner der Inbegriff des Kalifats oder wie die Schiiten lieber sagen, des Imamats (Imam = Priester, „der von Gott Geleitete"). Und ähnlich der Idee des Papsttums ist hier die Idee: „Das Imamat ist ein Licht, das von einem zum andern übergeht. Die Imame sind göttlich. Die Welt ist niemals ohne diese Lichter gewesen." Waren es vor Mohammed die großen Propheten: Adam, Abraham, Moses, Jesus, so sind es nun nach Ali dessen leibliche Nachkommen. Daher die hohe Verehrung, die Alis Sohn Hussein (680 im Religionskrieg gegen die Omajaden gefallen) in Persien genießt. Bald brach jedoch die Imamreihe ab. Eine der vielen schiitischen Sekten rechnet 7 (bis 762), eine andere 12. Je länger das Imamat leer lief, desto abenteuerlichere Vorstellungen knüpften sich in Persien im Lauf des Mittelalters daran an. Ein Imam ist unfehlbar, er ist Träger einer geheimnisvollen Lichtsubstanz, die sich von Mohammed her auf seine Nachfolger forterbt, so daß ihr Körper keinen Schatten wirft; sie sind Inkarnationen der Gottheit. Besonders die Sekte der Ismaeliten verbreitete in geheimer Propaganda solche Lehren, die sich weithin vom christlichen Mittelalter beeinflußt erweisen. Sie brachten auf, der letzte Imam sei entrückt worden und behalte sich seine Wiederkunft vor. (Beziehungen zur Barbarossasage). In diesem Zusammenhang tritt die Bezeichnung Mahdi auf, die etwa der des Messias entspricht.

Es war in diesen Kreisen gesteigerter Ali- und Imamverehrung, wo 1826 der Prophet Scheich (Ahmed) auftrat und mit der Lehre von der „Pforte" Schule machte. Um Umgang zu pflegen mit dem entrückten Imam, dem Gnadenmittler, der zu Gericht und Erlösung wiederkommen wird (als Mahdi), bedürfe der Gläubige einer „vollkommenen Persönlichkeit", eines gegenwärtigen Propheten, der diesen Verkehr vermitteln könne. Ging nach dem Verschwinden des Imam sein Verkehr mit den Gläubigen noch eine Zeitlang eben durch das Medium solcher Männer („Pforten", „Führer") fort, und hatte das längst aufgehört, so sollte es jetzt wieder in Kraft treten. Also eine Verdopplung der Mittleridee: was der Imam seinem Begriff nach ist, ein Mittler zwischen Allah und dem Gläubigen, ein Führer fürs geistliche Leben der Gemeinde, das sollte nun bis zu seiner Wiederkunft ein hervorragender Frommer für die Gemeinde sein!

Scheich selbst maßte sich diese Rolle nicht an, suggerierte sie aber seinem schwärmerischen Schüler, dem erwähnten Mirza Ali Mohammed, der 1844 den Titel Bab annahm und in Prophetenweise gegen soziale und religiöse Mißstände eiferte, ohne die Dogmen des Islam anzugreifen. Er fand die Gunst des Volks, hatte aber ebensosehr unter der Mißgunst der schiitischen Priesterschaft zu leiden. Beides wuchs rasch, die Reformbewegung und ihre Verfolgung. Mit mohammedanischem Fanatismus ging man auf der einen Seite vor und hielt auf der anderen aus, bis Bab selbst den Märtyrertod erlitt (1850). Er war frühe nach seinem öffentlichen Auftreten dazu fortgeschritten, sich selbst als den Mahdi, den wiedergekommenen Imam, auszugeben, die Verkörperung aller seitherigen Propheten, in deren leiblicher Erscheinung in früheren Aeonen sich der göttliche Weltgeist manifestiert hat. Er nannte sich „(Höhe)punkt der Offenbarung".

Nach weiteren äußeren und inneren Wirren setzte sich mit orientalischer Rücksichtslosigkeit der Babist Hussein Ali zum Haupt der Sekte durch. Sie hatte inzwischen auf türkischem Boden sicheren Aufenthalt gefunden, mußte sich aber nun, da Husseins Usurpation ein Schisma zur Folge hatte, das Unruhen befürchten ließ, vom Sultan nach Akko transportieren lassen, wo ihre Ansiedlung inzwischen hübsch aufgeblüht ist. Hier wurden aus Husseins Babisten Behaisten. (Die Schismatiker unter Sabhi Ezel wurden nach Cypern transportiert und sind eine kleine Minorität.) Beha Ullah war der neue Amtsname, den sich Hussein zulegte — „Glanz Gottes". Nach dem über das Imamat Erwähnten kann die Tragweite dieses Titels nicht zweifelhaft sein: er macht Anspruch auf den Lichtglanz, der sich als Zeichen ihrer Göttlichkeit von Mohammed und Ali über die Imame forterbt. 40 Jahre lang arbeitete Beha von seiner Haft in Akko aus durch Briefe, Emissionäre und Schriften an der Erhaltung, Vertiefung und Ausbreitung der von Bab gestifteten Gemeinschaften. Aus den höchsten Kreisen Persiens stammend, war er dem Bab an weltmännischer Bildung weit überlegen und scheint dabei doch eine ähnlich stark religiöse Natur gewesen zu sein. Zwei Jahre vor seinem Tode besuchte ihn (1890) der Orientalist E. G. Browne aus Cambridge, der Erforscher des Babismus, und berichtete: „Ich kann dies Antlitz nicht vergessen, wiewohl ich es nicht beschreiben kann. Diese durchdringenden Augen scheinen einem in der Seele zu lesen. Macht und Autorität liegen über den strengen Brauen, während die tiefen Furchen in Stirn und Angesicht ein Alter verrieten, das das kohlschwarze Haar und der Bart, der in reichen Wellen fast bis zum Gürtel fiel, Lügen zu strafen schien." Gleich dem Papst lebte er in strenger Zurückgezogenheit und gab nur Auserwählten, die sich ihm auf den Knien nahten, Audienz. Was bei Bab nicht der Fall ist, bei Beha bekommt man den Eindruck berech-

nender Ueberlegung. Beha war ein Mann vom Schlage Mohammeds. Sein Ehrgeiz ging über die Grenzen der Sekte hinaus. Hatte Bab sich für den Mahdi gehalten, so fehlte ihm doch der Ehrgeiz, die Welt für den Islam zu erobern, und nicht weniger als dies erwartete man vom Mahdi. Beha erfaßte seine Rolle besser. Er erklärte Bab für den bloßen Vorläufer dessen, „den Gott offenbaren wird" und sich selbst für die eigentliche Theophanie, die neueste und bis auf weiteres maßgebende Emanation des Weltgeistes. Der universale Gedanke durchbrach nun die Schale der mystischen Spekulationen des persischen Islam und Beha suchte sich gerade dadurch die Bahn für eine weltweite Wirksamkeit zu eröffnen, daß er die ganze Mahditheologie in eine alle Religionen umspannende Theosophie verflüchtigte und die sozialen Reformen, die Bab mit hohem sittlichem Ernst für Persien gefordert hatte, mit kluger Beobachtung der in der ganzen modernen Welt aktuellen Fragen zu einem System des Humanitarismus erhob. Seine Religion will die ewigen Wahrheiten aller geschichtlichen Religionen in sich vereinigen und diese somit abrogieren, und er selbst ist in dieser Weltreligion der Prophet und Führer, wie es auf überwundenen Stufen und in partikularen Kreisen Moses, Buddha, Jesus und Mohammed gewesen sind. Die göttliche Offenbarung ist evolutionistisch gedacht und die Lehre von ihrer Vervollkommnungsfähigkeit steht geradezu im Zentrum des Behaismus. Was schon Bab in seinem hl. Buch, dem Beyan (= Erklärung) vertreten hatte, daß Gottes Offenbarung in den Propheten ist wie die Sonne, die täglich aufgeht, jeden Tag neu und doch immer dieselbe, daß jede neue Offenbarung aber eine höhere Stufe bedeute entsprechend dem Fortschritt der Menschheit, die von Gott aus einem Kind zur Männlichkeit erzogen werde — das nimmt Beha nach allen Seiten auf in seinem kitâb-i-akdas (= heiliges Buch), das deutlich dem Koran nachgebildet ist. Die relativistische Betrachtungsweise wird hier jedoch konsequent durchgeführt. Bab kannte noch unreine Völker, einen heiligen Krieg und die Teilung des Eigentums der Ungläubigen. Er stand deutlich noch im Bannkreis seiner Heimatkirche und suchte in ihr sozialen Reformen und religiöser Toleranz die Wege zu bahnen. Beha erhob diese Tendenzen zu universalen Prinzipien und löste sie dementsprechend von dem positiven schiitischen Islam, mit dem sie bis dahin innig verknüpft waren. Wie bewußt Beha das tat, zeigen die Sendschreiben, die er, offenbar in Nachahmung Mohammeds, als der Apostel des Weltgeistes in diesem Aeon, an einige gekrönte Häupter richtete (an den Schah, den Papst, den Kaiser von Oesterreich und an Napoleon III.). Noch deutlicher tritt der universale Zug darin zu Tage, daß er seine Anhänger dazu anhielt, die modernen Sprachen zu lernen, um als Apostel der die Nationen vereinigenden Menschheitsreligion wirken zu können.

2. Ausbreitung.

Als Beha 1892 starb, hatte er wenigstens die Genugtuung, im vorderen Orient gegen eine Million Anhänger zu hinterlassen (Schätzung des Lord Curzon 1892), darunter viele Gebildete und Hochgestellte; der jetzige Schah gilt selbst für einen heimlichen Behai. Besonders aber sind es die Juden in Persien, die in Scharen zum Behaismus übergehen, da sie hier Toleranz finden und Schutz gegen den Fanatismus der Moslemin. Hamadan ist ihre Zentrale. Von hier aus fand die Bewegung auch Eingang in Europa. Die von Rothschild in Paris unterhaltene Alliance israëlitique hat ihre Agenten zur Unterstützung von Juden im Osten. Solche Agenten brachten den Behaismus nach Paris, wo sich bald eine Metropole behaistischer Propaganda bildete, was bei den lebhaften Beziehungen Frankreichs zum vorderen Orient, sowie der inneren Haltlosigkeit der französischen Gesellschaft verständlich ist. In dem Salon eines reichen Juden finden die Séances statt. Der erwähnte Dr. Dreyfuß hat das hl. Buch Beha Ullahs übersetzt (1906) und schreibt Flugblätter, mit denen eine lebhafte Kolportage getrieben wird bis hinein in deutsche Witwenstübchen. Von größerer Bedeutung ist die Aufmerksamkeit, die freidenkerische Kreise der wissenschaftlichen Welt der Bewegung schenken. In der Zeitschrift für Religionspsychologie haben deutsche Psychiater ihre Sympathien für den Behaismus zum Ausdruck gebracht, und einer von ihnen erstrebt „die Gründung einer neuen Religionsgenossenschaft, wo für die christliche Welt das geschaffen würde, was der Behaismus für die mohammedanische ins Leben rief: eine Kirche ohne Klerus, ohne Dogmen, ohne Kultus.“ Er faßt eine Organisation des Freidenkertums von den Universitäten aus ins Auge. Man denkt unwillkürlich an die Freimaurer des 18. Jahrhunderts und die Machenschaften eines freigeistigen Judentums. Derselbe Herr behauptet dreist, es gebe bereits 9 (!) Millionen Behaisten, darunter viele Amerikaner. Richtig ist, daß die Amerikaner sich wieder besonders groß im Eingehen auf derartige Sensationen bewiesen haben und die Beziehungen zwischen Akko und New York (226 W 58 Street) ziemlich rege sind. Viele Amerikaner und Amerikanerinnen haben bereits die Pilgerfahrt nach Akko zu Abbas Effendi, Beha Ullahs Sohn und Nachfolger unternommen und seine Orakel glücklich zurückgebracht. Wie in dem theosophischen Weltschwindel der Mrs. Besant in Indien spielen auch hier beredte Damen eine wesentliche Rolle, Miß Brittingham, Mrs. Cooper u. a. In einer behaistischen Flugschrift liest man: „O Dienerin Gottes, lege eilig den Keim deines besseren Ich, denn die Zeit eilt. Widerstehe der Welt aus Liebe zu Abdul Beha. Organisiere eine Gemeinde in St. Franzisko und sprich brillant über das Reich Gottes, sonst ziehst du niemand an.“ Im Land des Scientismus (Mrs. Eddy) ist man für Neuheiten auf dem religiösen Gebiet empfäng-

licher als anderswo, und der Religionskongreß in Chicago hatte ja längst neben einem Volapük auch eine neue Weltreligion postuliert.

Abbas, der gegenwärtige Führer („Abd ul Beha", Apostel des Gottesglanzes), hat sich vollends von allen unmodernen Anschauungen emanzipiert und beweist, daß Teufel und Hölle, Himmel und Auferstehung psychologische Größen seien und als abergläubische Vorstellungen einer überwundenen Religionsstufe angehören. Man denke sich, was das in der Welt des Islam bedeutet, dessen Herzpunkt die Lehre vom Paradies ist! Abd ul Beha folgt wohl auch nur einem Druck von seiten seiner Anhänger, wenn er die Proskynese noch annimmt und sich als Inkarnation Gottes verehren läßt. Er ist zu sehr Freidenker, um selbst an sich als überweltliche Größe zu glauben.

Bab war noch ein persischer Prophet, Beha Ullah wollte die Emanation des Weltgeistes sein, und Abd ul Beha baut nun sein Reich Gottes und sammelt die internationale Gemeinde für eine neue Weltreligion, die die Quintessenz aller seitherigen Religionen darzustellen sucht.

3. Programm.

Sehen wir zu, was der heutige Behaismus seinen Gläubigen bietet.

L'objet du mouvement Bahai est l'Union Divine de l'homme avec Dieu et de cette union en résulte la fraternité humaine, dirigeant et attirant toutes les fois vers l'Unité. So liest man in der Flugschrift „Unité — la Révélation de Baha 'Ullah". Also ist die religiöse Idee keineswegs ausgeschaltet, stellt vielmehr das zentrale Interesse dieser Bewegung dar. Bis auf weiteres will der Behaismus wirklich Gemeinschaft mit Gott. Insofern hat er seinen Ursprung aus der persischen Imammystik nicht verleugnet; zweifellos liegt hier aber zugleich ein starker Einschlag moderner Theosophie vor, wie sie sich in Amerika, England und Frankreich breit macht und von jeher gerne Fühlung mit dem Osten sucht, besonders mit den vorher schon der pantheistischen Mystik zuneigenden Indern und Persern. So tragen denn die Morgen- und Abendgebete, die in Flugblättern aus Akko in die Welt hinausgehen, ein durchaus pantheistisches Gepräge. In naturhaften Prädikaten wie Licht, Wärme, Duft wird die Gottheit angeschaut und statt „Gott ist die Liebe" heißt es hier „Amour c'est Dieu", eine Apotheose der Liebe, bei der weniger an die Welt des Sittlichen als des Natürlichen gedacht sein mag. Gott ist weniger Wille als Natur, und zwar ist seine Natur eine „Essence infinie de bonté". Gott kann nicht anders sein als gütig, daher auch kein Gericht, keine Konflikte. Die Sünde ist aufgelöst in Entwicklung, und die Entwicklung des Menschen und der Menschheit selbst ein göttlicher Prozeß. Glück und Harmonie ist das Ende der Dinge und das Geheimnis der Religion. „In Harmonie mit dem Unendlichen" —

diese in gebildeten Kreisen unserer Tage in Amerika (Trine) und Europa weitverbreitete Naturreligion hat der Behaismus auf seine Fahne geschrieben; das macht ihn in der ganzen Welt salonfähig. Ein gewisses sinnlich-religiöses Behagen verheißt er den Seinen: vollen Seelenfrieden und Gemütsruhe, Glücksgefühl und freudige Stimmung. So verbindet er sich leicht mit dem Scientismus, der bekanntlich Krankheit durch mind cure, durch Gemütsbeeinflussung heilt. In diesem Zusammenhang wird sogar dem bestimmten Gebet um materielle Güter Erhörung zugesagt, während sonst alle bestimmten Glaubensaussagen vermieden werden. Es soll eine „natürliche Religion" sein, eine Religion ohne Dogmen.

Daher auch kein Dogma über Beha Ullah selbst. Es heißt nur, er sei die „Zentralfigur" der neuen Weltreligion, der göttliche Geist, wie er in den Propheten der verschiedenen Religionen auf der Erde erschienen sei, zuletzt aber und über alle bisherigen Offenbarungen übergreifend in Beha. *So soll allen Religionen ihr relatives Recht bleiben, aber alle sollen auch in die Eine höchste, wahrhaft zeitgemäße Einheitsreligion des Beha erhoben werden* (unité). „Wie Jesus gekommen ist, euch zu zerstreuen, so ist Beha erschienen, euch zu sammeln" — erklärte der Apostel aus Akko vor einigen Jahren beim Empfang in Washington. Nicht ohne hinzuzufügen: „Alle nun, die an diesen, im Fleisch erschienenen Messias (Beha) glauben, deren Namen sollen in das Buch des Lebens eingetragen werden." Faktisch ist die Bedeutung des Propheten im Behaismus noch verschwommener als im Islam, aber auch in diesem Punkt soll ja eben kein Dogma gelten, sondern Freiheit und Toleranz walten.

Nur in einem Punkt kennen sie keine Toleranz: der Klerus in allen Religionen wird geradezu gehaßt. Nach den Verfolgungen, die sie vom schiitischen Klerus zu erdulden hatten, ist das auch kein Wunder. Wie die Aufklärung des 18. Jahrhunderts sagen sie, die Priester sind die Verderber der Menschheit. *Sie haben daher selbst keinen Klerus.*

Die Stellung zur Welt ist eine durchaus positive und hier erblickt der Behaismus seine eigentliche Mission. Er will ganz *bewußt Diesseitigkeitsreligion* sein und emanzipiert sich von der Askese. Seine Anhänger werden im Osten daran erkannt, daß sie trinken und rauchen, wo Mohammedaner sich das versagen müssen, und daß sie keine Gebetszeiten noch irgendwelche religiöse Zeremonien einhalten. Ihre Gottesdienste bewegen sich in freien Formen: es wird aus dem hl. Buch vorgelesen. Daran schließt sich Diskussion und freies Gebet. Sie lieben lange Reden und große Worte und disputieren besonders mit Christen und Juden viel, während sie bei den Schiiten als Renegaten verachtet sind, deren massiven religiösen Vorstellungen sie sich doch so überlegen fühlen. Dabei sind sie weltoffen und kulturhungrig. Bildung und Reichtum sind

ihnen hohe Güter und der Gläubige hat sie sich anzueignen. Das ist seine Aufgabe in der Welt, sein Gottesdienst. Dabei wird jedoch dem Egoismus ein Gegengewicht geschaffen an dem Gebot der Nächsten- und der allgemeinen Menschenliebe. Und wenn irgendwo, so ist hier der Einfluß der christlichen Mission unverkennbar. Selbst die Feindesliebe wird aus dem Christentum herübergenommen und im Sinne von Lessings Nathan nicht ohne verächtlichen Seitenblick auf die Exklusivität der großen geschichtlichen Religionen zum Ideal unentwegter Toleranz erhoben.

Hier macht sich nun im einzelnen der Einfluß der Westens segensreich geltend, wenn nur die Illusion nicht wäre, es sei eigenes Gut, mit dem es nun erst gelte, die ganze übrige Welt zu beglücken. Da ist vor allem der Protest gegen die Stellung der Frau in der mohammedanischen Welt. Es wird die Parole der Gleichstellung von Mann und Weib ausgegeben und die Freiheit der Frau in der Heiratsfrage proklamiert. Der Schiit zwingt eine Frau, ihn zu heiraten, der Behaist wirbt um sie. Die Verschleierung ist aufgehoben. Das sind Reformen, die schon von Bab herstammen, aber Beha griff die Frauenfrage der ganzen Welt auf und brachte so wieder einen universalen Zug mehr in seine Schöpfung.

Auf den Einfluß der christlichen Kultur, speziell der Mission, weist zweifellos auch das lebhafte Interesse zurück, das der Behaismus an der Schule und allen Erziehungsfragen nimmt. Ja er greift auch hier nach den höchsten Blüten christlicher Ethik und wirkt selbst auf die Erziehung verwahrloster Kinder hin.

Ein weiteres Moment ist sein Eintreten für die öffentliche Gerechtigkeit. Auch hier wies Bab im Geist der israelitischen Propheten und der ersten Wirksamkeit Mohammeds die Bahn mit seinen sozialen Programmreden. Wer den Orient kennt, weiß, wie nötig dort Reformbewegungen auf diesem Gebiet sind. Aber auch hier wird die Idee ins Internationale ausgebaut. Man schwärmt von „*maisons de la justice*“ in allen Großstädten der Welt als den künftigen Zentren der behaistischen Religionsgemeinschaft. Eine deutliche Aufnahme europäischen Freimaurertums.

Den Höhepunkt erreicht die behaistische Ethik jedoch erst in ihrer Idee des Weltfriedens. Wieder erweisen sich Beha und sein Nachfolger als aufmerksame Beobachter moderner Zeitströmungen und suchen sie auf ihre Mühle zu leiten. Der Behaismus behauptet zu stande zu bringen, was der Zar in der Haager Konferenz vergeblich herbeizuführen suche. In Akko feiert man die internationale Verbrüderung. „Weltverbrüderung — das geht nur auf ein Kommandowort Gottes, und Beha ist dieses Wort Gottes. Es bedeutet den Anbruch des Tages der Brüderlichkeit, des Reiches Gottes.“

Es sind die drei Schlagworte der französischen Revolution, von denen die Flugschriften der französischen Juden, die dem Abbas in

als Agenten dienen, widerhallen. Ist diese Spiegelung der christlichen Idee am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts nicht noch merkwürdiger als die am Anfang des neunzehnten? Kaum beginnt es zu tagen in der mohammedanischen Welt, so fallen ihr schon aus den entchristlichten Kreisen des Abendlands die Wortführer zu, die von hier aus eine religiöse Weltbeglückung heraufzaubern, an der die christliche Mission durch die ganze Welt hin in harter, langer Arbeit mit dem Evangelium von Sünde und Gnade sich abmüht. Wie viel bedeutsamer für Zeit und Ewigkeit sind doch die kleinen Lichtherde, die sie entzündet, als das glänzende Feuerwerk, das der Behaismus der Welt zum Schauspiel gibt!

4. Verhältnis zur Mission.

In der **Missionary Revue** lesen wir 1898: „Gewiß ist an der Sekte der Babi oder Behai viel Verkehrtes, aber sie hat die Tür für das Evangelium geöffnet wie nichts zuvor. Die Verbreitung der Bibel hat sich von Jahr zu Jahr fast verdoppelt und sie wird von ihnen offenkundig verehrt. Es eröffnen sich für die Mission erfreuliche Aussichten." Aber die neueste Entwicklung des Behaismus bestätigt nur vollauf das Urteil, das in dem erwähnten Artikel dieser Zeitschrift 1904, S. 111 steht: „Man hat angenommen, daß dies Religionssystem, falls es sich einmal von den Fesseln der islamischen Dogmen loslösen sollte, möglicherweise zur Annahme des Christentums führen werde; aber das ist sehr zu bezweifeln. Ihr Streben geht vielmehr dahin, dem Herzen eine augenblickliche Beruhigung zu verschaffen und in der Person ihres Führers eine Persönlichkeit zu haben, die die Stellung eines Mittlers zwischen Gott und den Menschen einnimmt." Wenn dann in diesem letzteren Verlangen ein wichtiger Anknüpfungspunkt für das Evangelium aufgewiesen wird, so ist umso lehrreicher, daß die Mission den indifferenten Behai gegenüber bis auf weiteres faktisch ebenso machtlos ist, wie den fanatischen Moslemin. Die Erfahrung der Berliner Orientmission in Persien ist, daß die Behai liebenswürdige, entgegenkommende Leute sind, die aber viel lieber belehren als sich belehren lassen. Glaubt man sie mit einem Schriftbeweis fest gefaßt zu haben, so gleiten sie mit ihrem: „Nun wollen wir aber diese Schriftstelle aufbrechen und den Kern herausholen", geschickt wieder durch die Finger (A. M. Z. 1903, S. 242). Sie machen Ernst mit ihren hohen ethischen Grundsätzen und ruhen in ihrer pantheistischen Gefühlsreligion. Sie gäben uns ein Rätsel auf, wenn nicht eine Ahnung der großangelegten Pläne Gottes uns zu Hilfe käme. Haben sich einst ihre Freunde in der deutschen Missionswelt, ein Dr. Faber und Dr. Andreas in der Hoffnung getäuscht, die Behai würden der Mission direkt in die Hände arbeiten, so dürfen wir doch die Hoffnung hochhalten, daß sie zur Aufpflügung des harten Bodens der mohammedanischen Welt dienen und

so indirekt für die Sache der Mission von Bedeutung werden mögen, von deren Erfolgen und Absichten sie selbst nicht anders als ungerecht und verächtlich zu reden wissen.

Eine ernsthafte Konkurrenz bedeutet der Behaismus für die Mission jedenfalls nicht. Die nüchternen Forscher schätzen seine Anhänger im vorderen Orient nicht über eine Million und versprechen sich wenig von ihm für die ersehnte Wiedergeburt Persiens. Er ist ein Wasserschößling, der auf dem internationalen Sumpfboden einer humanitaristisch interessierten Theosophie gedeiht; er lebt vom Gegensatz gegen Fanatismus und Hierarchie in den geschichtlichen Religionen zunächst des Islam und weiter auch des Christentums und zehrt doch von den Erträgnissen derselben. Die originale Kraft nimmt von Bab über Beha bis zu Abbas sichtlich ab, je mehr sich die Rücksicht auf allgemein moderne Zeitströmungen geltend macht. Die Theosophen haben einen Modeheiligen mehr. Neu und bedeutungsvoll ist nur, daß er aus dem Islam kommt. Die enge Berührung mit europäischer Kultur ruft nachgerade eine mächtige Wirkung in allen Ländern des Islam hervor. Der Behaismus ist nicht mehr und nicht weniger als eine persische Parallele zu den rationalistischen Bewegungen im nordindischen Islam. Wie sie muß die Mission ihn kennen als ein Zeichen der Zeit.

Zur Lage in Korea.*)

Von Pfarrer A. Schädelin in Rohrbach, Bern.

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit richten sich heute die Blicke aller Missionsfreunde nach Korea. Die erstaunlichsten Nachrichten von großen Erweckungen und massenhaften Uebertritten treffen aus diesem, politisch betrachtet, so unglücklichen Lande ein, die zu den überschwänglichsten Hoffnungen bezüglich einer baldigen gänzlichen Christianisierung desselben Anlaß geben. So wird's sich denn lohnen, einen flüchtigen Blick auf die dortigen politischen Zustände zu werfen, umsomehr, als in Korea die Uebertritte zum Teil in direktem Zusammenhange mit den gegenwärtigen politischen Vorgängen zu stehen scheinen.

Ein unglückliches Land haben wir Korea deshalb genannt, weil es im Begriffe steht, den letzten Rest seiner politischen Selbständigkeit an Japan zu verlieren. Es ist das Opfer der japanischen Ländergier und Großmachtspolitik, die Ostasien noch nicht so bald wird zur Ruhe kommen lassen.

Ueberwiegenden Einfluß gewann Japan in Korea schon während des Kriegs durch die militärische Besetzung der Halbinsel und ein erzwungenes Bündnis mit Korea. Durch ein zweites Bündnis mit England gewann Japan

*) Das Tatsächliche ist meistens aus dem „Ostasiatischen Lloyd" geschöpft.

im Innern Koreas freie Hand, sofern es die Rechte und Handelsmöglichkeiten dritter Länder unangetastet lasse. Diese Situation nützte Japan nun nach Kräften zu seinen Gunsten aus. Eine Generalresidentur in Söul wurde geschaffen, die militärischen Eisenbahnen von Fusan über Söul nach Wiju wurden ausgebaut. Das Land wurde besetzt durch anfangs vier, später zwei Divisionen. Es wurde begonnen mit einer Reform und Beaufsichtigung der Verwaltung, auch mit der wirtschaftlichen Ausbeutung der reichen Bodenschätze.

Alle diese Gewaltmaßregeln, vor allem aber die Roheit der massenhaft ins Land strömenden japanischen Kuli und gewinnsüchtigen Abenteurer riefen allenthalben in den Provinzen Aufstände hervor, die direkt und indirekt durch den koreanischen Kaiser und die ihm ergebene Beamtenschaft unterstützt wurden. Auf der andern Seite aber fanden die Japaner unter den Koreanern selber eine starke Anhängerschaft. Die Verhältnisse in Korea scheinen unter der vierundvierzigjährigen Herrschaft des Kaisers Yi-höng keine glänzenden gewesen zu sein. Eine jämmerliche Regierung und eine korrupte Beamtenschaft lasteten als ein schwerer Druck auf dem unglücklichen Volke. Daher kam es, daß eine starke Reformpartei Japan als den Retter aus diesen unhaltbaren Zuständen begrüßte. Mit Hilfe des zu großer Macht anwachsenden japanfreundlichen Vereins Il-Chin-Hoi gelang es, ein japanfreundliches Kabinett zu bilden, während die japanfeindlichen Beamten massenhaft gefangen gesetzt, zum Tode verurteilt oder sonst unschädlich gemacht wurden. Am 29. Juni 1907 traf der koreanische Prinz Tiying Chiyi mit Gefolge im Haag ein, um gegen die Nichteinladung Koreas zur Friedenskonferenz zu protestieren und gegen die Vergewaltigung durch Japan Einspruch zu erheben. Dieser unkluge Schritt des koreanischen Kaisers wurde der Anlaß zu einer gewaltsamen Lösung des Konflikts zwischen Kaiser und Kabinett. Um das Fortbestehen der Dynastie zu retten, zwang das Kabinett den Kaiser zur Abdankung zu Gunsten seines ältesten Sohnes I-Aschak, während sein jüngerer, elfjähriger Sohn zum Kronprinzen von Korea ernannt wurde. Der jetzige Kaiser ist natürlich nur eine Puppe in den Händen der Japaner. Dazu eignet er sich umso besser, als er vor seinem Regierungsantritt als entschieden schwachsinnig galt. Seit den strengen Zensur- und Majestätsbeleidigungsgesetzen soll das etwas besser geworden sein; erschien doch dem Herausgeber der „London China Express“, der kürzlich Korea bereiste, sowie mehreren andern, die wie er mit dem Kaiser gesprochen haben, derselbe als „weniger blödsinnig als er aussehe“. Das einzige politische Recht, das diesem „Kaiser“ geblieben ist, besteht darin, Edikte zu unterzeichnen und pompöse Geburtstagsfeierlichkeiten aufzuführen unter Wahrung altkoreanischen Zeremoniells. Besonders von ersterem hat er von Anfang an reichlichen Gebrauch gemacht; denn seine erste Regierungshandlung bestand in der Unterzeichnung einer Konvention mit Japan, welche die gesamte Regierung und Verwaltung Koreas Japan übertrug. Seither wird nun mit Hochdruck an der totalen Japanisierung Koreas gearbeitet.

Wie ist nun diese Lage der Dinge in Korea zu beurteilen? Eine objektive Beurteilung der Sachlage fällt deshalb nicht leicht, weil die Berichte über die gegenwärtigen Vorgänge in Korea sehr unzuverlässig und unvollständig sind. Die in Korea erscheinenden Zeitungen stehen natürlich alle

unter strengster japanischer Zensur, während die Berichte von Augenzeugen, die das Innere von Korea durchreisten, wo die Japaner sich natürlich viel freier bewegen als unter den Augen von Gesandten und Freunden in Söul, sich je nach dem Standpunkte aufs schärfste widersprechen.

Darin mögen die Freunde Japans recht haben, daß unter japanischer Leitung Korea sich viel rascher und vollständiger der westlichen Zivilisation öffnen wird, als dies ohne Japan geschehen würde. Von dieser Seite betrachtet der japanfreundliche amerikanische Bischof Harris, der kürzlich Korea bereiste, die dortige Lage. Die amerikanischen Missionare sind kluge Leute und es wird ihnen nachgeredet, sie sähen vor allem auf gute Beziehungen zu der japanischen Generalresidentur.

Kurz, Bischof Harris konstatiert ein allgemeines Erwachen im koreanischen Volksleben und eine leidenschaftliche Sehnsucht nach Belehrung und Fortschritt. Alles will erzogen und unterrichtet werden. Und die Regierung kommt diesem Bedürfnis nach Möglichkeit entgegen. Schulen werden allenthalben gegründet. Die alten chinesischen Schulen müssen ihre Lehrpläne den modernen Bedürfnissen anpassen. Auch ein staatliches Lehrerseminar ist in Söul vorhanden, sowie eine Gewerbe- und Bergbauschule; selbst der Plan zur Gründung einer Kleinkinderschule ist gefaßt. 1907 wurde sogar eine medizinische Fachschule eröffnet, die jetzt 40 Studenten zählt, samt einem vorzüglich ausgestatteten Spital, das als das beste in ganz Ostasien gilt.

Dementsprechend sind natürlich auch die Fortschritte im Verkehrswesen, sowie in der gänzlich darniederliegenden Gerichtsbarkeit. Bereits sind dem Kabinett Vorschläge bezüglich der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht eingereicht worden. Studienkommissionen bereisen im Auftrage der Regierung fremde Länder.

Ohne Zweifel nimmt sich auf der dunkeln Folie früherer koreanischer Mißwirtschaft in mancher Beziehung der japanische Einfluß vorteilhaft aus. Das erhellt u. a. aus der Tatsache, daß die jetzigen Steuern nur $^1/_{30}$ der früheren ausmachen sollen. Vor allem scheint der gute Wille des Generalresidenten, des Fürsten Ito außer allem Zweifel zu stehen. Bischof Harris schildert seine Regierungstätigkeit als unerschrocken, geduldig, aufrichtig und weise. Alle seine Schritte seit seinem Regierungsantritt im November 1905 seien dem ehrlichen und dringenden Wunsche entsprungen, das koreanische Volk zu erneuern. Die Hauptsache sei bereits getan; der Grund zu einem neuen Korea sei gelegt. Von der Zukunft dürfe man dauernde Freundschaft und gegenseitige Hilfe erwarten. Das Nächste, was zugunsten der neuen Lage in Korea angeführt werden kann, ist der schon angedeutete Umstand, daß das Gefühl der Befreiung von dem Drucke der koreanischen Mißwirtschaft so groß war, daß wohl der überwiegende Teil der Koreaner, namentlich der Hauptstadt, der Beamten und Gebildeten, sich in die neuen Verhältnisse gefügt hat und rasch in sie einlebt.

Doch all das mag sein wie es wolle, es ändert nichts an unserm Eindruck, daß wir hier wieder einmal vor einer jener Brutalitäten im großen Stile stehen, wie die Geschichte deren so viele kennt und wie wir eine im Burenkriege vor kurzem erst mit tiefster Empörung miterlebt haben. Mag

sein, daß die Koreaner nicht mit dem Heldenvolke der Buren verglichen werden dürfen, mag sein, daß ihr trauriges Schicksal sie nicht ganz unverdient ereilt, mag sein, daß durch die japanische Vorherrschaft manches besser wird im Lande, daß namentlich die Mission von dem Unglück des Landes nur profitiert, mag sein, daß die Entselbständigung Koreas eine sogenannte historische Notwendigkeit ist, das alles kann uns nicht hindern, das brutale Vorgehen Japans als eine scheußliche Barbarei zu empfinden.

Das wird uns klar werden, wenn wir einen Blick werfen auf die Mittel, deren sich Japan bedient, um seine Vorherrschaft in Korea zu befestigen.

Kurz nach der Tronbesteigung des neuen Kaisers und nach der Unterzeichnung der neuen Konvention mit Japan, in welcher Japan den Fortbestand Koreas als unabhängigen nationalen Staat garantiert hatte, verfügte es die Auflösung des ganzen koreanischen Söldnerheeres, was der unmittelbare Anlaß zum Ausbruch eines allgemeinen Aufstandes geworden ist, an dessen Spitze hauptsächlich die entlassenen Söldner standen. Zwei Drittel sämtlicher Beamtenstellen sind von Japanern besetzt. Natürlich sind es die einträglichen und einflußreicheren Posten, welche die Japaner beanspruchen. Neuerdings gehen Gerüchte, alle oder doch die meisten koreanischen Minister sollen durch Japaner ersetzt werden. Die japanischen Vizeminister, deren einer schon jetzt jedem koreanischen Minister beigegeben ist, beziehen höheres Gehalt und werden besser behandelt, als ihre koreanischen Vorgesetzten. Die Gehälter der japanischen Beamten in Korea seien drei- bis viermal so hoch als die entsprechenden in Japan. Und doch, versichert der koreanische Pastor Pyong-Yun, der sich gegenwärtig mit zwei koreanischen Amtsbrüdern in London aufhält, sei die Mehrzahl dieser Beamten hergelaufenes Gesindel, dem es nur um möglichst rasche Bereicherung zu tun sei, wie man sich ja wohl denken kann, da es in Japan selber an einer genügenden Anzahl ausgebildeter Beamten fehlt. Wohl gebe es unter diesen japanischen Beamten in Korea einige wohlgesinnte und einsichtige Leute; allein ihre Bestrebungen scheiterten völlig an der brutalen Grausamkeit der Soldaten und der räuberischen Gewinnsucht und Anmaßung der japanischen Kuli.

Unter dem Schutz einer stets vermehrten Polizei und Militärmacht, sowie einer strengen Zensur werden Erpressungen, Räubereien und Vergewaltigungen verübt, schlimmer als unter der früheren Regierung, und in den letzten drei Jahren sei in Korea ärgerer Schaden gestiftet worden, als früher vielleicht in zwanzig Jahren. Alles was den Japanern in Korea irgend wertvoll scheint, eigneten sie sich an, oft durch abscheulichste Gewaltmaßregeln.

Daß von solchen Dingen nur wenig an die Oeffentlichkeit dringt, dafür sorgt die japanische Zensur, die nur japanfreundliche Blätter duldet. Auch Herrn Bethels „Korea Daily News“ ist verstummt, seitdem das britische Konsulargericht in Söul seinen für die japanischen Verbündeten so oft lästigen Berichten Schweigen auferlegt hat. Auch jetzt noch, da sich diese Zeitung mit allem eher als mit Korea beschäftigt, beklagt sie sich über unregelmäßige Ausgabe durch die Postbehörden, welche die Abonnenten vor diesem aufrührerischen Blatte warnten. So ist es kein Wunder, daß Zeitungen für

Koreaner im Auslande gegründet werden, z. B. in San Franzisko und in Wladiwostok, die zum Teil die schärfste Sprache führen. Hat doch die erstere der beiden genannten aus Anlaß der Ermordung des Herrn Stewens in San Franzisko, eines Beraters der Japaner, offen die Berechtigung des politischen Mordes proklamiert.

Eines der hervorragendsten Beispiele japanischer Gewaltpolitik in Korea ist die Schaffung der unter staatlicher Aufsicht und Leitung stehenden „Ostasiatischen Besiedelungsgesellschaft." Diese Gesellschaft, deren Kapital 10 Millionen Yen beträgt und die jährlich mit 300 000 Yen vom japanischen Staate subventioniert wird, hat den Zweck, Korea mit japanischen Ansiedlern zu durchsetzen, die dann zu einer Art Miliz ausgebildet werden und allmählich die stehende japanische Besatzung entbehrlich machen sollen. Entsprechend diesem militärischen Zweck, ist als erster Präsident der Gesellschaft — der Präsident muß stets Japaner sein — der Generalmajor a. D. Usegawa in Aussicht genommen. Das Aufsichtsrecht soll in den Händen beider Regierungen, der japanischen und der koreanischen, liegen. Auch sonst ist auf Itos Anregung in der Organisation der Gesellschaft in verschiedenen Punkten Rücksicht genommen worden auf die Gefühle der Koreaner. Doch geschah dies mehr aus dekorativen Gründen. Tatsächlich steht die Gesellschaft vollkommen unter japanischem Einfluß. Die Japaner werden dafür zu sorgen wissen, daß nicht allzuviele Aktien in koreanische Hände fallen, und daß unter den Direktoren höchstens ein paar Rennomierkoreaner sich befinden.

Dies Staatsmonopol auf Besiedelung Koreas mag insofern günstig sein, als weite unbebaute Strecken Koreas nun sollen bebaut werden. Es sollen jährlich 3 000 (nach früheren Berichten gar 40 000!) japanische Ansiedler, d. h. 1000 Familien angesetzt werden. Jede Familie erhält 5 Acker Reisboden, $2^1/_2$ Acker Getreidefelder und 1080 Yen, der einzelne Ansiedler 360 Yen unter milden Rückzahlungs- und Kaufbedingungen. Eine Menge Bewerbungen sind eingelaufen meist von früheren Soldaten, die in Korea gedient haben. Nach amtlichen Angaben strömen jetzt täglich 200 Japaner ins Land, meist ganze Familien, die also dauernd in Korea zu bleiben beabsichtigen.

Die Annahme des Gesetzesentwurfs, der die ostasiatische Besiedelungsgesellschaft zum staatlichen Institut erhob rief allenthalben in Korea die größten Besorgnisse wach. Und mit Recht. Denn sowohl nach koreanischem Staatsgesetz als nach den Verträgen zwischen Japan und Korea darf kein Ausländer, also auch kein Japaner, in Korea Grundeigentum erwerben und besitzen. In Japan haben Ausländer noch heute nicht das Recht, Grundeigentum zu erwerben, weil die Japaner das ihnen heilige Land nicht in den Besitz von Fremden fallen lassen möchten.

Die Gründung der ostasiatischen Besiedelungsgesellschaft bedeutet also eine nackte Vergewaltigung Koreas, einen offenkundigen Vertragsbruch. Aber auch an tausend anderen Einzelheiten läßt sich nachweisen, daß Japan die Grundvoraussetzung aller segensreichen Kolonialpolitik fehlt: das Verständnis für die Eigenart des zu kolonisierenden Landes. Ohne jede Schonung wird in tausend Dingen japanisches Wesen den Koreanern auf-

gezwungen. Warum darf denn der arme Kaiser seine koreanische Hofetikette, an der er so hängt, nicht beibehalten? Warum muß die japanisch werden? Damit der künftige koreanische Kaiser, der elfjährige Kronprinz, beizeiten alle Lust am heimatlichen Wesen verliere, ist er von seinem Vormund, Fürst Ito, nach Japan verbracht worden, wo er nun auf der Adelsschule in Tokio ganz in japanischem Geiste erzogen wird. Eine Menge empörender kleinlicher Verfügungen, die nichts anderes als die Entnationalisierung Koreas bezwecken, müssen vom Volke als fortwährende Nadelstiche empfunden werden. So soll die seit undenklichen Zeiten in Korea übliche weiße Kleidung künftighin verboten sein; der Koreaner soll dunkle Kleider tragen. Was geht denn die Japaner die Kleidung von Privatleuten an?! Was hat ferner der originelle koreanische Schopfknoten verbrochen, daß er von Staatswegen der Schere zum Opfer fallen soll? Ja, selbst die Straßen sollen künftighin auf japanische Weise gepflastert werden. Das Geld wird natürlich in der japanischen Münze geprägt. Am empörendsten wirkt aber der unbeschreibliche Hochmut und die Verachtung, womit alle Japaner in Korea, voran die niederen Beamten, auf die Koreaner heruntersehen als auf eine tief unter ihnen stehende Rasse. Selbst auf den Straßen der Hauptstadt kann der Ausländer täglich Zeuge der empörendsten Szenen sein; wie mag es da erst in den Provinzen aussehen! Auch auf den Eisenbahnen kann man allerlei erleben. Ein Koreaner wird geohrfeigt, weil er den abgesperrten Bahnsteig betreten hat, auf dem er Japaner nach Herzenslust hat hin- und hergehen sehen. Koreaner warten stundenlang vor dem geschlossenen Schalter des Bahnhofs darauf, daß der japanische Beamte ihnen Fahrkarten verkauft, was der aber aus Faulheit oder Hochmut beliebig unterläßt, sodaß die Züge zur fahrplanmäßigen Zeit halbleer vorbeifahren. Ein japanischer Bahnbeamter springt einem bejahrten Karrenschieber auf den Rücken und bearbeitet den Unglücklichen mit den gestiefelten Füßen, weil er irgend ein Versehen gegen die Bahnordnung begangen hat. Eine ganze Reihe koreanischer Steuereinnehmer nehmen ihre Entlassung, weil sie die fortwährenden Quälereien und Demütigungen ihrer japanischen Vorgesetzten nicht länger ertragen können, usw. Selbst die Ausländer, die selber über willkürliche Behandlung zu klagen haben, sind machtlos gegen dieses Treiben, das jeden empört. Bringen Ausländer, wie oft geschehen ist, einen selbstgesehenen Fall zur Anzeige, so werden sie erst tagelang hingehalten, und haben alle möglichen Widerwärtigkeiten durchzumachen, bis sie schließlich die einfache Mitteilung erhalten, daß sie im Unrecht sind. Am scheußlichsten sind aber die Grausamkeiten, welche durch Militär und Polizei in den Provinzen verübt werden. Ein Beispiel für viele. In einem Dorf im Bezirk Chai-Ryung erschienen plötzlich japanische Polizisten, nahmen alle Bewohner fest, banden sie an Bäume und Mauern und schossen auf sie. Einige entkamen und beteuerten dem Chef der Polizei in Pong Song ihre totale Unschuld. Es war ein Mißverständnis...

Ist es unter solchen Umständen ein Wunder, wenn selbst die friedlichen Koreaner die Geduld verlieren und eine furchtbare Erbitterung gegen die Japaner Platz greift, selbst bei den Ausländern, eine Erbitterung, die in einem hartnäckigen Aufstande zum Ausdrucke kommt, der sich über das

ganze Land ausdehnt. Natürlich sind die schlecht bewaffneten und wenig disziplinierten Haufen der Aufständischen der japanischen Heeresmacht gegenüber allenthalben im Nachteil. Wenn aber kürzlich der japanische Oberstleutnant Okazaki den Aufstand als im wesentlichen für beendet erklärte, so ist das im wesentlichen eine falsche Vorspiegelung; denn fortwährend finden noch größere oder kleinere Gefechte statt, in denen zwar die Aufständischen immer zurückgeschlagen werden, aber auch die Japaner mehr oder minder große Verluste erleiden. Stets langen neue Verstärkungen der japanischen Truppen an. Ja, in Söul selber macht sich die Tätigkeit der Aufständischen auf unbequeme Weise fühlbar, da sie durch Plakate jeden mit dem Tode bedrohen, der Reis, Holz, Kohlen oder Lebensmittel nach Söul verkauft oder solche Waren auf seinem Ochsen oder Pferde dorthin befördert. Mehrere Zuwiderhandelnde sind erschossen worden, sodaß in der Stadt wirklicher Mangel an solchen Dingen zu herrschen beginnt. Ein Haus ums andere wird nun durch häufige Haussuchungen beläſtigt. Auch die massenhaft vorkommenden politischen Morde, von denen namentlich die Mitglieder des japanfreundlichen Vereins Il-Chin-Hoi bedroht sind, deuten darauf hin, daß eine tiefe Erbitterung im Volke gärt, die zu den schlimmsten Befürchtungen Anlaß gibt. Gewaltsam wird oft die friedliche Landbevölkerung dem Aufstand in die Arme getrieben, die sich besonders den japanischen Steuereintreibern gegenüber in der denkbar schlimmsten Lage befindet. Von den Aufständischen werden die Leute mit dem Tode bedroht, wenn sie zahlen, von den Japanern hingegen, wenn sie nicht zahlen. Viele entziehen sich solchem Konflikte durch Auswanderung und dadurch, daß sie sich als Chinesen naturalisieren lassen.

Es mag auch sein, daß viele in solcher Zwangslage zum Christentum übertreten in der Hoffnung, als Christen sowohl vor den Aufständischen als auch vor den strafenden japanischen Truppen sicherer zu sein als ihre nichtchristlichen Landsleute.

Damit sind wir bei dem Punkte angelangt, wo das Missionsinteresse sich mit den politischen Vorgängen direkt berührt. Was ist denn von den vielbesprochenen Uebertritten zum Christentum in Korea zu halten?

Vor allem sind auch hier die Nachrichten sehr spärlich und ergehen sich meistens mehr in allgemeinen Andeutungen von massenhaften Bekehrungen als in genauen übersichtlichen Angaben.

In der Tat scheint der Zudrang zum Christentum an vielen Orten groß zu sein. Ganze Städte wie Ping-yang treten gewissermassen geschlossen zum Christentume über. Viele Gemeinden seien geradezu überfüllt, sodaß sowohl in den Schulen als in den Kirchen der Platz zu eng wird, und viele Gemeinschaften erwägen, ob sie nicht den neuen Bekennern den Beitritt verweigern sollen, soweit sie ihnen nicht ausreichend Belehrung gewähren können. Christliche Bücher in koreanischer und japanischer Sprache würden massenhaft verschlungen. Die Begierde, das Evangelium zu hören, sei allenthalben groß.

Besonders interessant sind die Urteile des als Berichterstatter im russisch-japanischen Kriege bekannt gewordenen Reisenden Mc Kenzie*) über die

*) Siehe Nr. 14 der „Reformation" S. 223.

religiöse Erweckung in Korea. Er sagt: „Der Fortschritt unseres Glaubens in Korea ist eines der bemerkenswertsten Beispiele des Missionserfolges in der Gegenwart, denn wir sehen, im Norden vornehmlich, das Volk sich zu Tausenden dem Christentume zuwenden. Ich kenne eine Station Sun-chou, die vor 5 oder 6 Jahren gegründet ist. Als ich letztes Jahr dort einen Besuch machte, fand ich 80 Kirchen mit 12000 Gliedern und Anhängern. Diese Kirchen werden von eingeborenen Pastoren versorgt, und sie erhalten sich selbst, die Missionare üben nur die Oberaufsicht aus. Und das war ein Land, das vor 20 Jahren als Räubergegend galt, eine Art Niemands-Land zwischen der Mandschurei und Korea. Jetzt ist der Strich mit christlichen Kirchen bedeckt." Ueber den Süden urteilt er: „Ich komme eben aus dem Südosten Koreas, der Gegend des jüngsten Aufstandes. In jedem Dorf, in jeder Stadt, die von den Japanern besetzt worden ist, sah ich das Kreuz Christi über den Häusern. In einer Stadt Yangun hatte fast jedes Haus ein Kreuz."

Ueber den Wert des Christentumes heißt es: „Ich kann nur sagen, daß ich eine Anzahl von ihnen als Boten und Diener während des Krieges als zuverlässig, ehrenhaft und erprobt gefunden habe. Die koreanischen Christen sind ganz sicher keine Reischristen, und die Missionare haben alles getan, um die Christen nicht durch äußere Vorteile, wie etwa politischen Schutz anzulocken."

Genaue Angaben über die Zahl der koreanischen Christen können natürlich nicht gemacht werden. Sie schwanken zwischen 130000 und 2 Millionen. Die Nördliche Presbyterianische Kirche zählt allein 78 Missionare inklusive Frauen und Jungfrauen, und einen Bestand von 15079 Kommunikanten, von denen 3421 im letzten Jahr dazugekommen sind. Der durchschnittliche Kirchenbesuch beträgt 45950 Personen. Die Schulen werden von 7504 Schülern besucht. Die Totalbeisteuer der Eingeborenen beträgt in dieser Kirche 40088 Dollar.

Im ganzen sollen etwa 230 protestantische Missionare in Korea arbeiten; weitaus der größte Teil davon sind Amerikaner, der Rest Engländer. Deutsche Missionare scheinen keine dort zu stehen. Auch unter den ca. 500 koreanischen Studenten in Tokio wird eifrig missioniert. Während bei ihrer Ankunft im Jahre 1906 nur 6 Christen sich unter ihnen befanden, sind es deren jetzt bereits 120. Immer neue Scharen von Missionaren, hauptsächlich amerikanischen, strömen nach Korea. Die Missionare haben mit einer starken japanisch-buddhistischen Propaganda zu rechnen. Vor 4 Jahren war das hervorragendste Gebäude in Söul die katholische Kathedrale. Sie wird jetzt vom japanischen Buddhistentempel in Schatten gestellt. Wie in China, so suchen auch in Korea die buddhistischen Missionare die koreanischen Christen zu bestimmen, sich von ihren weißen Missionaren loszumachen.

Wo sind nun die Gründe des enormen Missionserfolges in Korea zu suchen? Fraglos ist, daß die gegenwärtige politische Lage, wie bereits erwähnt, der Mission in mancher Beziehung die Türen öffnet. Erst durch den Handelsvertrag mit Amerika im Jahre 1882 wurde Korea den Fremden und damit der Mission überhaupt zugänglich. Außerdem haben wir schon

erwähnt, wie den amerikanischen Missionaren an guten Beziehungen zu der japanischen Generalresidentur viel gelegen sei, wie es ja wohl verständlich ist. So herrschte denn auch zwischen den Missionen und der japanischen Verwaltung das beste Einvernehmen. Das kann uns auch nicht wundern, wenn wir hören, daß überall im Lande die christlichen Aeltesten ihre christlichen Volksgenossen beschwichtigen und ermahnen: „Wir dürfen die Japaner nicht hassen, wenn sie uns schlecht behandeln; wir müssen geduldig sein und sie nur umsomehr lieben.“ So predigen die Christen Frieden und warnen überall vor Gewalt und Aufruhr. Dies geschieht natürlich grundsätzlich und nicht, weil die Christen sich als Japans Geschäftsträger mißbrauchen ließen. Es könnten sonst nicht in Japan selber Stimmen laut werden wie die der „Japan Times“, dem amtlichen Tokioer Blatt der japanischen Regierung in englischer Sprache, welche koreanische Christen und Feinde Japans einfach zusammenwerfen. Außerdem wäre es unter solchen Umständen unverständlich, wie die Christen zu gleicher Zeit die Gunst des gegen die Japaner so erbitterten koreanischen Volkes genießen könnten, wenn nicht eben die neue unerhörte Botschaft vom Evangelium der Liebe den gewaltigsten Eindruck machte. „Es ist nur natürlich“ sagt der bereits erwähnte Mc Kenzie, „daß die Koreaner im Innern nur gut von der Mission denken. In der Umgebung von Ping-yang z. B. haben die amerikanischen Missionare unter Führung von Dr. Moffet die ganze soziale Lage verwandelt. Sie haben den Frauen ein neues Leben gebracht, daß sie nicht mehr Haussklaven, sondern Gefährtinnen und Gehilfinnen ihrer Männer sind. Sie haben den Wunsch nach Bildung im Volke zu wecken gewußt. Während früher die Kranken dahinstarben, weil man sich nicht um ihre Leiden kümmerte, können sie jetzt eine vortreffliche chirurgische Behandlung erhalten. Vor allem haben sie die Seelen von der schrecklichen Dämonenfurcht befreit. Die Koreaner sehen, was geschehen ist, und sind dafür dankbar.“

Es wäre sonderbar, wenn bei einer solchen Schätzung des Christentums bei Japanern und Koreanern nicht viele aus Gründen persönlicher Sicherheit sich der Christengemeinde anzuschließen wünschten. Das ist sehr menschlich, ja nicht einmal ein Unglück, falls wenigstens die Missionare sich nicht mit dem äußerlichen Missionserfolge begnügen. Zu allen Zeiten haben politische Konstellationen dazu beitragen müssen, die Gemüter dem Evangelium zu öffnen. Von hier aus können wir sogar mitten in dem empörenden Treiben in Korea eine höhere Hand am Werke sehen, welche selbst die bösen Anschläge der Menschen zum Guten zu lenken versteht. Schwere Zeiten können ganzen Völkern sogut wie Einzelnen zu Segenszeiten werden.

So glauben wir denn trotzdem, daß im letzten Grunde die Bewegung in Korea eine rein religiöse ist und daß es das Evangelium selber ist, das heute wieder einmal bei einem heidnischen Volke seine innere Kraft und Ueberlegenheit bewährt. Außerdem mag es wahr sein, daß im koreanischen Volkscharakter manches liegt, was dieses Volk für das Christentnm prädestiniert, und daß Bischof Harris recht hat, wenn er sagt, kein Volk sei so veranlagt das Christentum zu würdigen und aufzunehmen, wie die Koreaner.“ Auch erfahren wir aus dem Munde eines Missionars, daß der Koreaner, wenn

er einmal gläubig geworden ist, sofort ein Missionar für andere wird. Die Folge ist ein beständiges Entstehen neuer Gruppen in diesen entlegenen Gegenden. Ein weiterer Grund der raschen Ausbreitung des Christentums in Korea mag in der vorzüglichen Qualität der dortigen Missionare liegen über die Mc Kenzie urteilt: „Ich glaube, Korea hat den Vorzug, einen beträchtlich hochstehenden Typus von Missionaren zu haben. Akademisch gebildete Missionare stehen an der Spitze. Vor allem die Amerikaner sind hervorragend tüchtige Leute."

Das alles mag zusammengewirkt haben, um die großen Ereignisse in Korea unserm Verständnis näher zu rücken. In ihrem Kerne werden solche Vorgänge nie ganz verständlich sein. Die Geschichte ist kein Rechenexempel, wenigstens keines für menschliche Köpfe.

So bleibt uns denn auch die Zukunft Koreas verhüllt. Es hat keinen Sinn, überschwengliche Hoffnungen auszusprechen und bereits vom ersten gänzlich christlichen Lande in Ostasien zu träumen. Wir wissen nicht, welche Wendung die Dinge in nächster Zeit noch nehmen können und welche Hindernisse sich noch auftürmen werden. Wir wollen nicht vergessen, daß auch in Japan einst die Aufnahme des Christentums eine ähnliche war wie heute in Korea. Auch dort haben ungeduldige Leute immer wieder ausgerechnet, in wie viel Jahren das Land „ganz christlich" sein werde. Die Ernüchterung aber hat nicht auf sich warten lassen.

Zähe Ausdauer ist von jeher die unwiderstehlichste Waffe der Mission gewesen. Sie ist es, die auch heute in Korea so reiche Früchte pflücken darf.

Ausdehnung oder Ausbau?

Je überwältigender die Fülle der Missionsgelegenheiten und je unzulänglicher die Arbeitskräfte, desto brennender wird die Frage: Wie verhalten wir uns zu den missionslosen Gebieten, die vor uns liegen? Manche von ihnen scheinen gebieterisch nach der Mission zu rufen. Denken wir nur an China, wo heute ein Jahr mehr bedeutet, als früher zehn, und wo noch Millionen vom Evangelium tatsächlich unberührt sind; oder an das Innere des tropischen Afrika, wo der Islam seine Eroberungen macht. Das sind nur die zwei vornehmsten Beispiele unter vielen andern. Kein Wunder, daß der Ruf nach mehr Leuten, die Bitte um neue Stationen, ja um Besetzung neuer Gebiete nicht mehr verstummt. Mehr als je heißt gegenwärtig die Losung der Mission: Vorwärts! In der Tat, es ist schon manche neue Position besetzt worden, oft mit Aufbietung aller Kräfte. Von China ganz abgesehen — man braucht nur an die deutschen Kolonien zu erinnern, weiter an den oberen Niger, den ägyptischen Sudan, Uganda, den Sambesi. Es gibt darunter Punkte von großer strategischer

Bedeutung, Punkte, deren Behauptung gewaltigen Kraftaufwand kosten wird; aber man hat sie besetzt, fast mit verwegenem Mut. Mitunter hat der Erfolg das Wagnis in überraschender Weise gerechtfertigt, so in Uganda und Korea, die beide vor fünfzig Jahren noch verschlossene Länder waren und heute die ergiebigsten Missionsfelder sind. In solchen Fällen bedeutet der Vorstoß in neue Gebiete geradezu eine moralische Stärkung für die Mission. Umgekehrt hat man es erlebt, daß die Mission den günstigen Augenblick vorübergehen ließ und ihr damit ein Land auf lange hinaus verschlossen wurde. So ging es nach Dr. Neve in Kafiristan, der Nordostprovinz von Afghanistan. Das wilde, tapfere Volk, das in jenem Bergland wohnt, war vor dreißig Jahren noch heidnisch, und wäre die Kirche Christi auf dem Platz gewesen, Kafiristan wäre heute vielleicht auf dem Wege, ein christliches Land zu werden. Dafür haben nun die Afghanen das Volk mit Gewalt mohammedanisch gemacht, und Kafiristan ist allem abendländischen Einfluß verschlossen. Von wie manchem Negerstamm Inner-Afrikas mag das gleiche gelten! Es ist keine Frage, daß unbenützte Gelegenheiten für die Mission zu strategischen und moralischen Niederlagen werden können. Das mögen die bedenken, die der Mission je und je vorwerfen, daß sie unbedacht, d. h. für ihre Mittel zu rasch, vorgehe. Ein offenes Land unbesetzt zu lassen, ist keine geringere Verantwortung, als es auf Gefahr eines Defizits zu besetzen.

Es drohen freilich noch größere Gefahren. Der Fall ist nicht unerhört, daß eine Mission mehr unternimmt, als sie bewältigen kann, nicht bloß materiell, sondern auch geistig. Den Schaden haben dann zuerst die alten Gebiete; denn ihnen müssen nun die Kräfte entzogen werden, die die neue, anscheinend verheißungsvollere Arbeit verlangt. Aber mit der Zeit droht auch den neuen, jetzt bevorzugten Gebieten das gleiche Schicksal; es wird früher oder später noch neuere, einladendere geben, hinter denen nun sie zurückstehen müssen. Hieraus entsteht der Zustand, den der Engländer „over-extension“ nennt, die Verzettelung der Kräfte, das Gegenteil von Konzentration. Unter den Referenten des pan-anglikanischen Kongresses sind zwei, die auf diese Gefahr hinweisen.*) Der eine, Robinson, bekämpft die Errichtung neuer Missionsbistümer, solange einige der bestehenden noch an Arbeitermangel leiden, und macht für den verhältnismäßig langsamen Fortschritt der anglikanischen Missionen in neuerer Zeit teilweise die verkehrte Politik verantwortlich, die immer wieder neue Arbeit begonnen habe, ehe die bestehende ordentlich erstarkt gewesen sei. Der andere, Dr. Neve, erinnert an das Pandschab, wo seit fünfzig Jahren

*) Pan-Anglican Papers (vgl. Miss.-Mag. S. 272): Canon Robinson, Concentration a primary law of missionary method; Dr. Neve, The unreached lands of Central Asia.

Mission getrieben wird. Dort finden sich neben gründlich bearbeiteten Gegenden mit großen Gemeinden vernachlässigte Strecken, wo das einzelne Dorf nur alle 4—5 Jahre das Wort Gottes zu hören bekommt. Hier, sagt Dr. Neve, sollten also die Kräfte konzentriert, und die abgelegenen, dünn bevölkerten Täler des Himalaya sollten der Zeit überlassen werden, wo einmal indische Evangelisten den Weg dorthin unter die Füße nehmen.

Auch in deutschen Missionen kennt man diese Fragen. In den indischen Stationsgebieten der Basler Mission, deren manche $^1/_4$—$^1/_2$ Million Einwohner zählen, gibt es Gegenden genug, die fast nie einen Missionar sehen. In Südchina ist es nicht anders. Denkt man an diese Massen, die man in jahrzehntelanger Arbeit noch so wenig hat durchdringen können, und nimmt man hinzu, daß auch im engsten Umkreis der Stationen der Feind noch kaum merklich geschwächt erscheint, möchte man über jede Unternehmung in neuem Gebiet erschrecken als über ein frevelhaftes Unterfangen. — Von einer anderen Seite zeigte sich das Problem vor zwölf Jahren in Kamerun. Hier handelte es sich nicht sowohl um unbekehrte Heiden als um unerzogene Christen. Während das Werk nach außen wuchs und wuchs, brachen in den Gemeinden schwere Schäden auf. Es war nicht mehr abzusehen, wie die Mission neben dem unaufhaltsamen Vordringen in neue Gebiete die Vertiefungs- und Erziehungsarbeit auf den alten Stationen bewältigen sollte. Ein sittlicher Bankerott, die ärgste Folge ungesunder Ausdehnung, schien zn drohen. Die Leitung in Basel rief damals ein kräftiges Halt! Einige Jahre wurde keine neue Station mehr gegründet; man lebte dem Ausbau des Begonnenen, und die Krisis wurde überwunden. Dann freilich setzte die Ausdehnung wieder mit elementarer Kraft ein; das Grasland im Norden erhob seine Ansprüche so gebieterisch, daß man vorwärts mußte, ob man wollte oder nicht.

Diese letzte Erfahrung zeigt, daß eine allgemeine theoretische Antwort auf unsere Frage überhaupt nicht möglich ist. Solide Arbeit auf altem Gebiet, wo die Saat einmal zu keimen begonnen hat, ist zwar unabweisliche Pflicht. Aber es gibt auch Neuland, das unbedingt sofort besetzt werden muß, einerlei wie schwer das sein mag. Das Zusammentreffen beider Pflichten kann einen harten Druck erzeugen, und es ist dann schwer, ihre Forderungen richtig auszugleichen; für den unvorbereiteten ist es sogar unmöglich. Unter Vorbereitung verstehen wir aber ebenso das weise Haushalten mit den Kräften wie das planmäßige Erziehen und Stählen der Kräfte für die Zeit der höchsten Anspannung. Daraus ergeben sich folgende Forderungen:

1. Keine leichtfertige Ausdehnung! Nicht aus Romantik verschlossene Türen einrennen, sondern auf deutlichen Marschbefehl warten; dieser kommt jetzt häufig durch die weltgeschichtliche Entwicklung, z. B. in China und einem Teil des tropischen Afrika.

2. **Keine Kraftverschwendung!** In der Basler Mission handelte es sich einmal um Gründung einer Hauptstation von der Goldküste aus im mittleren Togo, in einem Gebiet mit 10000 Menschen und acht Sprachen. Die Station kam nicht zustande, sonst wäre sie ein Beispiel dessen, wovor wir warnen wollen. Diese Leute sollen ja gewiß das Evangelium haben, und wenn ihrer nur hundert wären; aber wir müssen einen einfacheren Weg suchen, es ihnen zu bringen, sonst lassen wir um der 10000 willen anderswo 100000 fahren. Also:

3. **Hilfskräfte schulen!** Der einfachere Weg ist eben der, daß wir überall, wo es irgend geht, eingeborene Missionskräfte mobil machen und jede Arbeit, die sie tun können, grundsätzlich ihnen und keinem Europäer übertragen. Sie sind nicht bloß viel billiger, sie arbeiten als Kinder des Landes und des Volkes auch unter günstigeren Bedingungen, gewinnen z. B. viel leichter das Vertrauen der Leute. Nur auf diese Weise behalten die europäischen Arbeiter die nötige Beweglichkeit zur Übernahme neuer Aufgaben jeder Art.

4. **Missionsgeist in den Gemeinden pflegen!** Nicht bloß die Kleinarbeit am Orte und im Stationsgebiet müssen wir so weit wie möglich den Landeskindern überlassen; wir müssen sie auch lehren, daß sie mit uns, ja vor uns, für die missionslosen Nachbargebiete verantwortlich sind. So gewiß der afrikanische oder indische Moslem von Natur ein besserer Missionar ist als der Fremdling aus Europa, so gewiß ist auch der einheimische Christ der bessere Pionier für das Christentum — natürlich ceteris paribus, d. h. wenn er als Mensch und Christ etwas taugt. Schon ganz äußerlich: wie beweglich ist der bedürfnisarme Sohn Afrikas oder Asiens neben dem Europäer mit all seinem unentbehrlichen Ballast! Doch man kann nicht alles auf einmal erreichen. Das beste ist für jetzt eine Schar tüchtiger eingeborener Pioniere unter der Führung eines tropenharten Europäers.

5. **Den Blick aufs Ganze nicht verlieren!** Der Rat des englischen Missionsbischofs, täglich einen Blick auf die Weltmissionskarte zu werfen (s. Miss.-Mag. S. 119), hat nicht nur für angehende Missionare, sondern auch für alte Praktiker sein Recht. Es würde damit erreicht, „daß uns werde klein das Kleine, und das Große groß erscheinen". Es wäre ein Schutz vor dem Verschlungenwerden vom Detail wie vor unvorsichtigen Sprüngen. Wir gewännen damit an Einheitlichkeit im Denken und Handeln. Diese aber ist heute so nötig wie je, denn es darf nicht bei der Frage bleiben: Ausdehnung oder Ausbau? — sondern wir müssen sowohl Ausdehnung als Ausbau mit demselben ruhigen Blick umspannen und mit derselben sicheren Hand vollziehen. W.

Laien-Missionsbewegung.

Geschäftsleute vor! — Das ist in zwei Worten der Inhalt des Aufrufs, den vor anderthalb Jahren Herr Samuel Capen, der Präsident einer großen amerikanischen Missionsgesellschaft, an die Laienwelt Nordamerikas gerichtet hat. Geschäftsleute — zunächst nicht als Missionare oder Missionsleiter, sondern einfach als Missionsfreunde, damit in dieser großen Zeit die Missionsarbeit endlich über ihr altes kümmerliches Maß hinauswachse. Die Mission zählt ja schon lange Geschäftsleute zu ihren Freunden, und der Segen ihrer Mitarbeit ist handgreiflich; aber sie sind noch viel zu vereinzelt, man überläßt die Ehre der christlichen Welteroberung noch viel zu sehr den Frauen und den kleinen Leuten. Gelingt es einmal, die christlichen Geschäftsleute mit ihrem praktischen Verstand, ihrem Unternehmungsgeist und ihren Geldmitteln — und setzen wir für europäische Verhältnisse hinzu: die christlichen Beamten und Offiziere mit ihrer Bildung, ihrem Einfluß und ihrem Pflichtgefühl — mobil zu machen, so werden die wohltätigen Wirkungen nicht nur auf die Missionskasse, sondern auch auf die Missionsleitung und auf die Stellung der Mission in der Oeffentlichkeit alsbald zutage treten. An Ansätzen nach dieser Richtung hat es bis jetzt nicht gefehlt; aber Herrn Capen war es vorbehalten, den Anstoß zu einer internationalen Bewegung zu geben.

Am stärksten ist diese bis jetzt in ihrem Heimatland Nordamerika, wo sie von vornherein auch der moralischen Unterstützung der großen Missionsgesellschaften sicher war. Wir hören von großen Männerversammlungen, wie der in New-York am 20. April 1908 mit 3000 Teilnehmern. John Mott präsidierte; Staatssekretär Taft sprach mit Begeisterung über die zivilisatorische Bedeutung der christlichen Mission. Taft vertrat auf Grund eigener Anschauung den Satz, daß die Ausbreitung des Christentums die einzige Grundlage sei, auf der sich eine moderne Zivilisation aufbauen könne. Gleichzeitig hielt in einer andern Stadt der Union der britische Botschafter Bryce vor einer Schar von Geschäftsleuten eine Ansprache über die Pflicht der Christenheit gegenüber der nichtchristlichen Welt, wobei er sich nicht auf die Aufgabe der Missionare beschränkte, sondern auch dem christlichen Kaufmann und Diplomaten in nichtchristlichen Ländern die gebührende Rolle zuwies (Miss. Rev. of the World, 1908, S. 402 f.) Wenn wir doch in Europa solche Missionsredner hätten!

Eine der ersten Lebensäußerungen der Bewegung war, daß eine Kommission von Laien auf eine Reise um die Welt geschickt wurde, um die Mission aus Anschauung kennen zu lernen. Ein Mitglied veröffentlicht soeben einige Beobachtungen von dieser Reise. Die Konferenz des Studenten-Welt-Bundes in Tokio, wo er Vertreter von 25 Nationen vereinigt fand, machte ihm anschaulich, wie das Christentum den Bedürfnissen aller Völker entspreche und auch überall tatsächlich ein und dasselbe sei. Die Missionskonferenz in Schanghai brachte ihm manche wertvolle persönliche Bekanntschaft mit Missionsarbeitern, während man auf der Reise durch Japan, China und

Korea mit Konsuln, Kaufleuten und einheimischen Beamten in Beziehung trat. Von der Umwälzung in China und Korea und den damit gegebenen Missionsgelegenheiten spricht er mit großem Nachdruck. Aussetzungen, sagt er, seien wenige zu machen, die nicht auf die Knauserigkeit der Christen daheim zurückzuführen seien. Es sei doch unsinnig, ein großes, schönes Spital zu bauen und ihm dann nur einen einzigen Arzt zu geben. Auch sei es durchaus unökonomisch, wenn man Leute, die predigen, lehren und übersetzen könnten, ihre Zeit mit Häuserbauen und Buchführung zubringen lasse. Sehr richtig findet er den Satz, daß die Welt nicht durch den Missionar allein bekehrt werden könne, es komme sehr viel auf die übrigen Vertreter der Christenheit an. „Unsere Geschäftsleute und Diplomaten im Orient üben oft größeren Einfluß aus, als die Missionare; wir müssen dafür sorgen, daß sie würdige Vertreter christlicher Kultur seien." Leider sei das bei vielen nicht der Fall; daher auch der bekannte Klatsch über die Mission, den man in den Hafenstädten antreffe. Jeder christliche Reisende sollte es sich zur Aufgabe machen, diesem Klatsch entgegenzutreten. (Eb. S. 419 ff.)

Eine andere Kommission ist nach England geschickt worden, um dort eine Laien-Missionsbewegung in Gang zu bringen, und hat in verschiedenen Städten Versammlungen veranstaltet. Der Erfolg scheint ermutigend gewesen zu sein; doch ist noch abzuwarten, wie weit sich die Bewegung hier einbürgert und selbständig entwickelt.

In Deutschland hat es der bekannte Missionsmann, Prof. Meinhof am Seminar für orientalische Sprachen in Berlin, unternommen, der Bewegung Eingang zu verschaffen. Seine im letzten Sommer erschienene Schrift: „Die Pflicht der Laien zur Mitarbeit an der Mission" (Berlin. Buchh. der Berliner evang. Miss.-Ges., 20 S., 15 Pfg.) enthält im wesentlichen Capens Gedanken in deutscher Uebersetzung und mit den notwendigen Erläuterungen. Meinhof schreibt uns darüber: „Es lag ja tatsächlich so, daß bei uns in Deutschland die wohlhabende und intelligente Bevölkerung sich noch viel weniger als in Amerika an der Missionsarbeit beteiligte und daß im allgemeinen die Mission von den Gaben der Stillen im Lande, die zumeist weniger bemittelte Leute sind, betrieben wurde. Es war die Frage, ob durch eine zielbewußte Information der obern Stände der Mission nicht viele neue Freunde gewonnen werden könnten. Bei einem Besuch in England im Januar d. J. überzeugte ich mich, daß man dort noch ziemlich zurückhaltend gegen die neue Bewegung ist; aber freilich, in England steht auch ohne sie die Mission ganz anders im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses als bei uns. Nach allerlei vorbereitenden Schritten lud ich zunächst mit einem befreundeten Reichtsagsabgeordneten auf den 26. März zu einer Besprechung in das Reichstagsgebäude ein. Die Zusammenkunft verlief sehr bescheiden, aber die wenigen Erschienenen gaben gute und brauchbare Winke für die Weiterarbeit. So konnte denn zu der zweiten Besprechung am 19. Mai d. J. schon eine größere Anzahl Freunde aus den verschiedensten Ständen eingeladen werden. Auch die deutsche Kolonialgesellschaft und der deutsch-nationale Kolonialverein sandten Vertreter, und einflußreiche Persönlichkeiten erklärten ihre Zustimmung. Die Notwendigkeit der Bewegung wurde anerkannt, und die Anwesenden gingen mit Wärme

und Begeisterung auf die Bewegung ein. Eine Organisation ist nicht beschlossen worden, sondern die Werbearbeit soll in zwangloser Weise fortgesetzt werden. Jedem bleibt es dabei überlassen, welche Missionsbestrebung er unterstützen will. Wenn sich eine Reihe solcher Freundeskreise gebildet hat, wird es sich empfehlen, zu einer größeren Versammlung einzuladen."

Nach neuesten Nachrichten wird in Berlin fleißig weiter gearbeitet. Ein Berliner Großkaufmann hat geraten, die Geschäftsleute zu einem Besuch im Berliner Missionshaus aufzufordern, das wohl die meisten noch nie betreten haben. Die lebhafte Teilnahme eines Gymnasialdirektors gibt Hoffnung, daß man in die Kreise der Gymnasiallehrer Eingang gewinne. Auf 23. September ist eine größere Versammlung geplant, zu der auch Auswärtige eingeladen werden. So hofft man allmählich ganz Deutschland zu erreichen und auch die Schweiz in die Bewegung hereinzuziehen.

Wir können dem Unternehmen unseres Berliner Freundes nur von Herzen Gottes Segen wünschen. Es ist uns nicht bange, daß die Stillen im Lande, die bis jetzt die deutschen und die schweizerischen Missionen in jeder Hinsicht zu dem gemacht haben, was sie sind, aus ihrer Stelle verdrängt würden. Aber das ist sicher, daß auch bei uns die Mission, wenn sie ihre gewaltigen Aufgaben erfüllen soll, immer mehr eine gemeinsame Sache aller derer werden muß, die sich mit Bewußtsein Christen nennen, und daß auch in unserer Missionsgemeinde dem christlichen Geschäftsmann eine ganz andere Stellung zukäme, als er sie in Wirklichkeit einnimmt. W.

Im Lande der Mitternachtssonne.

Aus dem Leben des Eskimo-Missionars Edmund Peck.

(Schluß)

Ein neues Unternehmen.

Nach einer sehr stürmischen und langwierigen Fahrt erreichte die Familie Peck im Sommer 1892 die englische Heimat. Peck benützte diesen Aufenthalt in England dazu, seine Missionsgesellschaft für ein neues Missionsunternehmen zu gewinnen. Denn da der Gesundheitszustand seiner Frau voraussichtlich einen mehrjährigen Aufenthalt in der Heimat erforderte, so war Peck entschlossen, vorderhand allein auf sein Arbeitsfeld zurückzukehren und wenn möglich bis in den äußersten Norden vorzudringen, wohin bisher noch kein Missionar gekommen und wo nicht daran zu denken war, eine Frau mitzunehmen. Die Unterhandlungen führten dahin, daß ein Reeder, der eben eine Station für den Walfischfang auf der Blacklead Insel im Kumberland-Sund erworben hatte, dem Missionar freie Ueberfahrt dahin bewilligte. Die Missionsgesellschaft aber gab die Erlaubnis hiezu, den entlegenen neuen Posten zu besetzen unter der Bedingung, daß sich ein Mitarbeiter finde, der Peck in seine Einsamkeit begleiten würde. Und ein solcher fand sich. Ein junger

Mann, namens Parker, der schon einmal in der Vorbereitung für den Missionsdienst stand, dann aber aus Familienrücksichten wieder zurückgetreten war und seitdem eine ärztliche Ausbildung erhalten hatte, meldete sich als Pecks Mitarbeiter. Und da auch Frau Peck mit ihren Kindern, wiewohl mit schwerem Herzen, in die jahrelange Trennung von ihrem Gatten willigte, so ward das neue Missionsunternehmen eine beschlossene Sache.

Am 10. Juli 1894 begaben sich die beiden Missionare an Bord des kleinen Walfischfängers, einer kleinen Segelbrigg, die sie an ihr nordisches Ziel bringen sollte. Von den beiden Reisenden sollte dann das Schiff bei seiner Rückkehr im Herbst die erste Kunde bringen. Die Fahrt verlief ohne allen Schaden, obschon man unterwegs in der Davis Straße viel Treibeis antraf. Auf dem 65° n. Br. war die ganze weite See damit bedeckt, und wenn irgendwo — schreibt Peck — „bedarf es hier eines kundigen Seefahrers; denn in diesen nördlichen Breiten ist das Eis in der Sommerzeit ein höchst gefährlicher Gegner. Und wie soll man das laute Krachen des aufbrechenden Eises beschreiben? Ich möchte es die arktische Artillerie nennen. Die mit Schnee und Eis bekleideten Spitzen des fernen Landes dagegen gewähren in der Beleuchtung der untergehenden Sonne mit ihren wechselnden Farben einen Anblick, wie er lieblicher nicht gedacht werden kann."

Am 21. August war die Blacklead Insel glücklich erreicht. Eskimoboote kamen längsseits und die beiden Missionare sahen sich unter die „arktische Aristokratie" versetzt. Die Insel selbst, die ihren Namen von dem dort vorkommenden Bleierz hat, erwies sich als ein kleines, ödes Felseneiland, das auf der zugefrorenen See in zwei Stunden umgangen werden konnte. Es bot einen traurigen Anblick mit seinen zerrissenen Felsenkuppen, die mit einem Mantel von Schnee bedeckt waren. Von Vegetation zeigten sich nur hie und da an ganz geschützten Stellen einige Spuren von mageren Grasbüscheln. Von einem Baum oder Strauch war nirgends etwas zu sehen. Der Eindruck des Todes wurde noch dadurch erhöht, daß auf den nackten Felsen überall die Gebeine von Walfischen umherlagen.

Die beiden Missionare bezogen eine kleine Hütte mit zwei winzigen Stuben. Die eine sollte ihnen als Küche und Schulzimmer, die andere als Schlaf-, Eß- und Wohnzimmer dienen. Aber vor allem bedurfte das kleine Heim einer gründlichen Reparatur und einer wohnlichen Einrichtung. Und nun konnte die „arktische Mission" in Angriff genommen werden, während der kleine Segler mit den Briefen der Zurückbleibenden die Rückfahrt nach Europa antrat. Damit war auch der Faden, der die beiden Missionsarbeiter mit der fernen Heimat verband, abgerissen, und für zwei Jahre lang konnte voraussichtlich keine Nachricht mehr zu ihren Lieben gelangen.

Für die Eskimo war die Ankunft der weißen Fremdlinge, die nicht Handel treiben, sondern sie nur im Guten unterweisen wollten, ein Ereignis, über das sie sich anfangs nicht recht klar werden konnten. Für Peck aber war es eine Freude wahrzunehmen, daß seine Eskimosprache von den Leuten verstanden wurde. Dieser Umstand war ein neuer Beweis davon, daß die Sprache der Eskimo über die ganze arktische Zone hin, von der Behringstraße im äußersten Westen bis hin nach Grönland überall dieselbe ist und nur hie und da einige unwesentliche dialektische Unterschiede aufweist.

Parkers Aufgabe war zunächst, sich diese Sprache anzueignen, worin ihm Peck die beste Hilfe leisten konnte. Die übrige meiste Zeit widmeten beide dem Schulunterricht der Eskimo. Doch dafür mußten diese erst gewonnen werden. Sie suchten deshalb die verschiedenen Zelte auf und luden die Kinder zum Besuch der Schule ein. Diese erschienen denn auch in solcher Zahl, daß sie kaum unterzubringen waren. Sie zeigten sich auch so aufmerksam und lernbegierig, daß es eine Freude war. Zugleich wurde von den Eskimo eine Art von Zelt errichtet, worin die Schule und der Gottesdienst stattfinden konnte. Von allzu großen Dimensionen brauchte es freilich nicht zu sein, denn eine Zählung der Eskimobevölkerung, die die Missionare auf der Insel gleich anfangs anstellten, ergab, daß sich auf ihr nur 171 Personen befanden, die sich auf 40 Zelte verteilten.

Bald darauf setzte der harte nordische Winter ein. Das Wetter wurde rauher, die Nächte wurden länger, die Tage kürzer; der Frost schlug das Meer ringsum in Fesseln, und Todesschweigen lagerte auf dem unwirtlichen Felseneiland. Die Kälte wurde so grimmig, daß das Thermometer zeitenweise den tiefsten Stand zeigte. Zur Kälte und zu den Stürmen, die die Insel umtosten, gesellte sich anhaltende Dunkelheit, so daß oft die Lampe den ganzen Tag brennen mußte. Die fahle Sonnenscheibe zeigte sich im Dezember nur mit ihrem obersten Rand und war nur etwas über eine Stunde sichtbar. An manchen Tagen, wenn Nebel oder Schneestürme die Luft verdüsterten, gab's überhaupt kein Tageslicht, und die Schatten des Dunkels waren über das weite Gefilde verbreitet, nur etwas erhellt durch das weiße Leichentuch des Schnees. Um so heller leuchtete dagegen des Nachts der funkende Sternenhimmel und das strahlende Nordlicht.

Aber nicht nur die grimmige Kälte und die düstern Tage des nordischen Winters bedrückte die Gemüter der einsamen Missionsarbeiter, sondern noch weit mehr war es die Sorge um das Durchkommen der umwohnenden Eskimo, die in dieser Zeit oft an der Jagd verhindert, dem Hungertode nahe waren. Da war es ein Ereignis, an dem die ganze Niederlassung teilnahm, wenn in solcher Zeit der äußersten Not ein Walfisch erbeutet und dadurch wieder dem dringendsten Mangel abgeholfen wurde. Da galt selbst die dicke Haut des Seeungeheuers als Delikatesse. In rührendster Weise teilten die Eskimo von ihrer Jagdbeute redlich den Missionaren mit, die allerdings dem tranigen Fleisch nicht den Geschmack abgewinnen konnten wie der anders geartete Eskimomagen.

Auch der Januar des folgenden Jahres brachte kein besseres Wetter. Tage und Wochen lang währten die Schneestürme, so daß niemand seine Wohnung verlassen konnte. Wieder kehrte der Hunger in seiner fürchterlichsten Gestalt bei den Eskimo ein, so daß die Missionare diese Not zu ihrem besonderen Gebetsanliegen vor Gott sein ließen. Die armen Eskimo in ihrer heidnischen Finsternis aber nahmen ihre Zuflucht zu den Beschwörern und Zauberern ihres Volks, die durch ihre Gesänge besseres Wetter und einträglichen Fischfang herbeizuführen vorgaben.

Während solcher Notzeit beschlossen die Missionare, jeden Tag eine der Eskimofamilien zum Tee einzuladen, woran sich eine kleine Bibellektion und

kurze Andacht mit den Gästen anschloß. Die armen Leute schienen dafür dankbar zu sein und es war dadurch nicht schwer, den Zugang zu ihren Herzen zu finden. Aber die Eskimo waren nicht die einzigen Lebewesen, die der Hunger plagte. Ihre Hunde litten gleichermaßen unter dem nagenden Weh. Aber da sie natürlich nicht mit ihren Herren von den Missionaren zur Tafel geladen wurden, so stellten sie sich selbst dazu ein oder halfen sich in anderer Weise. Eines Morgens in aller Frühe wurden die beiden Missionare durch einen gewaltigen Lärm geweckt. Schnell fuhren sie in ihre Pelzröcke und eilten trotz der grimmigen Kälte ins Freie. Hier bot sich ihnen ein überraschender Anblick. Ueber hundert hungrige Hunde hatten das Dach der kleinen Kirche erklettert und waren eifrig daran, das aus Seehundsfellen bestehende Dach in Stücke zu zerreißen und in ihrem Hunger zu verschlingen. Die meisten von ihnen saßen oben, andere waren hindurchgefallen und rissen an den Fetzen der Häute herum, die sie gierig fraßen. Es war ein wildes Durcheinander von alten und jungen Hunden, die sich zum Teil gegenseitig gebissen und verwundet hatten. Mit größter Mühe und nach langem Dreinschlagen gelang es, die hungrige Meute auseinanderzujagen und die Kirche vor völliger Zerstörung zu schützen. Erst dann konnten die Missionare beim fahlen Dämmerlichte den Schaden übersehen, den die ungebetenen Gäste mit ihren Zähnen an heiliger Stätte angerichtet hatten.

Die bittere Not hatte indes das Gute, daß die Eskimo bald die Missionare als ihre Freunde und Helfer erkannten und ihnen Vertrauen entgegenbrachten. Auch dem Evangelium, das sich ja besonders in Zeiten der Not dem menschlichen Herzen als Trost und Balsam erweist, schenkten sie mehr und mehr Gehör, so daß Peck die schönsten Hoffnungen an seine entbehrungsreiche Arbeit knüpfen konnte. Außerdem machten auch die Kinder bei ihrem Lerneifer die besten Fortschritte.

Mit der Zeit war auch Pecks Mitarbeiter Parker in seinen Kenntnissen der Eskimosprache so weit gefördert, daß er in die Arbeit mit eingreifen konnte. Peck konnte nun auch daran denken, die eine und andere Reise zu entfernteren Eskimo-Niederlassungen zu machen. So suchte er vor allem die jenseits des Kumberland-Sunds gelegene Walfischstation Kikkerton auf, wohin er unterwegs auf verschiedene kleine Ansiedelungen stieß und mit den Leuten in ihren Schneehäusern verkehrte.

In Kikkerton selbst rief seine Ankunft bei den Eskimo große Freude hervor. Sie stellten sich zahlreich zum Unterricht und Gottesdienst ein. Da es für letzteren kein Lokal gab und kein Stückchen Holz zur Errichtung eines Zeltgestells aufzutreiben war, so half man sich dadurch, daß die Eskimo einfach eine Umwallung von Schnee aufschichteten und Schneeblöcke als Bänke darin aufstellten. So feierte man unter freiem Himmel, aber einigermaßen vor dem scharfen Wind geschützt, seine Gottesdienste, an denen, wie Peck in einem Tagebuch bemerkt, gewiß die Engel Gottes ihre Freude gehabt haben.

Freud und Leid am einsamen Strand.

Ein Jahr war vergangen. Der harte Winter hatte der milderen Jahreszeit Platz gemacht; durch die wärmere Luft des Juli war das Eis

gebrochen und davon geführt worden. Da und dort ließen sich die grünen Spitzen einiger Gräser in den Falten des Felsengesteins blicken.

Jetzt durfte man auch auf Nachricht von der fernen Heimat hoffen, und richtig — am 20. August ertönte der Ruf vom Inselufer her: ein Schiff, ein Schiff! Freudig bewegt stürzte Peck ins Freie, um sich von der Richtigkeit der Botschaft zu überzeugen. Es war in der Tat so. Das Schiff, das ihnen Proviant und Briefe aus der Heimat bringen sollte, steuerte auf die Insel los. Aber der Wind war ihm entgegen und es hatte Mühe, heranzukommen. Schon hatte es die Inselbucht fast erreicht, da setzte ein starker Nebel ein und das Schiff war nicht mehr zu sehen. Zugleich erhob sich ein Wind, der immer stürmischer wehte. Betrübt und in ihren Hoffnungen enttäuscht, kehrten die Missionare in ihr einsames Heim zurück. Zwei Tage lang hielten Nebel und Sturm an und nirgends war das Fahrzeug zu erblicken. Erst am 23. August, als klares, ruhiges Wetter eintrat, wurde das Schiff in großer Entfernung wieder sichtbar, und am Abend ging es an der Insel vor Anker.

Wie freuten sich Peck und sein Gefährte, als sie endlich das Schiffsdeck betreten und ihre Briefe aus der Heimat in Empfang nehmen konnten. Wie dankten sie Gott für sein Geleit, indem er das schwache Fahrzeug durch alle Fährlichkeit der arktischen Zone sein Ziel hatte erreichen lassen. Wie freute sich Peck über die guten Nachrichten, die er von seiner fernen Gattin und seinen vier Kindern erhielt, von denen er über ein Jahr lang kein Sterbenswörtlein gehört hatte!

Nun wurde auch der Proviant und was sie sonst für das kommende Jahr erhielten, gelandet. Darunter befand sich u. a. auch eine große Anzahl Handtücher und ein reichlicher Vorrat von Seife, die der Erziehung der Eskimo zur Reinlichkeit dienen sollte. Vor allem war es Peck ein Anliegen, seine Schulkinder rein und sauber um sich zu sehen; denn die Tugend der Reinlichkeit war ihnen gar fremd. Und in welchem Zustand erschienen sie bei ihm! Ihr langes, straffes Haar glich buchstäblich einer filzigen Decke von Schmutz und Fett, sodaß sich kaum erkennen ließ, was Haar und Fettsubstanz war. Ebenso war ihr ganzes Gesicht mit einer Schmutzkruste bedeckt. Diesem Zustand sollten die Handtücher und die Seife abhelfen. Beides wurde an die Kinder verteilt, und mit der Mahnung, fleißig davon Gebrauch zu machen, wurden zugleich für die nächste Christfeier dreizehn Prämien für diejenigen ausgesetzt, die bis dahin am saubersten erscheinen würden.

Ende September trat das Schiff seine Heimreise an und der Winter schloß aufs neue die Insel vom Verkehr mit der Außenwelt ab. Umso ungestörter konnte die Missionsarbeit an den Eskimo, die während dieser Zeit wenig dem Fischfang und der Jagd nachgehen konnten, fortgesetzt werden. Aber je mehr das Evangelium unter ihnen zu wirken begann, desto mehr regte sich nun auch der Widerstand der Zauberer und Beschwörer, die um ihren Verdienst besorgt waren. Das zeigte sich besonders in Fällen von Krankheit, in denen der Missionar wie ein Wundermann helfen sollte. Trat nicht alsbald die erwartete Genesung ein, so rief mancher betörte Eskimo in seiner Not den heidnischen Beschwörer, der mit seinem Hokuspokus die Krankheit

bannen sollte. Auch in Zeiten, wenn stürmisches Wetter die Jagd erfolglos sein ließ und die Eskimo in Sorge um ihr tägliches Durchkommen waren, nahmen manche von ihnen ihre Zuflucht zu den Beschwörungen der Gaukler und waren taub gegen alle Ermahnungen der Missionare. Doch blieben manche auch standhaft und ließen sich nicht wieder ins alte heidnische Wesen verstricken. Zur Freude Pecks stellten sich auch manche hinterher reumütig wieder bei den gottesdienstlichen Versammlungen ein und erkannten ihr Unrecht.

Einen weiteren Kampf gab's zu führen gegen die Trunksucht, der die armen Leute durch die Gewissenlosigkeit eines Europäers, der ihnen Spirituosen zugeführt hatte, zum Opfer zu fallen drohten. Doch konnte bei der Abgeschlossenheit des Platzes dem Uebel noch rechtzeitig gewehrt werden. Dann galt es aber auch sich gegen die tobenden Winterstürme zu schützen, indem man Schneewände und Eisblöcke rings um das Haus aufschichtete und so den ärgsten Wind abzuhalten suchte.

Inzwischen kam Weihnachten heran. Um dieses für die armen Bewohner auch äußerlich zu einem Fest der Freude zu gestalten, hatte Peck schon lange zuvor seine Vorkehrungen getroffen. Zwar fehlten hierzu die geschäftigen Hände der erfinderischen Hausfrau, aber Peck war ein Praktikus. Um seine kleinen Eskimofreunde am Christfest mit verschiedenen warmen Sachen beschenken zu können, hatte er eine Strickklasse eingerichtet. Da vor Jahren einige Eskimofrauen von der Frau eines Walfischfängers das Stricken erlernt hatten, so stellte er diese als Lehrerinnen in diesem Fach an. Mit Wolle und Nadeln hatten ihn Freunde aus der Heimat versehen. An dieser Klasse nahmen 13 Frauen und 13 Mädchen regelmäßig teil. Von ihren kunstfertigen Händen wurden 42 wollene Kappen und 148 Paar Handschuhe hergestellt, die alle an Weihnachten verschenkt werden sollten.

Das Fest suchte man am fernen Strand des Nordlandes so freundlich als möglich zu gestalten. Freilich spürte Peck bei dieser Gelegenheit seine Einsamkeit doppelt, und seine Gedanken weilten mehr als sonst in diesen Tagen bei seiner fernen Familie, die ohne ihn in der Heimat Weihnachten feiern mußte. Umso lieber scharte er seine Eskimopfleglinge um sich, bewirtete sie mit Kaffee und Zwieback und sprach mit ihnen über die frohe Botschaft des Christtags. Am Abend gab er ihnen noch eine Vorstellung mit der Zauberlaterne und ließ die Tatsachen der Weihnacht und aus dem Leben Jesu vor ihren Augen auftreten. Die kleine Kirche war bei dieser Gelegenheit vollgestopft und die Luft, die sich von der tranigen Bekleidung der zum Teil nicht sehr sauberen Leute entwickelte, war kaum auszuhalten. Aber die Vorstellung erregte das größte Interesse der Eskimo und erfüllte sie mit unendlicher Freude.

An einem der nächsten Tage wurde dann das Fest mit den Kindern gefeiert. Natürlich wurde das kleine Volk zunächst wieder mit Kaffee und Zwieback reichlich bewirtet, denn ohne das kann sich selbst ein alter Eskimo keine Festfreude denken. Und was für einen weiten Magen solch ein Nordländer hat! Unglaubliche Mengen haben da drin Platz. Dem Festmahl folgte dann abends eine Austeilung von Preisen für den besten Schulbesuch und eine allgemeine Bescherung, wobei die gestrickten Wollsachen zur Ver-

wendung kamen. Gesang und Gebet sowie der Lichterglanz eines Christbaumes verschönten die Feier, an der die Eskimojugend, deren Alltagsleben so wenig Anregung bietet, ihre helle Freude hatte.

Dem Weihnachtsfeste, das man in so traulicher Weise inmitten der kleinen Eskimogemeinde feierte, folgte bald darauf ein Besuch auf der Niederlassung Kikkerton und bei den umwohnenden Eskimo. Die Reise dahin war bei der bittern Kälte eine Strapaze ohne gleichen. Kein freundliches Heim nahm sie unterwegs auf. Die Eisfläche der See war die Flur, auf der Peck und sein Gefährte Parker ihr Nachtlager aufschlagen mußten. Um einigermaßen vor Wind und Wetter geschützt zu sein, türmten sie Blöcke von gefrorenem Schnee auf und breiteten ein Zeltdach darüber. Dann wurde eine Spirituslampe zwischen den starren, glitzernden Eiswänden angezündet, ein Kessel mit Schnee darauf gesetzt und dem siedenden Schneewasser Kakaopulver zugesetzt. Hierauf wurde der enge Eingang der Eiskammer mit einem Schneeblock geschlossen und die Reisenden krochen in ihre Schlafsäcke, die sie freilich nicht ganz vor der durchdringenden Kälte schützten.

Die Umgebung von Kikkerton, das nur 14 Schneehütten aufwies, in denen die Eskimo kampierten, machte mit seinen starren Felsen, die sich mit ihren Schneehäuptern vom klaren, dunkelblauen Himmel gespenstisch abhoben, den Eindruck der trostlosesten Einöde. Hier verblieb Parker eine Zeitlang bei den Eskimo, während Peck wieder auf seine Station zurückkehrte. Parker, der sich bei einem ehemaligen Zauberer und dessen Familie in einer Schneehütte einquartierte, unterrichtete täglich die Leute in der Niederlassung und bediente sie mit Gottes Wort, bis er wieder zu seinem Amtsbruder nach der Blacklead-Insel zurückkehrte.

Leider war dem jungen Missionar keine lange Arbeitszeit beschieden, so unentbehrlich er auch seinem Mitarbeiter zu sein schien. Ein Unfall entriß ihn plötzlich seinem Missionsleben. Der harte Winter war vergangen, und die Strahlen der Mitternachtssonne erweckten die ersten jungen Sprossen der spärlichen Halme und Gräser. Da unternahm Parker am 11. August mit dem Agenten der Handelsniederlassung einen Ausflug im Boot. Vor dem Aufbruch las er noch mit Peck zusammen einen Bibelabschnitt; dann stieß das Boot vom Strande.

Mehrere Tage hörte Peck nichts von der Reisegesellschaft. Da kam ein Eskimo in seinem Kajak daher, der ihm meldete, daß er nordwärts in einiger Entfernung beim Fischfang auf ein Boot gestoßen sei, das nach der Beschreibung das von Parker und seinen Gefährten benützte sein mußte, und worin er einen Toten gefunden habe. Peck rief sofort einige Leute zusammen und steuerte mit seinem Boot nach der angegebenen Richtung. Die Meldung war nur zu wahr. Schon nach wenigen Stunden fanden sie das Boot auf dem Wasser treibend, aber nicht kielaufwärts, wie sie erwartet hatten, sondern in seiner richtigen Lage, nur fast ganz mit Wasser gefüllt. Darin aber lag auf seinem Angesicht lang hingestreckt der erstarrte Leichnam von Kapitän Clisby, der Parker mit einigen Eskimo auf der Fahrt begleitet hatte. Von Parker und den übrigen Begleitern aber war keine Spur aufzufinden. Nach dem Befund des Boots war augenscheinlich bei der scharfen Brise das Wasser

in das Fahrzeug hereingeschlagen und hatte die Leute über Bord gewaschen. Kapitän Clisby aber war vom Mast, den er wahrscheinlich umlegen wollte, niedergeworfen und erschlagen worden. Möglicherweise hatten sich die über Bord Geschwemmten noch eine Zeitlang am Bootsrand festgehalten, waren aber schließlich im eisigen Wasser erstarrt und ertrunken.

Der plötzliche Verlust seines Gefährten war für Peck ein schwerer Schlag, umsomehr, als er mit der nächsten Schiffsgelegenheit nach England zurückkehren und die Arbeit in die Hände seines erprobten Freundes legen wollte. Betrübten Herzens wurde das Boot mit der Leiche des Kapitäns ins Schlepptau genommen und die Rückkehr nach der Station angetreten. Alle Nachforschungen nach den Leichen der Verunglückten waren vergeblich. Peck trug tiefes Leid um seinen treuen Gefährten in der Einsamkeit, denn er hatte viel an ihm verloren; und auch die Eskimo, denen er lieb und wert geworden war, beklagten aufrichtig den frühen Heimgang des jungen Missionars. Es gehörte auch diese dunkle Führung zu den wundersamen Wegen Gottes, wie sie so oft in der Mission wie im Menschenleben beobachtet werden.

In diesen trüben Tagen war es dem vereinsamten Peck kein geringer Trost, als am 22. August mit dem jährlichen Schiff ein neuer Mitarbeiter, namens Sampson, eintraf, der freilich als Neuling vorerst noch von keiner großen Hilfe sein konnte. Immerhin war es ihm wie ein göttlicher Zuspruch, daß der Herr das angefangene Werk auch fernerhin nicht verlassen noch versäumen werde. Nun durfte Peck trotzdem daran denken, sobald sich der Ankömmling einigermaßen würde eingelebt haben, seine Heimreise anzutreten, wo er nicht nur seine Familie nach langer Trennung wiederzusehen hoffte, sondern auch die Uebersetzung der vier Evangelien durch die Presse führen wollte.

Die Gelegenheit zur Heimreise gewährte ihm schon im September ein Dampfer, der zu Forschungsreisen in die Polargegenden geschickt worden war und an der Blaklead-Insel anlegte, um von da nach Neuschottland zu steuern. Von hier wollte dann Peck über Halifax nach Europa weiterreisen. In aller Eile packte er seine Habseligkeiten zusammen und schiffte sich nach einem rührenden Abschied von seinen Eskimo auf dem Dampfer ein. Nur die bestimmte Zusage, daß er noch vor Jahresfrist wieder bei ihnen eintreffen würde, konnte die guten Leute einigermaßen beruhigen.

Im Kampf ums Dasein.

Pecks Aufenthalt in der europäischen Heimat währte nur kurz. Schon Anfang Juli des folgenden Jahres befand er sich wieder an Bord des Alert, der die jährliche Verbindung zwischen England und dem arktischen Missionsposten herstellte. Die Fahrt war diesmal sehr stürmisch und gefahrvoll, sodaß selbst Peck als alter Seemann von der Seekrankheit nicht verschont blieb. Aber er erreichte glücklich am 23. August seine Station auf der öden Insel, wo ihm der wärmste Willkomm zuteil wurde. Auch der Bericht, den ihm Miss. Sampson über das letzte Jahr abstatten konnte, war ein erfreulicher.

Jetzt konnte man auch an den Bau eines größeren Missionshauses denken, zu dem Peck das Material von England mitgebracht hatte. Bisher hatten die Missionare in einer elenden Hütte mit nur zwei Stuben notdürftig

kampiert. Die kleine Behausung sollte dann nach Fertigstellung des neuen Hauses als Gottesdienstlokal dienen. Ungesäumt ging man ans Werk, aber es war eine schwierige Aufgabe, mit den ungeübten Eskimo das Haus aufzuschlagen. Endlich stand es zur Freude aller fertig da. Aber nun fanden die Missionare, daß sich das neue Gebäude doch weit besser zur Kirche eignen würde, als ihre vorige kleine Wohnung. So blieben sie denn in dieser und weihten das neue Haus dem Dienste Gottes. Der gute Kirchenbesuch zeigte ihnen, daß sie nicht umsonst das persönliche Opfer gebracht hatten.

Doch es folgten auch jetzt wieder dunkle Tage und Wochen, in denen sie aufs neue gewahr werden mußten, daß das finstere Heidentum noch manches Eskimoherz beherrschte. Das trat besonders in Zeiten der äußeren Not zu Tage. Wenn ungünstige Witterungsverhältnisse, anhaltende Stürme und ungewöhnliche Kälte den Fischfang der Eskimo erschwerten oder gar unmöglich machten, klopfte bitterer Mangel an die Wohnstätten der armen Leute. Immer und immer wieder sahen sich die Missionare von Hungernden und Darbenden umgeben, denen sie zwar so viel als möglich zu helfen suchten, aber deren Not sie doch nicht gänzlich beseitigen konnten. In solchen Zeiten wandte sich mancher Eskimo an den Zauberer, der mit seinen angeblichen Künsten der Beschwörung den Stürmen gebieten und den Fischfang mehren sollte. Da konnte es geschehen, daß nach Pecks Schilderung die kleine Insel zum Dämonentempel wurde, während doch schon seit Jahren auf ihr das Evangelium Jesu Christi verkündigt wurde. Besonders betrübend war es, wenn von anderwärts her sich kleine Eskimotrupps einstellten und das sogenannte Sednafest veranstalteten. Die heidnischen Eskimo denken sich unter Sedna eine unheimliche Persönlichkeit, die als böser Geist in einer großen Wohnung in der Meerestiefe haust und alle Gewalt über Wind und Wellen, über alles Getier der See, besonders über Walfische und Seehunde besitzt. Wird nun diese Persönlichkeit getötet, so meint der Eskimo gewonnen Spiel und gute Jagdbeute zu haben. Dieser Umstand führt sie dazu, alljährlich das tückische Wesen öffentlich aus dem Wege zu räumen. Sie formen eine Schneefigur in Gestalt eines Weibes und stellen diese auf einem freien Platze auf. Sodann stürzen sie auf ein Zeichen, das ihre Beschwörer unter gellendem Geschrei geben, herbei und werfen ihre Speere und Harpunen nach der Schneefigur, bis diese in zerbröckelten Stücken am Boden liegt. Damit soll das mächtige Wesen für eine Zeitlang unschädlich gemacht und den widrigen Witterungsverhältnissen Einhalt getan sein.

Natürlich suchten die Missionare diesem heidnischen Aberglauben so viel als möglich entgegen zu arbeiten. Es geschah dies auch nicht vergebens. Des Sonntags, wenn die Zauberer in solchen Zeiten tagelang durch ihre monotonen Gesänge das Unwetter beschworen hatten, zeigte sichs doch, daß viele ihrer Volksgenossen in den Gottesdienst kamen, Gott die Ehre gaben und nichts von dem Gaukelspiel ihrer Beschwörer wissen wollten.

Die Zeiten des Mangels hatten aber noch anderes im Gefolge. Die sonst ansässigen Eskimo sahen sich genötigt, in weiter Ferne ihrem Erwerb nachzugehen und blieben dadurch der Missionsstation und dem christlichen Einfluß oft längere Zeit fern. Diese Jagdzüge waren gewöhnlich mit großen

Gefahren und Entbehrungen verbunden, sodaß mancher von den Ausziehenden nicht mehr zurückkehrte oder einen siechen Körper heimbrachte. So langte eines Tages ein ganzer Trupp Eskimo in höchst elendem Zustande an. Sie hatten unterwegs unsagbare Entbehrungen und Strapazen auszustehen gehabt. Noch vor Anbruch des Winters waren sie landeinwärts gezogen, bis sie nach fast monatelanger Wanderung an einen See gekommen waren. Hier stießen sie auf ziemlich viele Renntiere, auf die sie Jagd machten. Nach einiger Zeit traten sie den Rückweg zur Küste an, wo sie ihr Boot zurückgelassen hatten. Unterwegs war aber weder ein Renntier noch sonst eine Jagdbeute zu erspähen, und sie waren darauf angewiesen, von dem kleinen Vorrat von Renntierfleisch zu leben, den sie noch mit sich führten. Endlich erreichten sie nach den größten Beschwerden die Küste. Aber hier fanden sie die See zugefroren und mußten das Boot zehn Tage lang mit unsäglicher Mühe bis zur offenen See tragen. Während dieser Zeit waren sie wegen Nahrungsmangel genötigt, ihre Hunde zu schlachten und sich dadurch am Leben zu erhalten. Mit Mühe und Not erreichten sie schließlich die Blacklead-Insel.

Ein anderes Mal langten zwei Männer auf einer Eisscholle auf der Insel an, indem sie die Kolben ihrer Flinten als Ruder benützt hatten. Nicht selten wurden einzelne Eskimo auf der Seehundsjagd auf treibenden Eisstücken in die weite See hinausgeführt und erlagen hier dem Hunger und der Kälte. Andere kamen bei der Renntierjagd im Schneesturm um oder blieben hilflos in der Einöde liegen.

Freilich verstanden die Eskimo als denkbar schlechte, sorglose Haushälter in keiner Weise dem drohenden Mangel vorzubeugen. War der Fang ergiebig, so ergriff sie das „Seehundsfieber". Da wurde drauflos gejagt und jeder Seehund, der sich nur im Wasser zeigte, ohne Bedenken erschlagen. Bei solchem Ueberfluß ließ man dann das Fleisch, das sich nicht vertilgen ließ, einfach in den Zelten verderben, ohne daran zu denken, daß auch wieder Zeiten des Mangels eintreten würden. Vergeblich wiesen die Missionare darauf hin, daß man sich auf diese Weise dem Geber aller Gaben gegenüber undankbar erzeige. Kein Wunder, daß auch durch solch unverständiges Vorgehen die Seehunde in jener Gegend so ausgerottet wurden, daß schließlich Mangel an solchen eintrat.

So lange die Missionare noch genügend mit Vorräten versehen waren, halfen sie den Notleidenden möglichst aus, allein da sie selbst nur auf ihre jährliche Zufuhr angewiesen waren und das Schiff in den arktischen Gewässern leicht verunglücken oder doch verspätet eintreffen konnte, mußten sie oft selbst auf die schlimmsten Fälle gefaßt sein. So drohte ihnen im Herbst 1899 ernstliche Not. Schon war der 20. August herangekommen und noch immer nicht zeigte sich das ersehnte Schiff. Täglich stiegen sie auf die kahlen Felsen und schauten verlangend nach einem Segel aus. Die Eskimo nagten am Hungertuch und auch die Missionare sahen sich am Ende ihrer Vorräte. Schon befürchtete man das Aeußerste, da zeigten sich am 7. September in der Ferne die Mastspitzen des Schiffes. Zwei Tage später ging es an der kleinen Insel vor Anker und der Not war wieder mit Gottes Hilfe gesteuert. Solche Zeiten gemeinsamer Not, die die Missionare mit ihren Pflegebefohlenen

treulich teilten, knüpften aber auch ein unlösliches Band zwischen beiden, sodaß auch die geistliche Arbeit an den Herzen der Eskimo dadurch gefördert wurde.

Inzwischen hatte Peck, nachdem er einen neuen Mitarbeiter in Missionar Bilby begrüßt hatte, von Oktober 1899 bis August 1900 wieder einen kurzen Besuch in England machen und dort seine Familie sehen dürfen. Dafür schiffte sich nun sein Kollege Sampson nach Europa ein, denn das nordische Leben erforderte für die einsamen Missionsarbeiter von Zeit zu Zeit eine Erfrischung und Stärkung in der christlichen Heimat.

Peck konnte nun aber auch zu seiner Freude wahrnehmen, daß er nicht vergeblich unter seinen Eskimo gearbeitet hatte. Wohl suchten die Zauberer noch immer ihr Unwesen zu treiben, aber ihr Einfluß war doch zum großen Teil gebrochen. Die Gottesdienste wurden von den Leuten fleißiger denn zuvor besucht und die heidnischen Unsitten und abergläubischen Bräuche kamen mehr und mehr in Abgang. Im Dezember 1900 ließ sich sogar eine ungewöhnliche geistliche Regung wahrnehmen, die dazu führte, daß im Januar 1901 Peck zu seiner großen Freude zwei Männer und 24 Frauen auf die Liste der Taufbewerber setzen konnte. An Pfingsten (d. 26. Mai) durfte er einige von ihnen taufen.

Leider säete auch hier der böse Feind Unkraut unter den Weizen. In den ersten Septembertagen zeigte sich am Horizont ein Schiff. Wie immer rief dieses Ereignis eine große Bewegung unter der kleinen Bewohnerschaft der Insel hervor. Doch es war nicht das erwartete jährliche Segelschiff, sondern ein Dampfer, der dem Walfischfang nachging. Mit seiner Bemannung kehrte ein böser Gast auf der Insel ein, denn die Matrosen führten sich so unmoralisch auf, daß dadurch selbst einige im Taufunterricht stehende Eskimo zu Falle kamen. Vergeblich waren alle Warnungen und Proteste des Missionars gewesen. Die ruchlose Rotte kehrte sich nicht daran, daß ihrethalben der Name Gottes gelästert wurde.

Bald darauf traf auch das Segelschiff Alert ein und brachte einen neuen Mitarbeiter, den Missionar Greenshield. Zugleich erhielt Peck vom Komitee der kirchlichen Missionsgesellschaft ein Schreiben, worin er angefragt wurde, ob es nicht ratsamer sei, die entlegene Missionsstation auf der Blacklead-Insel wegen ihrer schwierigen Verproviantierung aufzugeben. Für Peck, dessen ganzes Herz an seinem Missionsposten hing, auf dem jetzt die entsagungsvolle Arbeit die ersten Früchte gezeitigt hatte, war es ein schwerer Gedanke, seine kleine Schar zu verlassen. Zwar war seine Gesundheit nicht die beste und das rauhe Klima ließ es fraglich erscheinen, ob er noch lange werde standhalten können; zudem brachten es die Verhältnisse mit sich, daß er Jahr für Jahr von seiner Familie getrennt leben mußte, ohne auch nur einen regelmäßigen Briefwechsel mit ihr unterhalten zu können. Das alles trat wohl vor seine Seele, aber er konnte sich dessenungeachtet nicht für eine Aufhebung der Station entscheiden. Er schlug vielmehr vor, eine bessere und regelmäßigere Schiffsverbindung zwischen England und dem Kumberland Sund herzustellen, und zwar durch ein Missionsschiff, damit man nicht wie bisher von den Schiffen der Handelsgesellschaft abhängig sein müßte. Dieses Schiff sollte dann auch mit christlichen Matrosen bemannt sein, damit dieselben ein

lebendiges Zeugnis seien für Christum unter den Eskimo, mit denen sie an den verschiedenen Hafenplätzen in Berührung kämen; denn das Fahrzeug sollte nach Pecks Plan an den verschiedenen Missionsposten der arktischen Zone anlegen. So gut man für wissenschaftliche Zwecke und zur Erforschung der Polargegenden besondere Schiffe in Dienst stelle, meinte Peck, dürften auch Christen nicht die Mittel scheuen, ein Missionsschiff zu beschaffen, das sich mit seiner Mannschaft in den Dienst des Evangeliums stelle.

Der Plan fand, wie es scheint, bei der Missionsgesellschaft keinen Anklang; denn nach wie vor blieb es bei der alten Einrichtung, bis man schließlich die entlegene Station doch aufhob. Das ist indes erst einige Jahre später geschehen. Zuvor aber lassen wir uns noch einige Erlebnisse aus dem Missionsleben von Peck erzählen.

Abschied vom einsamen Strand.

Den ersten Taufen folgten bald weitere, und auch christliche Trauungen konnte Peck nun vollziehen, sodaß man jetzt selbst von christlichen Familien unter den Eskimo am Kumberland Sund reden konnte. Seine Arbeit beschränkte sich aber, wie wir gesehen haben, nicht auf die kleine Insel. Immer und immer wieder galt's die weite Schneewüste zu durchqueren, um die zerstreuten Niederlassungen der Eskimo aufzusuchen. Auf einer solchen Wanderung im März 1902, die Peck mit seinem Amtsbruder Greenshield unternahm, begleiten wir ihn. Nur zwei Eskimo waren ihre Gefährten und Führer. Die Reise wurde auf Hundeschlitten zurückgelegt. Fast wäre sie unglücklich abgelaufen und die Reisenden hatten mehr als einmal Gelegenheit, Gottes besonderen Schutz zu erfahren. Während sie zwischen einigen Inseln dahinfuhren, brach plötzlich Greenshields Schlitten durchs Eis, das hier infolge einer starken Strömung zu dünn war. Greenshield entging nur mit knapper Not dem Untersinken und mit größter Vorsicht mußte der Schlitten mit seiner Ladung wieder aufs Eis heraufgeholt werden. Bald darauf bekamen sie einige leerstehende Schneehütten in Sicht, die ihnen ein willkommenes Unterkommen für die Nacht boten. An Schlaf war freilich nicht zu denken, da verschiedene Sachen auf dem Schlitten naß geworden waren; aber fröhlich sangen sie ihre Lieder. Hatte man doch alle Ursache, Gott zu danken für die gnädige Bewahrung.

Am folgenden Morgen ging's weiter über die öde Eisfläche. Doch plötzlich stand der eine Eskimo still, zog sein Fernglas hervor und schaute in die Ferne. Dann rief er vergnügt: Innuit! Eskimo! Er hatte sich nicht getäuscht. Nach kurzer Fahrt erreichten sie zwei arktische Hütten, worin sich etwa zehn Personen aufhielten. Gastfreundlich wurden die Reisenden von ihnen aufgenommen und in eine Hütte gewiesen, die ein alter Beschwörer inne hatte. Gern ließen es sich die Leutchen gefallen, daß Peck ihnen am Abend eine Versammlung hielt und ihnen Gottes Liebe zu den verlorenen Menschenkindern anpries.

Da es gerade Ostern war, blieben die Wanderer noch einige Tage bei ihren Gastfreunden und verkündigten ihnen die große Botschaft vom Lebensfürsten, der auch den armen Eskimo zuruft: Ich lebe, und ihr sollt auch leben! Mit Verwunderung lauschten die Bewohner der Schneehütten diesen

seltsamen Worten, die ihnen wie ein Märlein vorkamen. Mancher traute wohl auch den Fremden nicht ganz, denn die harmlosen Kinder des Nordens erfahren nur zu oft eine schlechte Behandlung von Weißen, die durch den Walfischfang und Handel in jene Gegenden kommen. So ließ ihnen eine kranke, sterbende Eskimofrau, die Greenshield besuchen wollte, sagen, sie wolle die Fremden nicht sehen. Sie konnten deshalb nur durch die kleine Fensteröffnung, die mit Seehundsdarm überzogen war, einige Worte mit ihr reden.

Erst am 4. April setzten sie ihre Reise fort; aber es blies ein rauher Wind aus dem Nordwesten, der sie nur schwer vorankommen ließ. Unterwegs stießen sie auf einen Eskimo, der aus dem Norden kam und sie einlud, in seine Niederlassung zu kommen, wo sich noch weitere Volksgenossen von ihm aufhielten. Peck beschloß der Einladung zu folgen. Trotz starkem Schneetreiben, das die Reisenden mit einer Schnee- und Eiskruste bedeckte und wodurch das Gesicht empfindlich schmerzte, verfolgten die Hunde mit den Schlitten ihren pfadlosen Weg. Immer stärker wurde der Sturm, immer tiefer der Schnee. Keuchend schleppten sich die treuen Tiere mit Aufbietung aller Kräfte vorwärts. Mit gellendem Geschrei feuerte sie ihr Führer immer aufs neue an. Schon glaubte Peck den Kampf gegen das Unwetter nicht mehr länger aushalten zu können und er betete ernstlich zu Gott, daß er sie bald ein freundliches Unterkommen finden lassen möchte, als sich der schwache Lichtschimmer von einigen Tranlampen im Dunkel der Polarnacht zeigte. Sie waren am Ziel und Peck bezog dankbar die Hütte, die ihm die Gastfreundschaft der Eskimo anwies. Zuvor aber mußte er die Eiskruste, die sich um seine Kleidung gelegt hatte, mit einem Stock losklopfen.

Auf dieser Reise, die ihn bald da, bald dort zu einzelnen Eskimofamilien in der weiten Einöde führte, feierte Peck am 15. April seinen 52. Geburtstag, fern von seiner Familie, fern selbst von seiner Station und dem trauten Heim. Doch jetzt mußten die beiden Missionare an den Heimweg denken, da ihnen nach mehr als dreiwöchiger Fahrt der Proviant auszugehen drohte. Wieder wehte ein gewaltiger Schneesturm, gegen den man ankämpfen mußte. Von den zehn Hunden, die den Schlitten mit dem Gepäck zogen, blieb der eine tot liegen, ein anderer machte sich aus dem Staube. Ab und zu blieb der Schlitten im Schnee stecken, sodaß er herausgeschaufelt werden mußte. Endlich stießen sie auf eine Schlittenfährte, und mit neuer Kraftanstrengung legten sich die Hunde ins Zeug, bis die Blacklead-Insel glücklich erreicht war.

Kurz darauf wurde unter ähnlichen Strapazen eine Reise im Boot nach der Frobischer-Bai angetreten, wo die Eskimo längere Zeit nicht besucht worden waren. Auch diesmal beanspruchte der Besuch mehrere Wochen; dann traf Peck Vorbereitungen zu seiner Reise nach Europa. Der Abschied von seiner kleinen Herde fiel ihm diesmal besonders schwer, denn es war ein Abschied für immer. Peck gedachte nun seine bisherige Arbeit jüngeren Kräften zu übergeben und seine noch übrige Zeit dem Missionsdienst in andern Gebieten der Polargegend zu widmen.

So schiffte er sich denn am 17. September 1902 auf einem Dampfer ein, der zufällig den Kumberland Sund angelaufen hatte und dann noch ver-

schiedene Handelsplätze aufsuchte, und erreichte am 5. November sein Heim, wo er nach langer Trennung wieder seine Familie begrüßen durfte. Dreimal hatte er, fern von dieser, im öden Norden zwischen Schnee und Eis seinem Evangelistenberuf gelebt und von den 17 Jahren seiner Ehe hatte er 7 Jahre um des Missionsdienstes willen dem trauten Familienleben entsagt.

Aber damit war Pecks Missionslaufbahn nicht abgeschlossen. Zwar kehrte er nicht mehr nach dem Kumberland-Sund zurück, wo zunächst Missionar Greenschield die Missionsarbeit fortsetzte, aber der erfahrene Nordlandsmissionar Peck sollte seinem Wunsch gemäß doch auch noch fernerhin unter seinen Eskimo wirken. Seine Gesellschaft hob im Jahr 1906 den entlegenen Missionsposten am Kumberland-Sund auf und wies Peck an, in der großen Diözese von Hudsonia die arktische Mission von Kanada aus fortzusetzen. Hier weilt er nun mit seiner Frau und pflegt in Gemeinschaft mit seinem Amtsbruder Greenschield die Eskimo-Mission an den Ufern der großen Hudsonsbai. Auch hier sind es nur einzelne kleine Häuflein von Eskimo, denen er mit dem Worte des Lebens nachgeht, aber sie gehören gleichwohl zu den Armen, denen das Evangelium gepredigt werden soll. St.

Ein Senfkorn am Kongo.

Die Sonne zerstreute eben die über dem Kongo lagernden Nebelheere, als der Missionar den schmalen Pfad einschlug, der dem Flusse entlang führte. In einiger Entfernung vor ihm wanderte einer seiner eingeborenen Evangelisten. Plötzlich blieb dieser stehen und schaute unverwandt und wie verwundert auf eine Baumgruppe, die sich zur Seite des Wegs erhob.

„Was hast du denn da so aufmerksam zu betrachten?“ fragte ihn der Missionar, als er zu der betreffenden Stelle kam. — „Ach, ich betrachte mir bloß die Bäume da“, erwiderte der Evangelist. Als ich noch ein Knabe war, steckten wir hier Zaunpfähle in den Boden, und diese Zaunstecken sind seitdem zu großen Bäumen geworden mit weiten, schattigen Zweigen. Ich muß mich nur darüber wundern, wie sie seit meiner Kindheit so schnell und gewaltig gewachsen sind.“

Aber nicht nur jene Zaunstecken haben seit den Kindheitstagen des Evangelisten in Bolobo am Kongo Wurzeln geschlagen, sondern noch manches andere; und dieses andere hat wie jene Bäume so große Dimensionen angenommen, daß wir uns nur wundern müssen und wofür wir nicht genug danken können.

Es war im März 1888, also vor zwanzig Jahren, daß die Station Bolobo am Kongo geründet wurde. Es geschah dies damals unter einem höchst wilden und kriegerischen Volk. Zweimal wurde der dortige Regierungsposten von den Eingeborenen zerstört. Zwischen zwei Ortschaften lag ein Stück herrenloses Land. Das war der gewöhnliche Kampfplatz der umwohnenden Volks-

stämme. Auf ihm ließen sich seinerzeit die Boten Gottes nieder und errichteten ihre Station. Sie wurde nach kurzem der Mittelpunkt für die Christianisierung des umwohnenden Volkes, wodurch nach und nach ein wunderbarer Umschwung im ganzen Bezirk herbeigeführt wurde.

Als der Evangelist noch ein Knabe war, bildeten menschliche Schädel die gewöhnlichen Zierate an den Hütten der Eingeborenen; allgemein herrschte das finstere Fetischunwesen mit seinen abergläubischen Gebräuchen; Giftmorde wegen angeblicher Verhexung und Zauberei kamen jeden Augenblick vor; Sklaven wurden mit größter Willkür von ihren Herren ums Leben gebracht; bei Todesfällen wurden Leute mit den Verstorbenen lebendig begraben; beständig wurden blutige Stammesfehden zwischen den Bewohnern der Ortschaften ausgefochten und alle Greuel des Heidentums wurden ungescheut ausgeübt; tiefe Nacht der Unwissenheit und des Heidentums lagerte auf dem Volk.

Unter einem solchen Geschlecht und auf diesem unbebauten Boden wurde der Same des Evangeliums ausgestreut. Einiger fiel in ein gutes Ackerland und trug Frucht, in einzelnen Fällen sogar hundertfältig. Die Wildnis erblühte nach und nach zum Garten Gottes, das Licht vertrieb das Dunkel der Nacht, das Leben vieler Eingeborener wurde durch den Geist Gottes umgewandelt und er regiert nun da, wo er seine Stätte hat.

Der Evangelist war noch ein Knabe, als jene Zaunstecken in den Boden gerammt wurden. Jetzt ist er ein Mann, und die Bäume, die seine Bewunderung erregten, sind ganz allmählich zu ihrer gegenwärtigen Höhe und Größe herangewachsen; und doch ist ihr Wachstum noch nicht abgeschlossen.

So hat sich auch das Missionswerk in Bolobo nur ganz allmählich entwickelt: „zum ersten das Gras, darnach die Aehren, darnach den vollen Weizen in den Aehren.“ Die erste Taufe fand im Oktober 1889 statt, als ein junger Kameruner und ein anderer Eingeborener vom unteren Kongo, der in England gewesen war, öffentlich ihren Glauben bekannten. Vier Jahre später wurden sieben, und das Jahr darauf vier Eingeborene in die kleine christliche Gemeinde aufgenommen. Mit der Zeit wurden der Gemeindeglieder immer mehr, und im letzten Jahr waren es nicht weniger als 74, die sich öffentlich zu Christo bekannten und in seinen Tod getauft wurden. Jetzt zählt die Gemeinde in Bolobo gegen 200 Mitglieder und hat alle Aussicht, in nächster Zeit einen größeren Zuwachs zu erhalten. Wohl herrscht noch viel Schwachheit des Fleisches unter diesen Christen, aber es sind doch auch die Früchte des Geistes Gottes bei ihnen offenbar und die Gemeinde darf als ein Licht im Dunkel des sie umgebenden Heidentums bezeichnet werden.

Die Zaunpfähle sind zu Bäumen herangewachsen. So hat auch das Reich Gottes inmitten der heidnischen Bevölkerung von Bolobo Wurzel geschlagen und sich zu entfalten begonnen. Auf der ehemaligen Walstatt, wo die Heiden ihre Stammesfehden ausfochten, steht heute ein Kirchlein, wo der lebendige Gott verehrt und täglich sein Name im Heiligtum gepriesen wird; an den Hütten der Eingeborenen prangen nicht mehr die Schädel erschlagener Feinde; Gottesurteile und Giftmorde infolge von Zauberei, Lebendigbegrabenwerden und andere Greuel werden kaum mehr verübt, höchstens nur noch

im geheimen; Bürgerkrieg und Stammesfehden haben aufgehört; Sklaven haben keine Abschlachtung mehr zu fürchten; die allgemeine Unwissenheit der Leute ist in der Abnahme begriffen, da ihnen jetzt Schulen offen stehen. Auch einige Kultur hat seitdem unter dem Volk seinen Einzug gehalten. An Stelle der armseligen Hütten mit einem einzigen Raum sind bessere Wohnstätten mit zwei oder mehr Gelassen getreten; manche Bewohner besitzen Stühle und Tische, sowie Bettpritschen; Hunderte von Männern und Frauen, Jünglingen und Mädchen können lesen. Jetzt gibt es hier christliche Heimstätten, wo man die Stimme des Gebets hört und wo im Gesang das Lob Gottes von den Lippen der Kinder ertönt. Nun finden sich hier ganze Familien, die in Christi Nachfolge stehen und sich bemühen, den Willen Gottes zu tun.

Den Christen liegen aber auch ihre Volksgenossen, die noch in Finsternis und im Schatten des Todes sitzen, am Herzen. In drei Gruppen ziehen sie deshalb jeden Sonntag hinaus in die benachbarten Dörfer, um ihnen dort das Heil Gottes zu verkündigen. Stundenweit gehen sie und verkünden den Heiden die Liebe Gottes in Jesu Christo. Einige von ihnen sind auch als Evangelisten ausgezogen und haben sich als solche in verschiedenen Ortschaften am Fluß oder im Inland niedergelassen. Hier halten sie Schule und predigen dem Volk. Diese Evangelisten werden aber nicht von der Mission unterhalten, sondern aus den freiwilligen Mitteln der Muttergemeinde. Da die Zahl der Evangelisten mit der Zeit immer größer geworden ist, so haben sich auch die Ausgaben der Gemeinde für ihre kirchlichen Zwecke bedeutend vermehrt. So hatte dieselbe im letzten Oktober eine Schuldenlast von 8430 Messingstäben oder 330 Mark, die sie voraussichtlich in den beiden letzten Monaten des Jahres durch die gewöhnlichen Einnahmen nicht zu tilgen vermochte. Da wurde an ihre Freigebigkeit appelliert und gern steuerte die Gemeinde ihre Extragaben. In einer Versammlung, die der Missionar zu dem Zweck am Samstag abend hielt, wurde den Christen der Sachverhalt vorgelegt und darüber beraten. Vom Montag nachmittag ab wollte man, so wurde es ausgemacht, mit der Einsammlung von freiwilligen Beiträgen beginnen.

Die acht Kirchenältesten machten den Anfang und opferten etwa 3385 Messingstangen. Dann folgten andere Mitglieder der Gemeinde mit ihren Gaben, die in allem möglichen bestanden, in Messingstäben, Kleiderstoffen, Hühnern, Salz, Wolldecken, Kassavabrot, Tellern, Messern u. a., was eben jeder bieten konnte. Alles wurde mit Dank angenommen, und noch vor Anbruch des Abends war die ganze Schuld nicht nur gedeckt, es war sogar durch das, was noch in den folgenden Tagen beigesteuert wurde, ein Ueberschuß von 180 Mark da. Der Gesamtbetrag der freiwilligen Extrakollekte betrug 550 Mark.

Auf diese Weise kommt die Gemeinde für ihre kirchlichen Bedürfnisse auf und unterhält auch ihre eigenen Evangelisten. Und wie in Bolobo, so geschieht dies auch an andern Orten im Kongogebiet. Die Christen kommen willig dieser ihrer Pflicht nach, und die Art und Weise, mit der sie das Reich Gottes in ihrem Lande zu fördern suchen, geschieht oft mit größter Aufopferung. So verzichteten z. B. schon manche Evangelisten auf ihren Monatsgehalt, und andere Kirchenglieder händigen dem Missionar oft Gaben

ein, von denen er weiß, daß sie ein wirkliches Opfer für sie sind. Es ist dies ein schöner Zug, der uns von den Kongochristen berichtet wird und der uns zeigt, daß sie in der Erkenntnis bereits so weit gewachsen sind, daß sie sich ihrer Missionspflicht gegenüber ihren heidnischen Volksgenossen bewußt werden und für die Ausbreitung des Reiches Gottes mittätig sind. Die Zeit ist auch nicht mehr ferne, daß verschiedene Christengemeinden daselbst sich nicht nur selbständig unterhalten, sondern auch ihre kirchlichen Angelegenheiten selbst verwalten und für ihre Ausdehnung sorgen werden.

Die Zaunpfähle, die der Evangelist als Knabe gepflanzt, sind zu Bäumen herangewachsen; aber noch haben die Bäume nicht ihre volle Höhe und Größe erreicht. (Nach dem Missionary Herald of the Baptist Miss Soc.)

St.

Auch ein Zeichen der Zeit.

Unter der Aufschrift „Heidnische Invasion in Amerika" bringt die „Missionary Review of the world" die für manche Leser wohl überraschende Nachricht, daß sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika über vierzig Heidentempel befinden, in denen Weihrauch für fremde Gottheiten zum Himmel emporsteigt. In der Stadt New York kann man auch die mohammedanischen Priester zum Gebet rufen hören. Die Babi halten in einigen Städten ihre regelmäßigen Zusammenkünfte. Indische Swami haben für abgelebte Reiche ihre Sprechstunden. In Kalifornien finden sich die Schreine der Buddhisten, und die Jünger des Konfucius gehen damit um, im chinesischen Stadtteil von New York einen Tempel zu bauen. Ein erster Hindutempel ist schon in San Franzisko erstanden. Seit 1900 ist die Zahl der Hindu in Amerika beträchtlich gewachsen, und auf der Universität von Kalifornien studieren 17 Hindu. In New York erscheint monatlich die Vedanta, das Organ der vedantistischen Philosophen. Nach den Veda können die Hindu das ganze Erdreich beanspruchen, ein Anspruch, den sie allerdings bis jetzt kaum erhoben haben. Aber nun geht ein synkretistischer Zug durch die ganze Welt. Dem Hinduismus ist er längst eigen, und weite Schichten des christlichen Abendlandes kommen diesem Zug in freundlichster Weise entgegen. Die Review teilt mit, daß am 5. April in San Franzisko ein Tempel eingeweiht wurde, und daß er dem Dienst aller Religionen unter den Auspizien der Rama-Krischnan-Mission Indien dediziert wurde. Der Tempel sei ein Konglomerat von verschiedenen Baustilen, entnommen dem Tadsch Mahal, dem Tempel in Benares, dem Schiwatempel, dem Tempelgarten in Dakschmeswar und alten europäischen Burgen. Die Sache soll symbolisch sein und die Vereinigung aller Länder und aller Religionen der Welt darstellen.

Das gibt allerlei zu denken. Das Blatt, dem wir obige Angaben entnommen haben, fügt bei: „Männer und Frauen, die von äußerer Mission nichts wissen wollen, angeblich wegen der Bedürfnisse in der Heimat, werden sich bald einer Kombination gegenübergestellt sehen, die alle ihre Kräfte in Anspruch nehmen wird und ihnen die Lektion beizubringen geeignet sein dürfte,

daß „der Acker die Welt ist“. Man kann es den Bekennern fremder Religionen wirklich nicht verargen, wenn sie auch in fremde Länder den Glauben an ihre Gottheiten mitnehmen und auch dort ihres Glaubens leben möchten. Im Gegenteil: wie viel erfreulicher ist das, als wenn sie ihre heidnischen Laster ins Ausland bringen würden. Es sind offenbar nicht die schlimmsten Elemente, die in Amerika oder in England Tempel und Moscheen bauen. An solchen könnten sich Christen ein Exempel nehmen, die sich in den Kolonien draußen in keiner Kirche sehen lassen, dafür aber durch Schnaps, durch ungläubige oder gar unsittliche Literatur und ein dementsprechendes Leben die Macht draußen noch düsterer machen, als sie ohnedies schon ist. Daß heidnische Tempel im Abendland erstehen, war man allerdings bis jetzt nicht gewöhnt; das bringt der großartige Verkehr unter den Völkern der Erde mit sich, aber Heidentum in unseren christlichen Landen haben wir schon lange müssen ertragen lernen. Es wäre eigentlich nicht übel, wenn Missionsfreunde und solche, die für indische Religionen schwärmen, wirkliches Heidentum mit Augen sehen könnten. Jene würde es gewiß zu neuem Missionseifer anspornen und diese würden zweifelsohne ernüchtert werden. Dazu ist nun allerdings der Anschauungsunterricht, wie er in Amerika vorliegt, nicht angetan; denn abgesehen von dem Eklektizismus, der für gebildete Hindu in unserer Zeit charakteristisch ist, leisten niederere Religionsformen, wo sie in Konkurrenz treten müssen mit höheren, nicht bloß ihr Bestes, sondern übertreffen sich selbst und assimilieren möglichst viel von der überlegenen Religion, in diesem Fall dem Christentum. Möchte doch den Asiaten in Amerika möglichst viel wirkliches Christentum entgegentreten! Sie kehren so häufig in ihre Heimat zurück, ohne mit lebendigen Christen in Berührung gekommen zu sein, und oft sind sie mit einer tiefen Verachtung erfüllt von dem, was ihnen vom vermeintlichen Christentum entgegengetreten ist.

L. J. Fr.

Rundschau.

Ein Protest.

Im Zusammenhang mit den Bedrückungen der Protestanten in Madagaskar durch den General-Gouverneur Augagneur erschien kürzlich im „Journal de Genève“ eine Zuschrift von Lyon aus, die von allgemeinem Interesse ist. Man schreibt von dort: „Am 6. bis 8. Juni tagte in Lyon der Kongreß des Bundes für die Menschen- und Bürgerrechte (Ligue des droits de l'homme et du citoyen). Dieser Kongreß, der sich aus den Delegierten der 800 Sektionen zusammensetzt, versammelt sich alljährlich. Er entscheidet in unumschränkter Weise über den allgemeinen Gang des Bundes und urteilt über die Tätigkeit des Zentralkomitees im verflossenen Jahre. Diese große Vereinigung, die aus der bekannten Dreyfus-Affaire hervorgegangen ist, bildet eine der mächtigsten Organisationen, die gegenwärtig in Frankreich existieren. Sie zählt zur Stunde über 80 000 Mitglieder, und schon deshalb dürfen die Kundgebungen einer solchen festverbundenen Macht nicht unterschätzt werden. Aber in diesem Jahre kam zu dem allgemeinen

Interesse noch ein besonderes hinzu. Der Kongreß sah sich vor eine Hauptfrage gestellt, nämlich vor die der Kultus- und Gewissensfreiheit in Madagaskar. Es handelte sich darum, zu wissen, ob die Liga, die zur Verteidigung der in der „Erklärung der Menschenrechte" ausgedrückten Prinzipien berufen sei, ihr Programm verleugnen würde, um, hingerissen von der Leidenschaft eines sektirerischen Antichristianismus, zu einem bloßen Wahlkörper und zu einer Fraktion des „Grand Orient" herabzusinken.

Das Zentralkomitee stellte sich ohne weiteres vor obige Frage. Es ist nicht nötig, unsere Leser an die Tatsachen der Intoleranz und der religiösen Verfolgung zu erinnern, deren sich die Regierung des Herrn Augagneur schuldig gemacht hat. Das Zentralkomitee der Liga hatte sich schon auf Ansuchen der Herren Raoul Allier, Bianquis und Viollet sehr tapfer beim Kolonialminister verwendet und gegen die flagranten und beständigen Verletzungen der Gewissensfreiheit, die sich der General-Gouverneur von Madagaskar erlaubte, protestiert. Diese charaktervolle, mutige Tat fand zwar bei einigen Sektionen der Liga heftigen Widerstand, aber das Zentralkomitee beharrte nichts destoweniger auf seiner Pflichterfüllung, ungeachtet der durch die Freunde des Herrn Augagneur hervorgerufenen Agitation und der durch die Freimaurerloge ausgesprochenen Mißbilligung.

Der Kongreß hatte also zu entscheiden zwischen dem Zentralkomitee, das die Gewissensfreiheit verteidigt hatte, und denjenigen Sektionen, die das Zentralkomitee wegen seiner gerechten Intervention des protestantischen Klerikalismus beschuldigten. Seit Samstag (d. 6. Juni) entspann sich der Kampf vor der mit der Verteidigung der Eingeborenen-Rechte betrauten Kommission; aber erst heute (8. Juni) kam die Debatte vor die Plenarversammlung des Kongresses. Es ist schwer, die Heftigkeit der Debatte wiederzugeben. Man glaubte sich in die Tage der Dreyfus-Affaire zurückversetzt, und in der Tat war die Frage, die diskutiert wurde, von ebenso großer Wichtigkeit. Die Fürsprecher des Herrn Augagneur wärmten all die dummen Beschuldigungen, die jahrelang in den nationalistischen Blättern zu finden waren, wieder auf, als ob die französischen Protestanten Verräter und Helfershelfer der Engländer wären. Damit haben sie aber nur eine sehr ungeschickte Apologie des antireligiösen Autokratismus geliefert.

Herr Pierre Quillard, der unerschrockene Direktor der „Pro Armenia", zeigte in einer mit bemerkenswerter Klarheit verfaßten Darstellung der Sachlage die ganze Unduldsamkeit der Politik des Herrn Augagneur. Dann gab Herr F. de Pressensé in einer der besten Reden, die er je gehalten, eine bewunderungswürdige Apologie der Gewissensfreiheit, indem er erklärte, wenn die Liga für Menschenrechte in dieser grundlegenden Frage ihrem Programm untreu würde, so beginge sie einen Selbstmord und wäre dann nur noch eine Vereinigung ohne Prinzip und ohne Kraft. Der alte Kämpfer in der Dreyfus-Affaire stand wieder an der Spitze der Liga, und mit großer Befriedigung sah man den alten Liberalismus wieder erstehen, dem Herr Pressensé so würdigen und beredten Ausdruck zu verleihen wußte.

Nach dieser Rede fühlte sich die Versammlung besiegt, ausgenommen die unverbesserlichen Feinde aller Gewissensfreiheit. — In der Nachmittags-

sitzung versuchten zwar die Freunde Augagneurs noch einmal die Offensive aufzunehmen; aber ein junger Generalrat vom Departement Rhône, Herr Marius Montet, der ein außerordentlich schönes Redetalent entwickelte, wußte die richtige Antwort zu geben. Als notorischer Freidenker erklärte er unter den Beifallsbezeugungen der Mehrheit, daß er die Gewissensfreiheit ohne Einschränkung für alle wünsche, und daß er als Franzose sich der unduldsamen Politik schäme, die Herr Augagneur auf Madagaskar im Namen Frankreichs betreibe.

Trotz einigem Widerspruch wurde sodann mit einer Mehrheit von zwei Dritteln ein Beschluß angenommen, der in aller Form die Handlungsweise des General-Gouverneurs von Madagaskar verwirft und dafür unbeschränkte Kultusfreiheit für alle verlangt.

Koloniales.

Wie die deutsche Kolonialzeitung Nr. 27 (4. Juli 1908) berichtet, ist am 15. Juni von der belgischen Regierung ein amtliches Graubuch über die Kongoangelegenheiten veröffentlicht worden. Hienach sind durch langwierige Verhandlungen zwischen den Regierungen Belgiens und des unabhängigen Kongostaates nach und nach alle Schwierigkeiten, die dieser Angliederung im Wege standen, beseitigt. Der Kongostaat hört auf zu bestehen. Seit dem 1. Januar dieses Jahres arbeitet seine Finanzverwaltung bereits für belgische Rechnung. In Kürze wird das Parlament und der Senat die Angliederung beschließen, und aus der bisherigen Regierung des unabhängigen Kongostaates wird ein neues belgisches Kolonial-Ministerium werden. — Die im Graubuch über das Eingreifen Englands und der nordamerikanischen Union veröffentlichten diplomatischen Aktenstücke stellen dabei den dringenden Wunsch fest, daß Belgien sobald wie möglich den Kongostaat übernehmen möge, um dort reformatorisch zu wirken. — Letzteres ist jedenfalls dringend nötig; solange aber die Greueltaten, die im Kongofreistaat seit Jahren verübt wurden, von manchen Seiten nur als englische Hetzerei und als übertriebene, haltlose Erfindungen ausgegeben werden, ist wohl kaum eine gründliche Reformation des Systems zu erwarten.

Der Kampf mit dem Islam.

Der britische Oberst G. K. Scott Moncrieff ist unsern Lesern schon durch den Artikel im Januar- und Februarheft dieses Jahrgangs bekannt. Wir freuen uns daher, hier einen Brief wiedergeben zu können, den der Oberst aus London am 16. Mai d. J. an einen der Herausgeber geschrieben hat. Der Brief ist die Antwort auf einige Fragen über den afghanischen Grenzkrieg und über den jungen britischen Beamten Scott Moncrieff, der kürzlich im ägyptischen Sudan umgekommen ist. Wir möchten die Worte des Obersten besonders auch Kolonialfreunden zum Nachdenken empfehlen.

Mein lieber Herr! Ich habe Ihren Brief vom 8. Mai nicht früher beantworten können, da ich sehr beschäftigt war und da unser Gegenstand nicht in Eile besprochen werden kann.

Es ist kein Zweifel, daß der Ruf zur Verteidigung des Glaubens in den Mohammedanern eine wilde, fanatische Begeisterung erweckt. Ihr

Glaubensbekenntnis, das sie auf Arabisch mit lauter Stimme ausrufen, hat auf sie die gleiche Wirkung wie die Marseillaise auf die Franzosen oder die Wacht am Rhein auf die Deutschen. Nur sind diese beiden Lieder rein patriotisch und setzen die Sänger noch nicht in Beziehung zur unsichtbaren Welt. Der Patriotismus des Moslem dagegen bringt ihn ohne weiters in Verbindung mit dem Gott, den er unwissentlich verehrt, und treibt zugleich zur Rache an den Heiden, die diesen Gott verachten und daher die Feinde des wahren Gläubigen sind. Dieser religiöse Einschlag des Patriotismus hindert übrigens den Moslem nicht an Grausamkeit und Verrat. Das Gesagte gilt tatsächlich von allen mohammedanischen Ländern, besonders von denen, wo orthodoxe Sunni wohnen. So verschieden die Menschen z. B. im Sudan und an der afghanischen Grenze sind, das Motiv zum Krieg ist so ziemlich dasselbe.

Mein armer junger Vetter Scott Moncrieff, der vor einigen Wochen bei Khartum ums Leben gekommen ist, war ein Pionier für Gesetz und Ordnung unter einem wilden, fanatischen Volk von Sklavenhändlern, den Resten jenes Heeres unter dem Khalifen, das vor 10 Jahren durch Lord Kitchener vernichtet worden ist. Der Krieg mit solchen Menschen ist unvermeidlich. Sie wollen die Entscheidung durch das Schwert, keine andere. Wir Engländer kommen — sehr wider unsern Willen, aber anscheinend nach Gottes Ratschluß — in Berührung mit ihnen und müssen das Schwert gegen sie ziehen, und dann suchen wir ihnen den Geist der Gerechtigkeit, des Erbarmens und der Wahrheit einzuflößen. Unsere Vertreter aber, oft die Blüte unserer Jugend, haben täglich ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Das ist unvermeidlich, aber es ist eine vornehme Laufbahn; denn jedes Leben, das so verloren geht, ist für eine große Sache geopfert und dient mit als Gewähr dafür, daß das begonnene Werk noch kräftiger fortgeführt werden wird. Die Opfer an Menschenleben sind ein Teil des Preises, den wir zu bezahlen haben.

Auch an der indischen Grenze fällt einer um den andern, und doch hat man dem Fanatismus und der Blutgier jener Stämme noch kein Ende machen können. Nach meiner Ansicht gibt es da nur ein Mittel, das Evangelium von Christus, dessen Trägerin in erster Linie die ärztliche Mission sein muß. Es ist Tatsache, daß die ärztliche Mission mehr dazu beiträgt, die Herzen der Leute zu erweichen, als alle andern Faktoren zusammen. Der einzige bedeutendere Stamm, der im indischen Grenzkrieg 1897 ruhig blieb, war der, dessen Häuptling in der Behandlung eines Missionsarztes gestanden hatte. Die ärztliche Mission ist ja eigentlich dazu bestimmt, die Irrtümer der Mohammedaner zu überwinden; nun aber braucht sie Gott zugleich als Mittel, um das Volk, das die Missionsärzte ausgesandt hat, vor dem Ansturm des mohammedanischen Fanatismus zu schützen. Es ist daher ein großer Fehler, dieser Mission Hindernisse zu bereiten. In Khartum ist dieser Fehler jetzt gut gemacht, und eine ärztliche Mission ist an der Arbeit.

Um noch einmal auf die gegenwärtigen Unruhen an der indischen Grenze zu kommen, so spielt dabei sicherlich die reine Kampflust und Raubgier eine Rolle, aber ebenso sicher liegt die eigentliche Triebfeder im mo-

hammedanischen Fanatismus. Mit diesem werden wir es auch am Niger aufzunehmen haben, und ich bin froh, daß wir auch dort unsere ärztliche Mission haben.

Der Gott, dem die Mohammedaner dienen, ist in Wahrheit nicht der Gnädige und Barmherzige, wie sie ihn nennen. Aber die zarte Fürsorge des Missionsarztes zeigt ihnen den, der wirklich gnädig und barmherzig ist und uns in seinem lieben Sohn gelehrt hat, für andere zu leben und ihnen die Liebe zu erweisen, die er uns erwiesen hat.

Ihr treuer G. K. Scott Moncrieff.

Die anarchistische Bombe hat jetzt ihren Weg nach Indien gefunden. In Muzaffarpur, einer Stadt von 50 000 Einwohnern in Bengalen, kamen durch ein Bombenattentat zwei harmlose Frauen ums Leben. Abgesehen war es wohl auf irgend ein Organ der verhaßten britischen Regierung. Also ein Produkt des neugeborenen indischen Chauvinismus! Wenn sich die politischen und religiösen Fanatiker Indiens, gleichviel ob Hindu oder Mohammedaner, auf den Gebrauch dieser teuflischen Waffe einmal ordentlich eingeübt haben, kann man noch etwas erleben. Hoffentlich nehmen die Führer der nationalen Bewegung ehrlich Stellung gegen derartige Untaten. — Unter denen, die nach dem Attentat verhaftet wurden, befand sich ein früherer Student von Cambridge, also ein Vertreter der europäisch gebildeten Klasse Indiens. Diese rekrutiert sich großenteils aus Schülern der Regierungs-Lehranstalten, von denen bekanntlich jeder christliche Einfluß ängstlich ferngehalten wird. Auf die schädliche Wirkung dieses Systems haben nicht bloß Missionare, sondern auch nichtchristliche Indier in Wort und Schrift schon lange hingewiesen. Der väterliche Glaube, dem auch beim Heiden immer noch eine erhaltende Kraft innewohnt, wird in den Herzen entwurzelt durch die Gewalt der modernen Weltanschauung, auf der der ganze Unterricht aufgebaut ist; und anstatt an die leere Stelle das Christentum zu setzen, ohne das unsere ganze Kultur eine Schale ohne Kern ist, überläßt man die jungen Leute dem Materialismus. Kein Wunder, wenn dann auch der sittliche Halt fehlt. Die indische Regierung will dieses Resultat sicherlich nicht, aber es ist die unvermeidliche Folge des Systems. Auch die „Times“ hat sich in einem Karfreitagsartikel mit dieser Tatsache beschäftigt, unter der Ueberschrift: Die Bildung des Westens und die Moral des Ostens. Der Verfasser gibt rundweg zu, daß die westliche Bildung die orientalischen Religionen zerstört und damit die vorhandenen sittlichen Stützen zerbricht, ohne neue an ihre Stelle zu setzen, weil sie nicht zugleich das Christentum bringt. Dasselbe bezeugt ein so scharfer Beobachter wie Lord Cromer (in seinem Buche „Modern Egypt“) im Blick auf die Mohammedaner Aegyptens. Der ägyptische Moslem, der unter den Einfluß europäischer Bildung kommt, „verliert seinen Islam, oder wenigstens den besten Teil davon. Er wird losgerissen von dem stärksten Anker seines Glaubens; er verliert das Bewußtsein, daß er sich jederzeit in der Gegenwart seines Schöpfers befinde, dem er einst Rechenschaft zu geben habe.“ Wie dem Uebel abzuhelfen ist, deuten die Times und Lord Cromer höchstens an. In der Mission aber kennen wir das Heilmittel und brauchen es mit Erfolg. Es ist die christliche Schule. (Nach C. M. Rev. Juni 1908.)

Das Blaue Kreuz in der Mission.

Bei Anlaß des diesjährigen Basler Missionsfestes fand auch eine von Missionsgästen gut besuchte Abendversammlung des Vereins vom Blauen Kreuze statt. Bei dieser Gelegenheit hielt Missionar A. Mohr einen Vortrag über „Das Blaue Kreuz an der Westküste Afrikas" und schilderte in lebhaften Farben das Schnapselend an der Goldküste, das sich besonders auch durch Trinkgelage bei Totenfeierlichkeiten in der abstoßendsten Gestalt geltend mache, und zwar so sehr, daß dadurch trotz strenger Verbote und Kirchenzucht die Wirksamkeit der Mission sehr beeinträchtigt werde. Er bezeichnete es mit Recht als eine große Torheit, daß man afrikanische Länder kolonisieren und aus der Arbeitskraft der Eingeborenen Nutzen ziehen wolle und doch gleichzeitig durch die Branntwein-Einfuhr und deren verheerende Folgen die Erwerbsfähigkeit und Kaufkraft der Eingeborenen schwäche. Der Schnapsimport nach der Goldküste, an welchem England weitaus am stärksten beteitigt ist, beträgt nach der neuesten Statistik pro Jahr nahezu 20 Millionen Liter im Gesamtwert von Mk. 2 348 000, wozu noch der Einfuhrzoll und die Schankgebühren im Betrage von Mk. 4 538 000 kommen. Die Gesamteinnahme machte daher Mk. 6 880 000 aus, also Mk. 268 000 mehr als die 6 618 000, die das Ausland der Goldküste für folgende ausgeführte Landesprodukte: Kakao, Kaffee, Elfenbein, Paradiskerne, Affenfelle, Kolanüsse, Kopra und Baumwolle (Gummi und Palmöl nicht gerechnet) jährlich zu zahlen hat. Für diese wertvollen Erzeugnisse liefert man demnach den Schwarzen ein verderbliches Gift, das so verführerisch wirkt, daß es, obschon die erwähnten darauf lastenden Abgaben und Zölle den Herstellungswert um das doppelte übersteigen, mit Leidenschaft getrunken wird. Dabei erwartet man, daß die Mission all dies angerichtete Unheil, wodurch ganze Völkerschaften entarten oder gar zum Aussterben gebracht werden, aus der Welt schaffe!

Dieser Pest gegenüber sah man sich in der Basler Mission auf der Goldküste schließlich genötigt, wo möglich durch Blaukreuzvereine so viel als möglich dem Uebel zu steuern. Der Missionsarzt Dr. Fisch nahm die Sache in die Hand und machte damit in den letzten Jahren einen Anfang. Jetzt bestehen dort 20 solcher Vereine mit 930 Mitgliedern und Anhängern, einschießlich der noch heidnischen Anhänger. Bereits besitzen sie ihr eigenes Liederbüchlein, enthaltend 32 von Dr. Fisch arrangierte Lieder mit ähnlichen Melodien, wie die der Schweizer Blaukreuzvereine, und es sei eine Freude zu hören, mit welcher Begeisterung sie von den Schwarzen gesungen werden. Da diese Naturvölker große Freunde der Vereinsmeierei seien und gerne Umzüge in farbigen Kleidern mit Schleifen und Fahnen machen, so konnte dadurch eine erfolgreiche Propaganda für die Enthaltsamkeitssache und indirekt auch für die Mission gemacht werden.



Der Animismus in der Völkerwelt und die Mission!*)

Von Pfarrer L. Mühlhäußer.

Mit dem Animismus hat die Mission nicht nur bei den Naturvölkern zu tun, sondern sie trifft auf ihn überall wo sie arbeitet. Es ist ein Irrtum, zu meinen, der Animismus sei lediglich eine gewisse Entwicklungsstufe im religiösen Leben der Völker, die früher oder später überwunden werde und einer höheren Form, etwa dem Polytheismus oder einer „prophetischen Religion" Platz mache. Der Animismus ist im Heidentum überhaupt niemals überwunden worden, bei den alten Aegyptern, Babyloniern, Griechen und Römern ebensowenig wie bei den heutigen Hindu oder Chinesen. Im Unterschiede von der Staats- und Priesterreligion oder von den religionsphilosophischen Spekulationen einzelner Auserlesener, die sich ja darum auch gewöhnlich hoch erhaben über die Volksmasse dünkten, bildet der Animismus von jeher die eigentliche Volks- und Familienreligion, die Religion des täglichen Lebens, die alle Formen und Stufen der Vorstellungswelt und des Verkehrs mit ihren Anschauungen durchdrungen und beherrscht hat. Selbst eine so hoch entwickelte Religion wie der Buddhismus sieht sich heute noch genötigt, den Animismus als Volksreligion neben sich zu dulden, obwohl diese der buddhistischen Lehre fortwährend ins Gesicht schlägt; und das nicht etwa nur in China, wo das herrschende System des Konfuzianismus den Seelenkult direkt befördert, sondern auch auf Ceylon und in Barma, wo sich der Buddhismus verhältnismäßig am reinsten erhalten hat und bei der Bevölkerung ein unbegrenztes Ansehen genießt. Wie lic. Hackmann**) bemerkt, „ist der Buddhismus soweit entfernt, der animistischen Religion Herr geworden zu sein, daß vielmehr auch das (buddhistische) Mönchtum bis zu einem gewissen Grade von jenen (animistischen) Vorstellungen beherrscht wird". Wenn das vom barmanischen Buddhismus gesagt werden muß, was ist dann erst vom tibetischen zu erwarten, wo die animistische Volksreligion den importierten Buddhismus völlig überwuchert hat? — Aber auch dem Islam ist es nicht viel besser ergangen. Schon sein Stifter hat den Geisterglauben seiner Landsleute, wohin auch die Verehrung des Steines in Mekka gehört, im Gegensatz zu seiner Verwerfung ihres Polytheismus ruhig weiterbestehen lassen; so tastet denn auch heute der Islam da, wo er Propaganda

*) Nach einem auf der Horber Missionskonferenz gehaltenen Vortrag.

**) Der südliche Buddhismus und der Lamaismus. Religionsgesch. Volksb. III, 5. S. 49.

macht, wie z. B. in Afrika oder auf den Sundainseln, aber auch in Indien die animistische Vorstellungswelt nicht an, sondern stellt nur daneben seinen primitiven Kultus und seine sehr weitherzigen Moralvorschriften, und darum kann es nicht Wunder nehmen, wenn man bei ihm von Marokko bis Java neben fanatischem Glaubenseifer den ausschweifendsten Aberglauben findet. Daß das talmudistische Judentum nicht ohne animistischen Zusatz geblieben ist, darf wohl als erwiesen gelten; aber auch das Christentum hat die Ueberbleibsel des Animismus nicht überall ausrotten können. Sie tauchen in der katholischen Kirche bis in ihre offiziellen Institute hinein massenhaft auf — man denke nur an die Reliquienverehrung —, und auch auf evangelischem Boden haben sie in der Gestalt des Volksaberglaubens die kirchlichen Organe immer wieder zu energischer Bekämpfung veranlaßt.

Schon diese knappe Uebersicht legt von der Zähigkeit Zeugnis ab, mit welcher sich der Animismus als Religion des natürlichen, von der Erlösung in Christo noch nicht oder nur unvollständig berührten Menschen behauptet hat, und läßt auf den schweren Kampf schließen, den die Mission bis in die heidenchristlichen Gemeinden hinein gegen ihn zu führen hat.

Was ist nun aber unter der Bezeichnung „Animismus" zu verstehen? — Die heutige religionsgeschichtliche Literatur macht es gar nicht leicht, hierauf eine runde Antwort zu geben. Es hat aber für uns hier keinen Wert, uns in den Streit der Meinungen darüber einzulassen, welche Züge heidnischer Lebensanschauung in den Umfang dieses Begriffs einzubeziehen und welche auszuscheiden seien. Angesichts der gegenwärtig noch vorhandenen Unbestimmtheit empfiehlt es sich, ihn möglichst weit zu fassen und mit Animismus alle jene Züge heidnischer Volksreligion zu bezeichnen, wodurch die den Menschen umgebende Natur mit den Merkmalen eines geistigen und seelischen Lebens versehen und dementsprechend behandelt wird.

Die genauere Bekanntschaft mit dem Geistesleben der Naturvölker, wie sie durch die Missionsarbeit der letzten hundert Jahre, aber auch durch anderweitige verdienstvolle Forschungen auf ethnographischem Gebiete vermittelt worden ist, führt auf drei Ausgangspunkte für die heidnische Gedankenwelt; wir können sie G o t t e s b e w u ß t s e i n, S e l b s t b e w u ß t s e i n und N a t u r a n s c h a u u n g nennen. Die Vorstellung der meisten Naturvölker von einem G o t t, der Himmel und Erde geschaffen hat, der nicht einer ist von vielen, sondern einzig in seiner Art, und dessen Namen darum auch vielfach nicht im Plural, sondern nur im Singular, rein als Eigenname vorkommt, dem gegenüber alle Wesen, auch die gesamte Geisterwelt, eine untergeordnete Stellung einnehmen, kann nicht auf dem Wege der Abstraktion oder der Entlehnung entstanden sein, sondern ist uraltes und ursprüngliches Eigentum der Menschheit. Daß die meisten unserer Religions-

historiker an dieser allerdings für die Theorie einer immanenten Entwicklung von unten nach oben unbequemen Tatsache bisher vorübergegangen sind, ist zu bedauern, ändert aber nichts an der Wirklichkeit dieses primitiven Gottesglaubens. Freilich hat er im Laufe der Zeit an Klarheit und Lebendigkeit viel eingebüßt. Daß dabei nicht nur geistige, sondern auch sittliche Ursachen mitgewirkt haben, ist den heidnischen Völkern nicht ganz unbewußt. Nicht nur die Sagen vom goldenen Zeitalter wissen von einer Entfremdung zwischen dem Menschen und der Gottheit zu erzählen; auch manche Negervölker reden davon, daß Gott sich von den Menschen um ihrer Unarten willen zurückgezogen habe. Umgekehrt kümmert sich der Heide in der Regel sehr wenig um den alten Schöpfergott, auch wenn er ihn dem Namen nach kennt.

Aber auch eine andere Veränderung ist mit dieser ersten Vorstellungsreihe da und dort vor sich gegangen. Sie hat sich mit der dritten und mannigfaltigsten, mit der Naturanschauung, vermischt. Der Schöpfer der Welt wird auch da, wo an seinem persönlichen Wesen festgehalten wird, gerne mit dem Himmel identifiziert; unter Umständen erhält er aber auch, wie im Ewevolke, die Erde als weibliche Gottheit neben sich. Wo auf diese Weise die göttliche Welterhabenheit und Einheit durchbrochen ist, kommt es, oft unter Mitwirkung auswärtiger Einflüsse wie in Indonesien, oder politischer Entwicklungen, wie in Aegypten und Babylon, wahrscheinlich auch in Mexiko, zu einer weiteren Vervielfältigung der Gottesvorstellung und zu einer Spezialisierung ihrer Naturbezogenheit. Meistens aber ändert diese Naturalisierung der Gottesanschauung nicht viel an ihrer Bedeutungslosigkeit für das tägliche Leben des einzelnen Volksgenossen. Der Polytheismus, wie wir ihn kennen, ist Staats- und Priesterreligion und kommt in der Hauptsache im öffentlichen Kultus und Rechtsleben oder bei besonderen Veranlassungen (Geburt, Tod, Eheschließung u. dgl.) zu seinem Recht; man muß sich aber hüten, seinen Einfluß auf den Inhalt des geistigen Lebens der Bevölkerung zu überschätzen.

Um so größer erscheint die Wirkung der an zweiter Stelle genannten Vorstellungsreihe, die vom Selbstbewußtsein ausgeht und die wir kurz die *animistische* nennen wollen. Wendet sich die primitive Reflexion dem eigenen Ich zu, so kann sie sich entweder mit dem *Träger* des Personlebens oder mit dessen *Inhalt* beschäftigen, also entweder mit der *Seele* oder mit der *Lebenskraft*, die als ein sinnlich nicht wahrnehmbares, aber im Körper irgendwie enthaltenes Fluidum gedacht wird. Wird nun die *Seelenvorstellung* auf die den Menschen umgebende Welt übertragen, so bevölkert sich diese alsbald mit einer Vielheit von Geist- oder Seelenwesen, die nun zum Gegenstand abergläubischer Furcht und infolgedessen auch kultischer Verehrung werden. Dabei ist die Eigentümlichkeit der Seelenvorstellung bei den meisten heidnischen Völkern zu beachten. Der

Seele wird durchweg eine gewisse Selbständigkeit dem Leibe gegenüber zugeschrieben, ganz im Gegensatz zu unserm heutigen Naturalismus, der die Seele nur als den Gesamtnamen für einen gewissen Komplex körperlicher Funktionen gelten lassen will. Die Objektivierung der Seele wird bei den Naturvölkern sogar soweit getrieben, daß die eigene Seele unter Umständen wie ein zweites Ich behandelt und zum Gegenstand der Verehrung gemacht wird. (Oft wird diese Verehrung aber auch dem Schutzgeist zuteil, der als ständiger Begleiter des Menschen dessen Wohl und Wehe in seiner Hand hat.) Daß die Seele existierte, bevor sie in den Leib kam, ist den meisten Naturvölkern ebenso gewiß, wie daß sie wenigstens eine Zeitlang fortexistieren wird, wenn sie den Leib verlassen hat. Ja es gilt als ausgemacht, daß die Seele den Leib auch während des Erdenlebens, z. B. im Traum, verlassen und sich in andere Leiber, z. B. in die von Tieren begeben kann.

Es ist also nicht nötig, daß eine Seele einem lebendigen Menschen zugehöre. Sie kann der heimatlose Bewohner eines früher existierenden Menschenleibes sein, oder sie kann ihr Wesen ganz abgesehen von einem menschlichen Dasein haben, etwa als Bewohnerin irgendeines Naturobjekts, eines Tieres, eines Baumes oder eines Steines, eines Berges, eines Flusses, eines Sees, einer Quelle oder einer Lagune; oder sie wird ohne Wohnung, als frei in der Luft lebend vorgestellt. Ihre Gegenwart wird an irgendeinem auffallenden Merkmal oder Ereignis erkannt. Daher die Neigung der Naturvölker, alles Außerordentliche auf den Einfluß der Geister zurückzuführen; namentlich aber geschieht dies mit Unglücksfällen, mit Krankheit und Tod — obwohl wieder als Herr über Leben und Tod vielfach noch der Himmelsgott betrachtet wird. Ein Geist kann von einem Menschen auch in der Weise Besitz ergreifen, daß dessen eigene Seele sozusagen außer Tätigkeit gesetzt wird. Daraus entstehen dann die Zustände der Ekstase, wie sie im gesamten Heidentum vorkommen. Die animistische Denkweise schreibt also den Seelen nicht etwa ein rein gespenstisches Dasein zu, sondern legt ihnen eine außerordentliche Macht bei, die je nachdem entweder Nutzen und Hilfe schaffen oder verderbenbringend wirken kann. Das erstere wird vor allem von den Seelen der Vorfahren erwartet. Sie sind nicht die „armen Seelen", die hilflos und elend ein klägliches Dasein führen, sondern sie werden zu Dämonen, die um so gefährlicher sind, je unzufriedener sie mit ihrem Zustande sein müssen. Daher werden die Seelen von Verunglückten, von im Wochenbett verstorbenen Frauen ganz besonders gefürchtet, aber Huldigung und Pflege verlangen alle Abgeschiedenen, von den meist sehr komplizierten Bestattungsgebräuchen an bis zu den jährlichen Gedenkfeiern. Nicht die kindliche Liebe treibt zu diesem Ahnenkultus, sondern die Furcht und die Selbstsucht. Im Leben oft genug vernachlässigt, werden die älteren Leute von ihrer Sterbe-

stunde an Gegenstand größter Aufmerksamkeit; denn von ihrer Gunst oder Ungunst hängt das Schicksal der Familie ab. Im Unterschied von dem Schöpfergott, dem überall da, wo polytheistische Entartung noch nicht eingesetzt hat, Wahrhaftigkeit und Güte nachgesagt wird, besitzen die Geister durchweg die Eigenschaften, die der Heide bei sich selbst und bei seinesgleichen beobachtet, vor allem eine grenzenlose Selbstsucht und Grausamkeit. Daß infolgedessen der Geisterdienst auf das sittliche Leben vergiftend und ertötend wirkt, versteht sich hiernach von selbst.

Nach den Ansprüchen der Geister richtet sich die Art des Dienstes, der ihnen zuteil wird. Man forscht durch Orakel nach ihrem Willen, man sucht sie zu besänftigen, bei guter Laune zu erhalten, sei es durch Anrufung, sei es durch Opfergaben verschiedener Art, von denen sie den unsichtbaren Teil der Substanz, den Duft entgegennehmen. Diesen Charakter trägt meist der Dienst der Ahnengeister, auch bei fast allen heidnischen Kulturvölkern; in China ist bekanntlich ein ganzes kultisches System daraus gemacht worden, beruhend auf der Vorstellung, daß durch Verbrennung eines Gegenstandes oder seiner Nachbildung eine Gabe in die jenseitige Welt gesandt wird. Man kann aber auch einen Geist sich dienstbar machen, wenn man in die dazu nötigen Kenntnisse eingeweiht ist; und damit eröffnet sich uns ein Teil des weiten Gebietes der Zauberei und Hexerei, von den nirgends fehlenden landläufigen Beschwörungsformeln an bis zu den tollsten Experimenten des tschuntschusischen Schamanen oder des Fetischmannes auf der Goldküste. Am nachhaltigsten ist die Wirkung auf die Eingeborenen, wenn der Geist veranlaßt wird, im Zauberer selbst oder in irgend einem Medium einzukehren und durch dessen Mund seine Weisheit kundzutun. Wie viel an dieser Wahrsagerei bewußter Betrug, wie viel wirkliche Ekstase ist, läßt sich oft schwer ausmachen. Unheimlich ist dieses Tun nicht nur darum, weil der Mensch hier vermessen in eine für uns verborgene Welt hinübergreift, sondern vor allem, weil die Dienste der Geister mit Vorliebe zur Schädigung des andern gebraucht werden. Die Zauberei steigert die Herrschaft der Furcht im Leben des Animisten oft bis ins Unerträgliche. Zu der Angst vor den Geistern tritt die vor den Wissenden, die mit ihrer Hilfe Schaden stiften können und die oft eine ganze Gegend in Atem halten, sei es daß sie die Hexerei als Gewerbe ausüben, wie die Fetischmänner auf der Goldküste, oder daß sich erwachsene Bewohner eines Dorfes angeblich zum Dienste irgend eines Geistes, tatsächlich zur Ausbeutung der übrigen Bevölkerung vereinsmäßig zusammenschließen, wie in den Losangobünden in Kamerun. Aber auch abgesehen davon herrscht unter den Volksmassen vielfach ein Geist gegenseitigen Mißtrauens und Argwohns, da keiner sich vor der Verhexung durch andere sicher weiß und umgekehrt durch eine falsche Anklage auf Hexerei um Hab und Gut, ja ums Leben komm

kann. Darum ist die Zauberei für den Negerhäuptling unentbehrlich; denn sie hilft ihm, seine Untertanen in beständiger Angst und damit in Botmäßigkeit zu erhalten. Religion kann man das alles eigentlich nicht mehr nennen, vielmehr hat Söderblom recht, wenn er sagt, daß die Religion in der Zauberei ihren gefährlichsten Tod- und Erbfeind habe.*)

Diese unheilvollen Wirkungen des Animismus werden von einer andern Seite her noch vermehrt. Wir haben vorhin neben der Seele, der Trägerin des persönlichen Lebens, auch den Lebensinhalt, die stofflich vorgestellte Lebenskraft als Gegenstand der Reflexion der Naturvölker bezeichnet. Sie hat ihren Sitz vor allem im Blut, ist aber auch in jedem andern Körperteil vorhanden, nicht zuletzt in den Haaren, den Nägeln, dem Speichel und den sonstigen Ausscheidungen des Körpers. Ja auch den Tieren und gewissen Pflanzen wird da und dort solcher Seelenstoff zugeschrieben, in Hinterindien z. B. dem Reis als dem Hauptnahrungsmittel. Sich diese kostbare Substanz zu bewahren, ist bei den Völkern des hinterindischen Archipels der beherrschende Gedanke im Leben des einzelnen. Aber noch mehr: es gilt, sie zu vermehren, und das geschieht u. a. dadurch, daß man sie einem andern raubt. Daraus erklären sich manche Gebräuche, die dem Europäer zunächst sinnlos, meist aber zugleich grausam und abscheulich vorkommen müssen, vor allem der Kannibalismus. Wer das Fleisch eines Menschen ißt oder sein Blut trinkt, aber auch wer das Haupt eines Erschlagenen am Gürtel trägt oder an seiner Hütte hängen hat, dessen Lebenskraft wird nach animistischer Vorstellung um die Lebenskraft des andern vermehrt. Die vorteilhafte Wirkung wird dabei nicht auf das leibliche Dasein beschränkt gedacht, sondern erstreckt sich auf das gesamte Leben der Familie, bis zur Bewahrung des Hauses und zur Fruchtbarkeit der Felder. In abgeschwächter Form kann man diesen Aberglauben so ziemlich bei allen heidnischen Völkern antreffen; dem indischen Brauche, das Fußwasser eines Sannyasin oder eines Guru zu trinken, liegen sicherlich solche Vorstellungen zugrunde. Aber nicht nur den Lebenden, sondern auch den Verstorbenen kann der Seelenstoff zugutekommen. Das Blut der geopferten Menschen oder Tiere, das ins Grab der Vorfahren fließt, oder mit dem, wie im alten Asante, ihre Gebeine eingerieben werden, dient zur Kräftigung ihres Lebens in der Unterwelt. Um so ängstlicher ist der Animist darauf bedacht, seinen eigenen Leib bis auf die Haare und Nägel vor der Nachstellung anderer zu hüten. Denn nach dieser Vorstellungsweise hat jeder einen Einfluß aufs Ganze des Leibes, der nur einen kleinen Teil desselben in seine Gewalt bringt.

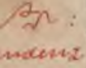
Es ist vermutlich nur eine eigenartige Anwendung dieser Ideen, die der Vorstellung vom Tabu auf den Südseeinseln zugrunde liegt. Sie beruht darauf, daß der Lebensstoff eines Mächtigen, etwa des Häuptlings

*) Die Religionen der Erde. Religionsgesch. Volksb. III, 3 S. 10.

oder des Priesters, aber auch des fremden Besuchers, namentlich des Weißen, um der ihm innewohnenden Kraft willen als gefährlich angesehen wird für alle sozial tiefer Stehenden. Daraus erklärt sich das Verbot, ein solches höherstehendes Individuum zu berühren, sowie die Vorschrift, daß alles, was mit diesem in Berührung kam, dem gewöhnlichen Gebrauch entzogen werden muß und ihm nur durch gewisse Zeremonien wieder zurückgegeben werden kann. Wie in Afrika auf die Zauberei, so gründet sich in der Südsee das Ansehen der Häuptlinge wesentlich auf das Tabu. — Es gibt aber auch im Leben des gemeinen Mannes Zeiten, in denen er mit Lebensstoff sozusagen gesättigt und infolgedessen tabu ist, so auf der Jagd und im Kriege; bei der Frau ist dasselbe während der Schwangerschaft der Fall. Doch mag hierbei wohl auch die umgekehrte Vorstellung mitsprechen, daß nämlich in diesen Fällen der Mensch allerlei ungünstigen körperlichen Beeinflussungen ausgesetzt sei und sich daher durch besondere Zeremonien, vor allem durch Isolierung schützen müsse.

Es liegt nahe, mit dieser Denkweise auch die in der Völkerwelt weitverbreiteten Ideen von kultischer Reinigkeit und Unreinigkeit in Verbindung zu bringen, denen namentlich im alten Persien und Indien eine minutiöse Behandlung zuteil wurde, die aber noch im alttestamentlichen Gesetz eine eingehende Berücksichtigung, freilich auch eine gründliche Umgestaltung im ethischen Sinne erfahren haben. Doch ist dieser Zusammenhang noch nicht genügend erwiesen, um uns hier weiter zu beschäftigen. Die animistischen Vorstellungen senden ihre Ausläufer überhaupt bis tief hinein in das Denken und Leben der Völker. Nur die wichtigsten Erscheinungen konnten besprochen werden, aber aus dem Wenigen, was mitgeteilt wurde, geht hervor, daß wir es mit einer überaus reichen Vorstellungswelt zu tun haben. Dabei wäre die Meinung verkehrt, der Reichtum finde sich erst auf einer höhern Kulturstufe und nehme in gleichem Verhältnis mit dem ab, was wir Kultur zu nennen pflegen. Im Gegenteil, man kann eher bemerken, daß die Produktivität bei den Naturvölkern am größten ist und daß die religiöse Reflexion der Indier und Perser sich mehr oder weniger darauf beschränkt, den überkommenen Vorstellungsinhalt zu systematisieren und ins Abstrakte zu ziehen, damit aber zugleich der Verarmung preiszugeben. Andrerseits wäre es ein Irrtum, zu meinen, die animistischen Vorstellungen liefen bei den Naturvölkern in krausem Wirrwarr durcheinander. Praktisch sind sie auch bei ihnen in eine gewisse Einheit gebracht, indem sie im Leben des Stammes, der Familie und des Einzelnen ihren bestimmten Platz und ihre konkrete Ausgestaltung erhalten. Die animistische Denkweise hat ein ehernes Lebensgesetz geschaffen, das schwer auf dem Menschen lastet und von dem er nur durch eine völlige innere Erneuerung befreit werden kann. Denn dieses Gesetz erzieht nicht zur Freiheit, sondern wirkt lähmend und verwirrend auf das sittliche Leben.

Indem der Mensch von unberechenbaren Mächten außer ihm in eine rettungslose Abhängigkeit versetzt wird, geht ihm der Mut zu selbständigem und verantwortungsvollem Handeln völlig verloren. Umklammert von den unheimlichen Einflüssen der Geister und Kräfte, wird er zum Fatalisten und gibt sich den Regungen seines verdorbenen natürlichen Wesens ebenso wie der Einwirkung seiner Umgebung willenlos hin in der Ueberzeugung, daß ihm dadurch sein Weg unabänderlich gewiesen sei. Kein Wunder, daß die Geschichte der vom Animismus beherrschten oder stark beeinflußten Völker sich fast durchweg in absteigender Linie bewegt.



Darum wird hier aber auch die **Mission** vor eine überaus große und schwere Aufgabe gestellt. Der Animismus ist nicht ein Gebäude, das man Stein um Stein abtragen, oder von dem man vielleicht einiges Material für einen Neubau benutzen kann, er gleicht vielmehr einer Festung, die belagert und erstürmt werden muß, und deren Mauern dem Erdboden gleichgemacht werden müssen, sollen sie dem zähen Verteidiger nicht immer aufs neue Deckung bieten. Der Kampf Mohammeds gegen den Polytheismus seiner heidnischen Volksgenossen und ebenso die monotheistische Propaganda seiner Anhänger in der Heidenwelt erscheint als eine höchst einfache Sache im Vergleich zu dem Ringen mit der animistischen Volksreligion, das fast allerorten im Mittelpunkt der Missionsarbeit steht. Dieser Kampf ruft nach der völligen Entfaltung der Lebenskräfte, die im Evangelium liegen; eine rein kulturelle, aufklärerische Tätigkeit würde zu einem Mißerfolg führen; sie hat im alten Rom ebensowenig gefehlt, wie im konfuzianischen China von heute, und doch hat sie an beiden Orten die Herrschaft des Animismus bis in die gebildeten Kreise hinein nicht brechen können. Auf der andern Seite ist die Tatsache, daß auf der ganzen Linie der evangelischen Missionsarbeit der Sieg über den Animismus davongetragen wird, wohl geeignet, unser Zutrauen zum alten biblischen Evangelium, wie es von der evangelischen Mission auf dem Boden des animistischen Heidentums wohl ausschließlich verkündigt wird, neu zu befestigen.*)

Es ist zunächst eine tröstliche und ermutigende Beobachtung der Mission bei aller leidensvollen Schwierigkeit ihres Werkes, daß der Animismus trotz seines absoluten Regiments doch nicht das Unmittelbarste und Ursprünglichste im Seelenleben des Heiden ist, sondern daß bei vielen Naturvölkern dahinter die wenn auch verblaßte Erinnerung an den leben-

*) Für die Erfahrungen, die sich in der Missionsarbeit des letzten Jahrhunderts bei diesem Kampfe herausgestellt haben, kann ich auf die vorzügliche Darstellung von **Johannes Warneck** (Die Lebenskräfte des Evangeliums. Missionserfahrungen innerhalb des animistischen Heidentums. Berlin, bei Martin Warneck. 2. Aufl. 1908) verweisen, der ich schon bisher vielfach gefolgt bin, und begnüge mich, hier nur einige wesentliche Punkte hervorzuheben.

digen Gott und an seinen Willen steht. Nicht eine unvollkommene Vorstufe ist der Animismus, von der aus mit Hilfe einiger Ueberlegung und Abstraktion der Gottesgedanke gewonnen werden könnte, sondern er ist ein auf der Trümmerstätte primitiver Gottesverehrung aufgeführter barbarischer Kunstbau. Das unter den Eindrücken altkirchlicher Missionsarbeit ausgesprochene Wort Tertullians von der anima naturaliter christiana*) bewährt sich auch hier: nicht daß es einen Gott gibt, ist für den Animisten das Besondere am Evangelium;**) das steht den meisten Naturvölkern fest vor aller Mission und hat sich in den ältesten und echtesten Zeugnissen ihres Geisteslebens, in ihren Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten erhalten.***) Ebensowenig braucht ihnen erst gesagt zu werden, daß morden, stehlen, lügen, Ehebruch treiben böse sei; das wird von ihnen meistens in der Theorie von vornherein anerkannt. Vielmehr kann die Missionspredigt an diese freilich oft genug verschütteten Ueberreste eines ursprünglichen sittlichen und religiösen Bewußtseins anknüpfen und darf es immer wieder erleben, daß sie hier einen Widerhall findet. Es ist graue Theorie, wenn die Tatsache dieses Bewußtseins irgend einer Entwicklungslehre zuliebe geleugnet wird. Fast hoffnungslos wäre die Missionsarbeit, müßte sie den Gottesgedanken im Gehirn des Animisten erst erzeugen, sei es durch mechanische Einprägung, sei es durch logische Entwicklung, ohne jene im menschlichen Bewußtsein gegebenen Anknüpfungspunkte. Denn wenn es dem menschlichen Denken auf den höchsten Höhen philosophischer Spekulation nicht gelungen ist, eine lebendige und dauernd wirkungskräftige Gottesvorstellung zu erzeugen, wie wäre es möglich, diese Wirkung in dem verworrenen Geistesleben der Animisten hervorzubringen? Nicht daß Gott existiert, sondern daß er ihnen etwas sagen läßt, sich um sie kümmert, sie in Christo seine Kinder heißen will, ist das Neue und Große, das die suchenden Seelen im animistischen Heidentum anzieht und das ihnen darum glaubhaft erscheint, weil ihnen der lebendige Gott sein Bild unauslöschlich in die Seele geprägt hat.

Freilich erlebt es die Mission gerade dem Animismus gegenüber immer wieder, daß mit der Anerkennung des Daseins Gottes und mit der Zustimmung zu der Gültigkeit seiner Gebote das Heidentum noch lange nicht beseitigt ist. Vielmehr zeigt sich erst jetzt der heillose Bann, in dem der Animismus seine Anhänger festhält und der oft Jahrzehnte hindurch die treueste und aufopferndste Missionsarbeit vergeblich erscheinen läßt. Während der theoretische Widerspruch gegen die Botschaft des Missionars

*) Die Seele von Natur eine Christin.

**) Vergl. z. B. das Zeugnis von Miss. Zimmermann bei Wurm, Handbuch der Religionsgeschichte. 2. Aufl. S. 39.

***) Einen Beleg dafür liefert u. a. Bellon in den Basler Missionsstudien Nr. 33: Kultus und Kultur der Tschi-Neger im Spiegel ihrer Sprichwörter.

meist geringfügig ist, erhebt sich ein um so zäherer praktischer Widerstand gegen die Zumutung, Gott gehorsam zu werden. Es ist meistens nicht sowohl bewußt böser Wille, als das Schwergewicht der Volkssitte und der öffentlichen Meinung, sowie jene schon erwähnte geistige und moralische Erstarrung im Fatalismus, was den Heiden hindert, sich dem lebendigen Gott und seinem Willen zuzuwenden. So viel er sich auch mit der unsichtbaren, verborgenen Welt zu schaffen macht, so ist sie ihm doch nicht das Höchste und Wertvollste, dem er mit aller Kraft seiner Seele nachjagen würde, sondern sie dient ihm nur als Mittel, sich der Güter der sichtbaren Welt zu bemächtigen und ihre Uebel abzuwehren. Im übrigen ist sie Gegenstand seiner Abneigung, wie der Hades dem Frommen des Alten Testaments. Weil aber die jenseitige Welt durchweg in den Dienst seines Selbsterhaltungstriebs gestellt wird, wirkt sie nicht sittlich befreiend und erneuernd auf ihn ein; im Gegenteil, sowohl der Geisterdienst wie die Bemühungen um Erhaltung und Vermehrung seines Lebensstoffes ziehen ihn moralisch herunter in einen rücksichtslosen Egoismus, in Roheit, Grausamkeit, wilde Gier und stumpfsinnige Trägheit.

Andere als theoretische Motive müssen da eintreten, um den Animisten für das Wirken des Geistes Gottes im Evangelium empfänglich zu machen. Das erste und mächtigste dieser Motive ist die unter dem Eindruck einer ernsten und eindringlichen Verkündigung erwachende und zunehmende Erkenntnis von dem elenden Zustand, in dem sich sein Leben befindet, wie es durch Furcht und Grauen unselig, dem Betrug und der Gewalttat wehrlos preisgegeben ist, und wie seine heidnische Religion ihm tatsächlich keine Hilfe in seinen Nöten gewährt, sondern sie nur noch bis ins Unerträgliche steigert. Tritt dann der Anschauungsunterricht hinzu, den die Persönlichkeit und das Leben eines rechten Missionars, später auch das Leben der Christengemeinde gewährt, so fängt der passive Widerstand allmählich an zu schwinden, und die Botschaft vom heiligen und barmherzigen Gott, von Christo, dem Erlöser aus der Gewalt der Finsternis, der stärker ist als alle Dämonen, wird wie ein Labetrunk angenommen. Und je mehr die Fesseln des Geisterdienstes sich lockern, je mehr an die Stelle der Furcht das Vertrauen zu der väterlichen Güte Gottes tritt, umso stärker wird der Hunger nach dem Evangelium und nach der Gemeinschaft mit solchen, die den Frieden Gottes in sich tragen. Es ist gewöhnlich zunächst nur die eine Seite des Evangeliums, die für das Verlangen des werdenden Heidenchristen im Vordergrund steht, nicht sowohl die Vergebung der Schuld, die erst dann zum Hauptanliegen der Seele wird, wenn diese eine Zeitlang die Zucht des Wortes Gottes an sich erfahren hat, sondern die Befreiung von den Folgezuständen der Sünde, von dem Elend der Gottlosigkeit, des Aberglaubens und der Gebundenheit an die vergänglichen und der Seele schädlichen Dinge dieser

Welt. Aber das ist ja das Große am Evangelium, daß jeder aus ihm holen kann, was seine Seele bedarf; warum sollte das nicht auch den Opfern des Animismus zugute kommen?

Freilich liegt hierin für die Mission bereits der Wink, ihre Aufgabe mit der Aufnahme solcher Heiden in die christliche Gemeinde nicht für erledigt zu betrachten, sondern unabläßig dahin zu wirken, daß ihre Pflegebefohlenen das ganze Evangelium verstehen und ergreifen lernen. Auch die Erfahrungen mit den Hinzugekommenen enthalten eine ernste Mahnung in diesem Sinne. Der Animismus wird nicht mit einemmale abgelegt wie ein Kleid, sondern er ist eine schwere Krankheit, von der eine Rettung nur durch eine sorgfältige Kur möglich ist, und die noch lange Zeit die Neigung hat, zurückzukehren. Davon kann jeder Missionar erzählen, der in der Gemeindearbeit gestanden hat. Ich las kürzlich in einem Bericht der Berliner Mission aus Südafrika: „Daß die Vorstellungswelt des Heidentums noch eine starke Macht bei unsern Christen besitzt, zeigt der immer wieder hervortretende Glaube an die Zauberei. Der heidnische Gedanke: „Kein Mensch stirbt eines natürlichen Todes“ hat auch für die Christen immer wieder seine Kraft. Sterben Familienglieder an der Schwindsucht, so ist das Haus bezaubert oder dem Kranken ein böser Zaubertrank beigebracht, eine Schlange ist in seine Lunge eingeführt worden u. s. w. Bei alten und bei jungen Christen haben es die Missionare mit solchem Aberglauben wiederholt zu tun.“ Wir begreifen daher die Freude des Missionars, wenn ein Christ solche alteingewurzelten Vorstellungen und Vorurteile mannhaft überwindet. Kürzlich schrieb einer unserer Basler Missionare in einem Reisebericht: „Ein Beispiel, wie unsere Christen doch auch helfen, die Macht des Aberglaubens zu brechen, haben wir in einem Manne, der ein Sechsfingerkind adoptiert hat, wo doch die Anwesenheit eines solchen Geschöpfes sonst als Fluch angesehen wird.“

Für die Mission erhebt sich darum hinter der Heidenpredigt und dem Taufunterricht sofort die Aufgabe einer treuen Gemeindepflege durch Jugenderziehung, Seelsorge und Kirchenzucht, nicht weniger aber eine Erneuerung des gesamten Volkslebens, von der Familiensitte bis zum Häuptlingsregiment, vom persönlichen Verantwortlichkeitsgefühl beim Einzelnen bis zu einer sittlich kräftigen öffentlichen Meinung, eine Aufgabe freilich, die viel Geduld, viel Weisheit, viel Treue und einen langen Zeitraum zu ihrer Lösung erfordert. Um so größer ist dann aber auch der Sieg des Evangeliums, der auf solche Weise vor aller Welt sich offenbart, wenn es sich auch dem Animismus gegenüber als die Gotteskraft beweist, die alles neu machen kann.

Fünfzig Jahre Missionsarbeit am Niger.*)

Von P. Steiner.

Im Nigerdelta.

1.

Noch am Ende des 18. Jahrhunderts bildete der Niger eins der ungelösten Rätsel, an denen der dunkle Erdteil bis vor 50 Jahren so reich war. Den Geographen war wohl die Tatsache bekannt, daß es im westlichen Zentralafrika einen mächtigen Strom gäbe, aber welchen Lauf er nehme und wo er sich ins Meer ergieße, das war ihnen unbekannt. Zur Lösung dieses Rätsels sandte die Afrikanische Gesellschaft im Jahr 1795 den Reisenden Mungo Park aus, und zwei Jahre später erblickte dieser bei Segu, der Hauptstadt von Bembarra, etwa 600 englische Meilen nordöstlich von Sierra Leone, den Strom, der dort den Namen Dscholiba führte und nach Osten zu seinen Lauf nahm. Aber seine Mündung festzustellen war Mungo Park nicht vergönnt, denn der kühne Reisende ertrank auf seiner Fahrt stromabwärts. Auch Klapperton, der den Versuch wagte, verlor dabei sein Leben. Erst im Jahr 1830 wurde das Rätsel durch die Gebrüder Lander gelöst, die den Nun, der sich in einem ungeheuren Delta in den Golf von Guinea ergießt, mit dem Niger identifizierten. Man war überrascht, den Strom in einem weiten Bogen bei einer Länge von 700 Meilen das Meer erreichen zu sehen an einer Stelle, die nur 250 Meilen von seiner Quelle entfernt liegt.

Die Entdeckung wurde alsbald von der praktischen Seite aufgefaßt, indem man die bequeme Wasserstraße dazu benützen wollte, um die Erzeugnisse Afrikas der Küste zuzuführen. So folgte dem Entdecker und Forscher der Kaufmann. Mit dem Kaufmann sann aber auch der Philanthrop darauf, auf diesem Wege dem Sklavenhandel im Herzen Afrikas beizukommen und ihn durch Einführung eines geordneten Handels und europäischer Kultur zu unterdrücken. Daran schlossen sich auch noch die Hoffnungen des Missionsfreundes, dem Evangelium den Weg ins Innere Afrikas gebahnt zu sehen.

Diese drei Gesichtspunkte führten zur Ausrüstung einer Nigerexpedition, die im Jahr 1841 zur Ausführung kam. Auf den drei Schiffen befanden sich außer Aerzten, Naturforschern, Sprachgelehrten, Gärtnern u. a. auch die im Dienst der englisch-kirchlichen Mission stehenden deutschen Missionare Schön und Müller, sowie der bekannte Samuel Crowther. Die Expedition hatte jedoch keinen Erfolg. Das Fieber hauste furchtbar

---

*) Quellen: Church Miss. Review 1908, p. 223 ff. 293 ff. — Dr. Burkhardts Kleine Missionsbibliothek II. Bd.

auf den Schiffen und machte ihr ein jähes Ende. Etwa ein Drittel der Europäer erlagen binnen kurzer Zeit der Malaria, und die Schiffe mußten unverrichteter Sache ihre Rückfahrt antreten. Der Eindruck in England war so niederschlagend, daß es 13 Jahre währte, bis man nach der Entdeckung des Benue eine neue Expedition ins Werk zu setzen wagte. Auch diese begleitete Samuel Crowther, der inzwischen zum Geistlichen ordiniert worden war. Es gelang ihm, unterwegs mit verschiedenen Königen und Häuptlingen freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen; sie erklärten sich gerne bereit, christliche Lehrer bei sich aufzunehmen und wünschten weiteren Verkehr mit den Weißen.

Der Verlauf der Expedition war so günstig, daß die britische Regierung beschloß, fünf Jahre lang ein Schiff jährlich den Strom hinauffahren zu lassen im Interesse des Handels und der Mission. Im Jahr 1857 kam die erste dieser Fahrten zustande; und nun konnte auch die Missionsarbeit am Niger ihren Anfang nehmen. Wieder begleitete Crowther den Regierungsdampfer und legte zunächst im volkreichen Onitscha im Ibogebiet eine Missionsstation an, indem sich der farbige Prediger Taylor, ein geborener Ibo, am 25. Juli 1857 daselbst niederließ. Crowther selbst ging den Niger noch weiter hinauf und eröffnete die Missionsarbeit in Gbebe. Als weitere Missionsposten wurden Egga im Gebiete der Kakanda und Rabba unter den Nupe ins Auge gefaßt. Zur Besetzung aber kam es nur bei letzterem. So bestanden denn 1858 am Niger die drei Stationen Onitscha, Gbebe und Rabba, wo überall einige Sierra-Leone Christen angesiedelt wurden. Es waren schwache Anfangspunkte, aber immerhin Stätten, an denen das Licht des Evangeliums in der Finsternis schien.

Allein zu einer kräftigen Weiterführung und Entwicklung der mit farbigen Arbeitern begonnenen Nigermission kam es vorerst nicht. Kriegsunruhen und das Ausbleiben englischer Kanonenboote sperrten längere Zeit den Verkehr mit den Stationen. Dies führte indes dazu, daß sich die Mission dem Mündungsgebiet des Niger, dem sogenannten Delta, zuwandte. Mit einigen Missionsarbeitern, die den Fluß nicht hinaufkonnten und an der Küste untätig warten mußten, legte Crowther 1861 an der Nun-Mündung die Station Akassa an. Sie sollte ein Verbindungsglied zwischen den Küstenplätzen und den Stationen weiter oben am Strom bilden. Das war umso nötiger, als es an der regelmäßigen Schiffsgelegenheit fehlte. So wichtig aber auch anfangs Akassa zu sein schien, so ist es doch nie recht emporgeblüht.

Viel größere Bedeutung erhielt dagegen in der Folgezeit als Stützpunkt für die Nigermission das Werk in Bonny, im östlichen Deltagebiet. Crowther kam dahin schon in den ersten Jahren einmal gelegentlich, dachte aber damals nicht daran, an diesem Punkt, der nicht am Hauptmündungs-

arm liegt, festen Fuß zu fassen. Indes besondere Umstände führten unter Gottes Leitung dazu.

Es war in den fünfziger Jahren, daß sich das Volk von Bonny gegen seinen tyrannischen König William Pepple erhob und ihn seiner Würde und Rechte beraubte. Er konnte nur dadurch sein Leben vor der Volkswut retten, daß er sich auf ein im Fluß verankertes Handelsschiff flüchtete. Daraufhin erschien der britische Konsul von Fernando Po, verhörte die aufständischen Häuptlinge sowie den König und verbannte diesen auf die Insel Aszension. Pepple appellierte nun an die Britische Regierung und wurde von dieser zu seiner Rechtfertigung nach England berufen. Hier machte die europäische Zivilisation einen tiefen Eindruck auf ihn; er besuchte auch die Gottesdienste in verschiedenen Kirchen und ließ sich sogar taufen. Da er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß England seine Größe und Macht nur dem Christentum verdankte, so beschloß er, falls er wieder in sein Land zurückkehren dürfe, das Christentum und dessen Zivilisation in diesem einzuführen. Die Rückkehr nach Bonny wurde ihm denn auch gestattet, und da ihm die Regierung auch noch ein bedeutendes Schmerzensgeld zahlte, so ging er ungesäumt daran, sein Vorhaben auszuführen. Er engagierte in England einen Kaplan, einen Lehrer, einen Zimmermann, einen Gärtner, eine Lehrerin, einen Arzt samt einer Krankenpflegerin und setzte allen einen hohen Gehalt aus. Dann mietete er einen Zweimaster und schiffte sich mit seinem gesamten Gefolge ein. Natürlich hatte er sich auch mit allerlei Büchern und Gerätschaften für seine Zwecke versehen. Nach seiner Ankunft in Bonny wurde er wieder als König eingesetzt, und große Hoffnungen knüpften sich an die Pläne des schwarzen Herrschers. Aber das gesamte europäische Personal, das ihm seine Zivilisationspläne ausführen sollte, fand sich durch das ungesunde Klima und die rückständigen afrikanischen Verhältnisse so entmutigt, daß es sich schon in der ersten Woche nach der Ankunft wieder nach England einschiffte.

König Pepple ließ sich nicht entmutigen. Er ließ durch einen dortigen Händler an den Bischof von London schreiben und um einen Missionar bitten. Der Brief langte gerade an, als Crowther eine Woche zuvor (29. Juni 1864) in London zum Bischof geweiht worden war und sich noch hier aufhielt. Crowther erhielt nun von der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft den Auftrag, nach seiner Ankunft an der Westküste Bonny zu besuchen. Dies geschah. Der König empfing den Negerbischof in zuvorkommendster Weise und versprach, den Missionslehrer, der ihm zugesandt werden sollte, zum Teil auf seine Kosten zu übernehmen.

Bischof Crowther besuchte dann 1865 wieder Bonny, stationierte drei eingeborene Missionsgehilfen daselbst und ließ eine Schule eröffnen. Damit war der Grund zu der Mission im Bonnygebiet gelegt und der

Stützpunkt für die Missionsarbeit im Nigerdelta gewonnen. Freilich mit der Christianisierung der Bevölkerung ging es trotz des königlichen Wohlwollens nicht so schnell und leicht, wie man anfangs erwartet hatte. Im Gegenteil, das dort herrschende grauenhafte Heidentum und die sittliche Entartung der Deltabewohner ließen einen Umschwung zum Besseren schier hoffnungslos erscheinen. Welcher Art aber dieses Heidentum im Nigerdelta war, soll uns im folgenden erzählt werden.

2.

Es gab wohl kaum auf der ganzen Welt ein versunkeneres Geschlecht als das, was die ersten Missionare in Bonny antrafen. Das Volk war über alle Maßen abergläubisch, roh, grausam und blutdürstig. Seine Religion bestand im wesentlichen in der Verehrung von Schlangen und Eidechsen, die sie als „dschudschu" (heilig) betrachteten. Aus diesem Grunde durften auch diese geheiligten Tiere frei und unbelästigt umherstreifen und es war bei Todesstrafe verboten, sie zu töten oder ihnen ein Leid anzutun. In Bonny wurde besonders der Leguan, eine große Eidechsenart, verehrt, und in Braß (westlich von Bonny) die Riesenschlange. Die Leguane durften sich ungehindert am Geflügel des Ortes vergreifen und die großen Schlangen verschlangen nicht selten Kinder vor den Augen ihrer Eltern, ohne daß diese eine Hand zu ihrer Befreiung rühren durften. Die greulichste Zauberei war allgemein im Schwange und ebenso der Mord von Zwillingskindern, deren Dasein man für unheilbringend ansah. Selbst der Kannibalismus herrschte daselbst in einem erschrecklichen Grade. In Bonny war man gewohnt, die Kriegsgefangenen oder sonstige mißliebige Personen zu enthaupten und ihre Köpfe im Heiligtum des Nationalgötzen Ikuba niederzulegen, zu dessen Ehren man in der Stadt einen Tempel errichtet hatte, der von unten bis oben aus lauter Menschenschädeln bestand. Die übrigen Körperteile der Erschlagenen aber wurden von den entmenschten Eingeborenen ohne Scheu verzehrt. Außerdem wurden an manchen Orten beim Tode angesehener Persönlichkeiten Menschenopfer dargebracht, wobei man den unglücklichen Schlachtopfern zuerst die Gliedmaßen mit einer Keule zerschlug und sie dann lebendig mit dem Leichnam beerdigte.

Da Bonny, wie überhaupt all die verschiedenen Handelsplätze an den Mündungsarmen des Niger, von europäischen Kaufleuten besetzt waren, so hätte man denken sollen, diese barbarischen Zustände wären unter dem Einfluß der von Europa her eindringenden sogenannten Zivilisation längst in Abgang gekommen. Aber dem war nicht so. Die Händler hatten im Gegenteil nur noch manche Laster eingeführt, die bisher im Lande unbekannt gewesen waren, und besonders durch die Schnapseinfuhr und den Branntweinhandel die Demoralisation der Eingeborenen noch vermehrt.

Da gehörte ein starker Glaube an die erneuernde Kraft des Evangeliums, wenn man an diesen Stätten der Finsternis den Anbruch einer neuen und besseren Zeit erhoffen wollte. Und doch blieb diese nicht aus.

Zuvor aber gab's noch einen harten Strauß zwischen der Macht der Finsternis und des Lichts. Eine blutige Verfolgung brach aus. Doch stand es bis dahin noch einige Jahre an. Zwar suchte man gleich nach dem Eintritt der Mission, als sich die Schule mit Kindern füllte und selbst einige Häuptlinge in der ersten Begeisterung sich zum Unterricht im Lesen und Schreiben einstellten, den Götzendienst einigermaßen zu beleben, indem man den zerfallenden Schädeltempel wieder herrichtete. Aber der König und die Häuptlinge waren im allgemeinen freundlich gesinnt, sodaß man Bischof Crowther, als er im Jahr 1866 statt der provisorischen Missionsgebäude eine neue, bleibende Niederlassung errichten wollte, es frei stellte, welchen Platz er dafür wählen wollte. Zwar war das abgöttische Volk nicht wenig entsetzt, als Crowther schließlich als Bauplatz einen Götzenhain wählte, wo man bisher die neugeborenen Zwillingskinder dem Hungertode ausgesetzt hatte. Von allen Seiten ließ sich der Schreckensruf vernehmen, daß die Fetische Rache an den kühnen Fremdlingen nehmen würden, sodaß sich niemand dazu herbeiließ, den Platz zu säubern. Als aber Bischof Crowther ruhig erwiderte, er nehme die Sache mit den „dschudschi" ohne Bedenken auf sich, und als er zugleich an die Errichtung eines Schulgebäudes ging, legte ihm niemand etwas in den Weg.

Bald darauf traten die Häuptlinge noch mehr aus ihrer bisherigen Neutralität heraus, indem König Georg Pepple, der nach dem Tode seines Vaters in der Regierung folgte, daran ging, in Verbindung mit der Mission die bisherigen größten Greuel abzuschaffen. Er wußte die Häuptlinge für die Abschaffung des Zwillingsmordes zu gewinnen und setzte es auch durch, daß die Leguane nicht mehr als „dschudschu" gelten sollten. Es erfolgte eine allgemeine Vertilgung jener Reptilien, und damit niemand hinterher sagen könnte, er habe an der Ausrottung dieser Tiere nicht teilgenommen, wurde überall etwas Blut der erschlagenen Leguane in die Wasserlöcher und Zisternen der Stadt gespritzt, ein Vorgang, der an 2. Mose 32, 20 erinnert, wo Mose in heiligem Zorn über sein abgöttisches Volk das goldene Kalb zu Staub zermalmte und es aufs Wasser stäubte, damit die Israeliten davon tränken.

Dessenungeachtet brach über die Christen in Bonny eine Verfolgung heftigster Art aus; aber sie hatte nichts mit der Nichtbefolgung der alten heidnischen Gebräuche zu tun, sondern hatte ihren Grund in der Stellung der Sklaven zu ihren Herren. Ende des Jahres 1874, nachdem sich die kleine Christengemeinde beträchtlich gemehrt hatte, brach der Sturm los. Die Häuptlinge als Besitzer vieler Sklaven waren darüber aufgebracht,

daß ihre Untergebenen geistig und sozial durch das Evangelium emporkamen und verboten ihnen deshalb den Besuch der Gottesdienste. Als Grund gaben sie vor, ihre Sklaven würden als Anhänger der Mission zu unabhängig, gehorchten ihnen nicht mehr und weigerten sich, am Sonntag zu arbeiten.

Ein Fall, der inzwischen eintrat, zeigte, daß die Widersacher der Christen es ernst meinten. Ein Sklave von Kapitän Hart, eines Afrikaners, der nach dortiger Sitte einen europäischen Namen angenommen hatte und an der Spitze der christenfeindlichen Partei stand, ließ sich taufen und erhielt den Namen Josua. Als Sklave seines Herrn nahm er auch, wie dies gewöhnlich von Sklaven geschah, den Namen seines Herrn an und war deshalb unter dem Namen Josua Hart bekannt. Dieser Mann wurde des Ungehorsams gegen die Häuptlinge beschuldigt und infolgedessen vor die Wahl gestellt, entweder an heidnischen Zeremonien teilzunehmen oder Götzenopfer zu essen. Da er sich des einen wie des andern weigerte, wurde er von vier Männern immer und immer wieder in die Höhe geschnellt und mit aller Wucht auf den Boden fallen gelassen. Obschon der Unglückliche schlimm zugerichtet war, blieb er doch fest bei seinem Entschluß. „Wenn mein Meister", entgegnete Josua einigen Häuptlingen, die ihn zum Widerruf drängten, „die schwerste und härteste Arbeit von mir verlangen sollte, so will ich sie wenn immer möglich tun; aber wenn ich Götzenopfer essen soll, so werde ich mich nie dazu hergeben." Der Gnade und Ungnade seines Meisters überlassen, wurde er schließlich an Händen und Füßen gebunden und in ein Kanoe geworfen, um auf dem Fluß ertränkt zu werden. In seiner Todesnot rief der verurteilte Sklave zu seinem Heiland, wodurch der Grimm seines Meisters noch mehr entflammt wurde. Zornig wandte sich dieser an Josua: „Was! Du betest noch immer? Ich will dir zeigen, was beten heißt!" Mit diesen Worten ließ er sein Opfer in die Fluten des Stromes werfen. Doch der Körper sank nicht unter. Da wurde Josua nochmals aus dem Wasser herausgeholt und wieder gefragt, ob er widerrufen wolle. Da er sich dessen weigerte, wurde er abermals ins Wasser geworfen, und als er aufs neue an die Oberfläche kam, zerschmetterte man mit einem Ruder seinen Schädel und durchbohrte den Körper mit einem spitzigen Pfahl. Das war der erste Märtyrer der Delta-Kirche, der seinen Glauben mit dem Tode besiegelte.

Er war nicht der Einzige, der um des Evangeliums willen zu leiden hatte. Verschiedene andere Christen wurden in Eisen gelegt, man entzog ihnen die Nahrung, riß ihnen die Kleider vom Leibe und warf sie ins Dickicht, wo sie Tag und Nacht den beständigen Qualen der Sandfliegen und Moskiten ausgesetzt waren. Erst nach einigen Monaten der ausgesuchtesten Quälereien, in denen sie nur durch ihren Glauben aufrecht gehalten wurden, ließ man von den Leuten ab, da sich verschiedene euro-

päische Kaufleute und Schiffskapitäne ihrer annahmen und Einsprache gegen ihre Mißhandlung erhoben. Sie kamen besser weg, als ein anderer Christ, der infolge seiner Weigerung, vom Götzenopfer zu essen, gebunden auf eine Pflanzung geschleppt wurde. Hier wurde er sechs Tage lang ohne Speise und Trank der sengenden tropischen Hitze ausgesetzt, bis der Tod ihn von seinen Qualen erlöste.

Wie in Bonny, so wurden die Christen auch auf anderen Stationen des Nigerdelta bedrückt und verfolgt, wenn es auch nicht bis zum Martyrium kam. In Tuwon an der Braßmündung, wo sich die Mission 1868 niedergelassen und sehr rasch Eingang gefunden hatte, erhob sich schon 1872 der Widerstand. Einige Christen wurden eingesperrt, andere blutig gepeitscht; manche ließ man hungern oder belegte sie mit Geldstrafen. Derselbe Glaube aber, der ihre Brüder in Bonny alle Leiden ertragen ließ, stärkte auch hier die einfachen Christen, standhaft und treu zu bleiben. Nur drei aus ihrer Zahl wurden schwach und fielen ab. Aehnlich erging es später den Christen in Ogbonoma, in der Nähe von Neu-Kalabar. Auch hier war es der Gegensatz zwischen den Sklaven und ihren Herren, die eine Hebung der Sklavenbevölkerung durch das Christentum fürchteten und deshalb das letztere auszurotten gedachten. Man ergriff die Führer der Christen und bedeutete ihnen, sie sollten sich bereit machen, um zum „Long-Dschudschu", zu ihrem Heiligtum zu gehen. Würde der „Dschudschu" ihre Gottesverehrung billigen, so sollten sie wieder heil zurückkehren; im andern Fall würden sie verloren sein. Das war keine leere Drohung. Vom Long-Dschudschu war bis jetzt noch nie jemand zurückgekehrt. Entweder hatte man ihn als Sklave in die weite Ferne verkauft oder ihn für immer aus dem Wege geräumt. Was es aber mit dem berüchtigten Long-Dschudschu auf sich hatte, zeigte sich erst im Jahre 1901, als eine britische Expedition die Stadt Aro-Tschuku eroberte und dem gefürchteten Fetisch samt seinem grausigen Heiligtum den Garaus machte. Ueber ihn berichtete ein Augenzeuge:

„Der „Long-Dschudschu" liegt in einer geringen Entfernung von der Stadt Aro-Tschuku. Dieses berühmte Fetischheiligtum, das bisher noch nie von einem Weißen besichtigt worden war, ist überaus interessant. Man gelangt zu ihm auf einem schmalen Pfade, der durch dichten Urwald führt. Derselbe mündet in einer schmalen Lichtung, die an ihrem ziemlich fernen Ende durch einen Grasteppich abgeschlossen wird. Geht man über diesen hinweg, so eröffnet sich der Eingang zu einer 80 Fuß tiefen und ca. 30 Fuß breiten Bergschlucht. Diese hat fast senkrecht abfallende Wände und eine Länge von etwa 30 m. In ihrer Mitte fließt ein Bach entlang, der von zahmen, alten, großen gelbäugigen Fischen wimmelt. Die Ufer des Baches waren mit Altären eingefaßt, die mit Schädeln und andern Resten von Dschudschu-Opfern bedeckt waren, während auf einem das letzte Opfer, eine weiße Ziege, noch im Sterben lag. Zwei weitere Grasvorhänge teilten die

Schlucht in dachlose Abteilungen. In der mittelsten war eine kleine Insel, auf der ein Altar stand. Dieser war mit Flinten und Schädeln geschmückt. Am Ende der Schlucht war die Quelle, die den Bach speist. Sie war mit einem Dach aus Schädeln überdeckt, deren einige noch frisch genug waren, um den Aufenthalt in ihrer Nähe nicht sehr wünschenswert erscheinen zu lassen. Das war das Orakel, das vom Volke weit und breit um Rat befragt wurde. Manche kehrten niemals zurück. 'Der Dschudschu hatte sie gegessen.' Die meisten dieser Verschwundenen wurden als Sklaven verkauft und der Erlös unter die Häuptlinge verteilt, während andere dem Dschudschu geopfert wurden."

Jenen Christen in Neu-Kalabar drohte ein gleiches Schicksal. Aber der eingeborene Geistliche Garrick wandte sich in diesem Falle an den britischen Konsul, wodurch sie davor bewahrt blieben. Immerhin wurden später einige von ihnen in Eisen gelegt. (Schluß folgt.)

Moderne Missionskurse.

1. Ein Stimmungsbild.

Heute wird es wieder lebendig in Mundesley on Sea, dem lieblichen Nordseebad an der englischen Ostküste (Norfolk). Von London bringt der Abendschnellzug wie alljährlich im Juli auf eine Woche die Gäste der Missionary Summer School. Ich war vor zwei Jahren dabei, und in alter Freundschaft haben sie mir auch heuer ihr Programm geschickt. Ich habe ihnen damals versprochen, in Deutschland davon zu erzählen, und da es sich hiebei nicht um eine vereinzelte Sache handelt, sondern um ein System, das sich über dem Kanal in verschiedenen Modulationen eingebürgert hat von Stirling am Fuß des schottischen Hochlands bis herunter nach Bournemouth an der englischen Riviera, in Staatskirchen und Freikirchen, so will ich mein Versprechen einlösen und von der Missionswoche in Mundesley erzählen.

Mit ganz bestimmten Erwartungen kam ich an dem Freitag nachmittag an, auf dessen Abend die Eröffnung angesetzt war; hatten mir doch die Londoner Freunde, die die Konferenz veranstalteten und denen ich empfohlen worden war, allerlei Drucksachen zugestellt, die den Teilnehmern zur Orientierung dienen sollten und längst schon ausgegeben worden waren. In der Bahn hatte ich alles der Reihe nach durchstudiert: das Gemeindeblatt des Tabernakels (aus den Kreisen dieser großen Baptistengemeinde Spurgeons kam ein starker Prozentsatz der Teilnehmer), mit einem ausführlichen Bericht über den „entzückenden Verlauf" der vorjährigen Summer School und einer soeben erst abgehaltenen ganz ähnlichen Pfingstkonferenz, ein Extrablättchen mit Bildern: Eindrücke eines Teilnehmers der ersten derartigen Konferenz — den Jahresbericht des Komites der vereinigten englischen Freikirchen für Be-

förderung des Missionsstudiums unter jungen Leuten — ein Heftchen zur Aufklärung über Ursprung, Zweck und Bedeutung des Unternehmens. Ein weiteres besonders nett ausgestattetes Heftchen enthielt das vorläufige Programm für die bevorstehende Konferenz mit den Bildern der voraussichtlichen Redner, der zur Verfügung gestellten Pensionen und Villen und einiger landschaftlichen Sehenswürdigkeiten des Orts und seiner Umgebung, ferner Auskunft über Wohnung, Mahlzeiten, Ausflüge, Preise, und zuletzt einige markante „Echoes" von den Teilnehmern früherer Konferenzen; das erste Blatt des Heftchens war abzutrennen und als Anmeldeschein an das Sekretariat einzuschicken, indem außer den Personalien auch zu bemerken war, ob man einem Missionsverein angehöre oder schon ein Missionskränzchen geleitet habe, ob man Abgeordneter irgend einer Gemeinde, einer Sonntagsschule oder irgend eines Vereins sei; aber auch ob man ein Rad mitbringe, ob man lieber allein wohne oder das Zimmer mit andern teilen wolle, wann man anzukommen und wann wieder abzureisen gedenke. Ich hatte diesen genialen Fragebogen schon nach Deutschland zugesandt bekommen, meine ersten praktischen Sprachstudien daran getrieben und ihn nach heißem Bemühen mit großer Umständlichkeit und Ehrlichkeit ausgefüllt und samt den verlangten fünf Schilling Anmeldegebühr an die Zentralstelle in London eingeschickt.

Und da war ja auch das kostbarste aller Blättchen, die Quittung in Gestalt einer Teilnehmerkarte. Sie war mein Ausweis, und ich steckte sie in die Manteltasche, um sie gleich zur Hand zu haben und mir im fremden Land sofort bei der Ankunft Freunde damit zu machen. Aber ich schwang sie vergebens; noch war niemand da und ich wurde das Opfer eines cab man, der meine stotternde Frage dahin verstand, daß er mich fahren solle. Aber wohin? Wie hieß doch das Hauptquartier? Doch das mußte im Programm stehen samt dem Bild dazu. Ja hier, Briar Cliff House. Der Mann verstand und in raschem Trab gings dorfeinwärts. Einen schöneren Platz kann man sich allerdings kaum denken für eine Missionswoche! Die frische Nordseebrise von den Cliffs her, unter denen sich vernehmbar die Wogen brachen — ich mußte an die vielen denken, die heute aus Londons Ruß und Nebel und dem Lärm der Großstadt nach Mundesley kamen. Man verstand hier offenbar gut, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, Reich Gottes und Gottes Natur.

Briar Cliff here! ich zahlte dem Kutscher den Tribut des wehrlosen Fremden und wurde wie in herrschaftlichem Hause empfangen und in den Salon geführt. Da kam auch schon ein junger Herr im Sportsanzug und stellte sich als Konferenzsekretär vor. Wie ein alter Bekannter wurde ich begrüßt und in das Schlafzimmer gebracht, das ich mit ihm teilen sollte. Es stellte sich bald heraus, daß er wohl einer der beiden Konferenzsekretäre sei, aber nicht Pfarrer noch Vikar, sondern ein junger Bankbeamter. Auch der erste Sekretär war ein Kaufmann, der nur eben seit Monaten seine Abende und Nächte der Vorbereitung der Konferenz gewidmet hatte. Wie viele Briefe hatte er geschrieben, Redner gewonnen, Teilnehmer geworben, Drucksachen verfaßt, gedruckt, verschickt, die Finanzen geordnet, die Unterkunft für etwa hundert Leute besorgt, die Aufstellung von Handbibliotheken einge-

leitet, die Tischordnung gemacht, die Gäste empfangen, verantwortlich nicht nur der Wirtin, sondern zwei bis drei Freikirchen für das gute Benehmen und Harmonieren aller Kräfte und Teilnehmer! Im Lauf der Woche wurde ihm für all seine Verdienste ein kostbarer Toilettekoffer überreicht unter lebhaften Reden und Gegenreden. Aber er war mehr nur der Regisseur; das Haupt der Konferenz war einer der geschätztesten Geistlichen Londons, Dr. Campbell Morgan, der hier seine Villa hat und in seinem Garten jeden Sommer ein großes Zelt aufschlägt, sei es zur Evangelisation der Umgegend oder zu Bibel- oder Missionskursen für Großstädter. Als ich den Speisesaal betrat, fand ich vor jedem Platz sein geistvolles Schriftchen liegen „The Christ of to-day", das ein schönes Studium abgab in den ungestörten Mußestunden drunten am Strand. Was Dr. Morgan dann im Lauf der Woche an biblischen Ansprachen bot, hob die ganze Konferenz auf ein hohes geistiges Niveau. Dazu kam auf zwei Tage der bekannte F. B. Meyer und entzückte und ergriff die Konferenz mit seinen ungekünstelten, ebenso liebenswürdigen wie tiefernsten Ansprachen.

Doch zuvor wieder zurück in die Speisezimmer des gastlichen Hauses, wo das Hauptquartier aufgeschlagen war. Seltsamer Anblick! Von der einen Wand hängt ein langer Streifen Leinwand herab, auf dem in großen roten Lettern steht: Golgatha wirbt um die Heiden, dort ein anderer mit Careys Wort: erwartet große Dinge von Gott und waget große Dinge für Gott. Eine andere Wand zeigt große, von Hand gefertigte Karten von Afrika und Indien, statistische Tabellen und Figuren, manche sehr sinnig, mit sichtlichem Scharfsinn und liebevoller Vertiefung in die Sache ausgeführt. Da sieht man das Schnapsfaß an der Westküste Afrikas in proportionaler Größe zu dem ausgeführten Kakaoballen, dort die Sklavenkette im Innern des Landes und das Kriegsbeil im Süden und Norden, aber auch die von Krapf geplante Kette von Missionsstationen und die gröbsten ethnographischen Umrisse. Dort hat eine junge Missionsfreundin ihr religionsgeschichtliches Missionsstudium illustriert mit Beleuchtungskörpern von der Bogenlampe bis herab zur gewöhnlichen Laterne und die Strahlen nach den Tugenden bezeichnet, die die Religionen der Welt ausstrahlen. Es sind das Trophäen besonders rühriger Missionsstudienkränzchen, denen ja die Konferenz in erster Linie gelten soll.

Das hat mir denn nun meine Tischnachbarin unter einigen Schwierigkeiten zu erklären, was ein Mission Study Circle ist, wie sie in London neuerdings aufgekommen seien. Ich lasse mir nicht merken, daß ich die Entwicklung dieser Bewegung kenne, die von Amerika herüberkommend auf planmäßiges Missionsstudium unter den jungen Leuten in christlichen Gemeinden und Vereinen hinwirkt; denn ich will hören, wie es sich in der Praxis macht. Meine Nachbarin setzt alles daran, dem Fremdling die Sache einleuchtend zu machen, und setzt mir auseinander, daß es sich hiebei nicht um gewöhnliche Missionsvereine, sondern um fliegende Kränzchen handle, wo man sich mit einigen Freundinnen zusammentue und einen Winter lang jede Woche einmal bei einem der Mitglieder zusamme[n]komme und ein extra hiefür zugerichtetes Handbuch durchnehme, jedes[…]

Kapitel mit Referaten und Diskussion. Dabei dürfe man voraussetzen, daß jedes Mitglied das Buch habe und kenne und alles tue, um ein fröhliches und gedeihliches Zusammenarbeiten zu Wege zu bringen. Es sei auch schön, zu wissen, daß gleichzeitig hunderte öhnlicher Gruppen sich um dies eine Buch in redlicher Arbeit mühen, denn „Dawnbreak in the dark continent" (Afrika) sei das von der Young People Missionary Union in ganz England für diesen Winter vorgesehene Handbuch. Im letzten Winter sei Indien an der Reihe gewesen, und es sei ein großer Mann, der das Handbuch über Indien geschrieben habe. Ich hatte Lust, sogleich ein Examen bei meiner Nachbarin anzustellen, was sie nun wohl von der indischen Mission wüßte, aber ich fürchtete, mich oder sie zu blamieren, und tröstete mich mit der Aussicht auf die Vorträge und Vorführungen von Study Classes, die das Programm in Aussicht stellte.

Ueberhaupt das Programm! Ich hatte schon manche Missionsfestwochen, Missionskurse und -konferenzen mitgemacht, wo System drin war und auf wenige Tage ein großer Reichtum von Vorträgen oder Festfeiern gehäuft war. Aber dieses Programm übertraf das alles. Davon ausgehend, daß für die Meisten die Teilnahme an dem Missionskurs einen Teil ihrer Ferien bildete, wurden die Nachmittage völlig der Erholung freigegeben und es standen bereits auch ganz bestimmte Exkursionen auf dem Programm. Außer am Sonntag bestieg man nach Tisch um 2 Uhr die Jagdwagen oder die Räder und traf sich nach 1—2 Stunden in einem Park oder an einem schönen Strandplatz, um nach kurzem Verweilen zum Tee wieder nach Hause zu eilen, denn auf den Abend ½7 bis 9 Uhr waren wieder Vorträge und Ansprachen angesetzt. Die nicht fahren konnten oder wollten, schlossen sich zu einem kleineren Ausflug zusammen oder genossen das dolce far niente des Strandlebens. Dort traf man sich auch vor dem Frühstück und nach dem letzten Abendbrot in größeren und kleineren Gruppen. So fühlte man sich vom ersten Abend an als eine große Familie, die zusammen in die Sommerfrische gegangen ist, und man spürte es beim Auseinandergehen, daß man nun nach Erledigung des Kurses erst recht noch eine Woche beieinanderbleiben möchte, wie sich denn auch manche so einrichten konnten. Es war freilich eine bunte Gesellschaft: einige angesehene Geistliche als die großen Seelsorger der Konferenz, einige mehr oder weniger berühmte Missionssekretäre als die Fachleute, die wohl das größte Interesse an ihr hatten; mehrere Missionare, als die eigentlichen Instrukteure, und dazu Vertreterinnen der Frauenmission u. dgl. Man spürte, hier fand sich auf einem neutralen Boden manches zusammen, was sonst getrennt marschierte. Die Herren hatten z. T. ihre Familie mitgebracht, und man war rasch gut Freunde.

Und doch verlor man nie den eigentlichen Zweck aus den Augen, diese Woche einer intensiven Einführung in die Mission der Gegenwart dienstbar zu machen. Dazu waren ja all die mehr oder weniger jungen Leute herbeigereist: Leiter und Leiterinnen von Sonntagsschulen, von Jünglings- und Jungfrauenvereinen, von Missionsvereinen und Missionskränzchen, oder auch nur Mitglieder solcher Vereine, manche auch ohne Anschluß an

einen Verein. Von den meisten durfte man jedoch annehmen, daß sie einen gewissen Kreis von Missionsfreunden oder -freundinnen hinter sich hatten, denen sie die Instruktionswoche irgendwie wieder fruchtbar machen würden. Sie kamen aus verschiedenen Gesellschaftsschichten vom Ladenmädchen bis zur Gutsbesitzerin, vom jungen Commis bis zu dem Herrn im Automobil (einem Quäker natürlich!). Das Hauptkontingent stellten die Sonntagsschullehrerinnen, wie sie sich bei uns hie und da zu Teeabenden zusammenfinden. Die Versammlungen, die damals noch in zwei der Ortskirchen stattfanden (jetzt in Dr. Morgans Zelt) waren öffentlich; da jedoch Mundesley ein sehr kleines Seebad ist, beschränkten sie sich doch wesentlich auf die Kursisten. Jedermann führte ein Notizbuch bei sich, das samt dem Liederbuch am Eingang zu kaufen war. Jeder Tag wurde um 1/210 mit einer sehr sorgfältigen Bibelbetrachtung eingeleitet, wozu die tüchtigsten Londoner Geistlichen gebeten worden waren, die man haben konnte. Diese Morgenandachten beschäftigten sich planmäßig mit dem Missionsgedanken im A. u. N. T. und fanden ihren Abschluß in einem freien Gebetsgottesdienst, der besonders der Fürbitte in verschiedenen Missionsanliegen gewidmet war.

Nach einer halbstündigen Pause war die Zeit von 11—1/21 Uhr für die Besprechung methodischer Fragen vorgesehen. Man hörte Referate über den Wert und die Schwierigkeiten des Missionsstudiums und wie man es am praktischsten einrichte, über die neueren Methoden, sich in Gruppen zum regelmäßigen Missionsstudium zusammenzuschließen, über die Einrichtungen der Young People's Missionary Union, die eben solchen Gruppen mit Rat und Tat beistehe, über das Handbuch, das diese Organisation hergestellt habe und die Weise, in der es zu benützen sei. Da wird an einem Morgen eine Mustergruppe vorgeführt, die vormacht, wie ein solches familiäres Kränzchen im Anschluß an ein Kapitel dieses Buches arbeitet mit Referat und Kartenstudium, mit Fragen und Antworten, einmal mehr wissenschaftlich, das andremal mehr belletristisch gehalten, je nach Begabung und Stoff. Es war das Kapitel der Erschließung Afrikas, das vorstudiert wurde. Es machte wohl den Eindruck von etwas gar Einstudiertem, gab aber immerhin eine Vorstellung. Es wird vorausgesetzt, daß jeder das Buch hat und das betreffende Kapitel zuvor gelesen hat. Nun kann das Referat des einen Mitglieds, sowie das Korreferat eines andern gewürdigt und besprochen werden. Jeder sucht etwas beizubringen, der eine ein Diktum von Livingstone, der andere eine Skizze von Krapfs geplanter Karte von Missionsstationen verglichen mit dem gegenwärtigen Stand, einer ist verantwortlich für die Kartenerklärung, ein anderer für die statistische Darstellung, ein dritter für die unterschiedlichen Missionsgesellschaften. Das Buch bietet für all das den Stoff und das Anschauungsmaterial. Ohne ein so praktisches Buch würde freilich wohl sehr wenig in diesen auf sich selbst angewiesenen Kränzchen herauskomm[illegible] die nur zu leicht unter dem Mangel eines dirigierenden Kopfes leid[illegible] das Buch ist ihr Stecken und Stab. Ich mußte unwillkürlich [illegible] rüchtigte englische Examensverfahren denken, das auch das [illegible] gewiesener Leitfäden voraussetzt. Etwas von diesem Dril[illegible] auch hier, und die größte Nachfrage ist die nach einem [illegible]

doch zugleich ein geistliches Verständnis für die Sache hat. Ueber diese Not sprach man sich dann lebhaft aus und beriet und ermunterte. Jetzt ist man, wie ich aus dem diesjährigen Programm ersehe, dahin gekommen, die zweite Hälfte der Vormittage in Mundesley ganz auf die Einübung von Leitern und Leiterinnen solcher Kränzchen zu verwenden, indem das jeweils für den Winter in Aussicht genommene textbook von Anfang bis Ende auf 6 mal durchgenommen wird. So macht der Kurs nun seinem Namen Summer School for Missionary Study alle Ehre.

Weiter verhandelte man über die besten Methoden, die Mission in der Sonntagsschule anzubringen, und wurde u. a. auf die gediegensten Hilfsmittel hiezu aufmerksam gemacht, die schon zum Kauf bereit lagen. Man sprach sich aus über die fruchtbare Behandlung der Missionsstunden in christlichen Vereinen, über die Zuziehung von Pfarrern und Missionaren u. s. f. Die Sammler und Sammlerinnen verständigten sich über ihre Nöte und Erfahrungen und stärkten sich den Mut. Man ließ sich über die kleinere und größere Tagesliteratur der Mission orientieren, um zu wissen, was man sich am Schriften- und Bücherverkauf am Ausgang mitzunehmen und wie man es fruchtbar zu machen habe. Man beriet, wie man die nächste Konferenz gestalten solle, um sie zugkräftig zu machen für die wirklich Interessierten. Es kam bei strammer Leitung von der Plattform aus doch meist eine gedeihliche, weil ungenierte und zielbewußte Aussprache zustande, jedesmal im Anschluß an Referat und Korreferat, und man pflegte das Schlußlied mit dem Bewußtsein zu singen, Direktiven bekommen zu haben, mit denen man der Missionssache besser als bisher werde dienen können.

Wenn sich dann am Abend um halb 7 Uhr wieder die Kapelle gefüllt hatte, so standen jedesmal zwei Redner in Aussicht, zuerst ein Missionsmann und dann wieder einer der Londoner Kanzelredner. Belehrung und Anregung („instruction“ und „inspiration“) sollten auf diesem Wege beide zu ihrem Recht kommen. Nicht als ob die Missionssekretäre und Missionare nicht auch anregend gesprochen und gewirkt hätten; ihre Vorträge über die Anforderungen an den Missionsdienst, über die Bedeutung der verschiedenen Arbeitszweige in der Mission, über das Erwachen des Ostens und das moderne Indien waren so gehalten, daß sie Geist und Leben sprühten, gerade weil sie gut vorbereitet waren, Tatsachen reden ließen und die tiefe geistliche Erfahrung verrieten, mit der die Missionsarbeiter gerade ihren Redlichsten lohnt. Mag dies und jenes befremdlich gewesen sein, im allgemeinen war hier, wenn irgendwo, Missionsliebe und Missionsverständnis zu gewinnen, und auch geförderte Missionsfreunde erfuhren Neues und Wertvolles. Hatte man hier doch auch ein Publikum, bei dem man das Elementare voraussetzen und von den Schwierigkeiten und Problemen der heutigen Weltmission reden konnte. Wollte ich kritisieren, so hätte ich nur das eine zu sagen: in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister. Es mag doch manches zu hoch und großzügig gewesen sein, um von allen Teilnehmern gefaßt und später wieder umgesetzt werden zu können. Bei dem Allianzcharakter des Kurses war jedoch die Beschränkung auf konkrete Missionen nicht wohl möglich, und wir unterliegen leicht der andern Gefahr, über den Mitteilungen aus einzelnen Missionen

die großen Bewegungen der Weltgeschichte in der Gegenwart und gewisse überall gleiche Probleme des persönlichen Lebens in der Missionsarbeit zu übersehen.

Die Ansprachen der Londoner Größen waren schlicht aber packend und wußten einige feine Gedanken über die Entwicklung der Menschheit im Licht der Bibel und der Mission mit einer gewissen Wucht dem Publikum einzuprägen. Oder sie behandelten Fragen des inneren Lebens, wie sie gerade in der Berührung mit der Mission entstehen: Recht und Bedeutung der Fürbitte, die Berufung zur Mission u. ä.

So ergänzten sich die drei Gattungen von Versammlungen, die Einführung in den Missionsgeist, besonders aus der Bibel, am Morgen und Abend durch die Geistlichen, die Einführung in die Missionsarbeit durch die Missionare und die Einführung in die Methoden des Missionsstudiums und der Verbreitung des Missionssinns durch die Sekretäre und den Austausch der eigenen Erfahrungen.

Aber das Schönste war oft gerade der inoffizielle Austausch im kleinen Kreis, in sog. Drawing room meetings (im Salon) nach dem Abendessen, auf dem Jagdwagen, am Strand, bei Tisch. Da erzählte eine Missionsschwester aus China, dort ein Missionar aus Indien, hier macht ein älterer Pfarrer an ein paar Kindern vor, wie er mit den Kleinen von der Mission redet, dort lassen sich junge Leute, die im Winter ein Kränzchen zum Studium des neuen Textbuchs zu leiten sich langsam entschließen, von andern erzählen, wie man es machen muß und wie nicht.

Gegen Ende der Woche spitzten sich die Versammlungen planmäßig auf die Frage zu, was nun das praktische Resultat der Konferenz sein werde d. h. wieviele Teilnehmer sich bereit erklären werden, im Winter ein Kränzchen der besprochenen Art in die Wege zu leiten und aufrecht zu erhalten. War in den ersten Tagen die Mutlosigkeit noch groß gewesen, so war die Bedenklichkeit bei vielen zusehends gewichen und wenn auch zum Teil noch zaghaft, manche auch stark dazu gedrängt, schrieb sich doch die Mehrzahl der Teilnehmer in die aufgelegte Liste ein — eine greifbare Frucht der Konferenz.

Mit einer gemeinsamen Abendmahlsfeier schloß die Woche. Man hatte sich auch wirklich als eine einmütige Schar kennen gelernt und die Feier brachte beides zum unvergeßlichen Ausdruck: die Segnungen der vergangenen Woche und die Vorsätze, sie fruchtbar zu machen. Dazu stärkte man sich miteinander, ehe der Kurs sich auflöste. Eine letzte geschäftliche Sitzung zog die finanzielle Bilanz und beriet über Ort und Programm der nächsten Konferenz. Und dann noch einmal die Siegeshymne: All hail the power of Jesus' name! mit dem Refrain And crown Him Lord of all. Das Lied hat mir noch lange in den Ohren geklungen.

2. Drei Typen verwandter Kurse.

Die Summer School of Missionary Study in Mundesley ist, wie gesagt, nichts Vereinzeltes, sondern nur eben die individuelle Ausgestaltung, die ein in Amerika und Großbritannien allenthalben aufkommendes System

in gewissen Kreisen gefunden hat. Zur Ergänzung seien daher noch drei andere verwandte Typen kurz beschrieben.

1. Im August d. J. tagt zum zweitenmal die schottische Summer School in Bridge of Allan bei Stirling. Das Publikum wird hier noch zielbewußter angeworben. In engster Fühlung mit den Ortsgeistlichen zieht der eigens hiefür angestellte Sekretär systematisch junge, für planmäßige Verbreitung von Missionssinn und -kenntnis bedeutsame Gemeindeglieder heran: die leitenden Kräfte der Jünglings- und Jungfrauenvereine sowie der Missionsvereine, in zweiter Linie die Lehrkräfte der Sonntagsschulen, in dritter Linie „alle jungen Leute, die sich ernsthaft für die innere und äußere Mission unserer Kirche interessieren". Als geschlossene landeskirchliche Veranstaltung kann dieser Instruktionskurs die innere Mission einbeziehen. Die Aufmachung der Konferenz ist der in Mundesley sehr ähnlich, nur daß man hier in Zelten lebt. Voriges Jahr waren es über 100 weibliche und zirka 40 männliche Teilnehmer.

Hier steht nun vollends die Einführung in die Kunst, Missionskränzchen zu leiten, voran. Nach kurzer Morgenandacht beginnt jeder Tag mit Vorführung von Musterkränzchen und Durcharbeiten des für den Winter vorgesehenen Textbuchs (1908/09 Indien, von Dr. med. Datta, einem Indier, der bis vor kurzem Reisesekretär des Christlichen Studentenbundes in Großbritannien war). Darauf erst folgt die Bibelstunde, die hier nur eine halbe Stunde dauert. Dann eine Stunde Pause, und von 12—1 Uhr Referate und Beratungen über methodische Fragen (Mission in der Sonntagsschule u. ä.). Der Nachmittag ist auch hier frei für Ausflüge. Von den beiden Abendstunden gehört die erste dem Studium der inneren Mission, ebenfalls nach einem Textbuch, indem sich die Teilnehmer wie morgens in Gruppen teilen, um von erfahrenen Leitern zu der Behandlung des Buches in ihren heimatlichen Kreisen angeleitet zu werden. Daran schließt sich die Ansprache über Fragen des inneren Lebens, womit auch hier der Tag schließt. Ansprachen von Missionaren und Vertretern der inneren Mission werden hier nur gelegentlich eingeschaltet.

Es bewährt sich wieder einmal, daß Schottland das Land der Schulen ist. Nirgends werden die jungen Leute auf den modernen Missionskursen so gründlich eingeschult wie in Schottland. Und auch hier bestätigt es sich, daß die Teilnehmer ihre anfänglichen Bedenken unter dem Eindruck der großen Missionsaufgabe unserer Zeit und der Kräfte eines geistlichen Lebens überwinden und sich zur Aneignung und Ausbreitung von Missionskenntnis entschließen. Schon von Mitte der Woche an beraten die Delegierten in besonderen Sitzungen darüber, wie die Anregungen der Konferenz weiterverfolgt und in Tat umgesetzt werden sollen.

2. Die Church of England hat heuer schon zwei Summer Schools abgehalten, eine in Portrush (Irland), die andere in Cromer nahe Mundesley. Im September wird eine dritte in Keswick folgen im Anschluß an die bekannte Keswick Convention. Auch hier wird eine Woche lang systematisch in das Missionswerk eingeführt. Aber diese Kurse gewinnen ihren besonderen Charakter einmal dadurch, daß sie nicht auf junge Leute, ja nicht einmal auf

Laien beschränkt sind, sondern in verschiedenen Sektionen auch der Geistlichkeit und den älteren Laien, Frauen und Männern dienen. Das Prinzip ist hier, alle Arten von Mitarbeitern am Missionswerk der englischen Staatskirche aus einem Teile des Landes zu versammeln, anzuregen und zu vertiefen. Damit ist das andere Merkmal dieser Konferenzen gegeben: sie dienen einer speziellen Missionsgesellschaft, der — freilich sehr großen — Church Missionary Society (C. M. S.). Ihre Sekretäre leiten die Konferenzen ein, im Einverständnis und in engster Fühlung mit ihren lokalen und den kirchlichen Instanzen. Immerhin steht auch hier der „Sekretär für Beförderung der Missionskenntnis unter der jüngeren und reiferen Jugend in der Kirche" und das Mission Study Classes-System voran. Hier pflegt der Tag so zu verlaufen: 9 Uhr Gottesdienst in der Kirche mit Ansprache and Fürbitte; $10^1/_4$ Uhr Bibelbetrachtung (hier meist die ganze Woche in einer bewährten Hand). Daran anschließend mehrere kurze Referate von einigen Missionaren verschiedener Gebiete über dieselbe Frage oder von Pfarrern und Sekretären über methodische Fragen oder Berichte von verschiedenen Klassen von Mitarbeitern (Sammlerinnen, Frauenmission, ärztliche Mission, Laymen Union — die neue Organisation von Missionsfreunden unter den Geschäftsmännern). Daran pflegen sich kurze Debatten anzuschließen. Die Nachmittage gehören auch hier der gemeinsamen Erholung. Abends reden hohe Geistliche über persönliches Christenleben mit besonderer Bezugnahme auf die Mission. Bei dem Reichtum der Kräfte, die für diese Konferenzen zur Verfügung stehen, und bei der gedrängten Kürze, die sich die einzelnen Redner aufzuerlegen haben, wird das Programm außerordentlich reichhaltig. Die Hauptkraft wird auf die Stunden von 11—1 Uhr verlegt, indem hier die kurzen Referate planmäßig ineinandergreifen. Jeder Tag hat sein bestimmtes Thema: da ist etwa der Samstag der Tag für den Stand der Missionssache draußen, Montag für den Stand der heimatlichen Organisation, Dienstag für die Defizitfrage, Mittwoch für Weckung des Missionssinns bei den Kleinen*), Donnerstag für Missionsstudium und -literatur, am Freitag wird zusammengefaßt.

Man sieht, hier wird ein großer Apparat von oben her in Bewegung gesetzt, und als Zweck der Konferenz tritt hier direkter das Wohl der Missionsgesellschaft heraus, dem die Anregung und Belehrung der vorhandenen Mitarbeiter dienen soll. Hier wird Vorhandenes gepflegt und gefördert, weniger Neuland gepflügt und auf Zukunft gesät.

3. Einem dritten Typus begegnen wir in Amerika, der Heimat der modernen Missionskurse. Die Konferenzen vom Schlag der Woche in Mundesley sind hier sehr stark vertreten und gehen ins Große. Aber daneben existiert ein Typus, dem wir in Großbritannien noch nicht begegnet sind und der sich Missionary Institute nennt. Da ist die Idee der Summer Schools auf den Boden der Großstadt verpflanzt. Man sagt sich, daß doch immer nur verhältnismäßig wenige der Interessierten die weiten Reisen zu den Sommer-

*) Die Bedeutung, die in allen diesen Kursen der Mission in der Sonnt zugelegt wird, erklärt sich wesentlich daraus, daß von einer Behandlung de in der Volksschule in England und Amerika keine Rede sein kann.

konferenzen machen können. Ihnen soll dafür im Winter Gelegenheit zu intensiver Bekanntmachung mit den neuen Methoden des Missionsstudiums gegeben werden. Aber in Amerika ist das kirchliche Vereinsleben so stark entwickelt, daß Neues kaum Platz hat. Dazu nimmt der Beruf den Tag voll in Anspruch. Da kann nur ein ganz kurzer intensiver Instruktionskurs in Betracht kommen, der so zeitig ausgeschrieben wird, daß die Teilnehmer sich darauf einrichten und sich beizeiten diese 2—3 Tage frei machen können. Hier beschränkt man sich nun ausdrücklich auf die methodischen Fragen und gibt „a school of methods", ganz bestimmte Anregungen für die Behandlung der Mission in den verschiedenen Kreisen des kirchlichen Vereinslebens unter ausdrücklicher Einprägung der geistlichen Art und Bedeutung der Mission. Ein solcher Kurs will natürlich besonders sorgfältig vorbereitet sein und bietet Gelegenheit für ein amerikanisches Meisterstück. Hier kommt alles darauf an, daß das Publikum aus sorgfältig ausgewählten und doch möglichst vielen wirklich geeigneten Leuten besteht und daß alle nötigen Anschauungsmittel, Literatur u. s. f. zur Hand sind. Das Programm macht sich hier so: Jeder Tag wird mit einer Morgenandacht von 9—9½ Uhr eingeleitet, für 11½—12 Uhr ist je eine erweckliche Ansprache vorgesehen, ebenso für die letzte Abendstunde. Die Abendversammlungen sind ganz öffentlich, die vorletzte Ansprache kann missionarisch oder biblisch gehalten sein. Die eigentliche Arbeit geschieht von 9½—11½ Uhr und von 2½—4½ Uhr und schreitet durchaus planmäßig fort. Man beginnt mit einem Referat über die Notwendigkeit eines Ausschusses in jedem christlichen Verein junger Leute, der besonders für die Pflege der Mission im Verein verantwortlich ist. Daran schließt sich eine Aufklärung über die Bedeutung des Missionsstudiums überhaupt. Am Nachmittag wird mit Vorführung von Mustermissionskränzchen begonnen (Innere und Aeußere Mission) und über Mission in Sonntagsschulen beraten. Der zweite Tag bringt Anleitung zur kunstgerechten Abhaltung von Missionsstunden und -versammlungen und eine zweite Stunde des Musterkränzchens mit Debatte. Am Nachmittag wird über die Erziehung zum Geben für die Mission und weiter über Mission in Sonntagsschulen beraten. Am dritten Tag wird über die Einrichtung der Missionsbibliotheken in den Vereinen verhandelt und die dritte Fortsetzung in der Einführung in das Mission Study Classes-System gegeben. Der Nachmittag dient der Zusammenfassung der Resultate und Festlegung eines gemeinsamen Arbeitsprogramms in den verschiedenen Vereinen, deren Abgeordnete die Anwesenden sind. Die Beratungen schließen auf diesem Höhepunkt mit einer einstündigen Ausführung und Besprechung über die Bedeutung des Gebets und der Fürbitte in der Mission und ihre Behandlung.

Die Zielbewußtheit dieses Programms scheint mir bewundernswert und ist nur möglich bei der Beschränkung auf die Absicht, das planmäßige Missionsstudium in die verschiedenen christlichen Vereine sowie in die Sonntagsschule einzuführen. In erster Linie wird hiebei auf junge Geistliche reflektiert.

Das führt uns zum Schluß auf den Quellort aller dieser modernen Missionskurse. Sie sind nicht zuerst von den Missionsgesellschaften angeregt worden, auch nicht von den Geistlichen, die sich privatim oder auf pastoralen

Missionskursen, wie man sie schon längere Zeit hat, für die Mission und die Ausbreitung des Missionsinteresses haben engagieren lassen, sondern es ist die christliche Studentenbewegung, aus deren Mitte diese Unternehmungen stammen. Ihre Konferenzen, speziell die des Studentenbunds für Mission, sind die Prototype dieser Summer Schools. Näheres hierüber vgl. in der Februarnummer 1907. R.

Rundschau.

Japan.

Nach einem Bericht von Missionar E. Schiller in der Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft, S. 171, gibt die letzte Missionsstatistik Japans den zahlenmäßigen Bestand des protestantischen Missionswerks für Ende 1906 in nachstehender Weise an, wobei Zuwachs und Abnahme gegen das Vorjahr in Klammern beigefügt wird: Evangelische männliche Missionare 318 (+ 3), unverheiratete weibliche 289 (— 8), zusammen samt den Frauen 886 (— 3) Missionare; ordinierte japanische Geistliche 404 (— 59 ?), nicht ordinierte Prediger und männliche Gehilfen 689 (+ 136), Bibelfrauen 395 (+ 41), in Summa, die Missionarsfrauen nicht mit eingerechnet: 2095 Arbeiter; Taufen von Erwachsenen im Jahre 1906 im ganzen 6465 (+ 1054); Kindertaufen, auf die bei den japanischen Christen wenig Wert gelegt wird, 807 (— 622); Zahl der evangelischen Christen 64 621 (+ 3159); finanziell selbständige Gemeinden 115 (+ 13); organisierte Gemeinden überhaupt 453 (+ 76); sonstige Predigtstätten 751 (+ 153); theologische Studenten 292 (+ 10); Besucher der Sonntagsschulen, Lehrer und Schüler zusammen 74 201 (+ 9291); Beiträge der japanischen Christen zu kirchlichen Zwecken 228 944 Yen (+ 46 948 ?).

Bedenklich ist der geringe Zuwachs an Theologie-Studierenden, umsomehr als viele Pastoren später in andere Berufe übergehen und von den vorhandenen Pastoren bei weitem nicht alle eine theologische Schule besucht oder doch graduiert haben, ganz abgesehen von der geringen theologischen Bildung, die manche der theologischen Schulen ihren Schülern mitgeben. Gering mag auch der Zuwachs in der Zahl der Christen erscheinen, nur 3159 bei im ganzen 7272 Taufen, ein Zuwachs, der nur etwa 5 % der Seelenzahl ausmacht. Aber die obigen Zahlen erhalten ihre rechte Beleuchtung erst, wenn wir sie mit der Statistik vor zehn Jahren vergleichen. Damals gab es nur 38 631 Protestanten — also bis heute ein Zuwachs von 26 250 Seelen oder von ca. 70 %. Damals gab es nur 378 organisierte Gemeinden, jetzt 453 (+ 75 oder + 20 %); davon waren damals nur 67 finanziell selbständig, jetzt 115 (+ 48 oder + 70 %); damals gab es im Jahre 1896 nur 2513 Taufen von Erwachsenen, jetzt aber 6455 (+ 3952 oder + 150 %); damals gab es ferner mit den römischen und griechischen Christen zusammen 113 691 Christen, jetzt aber deren 153 631 (+ 39 940 oder + 35 %); damals standen den 52 177 Römisch-Katholischen nur

38 361 Protestanten gegenüber, heute aber den ca. 60 000 römischen Christen 64 621 Protestanten, sodaß das siegreiche Vordringen gerade des protestantischen Gedankens in Japan klar zum Ausdruck kommt.

Es liegt aber noch eine andere Statistik vor, die vom Ministerium des Innern aufgenommen worden ist. Danach gibt es in Japan allerdings nur 131 614 Christen. Es mag sein, daß manche Christen in zwei Gemeinden gezählt worden sind, und andere bei der amtlichen Statistik ihren Christenstand nicht angegeben haben. Nach dieser amtlichen Statistik käme auf 400 Seelen der Bevölkerung ein Christ, aber freilich dieses Verhältnis ist sehr verschieden in den einzelnen Landesteilen. Selbstverständlich wohnen die meisten Christen in den großen Städten, wo am frühesten mit der Missionsarbeit begonnen wurde und wo auch die Bevölkerung am fortschrittlichsten gesinnt ist, wogegen auf dem Lande und besonders in den Mittel- und Kleinstädten noch viel Raum zur Missionsarbeit ist. In den größeren Städten gibt es auch überall finanziell selbständige Gemeinden, die den Selbständigkeitsdrang der japanischen Christen besser befriedigen. Aber diese Gemeinden sind noch nicht imstande, selber auf dem Lande missionierend zu wirken, sodaß diese Arbeit wenigstens noch in der Hauptsache den Missionaren überlassen bleibt.

China.

Die Einführung des Islam in China datiert vom Jahre 628 n. Chr. Es geschah dies durch Mohammed selber, der in jenem Jahre seinen Onkel Wah-b-abi-Rabcha auf dem Seeweg zum Kaiser von China sandte. Den Anhängern des neuen Glaubens wurde der Bau einer Moschee in Kanton, sowie freie Religionsübung gestattet. Im Jahre 708 langte sodann eine zweite Gesandtschaft auf dem Landwege in Singanfu, der damaligen Hauptstadt des Reiches an, was zur Folge hatte, daß Tausende von Mohammedanern sich in der Provinz Schensi niederließen. Fünfzig Jahre später, 755, sandte der Kalif Abu Giafer dem Kaiser von China viertausend arabische Soldaten zu Hilfe gegen den Rebellen Anluschan. Zur Belohnung für ihre Dienste durften sich diese Soldaten in den größeren Städten des Reiches niederlassen und mit chinesischen Frauen verheiraten. Diese kann man somit als den ursprünglichen Stamm der arabisch-mohammedanischen Chinesen ansehen. In jener Zeit kamen auch arabische Händler in großen Scharen nach den chinesischen Häfen, die alle ihre eigenen Konsuln hatten. Während einer Rebellion in Kanton im Jahre 850 kamen dagegen 120 000 Mohammedaner, Juden, Christen (Nestorianer) und Parsi um, und von da an nahm die Zahl ihrer Anhänger in China zeitweilig ab.

Als in China die Mongolenkaiser herrschten, strömten die Araber aber wieder in großer Anzahl nach China und ließen sich in den Provinzen Fukien, Tschekiang und Kiangsu nieder. Futschau wurde, wie früher Kanton, nun ihr Hauptsitz. Damals wurde zum ersten Mal die Provinz Yünnan dem Reiche angegliedert. Die Bewohner dieser Provinz waren wild und unzivilisiert. Ein gewisser Omar, ein Mohammedaner aus Bokhara, wurde vom Kaiser zum Statthalter der Provinz ernannt. Dieser lud eine große Anzahl von Gelehrten und Glaubensgenossen zu sich ins Land, ihm zu helfen,

das Volk zu zivilisieren und zu bekehren. Ihrem Eifer gelang es, beinahe die ganze Provinz für den Islam zu gewinnen. Auch im Nordwesten, in den beiden Provinzen Schensi und Kansu, gewann die neue Religion viele Anhänger, sodaß sie allmählich eine Macht im Lande wurden. Als dann aber wieder eine rein chinesische Dynastie ans Ruder gelangte, begann für den Islam eine Zeit der Unterdrückung, die bis in unsere Zeit hineinreicht, denn auch die Mandschu-Kaiser befolgten diese Politik.

Es war im Jahre 1385, als die mohammedanischen Kaufleute in Kanton Befehl erhielten, sich auf ihre Schiffe zurückzuziehen. Den Chinesen ging zu gleicher Zeit eine Mahnung zu, sich nicht allzusehr mit ihnen einzulassen. Dasselbe geschah im Jahre 1525. Von 1817 bis 1855 erhob sich infolge von fortgesetzten Unterdrückungen und Massenhinrichtungen von Männern, Frauen und Kindern in Yünnan die ganze Provinz zu offenem Aufstand. Erst im Jahre 1873 gelang es der Regierung, und zwar nur durch schändlichen Verrat, den Aufruhr zu unterdrücken. Siebzehn mohammedanische Häuptlinge, die von den Mandarinen zu einem Festmahl eingeladen worden waren, wurden meuchlings ermordet. Dieselbe Politik ist in Schensi, wo das Volk heimlich ermuntert wurde, die Anhänger des Propheten mit Feuer und Schwert zu verfolgen und auszurotten, angewandt worden. So geschah es, daß auch im Nordwesten von Singanfu bis nach Ili die Flamme des Aufruhrs aufloderte. Zwölf Jahre dauerte es, bis es den Behörden gelang, über diesen Aufstand Herr zu werden. Auch hier geschah es in manchen Gegenden durch Massenhinrichtungen und Vernichtung der Mohammedaner mit Stumpf und Stiel und nicht durch moralische Gegenwirkungen, deren sich die Chinesen Unwissenden gegenüber so gerne zu brüsten pflegen.

Nach den statistischen Angaben von De Thiersaut, der fünfzehn Jahre lang an Ort und Stelle sorgfältige Studien über den Gegenstand gemacht hat, beträgt die Zahl der in China lebenden Mohammedaner einschließlich der Mandschurei etwa zwanzig Millionen. An der Missionskonferenz in Kairo im Jahre 1906 wurde ihre Zahl auf rund dreißig Millionen geschätzt, aber kein Beweis dafür gegeben. Am stärksten sind sie mit 8 350 000 Seelen in der Provinz Kansu vertreten, wo sie sechzig Prozent der gesamten Bevölkerung ausmachen. Sehr bedeutend ist auch ihre Zahl (6½ Millionen) in Schensi und in Yünnan (3½ Mill.). In der Provinz Tschili, wo man 250 000 Mohammedaner zählt, halten sich davon 100 000 in Peking auf. Am geringsten ist ihre Zahl in den Provinzen Kanton (21 000), Kwangsi (15 000) und Kiangsi (4000).

Togo.

Nach dem neuesten Jahresbericht der katholischen Steyler Mission in Togo zählte diese Ende 1907 folgenden Bestand: Hauptstationen 8, Nebenstationen 150, Schwesternstationen 4; Kirchen und Kapellen 15; Priester 33, Brüder 10, Schwestern 19, Katechisten 148; Internate 12, Interne 231; Schüler 4633, Schülerinnen 648; Handwerksschule 1, Handwerksschüler 63; Taufen in Todesgefahr 392, feierliche Taufen 988; Katechumenen 3856, lebende Getaufte 4813. Bemerkenswert für die kulturelle

Entwicklung Togos ist u. a., daß die Missionsdruckerei von Steyl innerhalb eines halben Jahres verschiedene Schulbücher für Togo in einer Gesamtauflage von 40 000 Exemplaren zu drucken hatte. (Die kath. Missionen 1908, Nr. 11.)

Grönland.

Die dänische Missionsgesellschaft hat ihre Gemeinden in Grönland, wozu auch die im Jahr 1900 von der Brüdergemeine übernommenen gehören, einem aus Männern aller kirchlichen Richtungen in Dänemark gebildeten Ausschuß zu weiterer Pflege übergeben, der die grönländische Missionskirche in ihrem Bestande möglichst erhalten will. Die Zahl aller dieser Gemeindeglieder beträgt zurzeit 10 818 Seelen. Die noch vorhandenen heidnischen Bewohner der Ostküste und im Norden von Grönland will die dänische Missionsgesellschaft noch zu christianisieren suchen. (Nach dem luth. Leipziger Missionsblatt 1908, Nr. 15.)

Eingeborenenfrage.

Auf der diesjährigen Hauptversammlung der deutschen Kolonial-Gesellschaft in Bremen am 12. Juni referierte der Reichstagsabgeordnete Stabsarzt a. D. Dr. Arning über die Eingeborenenfrage im Hinblick auf die wirtschaftliche Entwicklung der tropischen Kolonien und stellte dabei die Behauptung auf: „Die Baumwollenkultur bringt dort am meisten, wo dem Schwarzen der Schnaps zugänglich ist. Wenn man dem Schwarzen Schnaps gibt, so arbeitet er intensiv, sonst nicht. Die Negerrepublik Liberia zeigt das besonders. Diese Republik bestreitet ihre sämtlichen Ausgaben für die Verwaltung aus dem Schnapszoll.“ (Reichsbote Nr. 138, II. Beil.) — Wir wissen nicht, wie diese Behauptung von der Versammlung aufgenommen worden ist; es ist aber zu hoffen, daß sie gerechten Widerspruch erfahren hat, und zwar von solchen, denen nicht bloß die gedeihliche Entwicklung der deutschen Kolonien, sondern auch das Wohl der Eingeborenen am Herzen liegt. Einsichtigen Kolonialpolitikern aber wird es hoffentlich längst klar geworden sein, daß der den Schwarzen zugeführte Schnaps kein Kulturfaktor, am wenigsten ein Erzieher zur Arbeit ist. Man sollte es nicht für möglich halten, daß ein human denkender Mensch, dazu noch ein Arzt, indirekt einen so herzlosen Rat zur Heranziehung der Eingeborenen zur Arbeit erteilen kann, wenn man bedenkt, welche demoralisierende Wirkung der Schnaps auf dieselben ausübt. Die Negerrepublik Liberia aber als Beispiel in dieser Hinsicht hinstellen zu wollen, ist schon an sich eine Verurteilung jener Behauptung. Wer von der Wirtschaft jener Negerrepublik, die vom Schnapszoll ihren Haushalt bestreitet, lernen will, der befindet sich in einem sehr bedauerlichen Irrtum.

Christentum und Naturreligion.

Nach einem Vortrag, gehalten au der Posenschen Missionskonferenz 13. Mai 1908.

Von Professor C. Meinhof.

Die Beschäftigung mit den Religionen der asiatischen Kulturvölker hat im vorigen Jahrhundert einen breiten Raum eingenommen in der geistigen Weiterarbeit der Gebildeten. Man kann nicht leugnen, daß eine gewisse Ueberschätzung der Kraft dieser Religionen nicht gerade selten war. Wie mir scheint, fängt dies Interesse an, ein wenig zu verblassen, und ein anderes Gebiet religiöser Forschung schiebt sich in den Vordergrund — ich meine die Religionen der Naturvölker. Gewiß, man hat auch in früheren Zeiten, besonders unter dem Einfluß Rousseau'scher Ideen diesen Religionen gelegentlich einige Aufmerksamkeit geschenkt. Aber die Verhältnisse lagen für diese Studien nicht gerade günstig. Unsere Kenntnis der Religionen primitiver Menschen war sehr gering. Erst durch die modernen Verkehrserleichterungen ist es möglich geworden, sich eingehend mit diesen Dingen zu beschäftigen. Außerdem hat erst die Entwicklung des Missionswesens die Wege geebnet für die Gewinnung einwandfreien Stoffes. Wo es sich um Religionen schriftloser Völker handelt — und eben die kommen doch in Betracht, da ergibt sich die Schwierigkeit, wie man diesen Stoff überhaupt erfahren soll. Niemand von uns wird einem unbekannten Reisenden auf plötzliche Frage sein innerstes religiöses Denken enthüllen, und so ist es selbstverständlich, daß auch primitive Menschen sich dem Reisenden gegenüber sehr ablehnend verhalten. Diese Ablehnung wird noch dadurch erleichtert, daß Tempel, Götterbilder, sinnenfällige Kulte in vielen Fällen nicht vorhanden sind oder nur in unscheinbaren Formen vorliegen. Während der Reisende bei uns die Kirchen sieht, die Glocken hört, die Gottesdienste besuchen kann, scheint das Leben des Naturmenschen ohne solche Dinge hinzugleiten, und so sind manche Reisende zu dem Irrtum gekommen, als seien die betreffenden Wilden religionslos. Andere berichteten über Religion, aber ihre Berichte haben sich später als nicht zutreffend herausgestellt. So ist z. B. unsere Anschauung vom Fetischismus an der Sklavenküste gründlich zu revidieren. Gewiß eine Anzahl Reisende, besonders auch in der neuesten Zeit hat das allerbeste religiöse Material gesammelt, da sie bereits mit guten Vorkenntnissen an die Sache herangingen. Indessen die wichtigsten Dienste hat der Religionsforschung gerade die Bestrebung geleistet, die scheinbar in direktem Widerspruch damit steht, die Mission. So ist durch die Aus-

dehnung der evangelischen Mission unsere Kenntnis der Naturreligionen erheblich erweitert und berichtigt.

Indem sich nun das Interesse des Gebildeten heute nicht mehr so ausschließlich wie zur Zeit der Romantik mit den asiatischen Naturvölkern beschäftigt, sondern unter dem Einfluß naturwissenschaftlicher Theorien dem primitiven Menschen zuwendet, haben auch die Religionen dieser Primitiven eine neue Bedeutung gewonnen. Der Romantiker suchte die goldene Zeit vergangener Herrlichkeit in der Phantasie wieder aufzubauen und umkleidete die klassische Götterwelt und die Tempel des Orients mit einem Schimmer, den sie in Wirklichkeit nicht gehabt haben. Der moderne Mensch hat dafür nichts übrig, er will Wirklichkeiten sehen, und er ist daher geneigt, gerade das Niedere, das Tierische im Menschen mit besonderer Sorgfalt aufzusuchen. So kam er konsequent dazu, die Religion der Primitiven einfach zu leugnen. Aber die Macht der Tatsachen war hier zu stark, und wenn man auch ausgebildete Kulte nicht überall fand, so fand man doch überall mythologische Vorstellungen — also das Baumaterial, ohne welches die Entstehung von Kulten undenkbar ist. Da wandte man nun die Kategorie an, die unser wissenschaftliches Denken heute beherrscht: den Entwicklungsgedanken. Indem man annahm, daß die primitiven Menschen eine Religionsform hatten, die man als primitiv bezeichnen konnte, hoffte man den Entwicklungsgang aller Religionen aufzeigen zu können. Das ist es, was den Religionen primitiver Menschen eine so ganz außerordentliche Bedeutung verleiht, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß diese Wertschätzung noch im Steigen ist.

Es scheint mir ein Zeichen der Zeit zu sein, daß die psychologische Forschung sich heute nicht mehr damit begnügt, die Psyche des Kulturmenschen zu beobachten, sondern die Psyche primitiver Menschen vor allen Dingen analysiert. So ist der Begriff der Völkerpsychologie entstanden, und man kann nicht leugnen, daß wir auf diesem Wege eher hoffen dürfen, das Wesen des menschlichen Seelenlebens zu fassen, als wenn wir nur die Europäer, also einen sehr kleinen Teil der Menschheit betrachten, und noch dazu einen Teil der Menschheit, der eine ganz besonders hochentwickelte, gleichsam domestizierte Rasse darstellt.

Obwohl die Mission ihrer ganzen Geschichte nach mit den Bestrebungen der Romantiker zusammenhängt und eigentlich nach jener Seite hin neigen sollte, obwohl die naturwissenschaftlichen Theorien als christentumfeindlich angesehen zu werden pflegen, kann man doch nicht bezweifeln, daß die Mission von der modernen Ethnologie und Völkerpsychologie den größten Nutzen haben kann.

Jene romantische Neigung, das Entfernte und Vergangene zu überschätzen, hat uns in der Mission den Schaden einer schönfärberischen Literatur gebracht, die für manchen ehrlichen Mann verdrießlich war. Wenn wir

heute der Gefahr entgegengehen, zu nüchtern zu sein, so ist doch, glaube ich, diese Gefahr noch nicht brennend.

Jene romantische Richtung hatte auch für das wirkliche Wesen der Barbarenreligionen wenig Verständnis, und wie das Studium primitiver Sprachen bis heute noch für etwas gilt, das nicht ganz auf der Höhe vornehmer Wissenschaft steht, so wird auch die Religion der Primitiven oft selbst in Missionskreisen nicht für ein nutzbringendes Forschungsobjekt gehalten — man glaubte zu hoch darüber zu stehen, um es zu studieren.

Jene ethnologischen und völkerpsychologischen Forschungen geben uns aber die Möglichkeit, in einer Weise die Denkart der Heidenvölker kennen zu lernen, die vorher unerreicht war. Auch in unsern heimatlichen Verhältnissen wird jeder einsichtige Prediger dankbar sein für jede Hilfe, die ihm gewährt wird, um die Denkweise seiner Zuhörer kennen zu lernen, auch wenn sie von einer Seite kommt, die er sonst nicht für befreundet hält. So ist denn der Tatbestand heute, daß Ethnologie und Mission, obwohl sie von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen, in praxi meist freundlich, oft genug freundschaftlich zu einander stehen und sich gegenseitig nach Möglichkeit aushelfen.

Durch das alles wird die Frage aber eine dringende, in welchem Verhältnis nun eigentlich Christentum und Naturreligion zu einander stehen, und wir wollen versuchen, die Frage erst einmal historisch, und dann ethisch zu behandeln.

Wenn man die Religionen primitiver Menschen studiert, so wird man mit Notwendigkeit darauf geführt, daß hier vielfach Vorstellungen vorliegen, wie sie uns auch in der Bibel, besonders im alten Testament begegnen.

Wenn z. B. die Haare eine Rolle spielen in der Geschichte Simsons, bei den Nasiräern überhaupt und auch bei andern Gelegenheiten*), so fragt man sich unwillkürlich, was haben die Haare mit der Religion zu tun? Nun findet sich aber die Vorstellung, daß die Haare Seelenträger sind, nicht nur im Glauben primitiver Menschen, sondern auch im Zauberglauben des Europäers. Ebenso wird die Seele im Blut, in der Niere, im Speichel gesehen — und hier stimmt die Bibel mit den Naturreligionen überein. Daß Seele Hauch ist, wie auch kulturarme Völker glauben, lehrt das A. T. bei der Erschaffung Adams, und auch der Herr Christus haucht seine Jünger an zum Zeichen der Mitteilung seines Geistes.

Die Fülle ähnlicher Berührungspunkte ist so groß, daß der Anfänger auf diesem Gebiet zunächst erstaunt fragt: Sind denn diese Vorstellungen etwa von einem Punkt der Erde aus gewandert, oder wie hat man sich das zu erklären?

---

*) Deut. 21, 12.

Ich denke, der Grund ist der, daß der Mensch überall in der Welt unter demselben psychologischen Zwang eine Seele in die Dinge hineingesehen hat, und daß diese Seelenvorstellungen deshalb sich so übereinstimmend auf der ganzen Erde finden und sozusagen das Rohmaterial darstellen, das für den Aufbau der verschiedenen Kultformen gebraucht wird. So finden wir denn auch in allen höheren Religionen Formen vor, die in einer überraschenden Weise mit denen primitiver Religionen übereinstimmen.

Ich will hier nur auf die überzeugenden Darlegungen des Philosophen Wundt in seiner Völkerpsychologie *) aufmerksam machen, in denen sich eine Fülle des besten Materials vorfindet, sowie auf die vortrefflichen Ausführungen des Lic. Warneck **) über das animistische Heidentum, und die großartigen Sammlungen von Spieth ***) über die Religion der Eweer.

Wie steht es denn aber nun mit der Religion des N. T., deren engen Zusammenhang mit der des A. T. man ja nicht übersehen kann? Sind ihre Formen aus primitiven Religionsformen nach dem Prinzip der Entwicklung einfach entstanden?

Ich glaube, daß Wundt recht hat, der auch die Entstehung höherer Religionen außerhalb des Christentums nicht einfach auf eine geradlinige Entwicklung aus animistischen Formen zurückführt, sondern betont, daß mehrere sehr verschiedenartige Momente zusammentreffen. Vor allem ist der Naturmythus, der von der Entstehung der Welt und des Menschen handelt, ein überaus wirksames Motiv, um reinere Göttervorstellungen entstehen zu lassen.

Wenn nun schon bei Kulten, die im Verhältnis zum christlichen Gottesbegriff so niedrig stehen, nicht eine einfache Entwicklung aus dem Zauberglauben wahrscheinlich ist, so ist bei den reinen Gottesvorstellungen der heiligen Schrift davon gar keine Rede. Hier kommen vor allem die starken sittlichen Motive in Betracht, wie sie in den israelitischen Propheten in einer einzigartigen Weise in die Erscheinung traten und zu einer Klarheit und sittlichen Kraft des Gottesbewußtseins führten, die sonst in der Welt nicht existiert. Die Vollendung dieser einzigartigen Erscheinung ist uns dann in der Person des Herrn selbst gegeben. Wie kommen aber jene animistischen Reste dann in die Bibel hinein?

Ich sehe dafür zwei Wege.

Das eine ist der Gegensatz. Ich glaube, daß wir die jüdische Gesetzgebung mehr und mehr unter dem Gesichtspunkt betrachten müssen, daß

*) W. Wundt, Völkerpsychologie. Band II. Mythus und Religion. Leipzig 1905. 1906.

**) Joh. Warneck, die Lebenskräfte des Evangeliums. Berlin 1908.

***) Jacob Spieth, die Ewe Stämme. Berlin 1906.

hier u. a. der animistische Zauberglaube überwunden werden soll. Wenn z. B. der Blutgenuß verboten wird mit der Begründung, daß die Seele im Blut ist, so ist bei dem animistischen Heiden die Anschauung, daß die Seele im Blut ist, gerade die Ursache für den Blutgenuß. Man will eben die Seele haben.

Was uns als ein schwer verständliches Gebot erscheint, hinter dem wir priesterliche Willkür vermuten, gewinnt so eine klare religiöse Bedeutung. Der Versuch sich Seelenkräfte anzueignen durch Blutgenuß wird als zauberisch verboten, und das Vertrauen des Menschen auf den einigen Himmelsgott dagegengestellt. So erklären sich auch die anderen Speisegebote und manche andere Vorschrift. Was der animistisch denkende Heide in bewußter Absicht tut, ist dem Israeliten als dem Diener Gottes verboten.

Wie die Totenbeschwörungen und die Verehrung der Gestirne, waren eben auch alle Dinge verboten, die zu animistischen Kulten gehörten. Gottesglaube und Geisterdienst standen sich schon damals gegenüber, und die Gesetzgebung Israels ist der Niederschlag dieses Kampfes, die Propheten und Priester sind die Vorkämpfer.

Es ist also nicht so, daß der höhere Kult sich aus diesen niederen Formen entwickelt hätte, sondern er ist im Gegensatz dazu herausgebildet. Dabei ist nicht zu leugnen, daß manche dieser Gebote bestehen blieben, auch nachdem der Gegner längst den Kampfplatz geräumt hatte; sie erschienen nun wie unverstandene Reste aus alter Zeit. Das Christentum hat recht getan, daß es diese Formen, aus denen der Geist entflohen war, beseitigte. Aber der Wert und eigentliche Inhalt dieser Gebote bleibt bestehen für alle Zeiten. Hier hatte nun der Gottesglaube Israels sein Werk getan. Wenn die Christen aßen, was im Gesetz Mosis verboten war, so dachten sie gar nicht daran, daß sie damit Seelenkräfte sich aneignen wollten, sondern es war eine religiös gleichgültige Sache geworden, womit man seinen Hunger stillt. Die Frage der Sättigung war aus dem Bereich des mythologischen Denkens gerückt und wurde nun unter rationalen Gesichtspunkten betrachtet. Nur der religiöse Gedanke blieb, daß der Mensch Gott um das tägliche Brot bittet und ihm dafür dankt.

Höchstens in den Abneigungen gegen einzelne Speisen haben sich Reste früherer mythologischer Vorstellungen erhalten, die allerdings dem Menschen selbst in der Regel nicht mehr bewußt sind.

Aber nicht alle jene an Naturreligionen erinnernden Züge sind im Wege des Gegensatzes in die Bibel gekommen, sondern auch auf einem andern Wege kamen sie hinein.

Wir deuteten oben schon an, daß auch sonst höhere Religionsformen die Bausteine für den Kultus aus niederen Formen nehmen.

Das gleiche ist hier auch der Fall. Wenn die Israeliten vor der Gesetzgebung ein Opfer bringen wollten, so blieb ihnen nichts weiter übrig, als es so zu machen, wie andere Menschen das taten. Selbst in Isaaks Opferung klingt doch wohl die Tatsache hindurch, daß die Kananiter ihre Söhne zu opfern pflegten. Die Beschneidung war längst vor Abraham in Gebrauch, heilige Waschungen kannte man vor Moses, kurz die ganzen Materialien, wie sie für den jüdischen Kultus gebraucht wurden, waren hergenommen aus schon vorhandenen Religionsformen.

Wie sollte es auch anders sein! Das Neue, was Israel erfuhr, war die Verehrung des einen Gottes, der sittliche Persönlichkeit ist, aber für den Kult brauchte man Formen, und diese Formen lehnten sich an vorhandene an. Das war ja geboten durch die Gewohnheit des Volkes, die nun einmal so ihre Ehrfurcht bezeugte.

Der Tempel Salomos, dessen Allerheiligstes nicht einmal der Israelit betreten sollte, wurde von heidnischen Werkleuten gebaut.

Das Neue Testament hat einen erheblichen Teil der alten Formen beseitigt, aber es sind doch einige Formen da — und auch sie lehnen sich an Gegebenes an. Der Gebrauch von Wasser, von Brot und Wein, von Handauflegung ist ja verbreitet in der Welt, und der Herr hat die allereinfachsten und allgemeinsten Zeichen gewählt, um daran seine Verheißungen zu knüpfen. So kommt es, daß diese Zeichen in der ganzen Welt unmittelbar verstanden werden. Es bleiben nämlich häufig, wo alte vergessene mythologische Vorstellungen vorliegen, Gefühlswerte zurück, die bei der Verwendung der Symbole wichtig sind. Man kann nicht gut irgend ein gleichgültiges Ding zum Symbol wählen, sondern es müssen Dinge sein, denen gegenüber sich besondere Gefühlsregungen geltend machen, wie eben Wasser, Brot und Wein.

So hat denn auch die Christenheit der alten Zeit zu den Religionsformen der Heiden in jener zweifachen Form sich gestellt. Zunächst hat sie sie entschieden bekämpft, und die abrenuntiatio in unserer Taufformel erinnert heute noch daran, daß man dem alten Götterkult entsagen mußte, wenn man Christ wurde.

Dann aber hat die Kirche die vorhandenen Formen der heidnischen Architektur, Plastik und Malerei für ihre Kulte benutzt, sie hat sich an die Feste der Heiden angelehnt und so die vorliegenden Gefühlswerte mit benutzt. Freilich sind wir heute der Ueberzeugung, daß da oft genug in diesen Formen nicht überwundenes Heidentum enthalten ist. Wir brauchen dabei gar nicht an die römische Kirche zu denken, auch in unseren Gemeinden führen allerlei animistische, fetischistische und ahnenkultische Vorstellungen ein stilles Dasein, oft genug nicht nur im Gegensatz zur Kirche, sondern im direkten Zusammenhang mit kirchlichen Sitten und Gebräuchen. Wir stehen z. B. beim Weihnachtsfest in der Gefahr, daß in weiten

Kreisen unsres Volkes Lichter und Weihnachtsbaum den Platz einnehmen, der dem Herrn Christus gebührt. So ist also selbst bei uns der Kampf zwischen Gottesglaube und Naturreligion keineswegs zu Ende, und ich glaube, man kann ihn als das große Thema der Religionsgeschichte bezeichnen.

Ich möchte mich aber der ethischen Seite dieses Problems zuwenden, da sie es ist, die für den Missionsfreund unmittelbar praktische Bedeutung hat.

Auf sittlichem Gebiet werden die Unterschiede zwischen Christentum und Naturreligion am deutlichsten hervortreten.

Wenn wir davon sprachen, daß gewisse Religionsformen aus heidnischen Kulten in israelitische und christliche übergegangen sind, so darf man nicht vergessen, daß der Christ unter Religion tatsächlich etwas anderes versteht als andere Menschen. Der Christ, besonders der evangelische, denkt bei Religion an die persönliche Stellung des Menschen zu seinem Gott, also an eine innere Erfahrung, die ihn zum sittlichen Tun bestimmt. Die Formen, die dieses Verhältnis zum Ausdruck bringen, stehen ihm in zweiter Linie, ja er kann gegebenenfalls ganz auf sie verzichten. Religion wohnt für ihn im innersten Heiligtum des Herzens.

Für die übrige Menschheit ist die Religion in erster Linie Form. Es kommt bei einem Zauber nicht etwa nur auf den Willen des Zaubernden an, sondern genau auf die Formen, die zu beobachten sind. Ebenso gehört zu einem gültigen Opfer vor allem ein vorschriftsmäßiges Opfertier, ein richtiger Priester, die richtige Zeit, die rechte Zeremonie. Das innere Verhältnis des Menschen zu Gott kommt nicht in Frage, denn wenn der Heide glaubte, daß Gott ihn liebt, und daß Gott die Liebe der Menschen haben will, würde er ja nicht nötig haben, sich den guten Willen des Gottes durch solche Künste zu gewinnen. Man kann zugeben, daß hie und da im Heidentum etwas aufblitzt von innerlichem Verhältnis zur Gottheit — im allgemeinen ist es doch so, daß für den Christen Religion etwas ganz anderes ist, als für den Heiden. Wenn wir also davon sprechen, daß heidnische Formen und Vorstellungen sich in der Bibel finden, dann ist das eben nicht auf dies bezogen, was uns das Wichtigste ist, das Herzensverhältnis zu Gott, sondern auf Dinge, die uns nebensächlich scheinen.

Der Gedanke, daß ein Tier im Sühnopfer an Stelle des Menschen den Tod leidet, ist z. B. nicht bloß biblisch, sondern allgemein menschlich, also auch heidnisch. Und doch scheut sich Johannes nicht zu sagen, daß Christus das Lamm Gottes ist, das der Welt Sünde trägt. Der Gedanke der Askese, der sich bis zur Selbsthingabe steigert, ist ebenfalls nicht bloß biblisch, sondern läßt sich verfolgen durch die Menschheit, und doch scheute sich die Bibel nicht, den Tod Christi als einen freiwilligen Opfertod für

sein Volk zu bezeichnen. Diese und andere Vorstellungen stehen im Heidentum im Dienst einer von der christlichen gänzlich verschiedenen Art der Religion. Aber die Vorstellungen selbst sind so übereinstimmend, daß sie geradezu die Annahme des Christentums für die Heiden erleichtern.*)

Es versteht sich von selbst, daß im Judentum und im Islam durch die enge Beziehung zum Christentum allerlei Vorbereitungen und Reste des christlichen Religionsbegriffs sich finden. Besonders die Propheten des Alten Testaments sprechen ja oft genug mit ächt christlicher Klarheit von der Geringwertigkeit äußerer Formen und der Wichtigkeit der rechten Herzensstellung. Aber je mehr diese Religionen sich in Gegensatz zum Christentum gestellt haben, umsomehr sind sie im äußern Formelwesen erstickt. Auch der Buddhismus, der eine geistige Philosophie sein wollte, freilich ohne persönliche Stellung zu Gott, da er ja Gott leugnet, ist im ödesten Werkdienst versunken. Mit diesen Einschränkungen wird der Satz also seine Richtigkeit behalten: „Unter Religion versteht der Christ die Stellung seines Herzens zu Gott, die andern Menschen verstehen darunter Beobachtung bestimmter Formen, um den Zorn der Götter und Dämonen zu besänftigen."

Diese Formen selbst können nun im Kultus der Christen wiederkehren, wie die Steine eines alten Göttertempels für eine christliche Kirche benützt werden. Solche Formen sind z. B. Waschungen, heilige Mahlzeiten, besondere Kleider, Tempel, Priester. Wenn Noah und Abraham geopfert haben, so lag der Unterschied von heidnischen Kulten nicht in der Form des Opfers, sondern in der Gesinnung des Opfernden.

Zur Erklärung dieser Uebereinstimmung spricht man gern von „Uroffenbarung". Aber diese Uroffenbarung kann ja nicht in der Mitteilung gewisser Formen bestehen, die sich nun von Generation zu Generation fortgeerbt hätten, denn wir wissen ja gerade, daß in Israel reichere Kultformen erst mit der mosaischen Gesetzgebung eingeführt wurden. Es liegt auch auf der Hand, daß sie erst in einem entwickelteren sozialen Leben entstehen oder sich erhalten konnten. Auch wird im Ernst niemand behaupten wollen, daß eine intellektuell oder kultisch reich entwickelte Religion bei den ersten Menschen bereits vorhanden war. Auch die Bibel sagt darüber durchaus gar nichts.

Wir dürfen wohl unter Uroffenbarung etwas anderes verstehen.**) Es ist, wenn ich nicht irre, die Tatsache, daß der Mensch zu allen Zeiten

---

*) Vergl. dazu meinen Aufsatz in „Mission und Pfarramt" 1908, Heft II: „Christus der Heiland auch der Naturvölker."

**) In diesem Punkt weichen wir von dem verehrten Verfasser etwas ab. Sofern sich über die Uroffenbarnng überhaupt etwas feststellen läßt, weist uns sowohl die Bibel wie auch das Vorkommen einer relativ reinen Gottesanschauung bei vielen Naturvölkern darauf hin, daß am Anfang der religiösen Entwicklung der Menschheit

und unter allen Verhältnissen versucht hat, sich religiös in der Welt zurecht zu finden — er kann nicht anders. Dieses Herumtasten in der Welt nach religiöser Erkenntnis ist zu vergleichen den tastenden Versuchen des Kindes, sich im Raum zu orientieren.*) Daß der Mensch diese Versuche nicht lassen kann, ist ein Beweis für die innere Notwendigkeit, mit der sie gemacht werden. Es gehört zum Wesen des Menschen, alles um sich her nicht nur rational, sondern auch und zwar vor allen Dingen religiös zu betrachten. Jedem allgemein menschlichen Triebe entspricht aber etwas in seiner Umgebung, dem Nahrungstrieb die Speise, dem sozialen Trieb die Gesellschaft der andern Menschen. So hat der Mensch, ich möchte sagen triebhaft, die Zuversicht, daß seinem religiösen Trieb etwas entspricht, nämlich die Mächte, die hinter den Dingen stehen.

So sucht er Gott nicht als religiöser Denker, sondern in mancherlei Formen und Formeln für praktische Zwecke. Gott offenbart sich, er läßt sich finden. Dabei ist es nicht so, daß die Menschen Gott erst erdacht hätten; sie haben Gott nicht erdacht, sondern der ewige Gott ist von den Menschen im Lauf der Geschichte Schritt vor Schritt erkannt worden. Ich möchte an einem Gleichnis aus einem ganz andern Gebiet meine Meinung deutlich machen. Es steht ähnlich mit der Erkenntnis der Werke Gottes, z. B. der Naturkräfte. Die Elektrizität war wahrscheinlich da von Anfang der Welt, die Gesetze waren auch früher die gleichen wie heute, aber der Mensch ist in seinen Träumereien an diesen handgreiflichen Dingen vorüber gegangen, weil er sich nicht die Mühe nahm, ernstlich und mit innerlicher Bescheidenheit und Ehrfurcht darüber nachzudenken. Als er anfing, das zu tun, fand er die Elektrizität überall. Er hat die Elektrizität nicht gemacht, sondern er hat die längst vorhandene nur endlich gesehen. Gott ist da von Anbeginn, aber der Mensch ist zu gedankenlos, um ihn zu sehen. Er richtet den Blick auf das rein Praktische, Aeußerliche, und so findet er von Gott nur dürftige Spuren. Nur einzelne besonders stille und ehrfürchtige Herzen sahen die Offenbarung Gottes und fanden eins nach dem andern. Schließlich wußten sie, daß wir in ihm leben, weben und sind.

Das aber ist nun Uroffenbarung, daß jeder Mensch imstande ist, über diese nun gefundene Gotteserkenntnis nachzudenken, wenn er sich losreißt von dem Zwang der äußeren Dinge und auf das Walten Gottes achtet. Wird ihm das im Christentum gesagt, so spürt er die Kraft und Wahrheit dieser Erkenntnis, und wenn er sich davon überwinden läßt,

---

eine primitive Erkenntnis des Schöpfers der Welt bestanden haben muß, auf welche dann ein zunehmendes Versinken in den Naturdienst folgte. Dagegen stimmen wir mit dem Verfasser durchaus überein, sofern von ihm die religiöse Anlage des Menschen gemeint ist. D. Red.

*) W. Wundt a. a. O. Th. 2. S. 232.

nimmt er sie an. Ohne eine solche Fähigkeit des Naturmenschen würde alle Missionsarbeit aussichtslos sein. Die Missionsgeschichte aller Zeiten hat aber gezeigt, daß diese Disposition für christliche Erkenntnis bei allen Menschen tatsächlich vorhanden ist.

Man ist vielfach der Meinung, daß der Naturmensch die Dinge um ihn her alle mit nüchternen Augen ansieht, und daß er erst durch Priesterbetrug zur religiösen Betrachtung erzogen wäre. Dem ist aber nicht so. Im Gegenteil wir machen die Beobachtung, daß der primitive Mensch eigentlich alles, was ihn umgibt, als beseelt oder zauberisch ansehen kann. Die für unsere Auffassung harmlosesten Dinge wie Haare schneiden, Nägel schneiden, Bäume fällen, schmieden sind ihm religiöse Handlungen. Er sieht eben überall hinter den Dingen Mächte, die ihm schaden könnten, und sucht nun nach allerlei Mitteln, um diese Mächte zu bekämpfen. Diese Mittel sind für unsern Begriff meist gänzlich sinnlos, aber man muß sich in die Gedankengänge dieser Menschen hineindenken, um sie zu verstehen.

Wenn der Mission immer wieder entgegengehalten worden ist, sie solle die Leute arbeiten lehren, Kultur lehren, so ist es die Unkenntnis, die so spricht. Ehe ein Mensch ungehindert durch seine ungereimten Vorstellungen arbeitet, muß er diese Vorstellungen erst los sein. Ich kann einen Vendaschmied nicht weiter bringen in seiner Kunst, so lange er glaubt, daß zum Schweißen des Eisens Menschenfleisch und Zaubersprüche notwendig sind. Ein Arbeiter wird einen für heilig gehaltenen Baum nicht fällen, wenn er diesen Glauben nicht aufgegeben hat. Wenn die Ackerleute glauben, daß ein bestimmtes Stück Land nicht bestellt werden darf, werden sie es eben nicht bestellen. Wenn man im Kafferlande vor Fischen eine abergläubische Furcht hat als vor Seelentieren, dann wird man die Leute dort zum Fischfang nicht bewegen, bis sie die Furcht los sind — und so wird auf Schritt und Tritt die verständige Behandlung der Dinge durch die mythologische Betrachtung gehindert und oft genug unmöglich gemacht. Manche Taten entsetzlicher Roheit, wie das Trinken vom Blut des Rindes, die Menschenfresserei, die Verstümmelung der Leichen, das Ausschlagen von Zähnen bei den Mannbarkeitsfesten haben ihren Grund eben in religiösen Vorstellungen, und jeder, dem an der Erziehung der Naturmenschen zur Arbeit etwas liegt, sollte bedenken, daß man hier bei der religiösen Wurzel dieser Vorgänge ansetzen muß, wenn man sie wirklich und nicht nur scheinbar beseitigen will.

Hier bringt das Christentum die Auflösung dieser phantastischen Mythologien und setzt an ihre Stelle den Glauben an den Schöpfer, der Himmel und Erde gemacht hat und dem Menschen die Dinge gegeben hat zu seinem Gebrauch. So erhebt es den Menschen zum Herrn über die Dinge, die ihn so lange beherrschten.

Man sollte meinen, das sei so einleuchtend, daß auch der christentumsfeindliche Europäer einsehen müßte, wie wertvoll dieser Schritt für primitive Menschen ist. Aber man hält uns entgegen, daß auf diese Weise ja nur eine Mythologie mit einer andern vertauscht sei, und daß es ziemlich gleichgültig sei, welcher man huldigt. Zudem wäre ja die europäische Christenheit mitten in der Entwicklung begriffen. Die Theologen bekämpften sich auf das lebhafteste, die verschiedenen Konfessionen und Denominationen stellten umfangreiche Theorien auf, die einander aber oft genug widersprächen. Da wäre es denn doch recht gewagt und überflüssig, die primitiven Menschen in Heidenländern mit dieser unvollkommenen Erkenntnis zu beglücken.

Der dem Christentum innerlich fern Stehende wird eben die Mythologie dieser heidnischen Kulte nicht für wesentlich verschieden halten von den religiösen Vorstellungen der Christen. Einem solchen Standpunkt gegenüber ist es nicht ratsam, sich auf die historische Zuverlässigkeit der christlichen Berichte zu beziehen. Auch der Heide beruft sich gelegentlich auf historische Erlebnisse. Spieth erzählt in den Verhandlungen des deutschen Kolonialkongresses 1905, S. 501, daß einmal im Ewelande ein Bienenschwarm, der in einem großen Baum hauste, die Feinde aus der Stadt vertrieb, als sie den Versuch machten, den Baum zu fällen. Natürlich wurde das als Wirkung der in dem Baum wohnenden Gottheit angesehen, und der Baum galt für heilig. Außerdem ist die historische Beglaubigung ja nicht immer das Wesentliche für die religiöse Bedeutung einer Vorstellung. Es gibt genug historisch einwandfrei bezeugte Tatsachen, die religiös ganz wertlos sind, und umgekehrt ist manche Gleichnisrede ja handgreiflich poetische Einkleidung eines Gedankens und doch von höchster religiöser Kraft.

Wenn wir Freunde des Evangeliums auch überzeugt sind, daß die Berichte des N. Testaments sehr wohl eine historische Prüfung vertragen, so würde, selbst wenn das allgemein zugestanden wäre, für die Mission dabei nichts Erhebliches gewonnen sein. Der Begriff der historischen Glaubwürdigkeit ist ein ganz moderner, und wir richten z. B. gegen den Islam damit gar nichts aus, wenn wir nachweisen, daß Maria, die Mutter des Herrn, nicht die Schwester Aarons war, wie der Koran annimmt. Auch liegt ja auf der Hand, daß selbst der christlich unterrichtete Eingeborene allerlei ungelöste Rätsel in seinem Kopf mit sich herumträgt.

Wir können deshalb zugeben, daß wir uns nicht einbilden, alle Geheimnisse der Welt wirklich zu wissen. Gerade für die theologische Erkenntnis gilt eben Pauli Wort: Unser Wissen ist Stückwerk. Es handelt sich aber gar nicht darum, daß die theoretische Einsicht des Missionars in jedem einzelnen Stück richtig ist, ebensowenig wie hier in der Heimat das Wichtigste eine g a n z zutreffende Erkenntnis ist, sondern darauf kommt es an,

daß diese Theorie, diese Erkenntnis so weit richtig ist, daß sie praktisch brauchbar wird. Und der Beweis dafür braucht gar nicht theoretisch geführt zu werden, sondern kann im Wege des Versuchs, des Experiments erbracht werden.

Damit stehen wir aber genau auf demselben Boden, wie die moderne exakte Naturwissenschaft.

Kein Mensch kann die Zahl π vollständig ausrechnen. Und doch hindert das durchaus ihre praktische Brauchbarkeit nicht. Der Zimmermann, der den Kubikinhalt eines Stückes Rundholz berechnet, weiß, daß es dabei auf ein paar Kubikzentimeter nicht ankommt. Das macht ihm wenig Sorge. Wer den Rauminhalt einer Stange Gold zu berechnen hat, wird freilich noch Kubikmillimeter zu berücksichtigen haben, aber auch für ihn gibt es eine Grenze, wo die Genauigkeit zur Pedanterie wird und das Weitere für praktische Zwecke außer acht bleiben kann. So kann jedermann mit der Zahl π rechnen, die genau niemand kennt. So steht es aber mit allen unsern Erkenntnissen, die uns die Naturwissenschaft gebracht hat.

Niemand weiß genau, was eigentlich Elektrizität ist, aber unsere Kenntnis dieser Kraft genügt, um Straßenbahnen zu bauen; sie ist also praktisch verwendbar.

Es könnte nun jemand sagen: „Da ihr die Elektrizität ihrem innersten Wesen nach doch nicht kennt, ist es gleichgültig, ob ihr die verschollenen Theorien des Mittelalters über Blitz und Donner habt, oder die heute von euch vertretenen — ganz richtig sind sie ja doch nicht.“ Ich meine, man darf ihm entgegenhalten: „Es ist durchaus nicht gleichgültig, ob wir jene Theorie haben, oder diese. Denn jene war praktisch unbrauchbar, diese aber ist trotz aller ihrer Mängel praktisch brauchbar, denn unsere Maschinen gehen.“

Genau so steht die Sache zwischen Naturreligion und Christentum.

Jene alten Geister- und Seelenkulte haben hie und da einmal zufällig ein praktisch brauchbares Resultat ergeben, z. B. in der Auffindung mancher Narkotika, die wir ihnen wahrscheinlich verdanken. Aber im übrigen steht da der Mensch ziemlich wehrlos vor einer übermächtigen Natur. Der Gebrauch ungeeigneter Mittel zur Abwehr der Not nimmt viel Zeit und Kraft in Anspruch, und die systematische Anwendung rationaler Mittel unterbleibt in der Regel. Das Mißtrauen der Menschen gegen einander ist so groß, daß sie nicht in verständiger Weise zusammen arbeiten können gegen die Not des Lebens. Nützliche Erfindungen werden nicht Gemeingut, sondern werden vergessen, wenn der Erfinder stirbt. So ist ein Fortschritt unwahrscheinlich.

Die Erfahrung lehrt uns aber, daß durch die Annahme des Christentums die bisher entweder latenten oder in falscher Richtung wirksamen Kräfte richtig genützt werden. Man kommt wirtschaftlich vorwärts, man lernt

die Kinder erziehen, man lernt Gemeinschaft halten und durch gemeinsame Arbeit und Selbstlosigkeit etwas schaffen, was dem Ganzen wie dem Einzelnen dient.

So ist z. B. der wirtschaftliche Aufschwung in unserer deutschen Kolonie Togo in erster Linie der Mission zu danken, nicht minder der wirtschaftliche Aufschwung von Uganda.

Gewiß leisten andere Kräfte hier auch wesentliche Dienste. Wenn die Kolonialregierung die Ausübung schädlicher Zaubereien und Giftmischereien verbietet, wenn der Plantagenbesitzer den angeblich dem Dämon geweihten Wald niederschlägt, dann wird der Glaube an die bisherigen Religionsformen erschüttert. Aber eine positive Kraft verleiht doch nur der Christenglaube, der den Menschen innerlich auf einen ganz neuen Boden stellt.

Und so ist zweifellos der Beweis für die praktische Brauchbarkeit des Christentums erbracht und wird täglich erbracht. Mag in der christlichen Erkenntnis mancher Mangel, mancher Irrtum mit unterlaufen, sie ist den Naturdiensten für praktische ethische Zwecke in jedem Fall himmelweit überlegen.

So kommt es auch, daß die verschiedenen Missionen einander gar nicht so unfreundlich gegenüberstehen auf dem Missionsfeld, wie man sich das in der Heimat denkt. Auch mit der römischen Mission ist das Verhältnis nicht immer ein unfreundliches — die gemeinsame Aufgabe ist viel zu groß und der Gegensatz gegen die schädlichen, kulturfeindlichen Formen der Zauberkulte besonders im Anfange wichtiger als konfessionelle Schranken.

Diese praktische Betätigung der Mission wird aber für die heimische Christenheit die größte Bedeutung haben.

Denn die Kirche ist immer wieder in der Gefahr, sich in müßige Spekulationen oder ebenso müßige Gefühlsseligkeit zu verlieren, wo sie nicht ihre Aufgabe wesentlich als Missionsaufgabe auffaßt.

Gerade in unserer praktisch gerichteten Gegenwart hat der Mann keine Neigung und keine Zeit für die bloße Erwägung von Theorien oder für Gefühlspflege — wir sind dazu zu sehr an Arbeit gewöhnt. Ich bin nun überzeugt, daß die Aufgabe, die der Christenheit gestellt ist, die ist, Zeuge zu sein von dem Gott, der sich uns in Christus geoffenbart hat. Wenn wir den Kampf zwischen Gottesglauben und Naturdienst als das Thema der Religionsgeschichte ansehen, dann dürfen wir in diesem Kampf nicht müßig zusehen.

Es ist nicht so, daß diese Überwindung des Naturdienstes sich so zu sagen von selbst vollzieht. Im Gegenteil. Überall da, wo nicht der Gottesglaube mit Bewußtsein festgehalten und vertreten wird, wird erst unmerklich, aber dann schnell, der Naturdienst wieder sein Haupt erheben,

quillt er doch aus der einfachen, unmittelbaren Anschauung der Natur, während der Gottesglaube aus der Höhe kommt und sich behaupten muß gegen alle entgegen stehenden Tatsachen und Mächte, wie jenes „Dennoch" im 73. Psalm.

Der Tod Christi ist für den einen der Beweis, daß in der Welt höhere Gedanken von Liebe und Gerechtigkeit keine Stätte haben, und er fügt sich in die Erbärmlichkeit der Welt, wie sie einmal ist. Er dient dem blinden Glück, dem Zufall und, wie die Dämonen heißen, die ihn regieren. Für den andern ist Christi Tod das sicherste Mittel ihn festzuhalten auf Seiten Gottes. Er will lieber mit Christo sterben, als ohne ihn leben.

Aber der Gottesglaube bleibt auch vor dem Tode nicht stehen. Während der Heide den Toten fürchtet und seine Wiederkehr zu verhindern sucht, glaubt der Christ, daß ein Leben aus dem Tode uns in der Auferstehung Jesu geschenkt ist. So bändigt er die Todesfurcht, die Geisterfurcht, die Dämonenfurcht des Heidentums.

Diese Aufgabe ist der Christenheit gestellt, und sie wird in ihrem eignen Besitz um so kraftvoller sein, je herzhafter sie diese Aufgabe angreift. Versäumt sie sie aus Gedankenlosigkeit und Bequemlichkeit, so wird sie verlieren, was sie hat. Denken wir doch nicht, daß die Kräfte, die wir der Mission schenken, der heimischen Kirche verloren sind. Im Gegenteil, daran erstarkt sie aufs neue. Sie hat wieder Arbeit und zwar eine Arbeit, die der Mühe lohnt. Ihre Theologie hat Probleme, die noch nicht erörtert sind, sie muß sich mit den Religionen der ganzen Welt auseinandersetzen. Sie hat die Freude des handgreiflichen Erfolgs. Sie hat wie in den Tagen der ersten Christenheit den Beweis des Geistes und der Kraft, wenn die Heiden den Namen des Herrn anrufen, ihre verkehrten Wege lassen, und Liebe und Gerechtigkeit und lebendige Hoffnung bei ihnen einkehrt.

Der Schatz, den man selbst hat, wird so aufs neue lieb und wert, wenn man sieht, was er den andern bedeutet. Man bekommt auch offne Augen für allerlei Nöte und Schwierigkeiten der heimischen Christenheit, die man nicht sah, weil das Auge daran gewöhnt war. Aber der Blick in die Weite hat die Augen wieder klar gemacht.

Es geht in aller Arbeit so, daß man manchmal auf den toten Punkt kommt und nicht mehr weiter weiß. Man sitzt da wie ein Schüler vor der siebenten Wurzel aus 2 und versteht die Sache nicht anzugreifen. Dem Schüler zeigt man dann einen neuen Weg, wie er mit Hilfe der Logarithmen ausrechnen kann, was sonst unmöglich schien. So ist es ratsam, auch in andern Dingen einmal von einer ganz andern Seite anzufangen. Man kann jedem Theologen raten und jedem Christen, der theoretisch oder praktisch auf den toten Punkt gekommen ist: Versuche es

mit der Mission. Hier stehst du mitten in dem lebendigen Geisteskampf zwischen Christentum und Naturreligion, hier ist praktisch und theoretisch alles zu finden, was nötig ist zu einem Verständnis des Evangeliums als einer wahrhaften Gotteskraft.

Fünfzig Jahre Missionsarbeit am Niger.

Von P. Steiner.

(Schluß)

3.

Der Verfolgungssturm führte aber keineswegs die Vernichtung der Christengemeinde in Bonny herbei, sondern hatte vielmehr in der Folgezeit einen Aufschwung und weitere Ausdehnung zur Folge. Zunächst freilich trat für einige Jahre ein Stillstand ein. Manche Christen wagten nur noch des Abends das Missionshaus zu betreten, andere versammelten sich heimlich im Walde und hielten hier ihre Versammlungen ab. Die Gemeinde, die zuvor aus 350 Seelen bestanden hatte, schwand schließlich zu einer Handvoll von Schulkindern zusammen. Doch konnte der Negergeistliche D. C. Crowther, ein Sohn des Bischofs, immerhin noch da und dort in den Gehöften der Häuptlinge am Sonntag Versammlungen abhalten. Ja, im Mai 1878 kam er mit Christen, die den Mut dazu hatten, zu besonderen Gebetsstunden zusammen, um nicht nur für die unterdrückten Brüder, sondern auch für ihre Verfolger zu beten.

Bald darauf trat denn auch ein Ereignis ein, das eine Wendung der Dinge anbahnte. Die Lieblingsfrau von Kapitän Hart, eine erbitterte Christenfeindin, erkrankte schwer. Es wurden die größten Summen geopfert, um die Fetische günstig zu stimmen, und die heidnischen Priester prophezeiten mit lauter Stimme ihre Genesung. Aber die Krankheit ward zum Tode. Crowther besuchte den Gatten und sprach ihm sein Beileid aus. Seine Worte machten einen so tiefen Eindruck auf den christenfeindlichen Kapitän Hart, daß dieser bald darauf den übrigen Häuptlingen ernstlich zuredete, die gegen die Christen gegebenen Gesetze, falls man sie nicht geradezu aufheben wollte, doch wenigstens stillschweigend außer acht zu setzen. Das genügte, um den Christen, soweit sie von den Häuptlingen abhängig waren, den Mut zu stärken, sich wieder zahlreicher in den Gottesdiensten einzustellen. Eine vollständige Wendung der Dinge rief vollends die Ankunft von König Georg Pepple hervor. Dieser hatte einen Besuch in England gemacht und stattete nun in der Missionskirche öffentlich seinen Dank gegen Gott ab für seine glückliche Rückkehr. Dieses gute Beispiel

hatte zur Folge, daß der Weihnachtsgottesdienst 1878 von ca. 800 Personen besucht wurde, die zum Teil im Freien stehen mußten.

Die Wirkungen des Evangeliums äußerten sich noch in manchen andern überraschenden Vorkommnissen. Kapitän Hart, der ehemalige Verfolger, ordnete bei seinem Sterben (1879) an, daß alle seine Fetische und Zaubermittel vernichtet werden sollten. Nicht weniger als zwei Bootsladungen voll wurden demzufolge in den Fluß versenkt. Bei einem anderen erbitterten Feind des Evangeliums kam es zu einer gründlichen Bekehrung. Er bekannte sich öffentlich zu Christo und erklärte, er sei nun aus einem Saulus ein Paulus geworden, der von Christo überwunden worden sei. Der Mann wurde von nun an ein feuriger Verkündiger des Glaubens, den er vorher aufs heftigste verfolgt hatte, und als es bei ihm zum Sterben kam, waren seine letzten Worte: „Saget dem Diener Gottes, wenn er kommt, daß ich in Christo sterbe." Selbst die Priester des alten Heidentums blieben nicht zurück. Einer von ihnen, dessen Amt es war, die Zwillingskinder umzubringen und die Stadt von dem Unheil zu reinigen, das ihre Geburt über die Bewohner angeblich bringen sollte, ja der sogar seinerzeit, als der erste Versuch gemacht wurde, diese unglücklichen Geschöpfe zu retten, sich an die Spitze einer bewaffneten Rotte stellte, um das Missionshaus zu stürmen — dieser selbe Mann bekehrte sich und wurde getauft. Und ein anderer, der Wächter des Schädeltempels, entsagte seiner Priesterwürde und ließ sich unter die Zahl der Taufbewerber aufnehmen.

Eine neue Zeit war angebrochen. Am Pfingstsonntag 1879 wurden nach vierjähriger Pause wieder die ersten erwachsenen Heiden getauft und eine Anzahl Christen, die sich während der Verfolgung standhaft erwiesen hatten, in die Gemeinde aufgenommen. In kurzer Zeit wuchs die Gemeinde bis zu 1000 Kirchengliedern an und in fast der Hälfte aller Stadtwohnungen fanden täglich Morgen- und Abendandachten statt. Auch über die Grenzen der Stadt Bonny hinaus verbreitete sich das Evangelium. Ein Dorf jenseits des Stroms erhielt den Beinamen „das Land Israel", weil dort nirgends mehr ein Fetisch zu finden war und es als eine Zufluchtsstätte für alle bedrückten und verfolgten Gläubigen galt. In Okrika, etwa sechs Wegstunden landeinwärts, fand das Evangelium durch einen Dschudschu-Priester, der von den Wirkungen des Christentums bei seinen Besuchen in Bonny überwältigt worden war, bleibenden Eingang.

Immerhin lebte die Verfolgung Ende 1881 wieder auf; doch war es nur ein vorübergehender Versuch, indem die feindseligen Häuptlinge die Edikte gegen den Kirchenbesuch wieder zu erneuern beschlossen. Bischof Crowther, der im kritischen Augenblick gerade vom oberen Niger her in Bonny eintraf, war bemüht, alles zu vermeiden, was möglicherweise zu einem Bürgerkrieg führen könnte. Er riet deshalb den Christen, lieber an den nächsten Sonntagen ruhig daheim zu bleiben, während er mit den

Häuptlingen unterhandeln wollte. Da aber Woche um Woche verging, ohne daß sich diese hiezu herbeiließen, wurden die Christen ungeduldig und waren entschlossen, dem Verbot der feindlichen Häuptlinge nichts nachzufragen. In großen Scharen versammelten sich die Leute in der St. Stephanskirche. Zwei Christen wurden infolgedessen gefangen gesetzt und mit dem Tode bedroht. Allein das übrige Volk stellte sich so entschieden auf ihre Seite, daß die Häuptlinge das Schlimmste befürchteten und ihr Verbot aufhoben. Die kirchlichen Versammlungen konnten somit ihren ungehinderten Fortgang nehmen; doch waren die Beunruhigungen damit noch nicht zu Ende. Politische Wirren traten in den nächsten Jahren ein, König Pepple wurde entthront und der Bischof samt seinem Sohne aus der Stadt Bonny gewiesen, weil man sie der Einmischung in die Politik beschuldigte. Die alten christenfeindlichen Edikte kamen aufs neue zur Geltung. Alles das führte schließlich dazu, daß sich 1887 der britische Konsul der Angelegenheit annahm; er bestrafte die aufrührerischen Häuptlinge, setzte den König wieder ein und ermöglichte dem Archidiakonus Crowther die Rückkehr nach Bonny. Seitdem hatte die Gemeinde Bonny Ruhe und Frieden vor ihren äußeren Feinden.

4.

Der Sturm hatte sich endlich gelegt. Nun folgte ein solcher Aufschwung der Gemeinde nach außen hin, daß die Räume der beiden Gotteshäuser sich zu klein erwiesen. Entweder mußte die eine der beiden Kirchen, die St. Stephanskirche, welche ausschließlich der eingeborenen Gemeinde diente, während die andere für die Europäer und die englischredende Bevölkerung da war, vergrößert oder eine neue gebaut werden. Man entschloß sich zum Bau eines neuen, geräumigeren Gotteshauses, wofür die eingeborenen Christen 2000 Pfund Sterling (40000 Mark) als Beisteuer aufbrachten. Das Kirchengebäude, dem man den stolzen Namen St. Stephans-Kathedrale beilegte, wurde aus Eisen errichtet und im Januar 1889 von Bischof Crowther im Beisein von ca. 8000 Personen eingeweiht. Der berüchtigte Schädeltempel aber war schon das Jahr zuvor dem Boden gleichgemacht worden, während die beiden alten hölzernen Fetische und zwei messingene Leguane (die, wie es hieß, aus einer Werkstatt in Birmingham stammten) mit anderen Reliquien als Trophäen nach England geschickt wurden. Dasselbe geschah mit den beiden Elefantenzähnen, über welche ehedem das Blut der Opfer ausgeschüttet worden war und in denen nach dem Wahn der Heiden die Geister der Verstorbenen ihren Sitz haben sollten.

Noch rascher als in Bonny ging der Aufschwung an der Brak-mündung vor sich. Die feindseligen Erlasse und Verbote
Häuptlinge kamen nicht zur Geltung. Die Gemeinde me

und die Kirche mußte vergrößert werden. Der König sagte sich von seinen Fetischen los und wurde ein regelmäßiger Kirchenbesucher. Bischof Crowther konnte deshalb im Jahre 1877 Braß-Tuwon als die „blühendste Station am Niger“ schildern und zugleich feststellen, daß über die Hälfte aller Christen in der Nigermission zu dieser Station gehörten. Die Bewegung zum Christentum nahm auch späterhin immer mehr zu. Ueberall wurden die Fetische beiseite geworfen, und drei Jahre später hieß es, daß es kaum noch einen Fetisch in der Stadt gebe. Von den zahlreichen Fetischpriestern war nur noch eine Priesterin vorhanden, die sich aus Mangel an Verdienst kaum durchs Leben schlagen konnte.

Währenddem war eine dunkle Wolke heraufgezogen, die für längere Zeit die ganze Nigermission beschattete. Was Verfolgung und äußerer Druck nicht vermocht hatte, das drohte ihr von seiten des rapiden Fortschritts: Niedergang und Verflachung, ja Verweltlichung. Der Schade und dessen Wirkung betraf die ganze Nigermission, aber in Bonny wurde er zunächst kund. Hier führten die sogenannten „Nigerwirren“ auch schließlich zu Ergebnissen, die einen Zwiespalt der jungen Missionskirche mit der leitenden Missionsgesellschaft nach sich zogen.

Inmitten äußeren Wachstums des Missionswerkes in Bonny gelangten zur größten Befremdung der heimatlichen Missionskreise Berichte nach England, die dem religiösen Stande der Nigermission nicht das beste Zeugnis ausstellten. Mehr und mehr wurden Schäden innerer und äußerer Art bekannt, die sich anfangs kaum übersehen und noch viel weniger leicht abstellen ließen. Trotz der mangelhaften Verkehrsverbindung war man am Niger viel zu rasch vorgegangen, ohne auch die verschiedenen Missionsposten genügend oder doch mit den dazu geeigneten Arbeitern besetzen zu können. Es fehlte somit, besonders im Ibolande, vielfach an der nötigen geistlichen Pflege. Dem alternden Bischof Crowther, der seinen Sitz im Westen, in der Stadt Lagos, also gar nicht am Niger selbst hatte, war es unmöglich, all die Arbeiter in seiner großen Diözese zu überwachen und anzuleiten. Zudem war die Verbindung mit den entlegenen Stationen keine regelmäßige, wenn ihm auch ein kleiner Dampfer für den Niger zur Verfügung stand. Vergessen darf auch nicht werden, daß das gesamte Missionspersonal am Niger aus Eingeborenen bestand, zum Teil aus solchen, die der Arbeit nicht immer gewachsen waren. Und wenn sich auch die meisten farbigen Prediger und Lehrer als treu bewährten, so fehlte es doch vielfach an der nötigen Führung und Aufsicht. Es kam allgemach zu Tage, daß die Kirchenzucht zu lax gehandhabt worden und der sittliche Stand der Gemeinden ein ziemlich niedriger war.

Diese Zustände veranlaßten die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft schon 1879, die Hände des Bischofs Crowther in seinem schweren Amte zu stärken. Es wurde ein sogenanntes Niger-Finanzkomitee gebildet, das

teils aus Europäern, teils aus Afrikanern zusammengesetzt war und einen europäischen Geistlichen als Sekretär aufwies. Mit der Zeit kam man jedoch zur Erkenntnis, daß noch weitere europäische Kräfte, wie das Bischof Crowther selbst schon mehrfach als Wunsch ausgesprochen hatte, zugezogen werden müßten, um den Betrieb der Nigermission in ein besseres Geleis zu bringen. Demzufolge wurde 1890 eine kleine Schar von Missionaren von England aus an den Niger gesandt, von denen mehrere gemeinsam mit den Farbigen im Ibogebiet arbeiten und die andern unter den Mohammedanern in den Hausastaaten (nördlich von Lokodja) Eingang zu gewinnen suchen sollten.

Die Ankunft dieser Missionare hatte eine Reform der Nigermission zur Folge, die sich zum Teil in sehr strengen Maßregeln äußerte und nicht die Billigung aller Teile erfuhr. Das Missionskomitee der Heimat war in die peinlichste Lage versetzt, denn es konnte, so viele offenbare Mißstände auch vorlagen, doch den Verfechtern der strengsten Praxis nicht in allem rechtgeben, indem sie den vorliegenden Verhältnissen nicht genügend Rechnung getragen hatten. Während der Entscheid noch schwebte, starb Bischof Crowther (31. Dez. 1891). Die heimische Missionsleitung beurteilte die Lage so unparteiisch als möglich und konnte keiner Partei unbedingt recht geben. Dieses brachte unter der farbigen Arbeiterschar die schon längst brütende Mißstimmung gegen die europäische Leitung zum Ausbruch. Als dann vollends an Stelle von Bischof Crowther keinem Farbigen das Bischofsamt übertragen wurde, sondern der ehemalige Joruba-Missionar J. S. Hill als europäischer Bischof 1893 für den Niger bestimmt wurde, schieden einige Gemeinden unter Führung des Archidiakonus D. C. Crowther aus dem Missionsverband aus und bildeten die sogenannte „Niger Delta Pastorate Church“, deren Glieder (ca. 1900 Getaufte mit 670 Kommunikanten) sich auf die Stationen B o n n y, O g b o n o m a (Neu-Kalabar) und O p o b o verteilten. Dem Archidiakon standen sechs Negergeistliche zur Seite. Die separierte Deltakirche erklärte sich für finanziell unabhängig und lehnte jede Mitarbeit von Europäern ab. Damit schieden auch die Namen ihrer Geistlichen für einige Jahre aus den Berichten der Missionsgesellschaft. Erst den Bemühungen des späteren Bischofs Tugwell ist es gelungen, eine Versöhnung und im Oktober 1896 eine gegenseitige Vereinbarung herbeizuführen.

Was nun den neueren Stand der Deltakirche betrifft, so ist bis jetzt — wenigstens in Bonny — kein Rückgang eingetreten. Im Gegenteil; sie hat hier stetige Fortschritte gemacht und es sind sowohl in Bonny als in Ogbonoma und in Opobo, wo sie Eingang fand, verschiedene Farbige zu Pastoren ordiniert worden. Von den eingeborenen Christen wird fleißig evangelisiert bis nach Bende und Aro Tschuku, dem ehemaligen Sitze des schauerlichen Long-Dschudschu. Selbst in der Hauptstadt des früheren

Beninreiches und in Warri, dem Hauptort der Zentralprovinz von Süd-Nigeria hat Bischof Johnson einige Stationen anlegen können. Bereits sind auch in diesem Distrikt die ersten Gemeinden gesammelt, deren Zahl sich nach dem letzten Zensus auf 119 Getaufte und nahezu 1000 Kirchenbesucher belief, während außerdem noch 6500 Mitglieder zur Deltakirche gehören.

Nur in Braß sind die Hoffnungen der Anfangszeit nicht in Erfüllung gegangen. Ein Christ, der 1889 zum König gewählt wurde, fiel bald darauf wieder ins Heidentum zurück, eine Erscheinung, die man in Westafrika in solchen Fällen der Königs- und Häuptlingswahl mehrfach beobachten kann. Mit dem König gingen auch noch viele andere Christen zurück. Zwar wurden mehrere europäische Missionare daselbst stationiert, in der Hoffnung, daß sie vielleicht dem Niedergang steuern könnten; aber es war umsonst. Der Zustand wurde nur noch schlimmer, bis im Jahre 1895 eine Krisis eintrat. Die Eingeborenen von Braß überfielen die Niederlassung der Königlichen Niger-Kompanie in Akassa und machten bei dieser Gelegenheit eine Anzahl von Krunegern, die daselbst als Arbeiter dienten, sowie verschiedene Angestellte von Sierra Leone und andern Küstenorten nieder. Zugleich kam es dabei zu einem schauerlichen Ausbruch des Kannibalismus, indem die bei dem Ueberfall gemachten Gefangenen unter öffentlichen Freudenbezeugungen geschlachtet und verzehrt wurden. Die Strafe, die hierauf mit Recht an den Eingeborenen von Braß vollzogen wurde, erbitterte diese noch mehr und führte zur Wiederbelebung ihrer heidnischen Gebräuche. Immerhin hat sich seitdem für die dortige Missionsarbeit einiger Fortschritt zum Besseren gezeigt, zumal im Jahre 1896 die Stationen des Braß-Gebiets sich wieder dem Bischof Tugwell unterstellten. Wie es scheint, hatte die Deltakirche Mühe, die nötigen Mittel für den Unterhalt der dortigen Gemeinden aufzubringen, denn die englisch-kirchliche Mission unterstützt dieselben mit einem jährlichen Beitrag. Die Arbeit der europäischen Missionare im Delta beschränkt sich zurzeit auf die beiden Stationen Kaiyama und Patani, die erst in neuerer Zeit weiter flußaufwärts angelegt worden sind.

Am oberen Niger.

Im oberen Gebiet des Nigerstroms lagen die Verhältnisse für die Mission etwas anders als im Delta. Zwar herrscht auch dort ein finsteres Heidentum, aber es ist doch nicht von so verkommener Art. Der Kannibalismus und die Menschenopfer, die im Delta so viele Opfer fordern, sind dort nicht üblich; doch herrscht daselbst wie überall in Westafrika Zauberei, und ehedem war es besonders die Ausübung der Gottesurteile durch die Giftprobe, wodurch das gesellschaftliche Leben der Eingeborenen geknechtet wurde.

Aber abgesehen davon bietet das obere Nigergebiet seine besonderen Schwierigkeiten. Hier finden sich an Plätzen wie Lokodja die Vertreter der mohammedanischen Stämme des Sudan, die in aller Stille ihre islamische Propaganda treiben; ja ihre Gegenwart hat schon oft genug zu Ausbrüchen des Fanatismus geführt. Das Klima ist nur wenig besser als in den Gebieten weiter stromabwärts, wogegen die vielen verschiedenen Sprachen, sowie das anstößige Leben der dort ansässigen Namenchristen von Sierra Leone dem Fortschritt des Evangeliums große Schwierigkeiten bereiten. Doch werfen wir einen kurzen Rückblick auf die 50 Jahre, während welcher man das Evangelium in diesem Gebiet zu pflanzen versuchte.

Nachdem Crowther 1857 in Gbebe (am Zusammenfluß des Benue in den Niger) einen kleinen Anfang mit der Missionsarbeit gemacht hatte, fuhr er den Niger hinauf bis Rabba. Aber Kriegsunruhen verschlossen schon nach kurzem den Missionaren dieses wichtige Handelszentrum des Innern. Ebenso mußte die Station Idda, südlich von Gbebe, nach kurzem Bestand wieder aufgegeben werden. Nur in Gbebe konnte sich die Mission vorderhand halten und gedieh in aller Stille. Obschon die hier stationierten farbigen Lehrer wegen Mangel an Lebensmitteln vielen Entbehrungen ausgesetzt waren, hielten sie doch tapfer stand und ihre Treue wurde nach vierjähriger Arbeit durch die Taufe von acht Personen belohnt. Die Häuptlinge und das Volk, darunter viele mohammedanische Händler, waren ihnen wohlgesinnt, und unter den Täuflingen, die sich mehrten, befanden sich auch einige ehemalige Mohammedaner. Allein im Jahre 1866 fand die Station in einem Bürgerkrieg ihren Untergang.

Glücklicherweise hatte man einige Zeit vorher das auf dem jenseitigen Ufer liegende Lokodja besetzt, wohin sich die Christen vorderhand flüchten konnten. Doch auch hier hatte man unter den Ueberfällen von räuberischen Stämmen zu leiden. Diese unsicheren Verhältnisse, die natürlich den Handel lahm legten, veranlaßten die Königliche Nigerkompanie, ihre Handelsniederlassung aufzugeben, worauf auch der britische Konsul abberufen wurde. Daraufhin nahm Masaba, der König von Bida, die Missionsstation unter seinen Schutz und schickte ihr einige mohammedanische Soldaten als Wächter zu. Aber die Christen hatten bald allen Grund, sich nach Schutz vor ihren angeblichen Freunden umzusehen; denn nachdem die Soldaten über einige benachbarte Stämme hergefallen waren, wandten sie sich nun gegen die Christen, verkauften einige in die Sklaverei und vertrieben andere aus der Stadt. Bischof Crowther besuchte zwar daraufhin Masaba und wurde von diesem freundlich aufgenommen; aber es zeigte sich, daß der König selbst nicht Herr über seine Truppen war, da er ihnen keinen Sold zahlte und sie sich deshalb durch Plünderung und Raubanfälle selbst bezahlt zu machen suchten.

Trotz alledem mehrte sich die Gemeinde. Ein Häuptling vom Bunu-

Stamme meldete sich mit einer Anzahl seines Volkes in den Taufunterricht und wurde noch im gleichen Jahre mit etwa 40 seiner Leute getauft. Diesen folgten noch andere ihres Stammes, sodaß die Kapelle, in der sie ihre gottesdienstlichen Versammlungen hielten, mehrmals vergrößert werden mußte. Auch nach außen hin fehlte es nicht an der Ausdehnung. Es wurde Kipo Hill bei Egga (weiter oben am Niger) im Jahre 1876 besetzt und auch die Arbeit in Gbebe etwas später wieder aufgenommen. Allein es folgte auch hier am oberen Niger der Flut die Ebbe, d. h. dem anfangs fröhlichen Wachstum der Gemeinden folgte ein allmähliches Absterben. Viele Christen wurden lau und ergaben sich einem unchristlichen Wandel. Ende der achtziger Jahre sah es auf allen Stationen, auch in dem inzwischen besetzten Idda, höchst traurig aus. Die Ursachen waren auch hier zum großen Teil dieselben wie die im Nigerdelta. Es hatte an der kräftigen Leitung, an der nötigen Oberaufsicht und an den rechten Arbeitern gefehlt.

Wie schon oben erwähnt, sollte nun wie im Nigerdelta, so auch am oberen Niger der Missionsbetrieb dadurch in neue Bahnen gelenkt werden, daß die Arbeit nicht mehr ausschließlich den Farbigen anvertraut, sondern in die Hände von europäischen Missionaren gelegt werden sollte. An ihrer Spitze standen J. A. Robinson als Sekretär der Mission und der enthusiastische Graham Wilmot Brooke. Letzterem lag besonders die Evangelisierung der mohammedanischen Welt des Sudan am Herzen. Vergeblich hatte er in seinem Eifer auf verschiedenen Wegen als Freimissionar den westlichen Sudan zu erreichen gesucht. Jetzt versuchte er es im Anschluß an die englisch-kirchliche Mission von Süden her auf dem Wege des Niger. In Lokodja ließen sich 1890 vier der am oberen Niger eingetroffenen Missionare nieder. Sie studierten fleißig Hausa und Nupe, verkehrten viel mit Mohammedanern und kleideten sich wie diese. Einer derselben, der Arzt Dr. Harford Battersby, eröffnete ein Hospital. Aber schon im Juni 1891 starb Robinson, und im März des folgenden Jahres erlag auch Brooke dem Fieber; die andern kehrten krank nach Europa zurück. Im Sommer 1893 war kein einziger europäischer Missionar mehr in Lokodja. Zwar sind später wieder Europäer in die Lücke eingerückt, aber das Sprachengewirr und das offenbare Sündenleben der dort ansässigen Namenchristen hat bis jetzt jeden gedeihlichen Fortschritt der Missionsarbeit gehemmt. Dagegen hat man während des letzten Jahrzehnts in der Umgebung von Lokodja, in Akabe und Kpata, wo der Einfluß der sittenlosen Händler sich nicht so stark geltend macht, mit mehr Aussicht auf Erfolg Stationen angelegt. Ein hoffnungsvoller Anfang ist auch in Bida, der ehemaligen Hauptstadt von Nupe, trotz dem Widerstand der mohammedanischen Priester gemacht worden. Von hier aus ist schließlich auch Mokura, etwas nördlich von Rabba, besetzt worden, dessen Bevölkerung hauptsächlich ein altes, großes Krokodil verehrt.

So wird denn zurzeit, nach 50jähriger mühevoller und opferreicher Arbeit, und nachdem die einzelnen Missionsposten eine sehr wechselvolle Geschichte hinter sich haben, auf der ganzen Nigerlinie von Afrikanern und Europäern das Netz ausgeworfen, freilich zum Teil ohne große, in die Augen fallende Erfolge. Das anfängliche Programm der Nigermission aber, auf dem Wasserwege des Nigerstroms das Evangelium auch Stämmen des Sudan als die Leuchte der Völker zu bringen — dieses Projekt harrt zur Stunde noch seiner Ausführung. Doch hat es nicht an mancherlei Versuchen gefehlt.

Im Hausaland.

Der erste Versuch von Robinson und Brooke, von Lokodja aus die mohammedanische Welt in den Hausa-Staaten zu erreichen, war fehlgeschlagen. Von da an ruhte das Projekt. Zwar unternahm zwei Jahre nach Brookes Tode der Bruder Robinsons eine Erkundungsreise ins Hausaland und gelangte mit seinem Gefährten Wallace bis nach Kano.*) Aber es sollte dieses Unternehmen zunächst nur der Erforschung und Bearbeitung der Hausasprache dienen. Zu einer geordneten Missionsarbeit kam es nicht. Erst nachdem in den neunziger Jahren verschiedene heidnische und mohammedanische Gewalthaber von den Briten unterworfen und Orte, wie Bida, die Hauptstadt von Nupe, von ihnen besetzt waren, erinnerte Bischof Tugwell mit flammenden Worten daran, daß es Pflicht und Aufgabe der Kirche Englands sei, die Hausaländer für Christum zu erobern. Sein Wort zündete in den Kreisen der englischen Missionsfreunde. Es fanden sich Männer, die zu einem Vorstoß in die schwer zugänglichen Hausaländer bereit waren, und Bischof Tugwell stellte sich selbst an ihre Spitze.

Es war im Januar 1900, daß eine kleine Schar von vier Missionaren unter Führung des Bischofs von Lagos aus (an der Sklavenküste) nach dem Niger aufbrach, um in Kano mit der Arbeit unter den mohammedanischen Hausa zu beginnen. Die Reise ging quer durch das Jorubaland. Bei Jeppa wurde am 1. März der Niger überschritten. Nach kurzem Aufenhalt unterwegs gelangte die Expedition nach Saria, einer Stadt von ca. 60—70000 Einwohnern. Der dortige Häuptling empfing sie zwar freundlich, riet ihnen aber, nicht nach Kano weiter zu reisen, da sie dort nicht gern gesehen würden. Sie zogen dessen ungeachtet weiter und erreichten glücklich Kano. Aber ein längerer Aufenthalt ward der Missionskarawane hier nicht gestattet, da der Sultan von Sokoto, der „oberste Herr der Moslemin" die Erlaubnis hiezu versage. Auch ein Versuch, sich in Saria niederzulassen, hatte denselben Mißerfolg. Die Missionare versuchten hierauf, in Gierku Fuß zu fassen. Aber auch hier wurden sie

*) Vergl. Missions-Magazin 1897, S. 405 ff. 466 ff.

nach mehrmonatlichem Aufenthalt, währenddem der eine dem Fieber erlag und ein anderer heimkehren mußte, ausgewiesen. Bischof Tugwell zog sich nun mit seinen Gefährten nach Loko am Benue zurück (4. Febr. 1901), wo man zunächst an den durchziehenden Hausakarawanen Anknüpfungsobjekte für die Missionsarbeit fand. Doch schon im folgenden Jahre gelang es, sich in Gierku niederzulassen. Drei Jahre später wurde an dessen Stelle, wo man wenig Erfolg erwarten durfte, das bedeutendere Saria besetzt. Hier sind im Mai 1907 die beiden Erstlinge, zwei ehemalige mohammedanische Priester, getauft worden. Ebenso ist seitdem in Kuta, im Südwesten von Saria, ein Anfang mit der Arbeit gemacht worden. Man hat es aber hier weniger mit einer mohammedanischen Bevölkerung als vielmehr mit einem heidnischen Volksstamm, den Gwari, zu tun. In der allerneuesten Zeit hat die englisch-kirchliche Mission ihre Aufmerksamkeit auch noch einigen anderen heidnischen Volksstämmen im Hochlande der Bautschi-Provinz zugewandt; denn die Gebiete der Hausaländer sind nicht durchweg von den Fulbe dem Islam unterworfen worden, sondern es haben seinerzeit manche Stämme sich vor diesen Eroberern in die Berge zurückgezogen und haben sich hier ihre heidnische Religion zu bewahren gewußt.

* * *

Fünfzig Jahre sind dahingegangen, seit Crowther damals den Niger hinauffuhr und mit einer kleinen Schar afrikanischer Missionsgehilfen an verschiedenen Uferorten des Stromes den Grundstein zur Nigermission legte. Zwar haben sich jene ersten Missionsstätten Onitscha, Gbebe und Lokodja im Laufe der Jahre nicht zu den Missionszentren entwickelt, von denen das Licht des Evangeliums sich über das ganze Innere des Landes verbreiten sollte; aber dessenungeachtet haben sie dazu gedient, verschiedenen tiefgesunkenen Völkerschaften das Heil in Christo zu vermitteln. Es hat sich auch hier gezeigt, daß das Evangelium Jesu Christi durch seine erneuernde Kraft eine große Wandlung im Leben des Einzelnen wie eines ganzen Volkes schaffen kann. Männer und Frauen, die einst in wilder Mordlust sich vom Fleisch ihrer Feinde nährten und im Triumph deren Schädel auf den Altären ihrer Götzen opferten, dieselben Personen haben sich später im Glauben dem Tische des Herrn genaht und die Greuel ihrer heidnischen Tage mit Scham vernichtet. Sie haben um ihres Glaubens willen weder Schwert noch Eisenfessel gescheut und mit Freuden Mißhandlung und Hunger ertragen. Ihre Feinde sind von ihrer Geduld und Standhaftigkeit überwältigt worden, und selbst Fetischpriester wurden infolgedessen die Verkündiger des Glaubens, den sie vorher erbittert verfolgten. Es ist freilich auch viel Spreu unter dem Weizen gewesen und manche taube Aehre, aber nichtsdestoweniger bleiben jene Tatsachen bestehen.

Dessen, was der Herr an jenen Völkern des Nigers in diesen 50 Jahren durch sein Evangelium getan hat, ist denn auch im September v. J. durch eine Reihe von Gottesdiensten zum Ausdruck gebracht worden. Das Zentrum der 50jährigen Jubelfeier aber war die Station Onitscha im Ibolande, wo seinerzeit 1857 die erste Missionsstätte am Niger errichtet wurde. Hier hat man Gott den schuldigen Dank dargebracht, sich gewiß aber auch gebeugt im Bewußtsein dessen, daß unser menschliches Tun nur Stückwerk ist und weit hinter dem Willen Gottes zurückbleibt.

Die Welt-Missionskonferenz in Edinburg im Jahre 1910.

Von L. J. Frohnmeyer.

Es dürfte manchem unsrer Leser bekannt sein, daß im Juni 1910 wiederum eine jener großen allgemeinen Missionskonferenzen stattfinden soll, wie sie hin und wieder in Europa oder Amerika abgehalten wurden. Die erste Konferenz dieser Art tagte am 4. und 5. Mai 1854 in New York, als der größte Missionar jener Tage, Alexander Duff, seinen Triumphzug durch die Vereinigten Staaten und Kanada hielt. Es waren etwa 300 Geistliche anwesend und die acht Antworten, die Dr. Duff auf acht Fragen gab, bildeten die Resolutionen jener Konferenz.*) Man liest von niemand, der in die Diskussion eingegriffen hätte; es scheint fast, als ob die ganze Versammlung lernbegierig zu den Füßen des großen schottischen Missionars gesessen hätte. Man verlangte nach jährlichen Konferenzen dieser Art, aber ein Versuch im nächsten Jahr in London schlug fehl, und erst im März 1860 kam es zur zweiten allgemeinen Konferenz in Liverpool.**) Hier wurde von den 125 Delegierten, die alle Missionare oder Missionssekretäre waren, lebhaft debattiert und zwar in geschlossener Gesellschaft. Die Meinungen gingen sehr auseinander, aber es wurde in dem Bericht wertvolles Material zutage gefördert. Oekumenisch war die Konferenz nicht; denn es nahmen nur britische Missionsarbeiter daran teil. Dem missionsfreundlichen Publikum wurde durch sogenannte „Missionssoireen" und eine Massenversammlung Rechnung getragen. Nun gingen 18 Jahre vorüber, in denen das Missionswerk einen großen Aufschwung genommen hatte, bis es im Jahre 1878 vom 21. bis 26. Oktober in London zu einer wirklich allgemeinen Konferenz kam.***) Die Verhandlungen waren öffentlich,

*) Proceedings of the Union Miss. Convention held in New York, May 4th and 5th 1854. New York: Taylor and Hogg.

**) Conference on Missions held in 1860 in Liverpool. London: James Nisbet and Co.

***) Proceedings of the General Conference on Foreign Missions, held at the Conference Hall in Mildmay Park, London in Oct. 1878. London: F. Shoze and Co.

34 Missionsgesellschaften (darunter 11 nicht-britische) nahmen daran teil, doch betrug die Zahl der eigentlichen Delegierten nur 158. Das Charakteristische dieser Konferenz war, daß in geographischer Weise verfahren wurde. Ein Feld ums andere wurde vorgenommen, nach seiner Eigentümlichkeit beschrieben, der Erfolg festgestellt und so der Mission treibenden Christenheit die Arbeit und ihr Resultat vor Augen gestellt. Doch eine eigentliche Weltkonferenz kann erst die 10 Jahre später 1888 in London vom 9. bis 19. Juni abgehaltene Konferenz genannt werden, die zugleich die hundertjährige Gedächtnisfeier der evangelischen Missionen darstellen sollte.*) Da waren vertreten 53 englische Missionsgesellschaften, 58 amerikanische, 9 kanadische, 18 kontinentale und 2 aus den englischen Kolonien. 1517 Delegierte erschienen, darunter auch 41 vom europäischen Kontinent. Man strengte sich auf dieser Konferenz ganz besonders an, nähere und fernere Kreise ins Missionsinteresse hereinzuziehen. Der zweibändige Bericht hat 1200 Seiten. Dann kam es 1900 zu der „ökumenischen Missionskonferenz", die vom 21. April bis 1. Mai in New York abgehalten wurde.**) Auch damals begannen die Vorarbeiten schon im Juli 1898. Die Konferenz sollte eine großartige Demonstration von der Einigkeit der evangelischen Kirche und von der Bedeutung des Missionswerkes sein. Und großartig war sie in mancher Hinsicht. Die Amerikaner verstehen es, eine Sache in den Vordergrund zu stellen und sie anziehend zu machen, verfügen auch über die nötigen Mittel hiezu. Der Präsident der Vereinigten Staaten und ein Expräsident ließen sich bei der Eröffnung der Konferenz hören, auch der gegenwärtige Präsident Roosevelt tauchte schon als Governor des Staates New York auf. Weltbekannte Missionare aus allen Missionssektionen waren anwesend: Leute wie John Paton, Jacob Chamberlain, Hudson Taylor, Bischof Ridley u. a. Doch eigentlich repräsentativ konnte man die Versammlung, trotz der nach Tausenden zählenden, nicht scharf abgegrenzten Mitgliederzahl, nicht nennen. Standen doch den 1666 Delegierten aus Amerika und Kanada nur die zwei deutschen Doktoren Schreiber und Merensky gegenüber, und für die 13 niederländischen Missionsgesellschaften erschien Dr. Callenbach als einziger Vertreter. Jedoch die Demonstration für Amerika gelang vollständig, und die zwei Bände mit 558 und 484 Seiten, die in ihren Darbietungen sich über alle Zweige des Missionsbetriebs verbreiten, enthalten viel wertvolles Material.

Alles das soll nun noch überboten werden durch die nächste Konferenz in Edinburg. Ueberboten nicht quantitativ, aber qualitativ. Man hat es im Gegenteil nicht abgesehen auf uferlose Massen von Delegierten, wie sie in New York zusammenkamen, ja sogar teilweise nur auf dem Papier erschienen, sondern das Charakteristische der nächsten Konferenz wird sein, daß nur wirklich Sachverständige als Delegierte anerkannt werden sollen. Von ihnen wünscht man allerdings eine große Zahl, die, um die Konferenz wirklich repräsentativ zu machen, den einzelnen Missionsgesellschaften im Verhältnis zu der Höhe

*) Report of the Centenary Conference on the Protestant Missions, held in Exeter Hall (June 9—19) London 1888. London: James Nisbet and Co.

**) Ecumenical Missionary Conference. New York 1900. In two vol. London: Religious Tract Society.

ihres Budget zugewiesen werden sollen. Die ersten vorbereitenden Schritte geschahen in Schottland schon im November 1906, und am 12. Juni 1907 kam in Edinburg ein allgemeines Komitee zusammen, dem dann im Oktober ein Exekutiv-Komitee zur Seite trat, nebst speziellen Komitees für die verschiedenen Details des Unternehmens. Aehnliche Komitees bildeten sich dann fast gleichzeitig in Amerika. Am 12. März 1908 wurde vom Exekutiv-Komitee beschlossen, insbesondere zur Feststellung des Programms für die künftige Konferenz und zur Auswahl von kompetenten Hilfskräften für die wissenschaftlichen Vorarbeiten ein internationales Komitee einzuberufen. Nachdem mittelst Kabeltelegramm mit den amerikanischen Vertretern das Datum festgesetzt worden war, traten die 19 Mitglieder dieses Komitees am 14. Juli d. J. in Oxford zu einer mehrtägigen Sitzung zusammen. Zuvor hatte sich auch in Deutschland unter Anregung von Inspektor D. Oehler ein Komitee aus Vertretern der verschiedenen Missionsgesellschaften gebildet, das am 18. Mai in Eisenach unter dem Vorsitz von Missionsdirektor La Trobe zusammentrat. Die beiden Mitglieder des internationalen Komitees: D. Paul Richter und Missionar Frohnmeyer, die von Schottland aus nach Oxford geladen worden waren, gehörten auch diesem deutschen Komitee an und konnten sich so mit den Wünschen und Anträgen der deutschen Missionskreise bekannt machen, ehe sie ihre Reise nach England antraten. Wir trafen am 14. Juli in Oxford ein und am gleichen Tag begannen die Sitzungen. Das Komitee bestand aus 19 Mann, der zwanzigste, ein norwegischer Bischof, war nicht erschienen. Es kamen sechs Engländer, fünf Schotten, vier Amerikaner, ein Kanadier, zwei Deutsche und ein Schwede. Man hatte da Gelegenheit, eine Woche lang mit Missionsmännern ersten Rangs, den Leitern großer Gesellschaften, mit denen man durch die Missionsliteratur schon längst bekannt war und die man schon längst gerne einmal gesehen hätte, am grünen Tisch oder in trautem Kreise zusammen zu sein. Es seien nur Männer erwähnt wie Dr. Brown, der Leiter der großen amerikanischen Gesellschaft der Presbyterianer, Dr. Bartan vom amerikanischen Board, der von einem Weltteil zum andern reisende Mott, Dr. Thompson, der Direktor der Londoner Mission, Dr. Robson von der vereinten schottischen Freikirche, der Schwede Dr. Fries, der die Studentenkonferenz in Tokio leitete und last but not least der deutsche Missionsliterat D. J. Richter.

Die Sitzungen fanden im Wycliffe College, einem theologischen Seminar, in Oxford statt, wo auch sämtliche Delegierte untergebracht waren. Die Studenten waren in den Ferien und jedes der Mitglieder bekam die zwei Zimmer eines der abwesenden Studenten. Die Mahlzeiten wurden gemeinschaftlich eingenommen, und da bot sich auch Gelegenheit den einzelnen etwas näher zu kommen; denn sonst wurde streng gearbeitet. Die Sitzungen schlossen einigemal abends nach 10 Uhr und die Pausen waren häufig mit Sitzungen von Subkomitees ausgefüllt. Es sollen nun in diesem und im kommenden Jahr von Kommissionen wissenschaftliche Studien zuhanden des Kongresses in Edinburg gemacht werden. Mit der Auswahl der Mitglieder für diese Kommissionen nahm man es sehr ernst. Ehrenmitglieder sind ausgeschlossen, man will nur Leute haben, die arbeiten. Sachverständige sollen aus der

ganzen Welt ausgewählt werden, und wenn dabei auch so viel als möglich die verschiedenen Länder und Kirchen berücksichtigt werden, so soll dieser Gesichtspunkt doch ganz zurücktreten gegenüber dem, daß die sachkundigsten und tüchtigsten Persönlichkeiten ausgewählt werden müssen. Man kann sich denken, welch eine schwierige Sache es war, diese Sachverständigen aus der ganzen Welt zusammenzulesen, in Kommissionen zu verteilen und dann für die einzelnen Kommissionen einen tatkräftigen Präsidenten und je einen oder mehrere Vizepräsidenten auszuwählen. Diesem voraus ging natürlich die Festsetzung der Gegenstände, die auf diesem Kongreß zur Verhandlung kommen werden. Man sah sofort davon ab, das ganze Gebiet der Missionstheorie und Praxis in Angriff zu nehmen und war darin einig, daß nur aktuelle Fragen in Angriff genommen und dabei nicht wiederholt werden solle, was schon in allen Missionskongressen ausgesprochen und in der Missionsliteratur wieder und wieder abgehandelt wurde. Es sollen die neuesten Erfahrungen primären Quellen entnommen, gesichtet und so annähernd sichere Resultate („findings") mit nötiger Begründung zusammengestellt werden. Wenn der Vorsitzende einer Kommission ein Engländer ist, so ist der Vizepräsident ein Amerikaner und umgekehrt. Zuweilen ist für den Kontinent ein zweiter Vizepräsident beigegeben. Die Vorsitzenden senden, nachdem sie mit einer zentralen Auskunftskommission, bestehend aus sechs Engländern, Rücksprache genommen haben, ihre Fragebogen an die Mitglieder der Kommission. Diese suchen von allen ihnen zugänglichen Quellen ihre Informationen einzuholen, und der Vorsitzende hat dann das eingesandte Material zu einem Gesamtbericht zu verarbeiten, der spätestens Ende Dezember 1909 bei der zentralen Kommission einlaufen muß, sodaß vor dem 1. Mai 1910 sämtliche Berichte im Druck erscheinen werden. Wenn der Gegenstand der betreffenden Kommission im Kongreß an die Reihe kommt, sind ihr 30 Minuten Zeit gegeben die Diskussion einzuleiten. Nachher darf kein Mitglied der Kommission das Wort ergreifen, es sei denn der Vorsitzende des Kongresses fordere dazu auf.

Und nun, welches sind die aktuellen Fragen, die auf dieser Konferenz zur Verhandlung kommen sollen? Es sind deren acht.

1. Die Verkündigung des Evangeliums in aller Welt. Die Punkte, um die es sich da handelt, sind die folgenden: Unbesetzte und nicht genügend besetzte Missionsfelder. Die nötigen Kräfte und Mittel für die verschiedenen Gebiete. Methoden für den Angriff und für die Einnahme der Gebiete. Was die Sache besonders dringend mache, nämlich Ausdehnung des Islam, Aufleben des Buddhismus und das Erwachen des Ostens. Ein Subkomitee soll einen Ueberblick ausarbeiten über den neuesten Stand der Missionstätigkeit.

2. Die Kirche der Eingeborenen und ihre Arbeiter.

a) Die Kirche: der gegenwärtige Zustand in betreff von Selbsterhaltung, Selbstverwaltung, Evangelisation und die besonderen Hindernisse für die Entwicklung kirchlichen Lebens. — Die Beziehung der kirchlichen Organisation zu solchen Einrichtungen der Eingeborenen, die bestanden, ehe das Christentum auftrat. — Bewegungen in den Kirchen draußen mit der Absicht auf nationale Kirchen und eigene Missionsgesellschaften. — Stellung der

heimatlichen Kirche zur Förderung von Unabhängigkeit der Missionsgemeinden und zur Abwehr von Gefahren in dieser Richtung (Eklektizismus, Ueberbürdung mit abendländischen Organisationen u. dergl.).

b) Die eingeborenen Arbeiter: der gegenwärtige Stand hinsichtlich (1) der Klassen von Arbeitern, (2) ihrer Stellung zu den Missionaren und (3) der Uebertragung von Verantwortlichkeiten auf dieselben.

Weitere Schritte, um sie zu größerer Verantwortlichkeit heranzuziehen.

3. Bildung in ihrem Verhältnis zu der Christianisierung des nationalen Lebens.

a) Die Christianisierung der nationalen Gedankenwelt und des nationalen Charakters (1) durch Institute für höheren Unterricht und (2) durch Literatur; b) Die Schaffung christlicher Führer für (1) den geistlichen Stand, (2) sonstigen Dienst in der Gemeinde und (3) für das bürgerliche Leben.

4. Die missionarische Botschaft in ihrer Beziehung zu den nicht-christlichen Religionen. Hervorhebung derjenigen Elemente in der christlichen Religion, die Nicht-Christen am meisten beeinflußt haben. — Christliche Apologetik in Beziehung zu (1) Hinduismus, (2) Buddhismus, (3) Islam und (4) Animismus.

5. Die Ausbildung von Missionaren: a) zu Hause, b) auf dem Missionsfeld.

6. Die Missionsbasis in der Heimat. Wie die Kräfte und Hilfsmittel der ganzen Kirche beigezogen werden können.

a) Missionskenntnis durch Missionsstudium, Literatur etc.; b) Fürbitte; c) Mitarbeit; d) Finanzielle Unterstützung: (1) ihre geistliche Basis, (2) ihre Verstärkung; e) neue Unternehmungen: (1) Studentenmissionsbewegung, (2) Jugendmissionsbewegung, (3) Laienmissionsbewegung. Ihr Verhältnis zu den verschiedenen Denominationen der Missionsgesellschaften. Ihr Fortschritt und die Hoffnungen, zu denen sie berechtigen; f) Führung durch Geistliche.

7. Verhältnis der Mission zu den Regierungen: zu den heimischen, zu fremden und zu kolonialen. — Diplomatische Beziehungen. — Die Grenzen des Zusammenwirkens mit Regierungen. — Wahrung des geistlichen Charakters der Missionsunternehmungen.

8. Ko-operation und Förderung der Einigkeit. Was schon in dieser Richtung geschieht. Die Vorteile und die Möglichkeiten.

Es ist auch diesmal wieder eine reichbesetzte Tafel, doch wird zugegeben werden müssen, daß es sich durchweg um Fragen handelt, die in Missionskreisen Tagesfragen genannt werden müssen und die zum Teil wenigstens als brennende Fragen bezeichnet werden dürfen. Wenn die vorbereitende Arbeit das wird, was die Konferenz in Oxford von ihr erwartet, dann sollte es auch möglich sein, den allerdings gewaltigen Stoff in einer etwa zehntägigen Missionskonferenz zu bewältigen.

Noch ist zu erwähnen, daß außer der zentralen Auskunftskommission, die über die Einheitlichkeit der ganzen Arbeit und die Einhaltung der Grenzen zwischen den acht Kommissionen zu wachen hat, auch noch [illegible] Sekretär für diese Vorarbeiten ernannt wurde, dem allerdings d[illegible]

anteil an der ganzen Arbeit zufallen wird. Es ist dies der ungemein tüchtige und wohlunterrichtete Herr Oldham M. A., der bei unserer internationalen Konferenz in Oxford eine außerordentliche Geschäftsgewandheit bekundete. Er hat bis jetzt unter den schottischen Studenten gearbeitet und soll nun für die Arbeiten des Missionskongresses freigemacht werden.

Der Name „ökumenisch" wurde aufgegeben, da er mißverstanden werden könne und die Bezeichnung „ökumenisch" auch gewöhnlich in einem Sinn gebraucht werde, der für diese Konferenz nicht zutreffe. So wurde der Ausdruck „Weltmissionskonferenz" (World Missionary Conference 1910) gewählt.

Die letzte Sitzung fand am 20. Juli im „Bibelhaus" in London statt, und der Präsident der britischen Bibelgesellschaft gab den noch übrigen Delegierten der Konferenz ein festliches Mittagsmahl. — Uns deutschen Delegierten imponierte die Geschäftsgewandheit der Engländer und Amerikaner nicht wenig. Trotz der Begeisterung, die die Herzen aller erfüllte, welch erhabene Objektivität in der Abwicklung der Geschäfte! Wie geschickt wissen diese Leute uferlose Debatten, fruchtloses Herumreiten auf vermeintlichen Prinzipien abzuschneiden und auf ein greifbares Resultat bei den Verhandlungen hinzuarbeiten.

Unsere englischen und amerikanischen Freunde erwarten sehr Großes von dieser Konferenz, eingedenk jenes bekannten Wortes, daß wenn große Dinge geschehen sollen, wir sie zuerst von Gott erwarten müssen. Mott sagte einmal während der Konferenz: diese Konferenz wird entweder eine gewaltige Macht oder ein Falliment werden („a tremendous force or a failure"), und Dr. Thompson, der den Eindruck eines sehr nüchternen Mannes machte, sagte: „es mag vielleicht das Größte werden, was je für den Fortschritt des Königreichs Christi geschehen ist" („might be the biggest thing done for the progress of Christ's Kingdom"). Es ist kaum zu bezweifeln, daß alles geschehen wird, was Menschen tun können, um diesem Kongresse einen Erfolg zu sichern. Man würde sich aber täuschen, wenn man denken würde, die Unternehmer in dieser Angelegenheit, die verschiedenen Kommissionen und Komitees, samt allen denen, die hinter ihnen stehen, verlassen sich auf diese gewaltigen menschlichen Anstrengungen. Es wurde in jenen Tagen vom 14.—20. Juli in Oxford und London, in England und Amerika, viel gebetet für diese Konferenz. Man beschloß auch einstimmig, daß die heimatlichen Kirchen diesseits und jenseits des Ozeans angegangen werden sollen, mit ihren Gebeten fürbittend für diesen Kongreß eintreten zu wollen. Auch wir schließen unsere Mitteilungen mit der Bitte, daß die Leser dieses Berichts sich mit ihrem Gebet anschließen möchten, damit diese wichtige Angelegenheit ausschlage zu einer Belebung der heimatlichen Kirchen und — was nicht davon zu trennen ist — zu einem mächtigen Aufschwung der Missionsarbeit.



Drei Anliegen der chinesischen Mission:

Union, Erweckung, Opiumkrieg.

Von Pfr. W. Schlatter.

Zu Beginn des Jahres 1908 haben an zwei entgegengesetzten Enden des chinesischen Reiches Versammlungen stattgefunden, welche, jede in ihrer Art, Beweise sind für die Macht, mit welcher der Unionsgedanke sich durchzusetzen strebt.

Jen Tschao-hai, der eingeborene Pfarrer der Kongregationalistenkirche in Nord-Peking, seit langem beunruhigt durch die die Mission zerteilenden Spaltungen und auf Wege zur Abhilfe sinnend, machte sich, als das chinesische Neujahr sich näherte, auf zur Tat; er suchte die Vertreter der verschiedenen Missionen in Peking auf und war erstaunt über die sympathische Aufnahme, die ihm und seinem Anliegen bei griechischen und römischen Katholiken ebenso gut, wie bei den Protestanten zuteil wurde. Durch seine Bemühungen kam eine allgemeine christliche Neujahrsversammlung zustande, die als ein Unikum in der chinesischen Missionsgeschichte zu bezeichnen ist. Mittwoch nachmittags, den 12. Februar, vereinigten sich die Christen aus 13 verschiedenen Missionsgemeinden in der Kirche des American Board.

Das Ganze war bis in alle Einzelheiten so vorbereitet, daß ein Mißton kaum zu befürchten war; die Feier wurde denn auch durch nichts gestört. Studenten sangen ein Lied zum Beginn; Pfarrer Jen las einen Schriftabschnitt, zu welchem alle ihr „Amen" bezeugten. Nach einem zweiten Gesang und gemeinsamem Gebet des Unservaters legte er in einer Begrüßungsansprache sein Anliegen dar: wie er seit langem darüber habe nachsinnen müssen, ob nicht der die Christen trennende Riß irgendwie geheilt werden könnte; die Spaltungen der Christenheit seien im Westen entstanden und von Westen her nach China gebracht worden; das sei aber vom Uebel. Die chinesischen Christen sähen die Notwendigkeit dieser importierten Trennungen nicht ein, sie brauchten doch nicht darum, weil die Abendländischen getrennt seien, sich ebenfalls einander zu entziehen; sie hätten ja eine Bibel, einen Vater, einen Heiland; möchte diese Versammlung Anregung geben zu besserer Bekanntschaft und gegenseitiger Achtung!

Hierauf erhoben sich nacheinander die Vertreter von 14 verschiedenen Organisationen, indem jeder im Namen der seinigen Freude an dieser Unionsversammlung bezeugte. Ihre Voten waren eingerahmt durch musikalische Darbietungen: ausländisches Quartett und Duett-Gesang zweier katholischer Chinesen, Hymnus griechischer Christen. Deren Priester lehnte das Schlußwort aus Bescheidenheit ab; ein Londoner Missionar stand für ihn ein.

Bestand der Wert dieser Feier nur in ihrer Feierlichkeit? Wir wagen solche Beurteilung, so nahe dieselbe unserm Empfinden liegt, nicht. Für die Beteiligten besaß sie realern Wert; der Pekinger Berichterstatter des Ch[illegible] Recorder (März 1908, S. 166 f.) mißt ihr hervorragende Be[illegible]

Leichter wird für unser Verständnis die Würdigung einer andersartigen Unionsversammlung: der „Zweiten West China Conference“, die vom 26. Januar bis 2. Februar 1908 in Tschöng-tu (Provinz Sztschuen) tagte. Um sie zu beurteilen, ist ein Rückblick auf ihre Vorläuferin erforderlich.

Die erste West China Conference hatte in Tagen der Sorge und Unrast stattgefunden. Vor kurzem erst hatten die Missionare des westlichen China, vertrieben durch die Unruhen des Jahres 1895, sich auf ihren Stationen wieder eingestellt. In unansehnlicher Zahl kamen sie — Engländer und Amerikaner — in Tschung-king zusammen, mit der einmütigen Absicht, die Harmonie nach Kräften zu fördern. Ihre Beratungen hinterließen ein doppeltes Ergebnis, welches bis heute Bestand behielt und sich wertvoll erwiesen hat: 1. Die „West China Missionary News“, ein gemeinsames Monatsblatt, welches die Empfindung dafür, „daß wir eine Familie sind in Ihm“, gestärkt hat und stärkt; 2. den „West China Advisory Board“, eine aus den verschiedenen Missionen der drei beteiligten West-Provinzen bestellte Kommission mit der Aufgabe, die Einheitlichkeit der Arbeit nach allen Richtungen im Auge zu haben und demgemäß die einzelnen Missionen zu beraten. Dieser Aufsichtsrat hat im ersten Jahrzehnt seines Bestehens schon allerlei wichtige Dienste geleistet: indem er sich über die Arbeitskräfte und -methoden und die Absichten der verschiedenen Gesellschaften orientierte, konnte er manches beitragen zur Verhütung ungleichmäßiger und konkurrierender Bearbeitung der Gebiete und zur Verhütung von Mißhelligkeiten.

Seitdem nun die große Schanghaier Jubiläumskonferenz stattgefunden hat (5. April bis 8. Mai 1907), läßt sich beobachten, wie ihre Verhandlungen machtvoll durch das ganze chinesische Reich wirken — dem Steine gleich, der, ins Wasser geschleudert, seine Kreise weithin um seine Fallstelle her aufwirft. Die „Zweite West China Conference“ ist im engen Zusammenhang mit der Schanghaier Jahrhundertfeier zu würdigen als eine ihrer wertvollen Früchte.

168 Delegierte fanden sich zusammen. Sie vertraten mindestens 10 Gesellschaften und 350 Missionsarbeiter der Provinzen Sztschuen, Jünnan und Kweitschou. Einer hatte, um teilnehmen zu können, eine vierwöchentliche Reise machen müssen, andere waren drei Wochen unterwegs gewesen; alle kamen mit großen Hoffnungen. Die bei solchem Anlaß im modernen China geziemende obrigkeitliche Dekoration fehlte nicht. Erst erschien der Taotai Tschu (einer der fortgeschrittensten Provinzialbeamten, der sich um die Stadt Tschöng-tu neuerdings das große Verdienst erworben hat, daß er ihre Bettlerscharen durch radikale Mittel zu nützlicher Arbeit bewog); am nächsten Tage machte der Generalgouverneur selbst seine Aufwartung. Beide Würdenträger legten in ihren Ansprachen das Hauptgewicht auf die Ermahnung, schlechte Elemente seien von den Kirchen durchaus fernzuhalten: „Die Kirche kann Schurken nicht schaden, Schurken aber schaden der Kirche“.

Die Konferenz kam zusammen mit dem Entschlusse, ihre Resolutionen durchweg in dem Sinne zu fassen, daß dieselben nicht sowohl Grundsätze niederlegen, als vielmehr, in Durchführung der Schanghaier Prinzipien, Taten

inaugurieren sollten. Die Verhandlungen des ersten Tages betrafen die Lage im allgemeinen und die durch sie gestellten neuen Missionsaufgaben. Der als Missionsschriftsteller bekannte Dr. Arthur Smith war erster Votant. Man beschloß, nach Kräften die Fürsorge für Blinde, Taubstumme, Geisteskranke aufzunehmen, für Missionarskinder besser zu sorgen und für neuankommende Missionare eine Sprachschule zu errichten. Am Dienstag kam die Evangelisationsfrage zur Besprechung, mit dem praktischen Ergebnis: man wolle geeignete Leute für diese Tätigkeit in West-China aussondern und sich zunächst die Dienste des Dr. Li aus Schanghai, eines hervorragenden chinesischen Erweckungspredigers, sichern.

Die nächste Tagung galt der Schulfrage. Auf diesem Gebiet mußte der Grund zu gemeinsamer Arbeit nicht erst gelegt werden. Die meisten Missionsschulen hatten bereits einen einheitlichen Lehr- und Prüfungsplan angenommen; ein Grundstück zur Errichtung einer Unions-Hochschule in Tschöng-tu war erworben, der Bau- und Studienplan den heimatlichen Missionsbehörden eingereicht. Die Konferenz nun bekannte sich rückhaltlos zu dieser Unionstendenz auf dem Schulgebiete. Sie sprach die Notwendigkeit der Errichtung eines möglichst vollkommenen Lehrerseminars aus und beschloß, für die Inspektion der Primar- und Sekundarschulen nach einem geeigneten Schulmanne zu suchen.

Wir übergehen eine Reihe anderer, wenngleich wichtiger Beschlüsse und wenden unser Interesse ausschließlich dem Haupttage (Donnerstag) zu. Die künftige Gestaltung der chinesischen Kirche bildete den Beratungsgegenstand. Separation, Föderation, Union konnten in Betracht gezogen werden. Die größten Unionsoptimisten staunten. Man fragte gar nicht, ob Union (Vereinigung) die Aufgabe der Zukunft sei; das daß stand jedermann fest — aller Augen richteten sich nur nach den Wegen, welche in der Richtung auf dieses Ziel den wirksamsten Erfolg versprachen. Mit völliger Einmütigkeit bezeugte die Versammlung als ihr Ideal: „**eine** protestantische christliche Kirche für West-China". Ein Redner wollte sogar, auf allgemeinere Union hoffend, das Wort „protestantisch" fallen lassen!

Und diese Unionsidealisten bewiesen ihren großen, praktischen Ernst: Baptist, Quäker, Kirchenmann, Methodist, Kongregationalist, Darbyst, Presbyterianer — einer um den andern erhoben sie sich und erklärten sich freudig bereit, Glieder irgend einer andern Mission ohne Forderung eines Sonderbekenntnisses in ihre Gemeinden aufzunehmen. Dieses einzigartige Ereignis bezeichnete den Höhepunkt der Konferenz. Ein zahlreiches, aus den erfahrensten Vertretern der beteiligten Missionen gebildetes Komitee wurde beauftragt, binnen Jahresfrist zur Verwirklichung der Union geeignete Anträge auszuarbeiten. Solche scheint in der Tat für West-China nicht mehr fern zu sein, und mit großer Spannung wird der Missionsfreund aus dem Westen herüberschauen und zusehen, wie dieses Missionsgebiet in einer äußerst wichtigen Entwicklung die Führerrolle spielt.

Der Gottesdienst am Sonntagabend, der, von Bischof Bashford geleitet, die Konferenzteilnehmer zum heiligen Mahle vereinigte, wird nicht so bald vergessen werden. Da das Mittagsmahl für alle am Orte der Ver-

sammlung selbst stattfand, war es ihnen sozusagen unmöglich gemacht, untereinander nicht bekannt zu werden; Vertrautheit aber ist geeignet, Schwierigkeiten zu ebnen. An die Kirchen der Heimat erging die dringende Aufforderung, für West-China 350 Evangelisten, 300 Missionare, 250 Schulmänner, 250 Missionsschwestern, 200 Aerzte, 100 Krankenpflegerinnen, 50 Spezialisten für Verschiedenes, insgesamt 1500 Helfer mobil zu machen.

Tiefen Eindruck machten die Mitteilungen des Methodisten-Missionars Pollard über die wunderbaren Vorgänge unter den Nosu und Miao in Jünnan. Da derselbe seitdem auch an den Londoner Maiversammlungen allerlei erzählt hat und infolgedessen neueste Doppelberichte vorliegen (Chin. Rec. Apr. 1908; China's Millions Juli 1908) sei hier einiges nachgetragen, in Ergänzung des in einer frühern Nummer Berichteten.

Wie in England durch die einwandernden und vorwärtsdrängenden Sachsen, Angeln und Dänen die ursprünglichen Landesbewohner, die Briten, in den westlichen Winkel, nach Wales, geschoben wurden, wo sie sich halten konnten, so war es in China das Los der Nosu und Miao, vor den nachrückenden Chinesen aus ihren ursprünglichen Sitzen in Süden und Mitte des Landes bis in die westlichen Bergländer, gegen Tibet hin, weichen zu zu müssen. Wo die Miao für sich allein wohnen, sind sie zum Teil wohlhabende Grundbesitzer, wo sie dagegen mit den Nosu zusammentreffen, sind diese letztern die Eigentümer des Landes, die erstern ihre Pächter und, wenngleich frei, großenteils blutarm.

Vor Jahren gemachte Versuche der Missionare des nordöstlichen Jünnan, diese Stämme zu erreichen, waren fast gänzlich erfolglos. Einige wenige Nosu ließen sich taufen: die Miao verhielten sich in ihrer Scheu völlig zurückhaltend, um so mehr, weil ihnen die Chinesen über die fremden Teufel die schrecklichsten Geschichten zugeflüstert hatten.

Während der letzten drei oder vier Jahre hat sich die Lage sehr geändert. Die Missionare sind von den Miao als ihre besten Freunde erkannt und anerkannt worden, und die Licht- und Schattenseiten dieser armseligen Menschen sind nun offenkundig: furchtbare Unsittlichkeit und Trunksucht mit unbeschreiblichem Elend im Gefolge, und daneben eine große, zärtliche Liebe zu den Kindern, deren keines je verkauft oder beseitigt wird, und aus diesem Mischmasch von Finsternis und etwelchem Licht und aus dem starrenden Schmutz dieser elenden Hungerleider sieht man durch die Wunderkraft des Geistes Gottes eine innige, kindliche Jesusliebe und eine feurige Inbrunst des Gebetlebens erstehen.

Missionar Pollard erzählte in London von unersättlichem Hunger nach Evangelium, der ihn und seinen Miao-Begleiter einmal eine ganze Nacht hindurch zwang, sie in einem fort singen und beten zu lehren und vom Heiland zu erzählen — von den Kinderscharen seiner Missionsgemeinden, wie sie aus ihren Dörfern meilenweit entgegenzukommen pflegen, ihm ihre kleinen Geschenke zutragen und in Einfalt von ihrer Liebe zu ihm und zum Heiland plaudern — von 11 Zauberern, welche vor drei Jahren einmal aus Neugierde in den Gottesdienst kamen, von Jesus überwunden wurden und bis auf einen heute noch Treue halten.

Mit ganz besonderem Verlangen jedoch sind die Blicke der chinesischen Missionskirche gegenwärtig nach dem Nordosten gerichtet, wo die Erweckungsbewegung von Korea her siegreich durch die Mandschurei vordringt. Seitdem sie in einer frühern Nummer dieses Blattes angekündigt wurde, hat sie in dieser Provinz mit staunenerregender Gottesmacht um sich gegriffen und scheint die Stationen der vereinigten irischen und schottischen Presbyterianer eine um die andere heimsuchen zu wollen.

Sonntag, den 8. März, wurden im Morgengottesdienst in Mukden 17 chinesische Freiwillige feierlich eingesegnet, um in Gruppen zu zwei und drei die Botschaft von den großen Taten Gottes in die umliegenden Gebiete zu tragen. Sündenbekenntnisse, spontan und öffentlich abgelegt, markieren die Bewegung auf der ganzen Linie. Sie wollen nicht enden. Greuliches bricht hervor ans lange gemiedene Tageslicht: wie einer seine — anwesende — Gattin mehrmals durch Gift aus der Welt zu schaffen suchte; wie ein Gemeindeältester Veruntreuungen am Kirchengut beging u. s. f. Nun zeigt sich, wie das versuchungsreiche Jahr 1900 viele und schwere Schuld hinterlassen hat; manche laden diese Last nun plötzlich von sich ab und erlangen dadurch namenloses Glück der Gnadengewißheit. Ein junger Mann bekannte: er habe sich damals den Boxern angeschlossen und ihre Uebungen mitgemacht; als er aber sah, wie weit ihn ihre Sache fortriß, habe er sich unter dem Vorwand, die Kleider zu wechseln, davon gemacht; seitdem sei er in seinem Innern beständig ein elender Mensch gewesen; um Erleichterung zu finden, habe er sich der Gemeinde genähert, nun sei ihm seine Schuld rein unerträglich geworden — und nach Erzählung dieser Unglücksgeschichte schrie der Aermste recht eigentlich nach Gnade, und mit ihm schrie in Inbrunst die Gemeinde für diesen ihren ehemaligen Feind. Ein anderer gestand, als Mukden im Boxerjahr angezündet wurde, habe er Geld und Gut gestohlen; manche bezeugten in heißer Reue, damals um der Boxer willen ihren Glauben verleugnet zu haben.

Merkwürdig ist, wie Gott der Herr diese Machtbeweise seiner Gnade gerade der Missionskirche der Mandschurei schenkt, des Landes, welches während des letzten Jahrzehnts Unglück über Unglück erlitten und reichlich vom Blut seiner Bewohner getrunken hat. Nun ist es das Sehnen, die Hoffnung der Christen in den andern Provinzen, daß diese Heimsuchung durch den heiligen Geist von Land zu Land gehen und sich auch über sie erstrecken möchte; ob ihr Wunsch erfüllt werden wird, steht bei der Freiheit und Weisheit Gottes, welche allein solche Zeiten erkennt und bestimmt.

Zu Union und Erweckung gesellt sich als drittes, was die chinesische Missionskirche zurzeit als großes Anliegen beschäftigt, der von der Regierung eröffnete Kampf gegen das Opium. Der Chinese Recorder berichtet über Verlauf und Erfolg desselben in der Märznummer 1908 („The progress of the Anti-opium Movement among the Chinese", S. 143—155). Ungefähr ein Jahr nach Erlaß der kaiserlichen Verfügungen gegen das Opium ging bei Vertretern verschiedener Missionen in einem großen Teil des Reiches ein Fragebogen um, von missionarischer Seite in Umlauf gesetzt: 1. „W
in der Stadt oder dem Distrikt, wo Sie arbeiten, die Opiumedikte

bekannt gemacht? 2. In welchem Maße hat sich die Bewegung für Schluß der Opiumhöhlen in Ihrem Distrikt erfolgreich gezeigt? 3. Ist irgend ein Versuch gemacht worden, mit dem Opiumverkauf in den Läden sich auseinanderzusetzen oder das Pflanzland zu vermindern? 4. In welchem Umfang ist die Bewegung für Eröffnung von Opiumasylen wahrnehmbar? 5. Ist die Bewegung in Ihrem Distrikt populär (d. h. machen Adel und Volk mit?), und bekunden die Behörden Eifer? 6. Machen die Chinesen irgend welchen Versuch, die öffentliche Meinung in Ihrem Distrikt in dieser Sache zu beeinflussen?"

Die zu Frage 1 vorliegenden Antworten ergeben mit Deutlichkeit folgendes Bild: Drei Fünftel lauten bündig „Ja", ein Fünftel zurückhaltend: „Ja, nach etwelchem Aufschub", ein Fünftel durchaus verneinend. Aus dem Westen konnten wegen der langen Frist, welche brieflicher Verkehr dahin beansprucht, keine Antworten eingeholt werden. Trotzdem ist augenscheinlich, daß in den Küstenprovinzen die Bekanntmachung am striktesten durchgeführt wurde, daß die Beamten der Zentralprovinzen geringern Eifer zeigten, und daß die Antiopiumbewegung im fernen Westen und im Südwesten die schwächste Kraft und den geringsten Erfolg aufweist; in der Provinz Hupe taten die Beamten überhaupt keine Schritte, das Volk von den Edikten in Kenntnis zu setzen.

Wollte man abendländische Begriffe von Reichsregiment und Regierungsgewalt auf chinesische Verhältnisse anwenden, so wäre diese Erscheinung rein unerklärlich. Sie ist wiederum ein Beweis für die Tatsache, daß in China die Dezentralisation nahezu aotische Zustände hervorgerufen hat. Man kann in Peking Edikte beschließen und das Ausland durch dieselben überraschen und in große Spannung versetzen — was aber in China selbst aus dem kaiserlichen Willen gemacht wird und ob er überhaupt irgend etwas bewirkt oder verändert, das hängt sozusagen ganz von der Geneigtheit und Tatkraft des betreffenden Vizekönigs ab. Durch diese Tatsache ist aber alle Reform in Frage gestellt, und Stärkung der Zentralgewalt wird unerläßliche Bedingung für deren Gelingen sein.

Ein zweiter Punkt ist zudem in Betracht zu ziehen. Die den Opiumhöhlen auferlegten Taxen bildeten eine bedeutende Einnahme der Beamten. Demgemäß ist alles, was diese zur Unterdrückung des Opiumverbrauchs tun, für sie selbst eine unmittelbare finanzielle Schädigung, indem ihnen vorläufig von keiner andern Seite her Ersatz für diesen Ausfall der Einnahmen gesichert ist. In diesem Lichte angesehen, zeigt sich das, was während des ersten Kampfesjahres durch eine erhebliche Anzahl von Beamten getan worden ist, in der höchst lobenswerten Beleuchtung selbstverleugnender Handlungsweise: „sie haben getan, was keinem Beamten in einem gut regierten Lande zugemutet wird: für eine Reform, welche durchzuführen ihnen aufgetragen ist, tragen sie selbst die Kosten." Der Berichterstatter aus Tsi-nan-fu meldet: „Einige der Beamten, welche die Sache ernst nehmen, befinden sich in großer Verlegenheit wegen der unzureichenden Einkünfte." Die Erschließung neuer Hilfsquellen, an welchen China so reich sein könnte, wird erst einen wirksamen Kampf gegen den Opiumfluch erlauben.

Von „öffentlicher Meinung" kann noch nicht allgemein geredet werden, da diese Größe in China erst im Werden begriffen ist. Wo aber eine solche

sich bereits herausgebildet hat, da nimmt sie durchaus gegen das Opium Stellung, unterstützt von der einheimischen Presse. Das heranwachsende Geschlecht zeigt bereits eine entschlossene Haltung.

Diese Ergebnisse der angeführten Enquête finden in mancher Beziehung Bestätigung durch einen Vortrag, in welchem der Polizeihauptmann Bruce in Schanghai am 15. Januar 1908 über „Opium in Kansu" sprach. Während chinesische Autoritäten in sehr bescheidener Taxation die Zahl der Opiumraucher auf 40 % der männlichen Bevölkerung angeben, versichere der katholische Bischof Otto in Kansu, der 30 Jahre in China zubrachte, daß auf acht Männer sechs Opiumraucher kommen. Kein chinesischer Beamter kann von seinem Minimalgehalt leben. Bisher war es seine — und nur seine — Sache, auf Erhöhung seines Einkommens zu sehen, und eine seiner hauptsächlichen Einnahmequellen war die stetsfort gesteigerte Besteuerung der Opiumhöhlen. „Ist die Regierung willig, angemessene Garantien für die Aufrichtigkeit ihrer Bestrebungen zu leisten, wodurch sie zeigt, daß sie wirklich und allein das Wohl des Volkes will, dann hat China in der Tat seine Augen zur Erkenntnis des Uebels aufgetan."

In Missionskreisen hat man nur in geteilter Freude und halber Zustimmung Kenntnis genommen von dem in der Jahresversammlung der Steuerzahler in der Schanghaier Fremdenkonzession (Frühjahr 1908) gefaßten Beschluß, innerhalb derselben den vierten Teil der Opiumhöhlen während des nächsten halben Jahres zu schließen, so, daß sämtliche Lizenzen nach Verfluß von zwei Jahren aufgehoben sein sollen. Man hätte es lieber gesehen, wenn die Ausländer sich mit mutigem Entschluß an die Spitze des Kreuzzuges gestellt hätten. Die Beschlußfassenden machten aber geltend, Mangel an Zutrauen zur Aufrichtigkeit der chinesischen Regierung nötige sie zu dieser vorsichtigen Haltung.

Rundschau.

Kongo.

Daß im Kongostaat noch immer brutale Gewalt an den Eingeborenen ausgeübt wird, um einen möglichst hohen Tribut an Kautschuk aus den unglücklichen Bewohnern des Landes zu erpressen, geht aufs neue aus dem Brief eines Missionars vom oberen Kongo hervor. Dieser Brief ist datiert vom 31. März d. J., stammt von Missionar W. R. Kirby in Yalemba und ist an den Leiter der englischen Baptistenmission in London gerichtet. Er schreibt darin:

Mitte Januar begab ich mich auf eine Inlandreise südlich vom Fluß. Wir ruderten zunächst flußabwärts bis Bando und traten von hier den Marsch landeinwärts an. Als wir das Dorf Bando erreichten, wurde mir dort mitgeteilt, daß der Weiße von Lingomo (einem Regierungsposten) mit den Eingeborenen hinter Panonga, einem Dorf, das fast gegen[illegible] lemba liegt, sich im Krieg befinde. Daß dies kein leeres Gerücht

ich nur zu bald erfahren. Bei unserem Weitermarsch, auf dem ich nach zwei Stunden Yaoselo erreichte, erfuhr ich, daß die gesamte Bevölkerung im Walde zerstreut lebe. Bald darauf kam ich nach Yakote und fand das ganze Dorf niedergebrannt. Auch hier waren die meisten Leute in den Wald geflüchtet, und der Regierungsbeamte teilte mir mit, daß es für den Weißen eine schwierige Sache sei, den Kautschuktribut von den Eingeborenen einzutreiben.

Am nächsten Tage passierte ich Yaopando. Auch dieses war niedergebrannt, und die Bewohner lebten im Walde versteckt. Als ich dann Yaokomo erreichte, fand ich die Leute emsig mit der Anlegung eines neuen Dorfes beschäftigt, da das alte vom Weißen niedergebrannt worden war.

Da der Regierungsposten von da kaum eine halbe Stunde entfernt liegt, so suchte ich denselben auf und fand hier in Abwesenheit des europäischen Beamten nur den Capita (den eingeborenen Leiter) vor. Dieser führte mich auf der Station herum, und ich werde nicht so leicht den Eindruck vergessen; den ich da erhielt. Ich besuchte u. a. das Gefängnis, ein aus Flechtwerk mit Erdbewurf hergestelltes Gebäude, etwa 30 Fuß lang und 12 Fuß breit, das aus zwei Räumen und einer Galerie auf beiden Seiten bestand. An jeder Ecke des Gefängnisses stand ein bewaffneter Wachtposten, während auf der Galerie etwa 30 bis 40 Weiber herumhockten, von denen die meisten einen Säugling in den Armen hielten. Dabei fiel mir ein Weib, das fortwährend stöhnte und augenscheinlich heftige Schmerzen litt, besonders auf. Auf meine Frage, was ihr fehle, erfuhr ich, daß vor etwa 14 Tagen der Weiße ihr Dorf Yaoselo ausgeplündert und sie dabei mit andern Weibern gefangen genommen und nach Lingomo transportiert habe. Auf dem Marsche dahin kam die Frau nieder und gab einem Kinde das Leben; aber die Soldaten erlaubten der Frau nicht, zurückzubleiben, sondern nötigten sie, den Marsch fortzusetzen. Die Folge war, daß sie nun heftige Schmerzen litt. Die Wegstrecke, die sie in diesem Zustande zurücklegen mußte, betrug mindestens 14 Stunden.

Die beiden anstoßenden Räume des Gefängnisses waren voller Männer und Knaben. Auf meine Frage, wie viele Gefangene im ganzen da seien, erhielt ich zur Antwort, daß sich ihre Zahl auf mehr als hundert beliefe und daß sie sämtlich von den benachbarten Dörfern stammten. Sie alle müßten, sagte der Capita, als Gefangene dableiben, bis ihre Angehörigen den festgesetzten Betrag an Kautschuk eingeliefert hätten. Ich fand, daß die Mehrzahl der Leute vom Weißen in den ausgeplünderten Dörfern aufgegriffen worden war. Wie es dabei zugegangen war und in welchem Zustand sich die Leute befanden, will ich nicht näher beschreiben; es ist zu empörend. Das Gefängnis war geradezu eine Hölle.

Am nächsten Tage erreichte ich Yalebolo und fand das Dorf ebenfalls ausgebrannt. Indem ich hier eine Weile rastete, kam ich mit den acht Männern, die sich noch im Dorf aufhielten, in ein Gespräch. Sie erzählten mir, daß der Weiße von Lingomo ihr Dorf vor drei Wochen ausgeplündert habe, weil sie nicht genug Kautschuk entrichtet hätten. Ich erkundigte mich nach dem Häuptling und erfuhr, daß er krank sei; trotzdem begaben sich zwei Männer nach seiner provisorischen Hütte und brachten ihn herbei. Ich sah,

daß der Mann im Sterben lag, und hörte, daß die Leute ihn auf Befehl des Weißen aus dem Gefängnis geholt hatten, bevor er sterbe. Er hatte vier Monate im Gefängnis zugebracht, wo ihn ein Soldat mit dem Flintenkolben geschlagen und schwer verletzt hatte. Im Dorfe befand sich weder Weib noch Kind, da sie sich, wie man mir sagte, aus Furcht vor dem Weißen nicht hier aufzuhalten wagten. Wie wilde Tiere hausten sie nun im Walde.

Das nächste Dorf war Yamongo, das zwar noch stand, das aber der Weiße niederzubrennen gedroht hatte, wenn bei seiner Rückkehr der volle Tribut nicht entrichtet wäre. Der Häuptling Bokata saß vor seiner Hütte und erhob sich bei meiner Ankunft nur mit größter Mühe. Ich erkundigte mich nach der Ursache und erfuhr hierauf folgenden Tatbestand. Der Häuptling war mit seiner Kautschuklieferung zum Weißen gegangen; aber da sie nicht das volle Gewicht hatte, mußte sich der arme Mann auf Befehl des Weißen auf den Boden legen. Dann hatte man seine Füße an einen Pfahl gebunden, zwei Soldaten hielten sie in die Höhe, und ein dritter bearbeitete sie mit einem Stock. Das war nun schon vierzehn Tage her und noch waren seine Füße so stark geschwollen, daß sie den zweifachen Umfang ihrer gewöhnlichen Größe hatten.

Während ich mich auf dem Wege zum nächsten Dorfe befand, erzählte mir mein Führer, daß der frühere weiße Leiter des Regierungspostens alle Fruchtbäume hatte niederhauen und die Erdfrüchte ausgraben lassen, um die Leute zu nötigen, im Walde nach Kautschuk zu suchen. Aber eine solche unmenschliche Handlungsweise erschien mir doch fast unglaublich. Währenddem passierte ich Bongila zu meiner Rechten und wurde hier berichtet, daß der dortige Häuptling auf dem Regierungsposten Lingomo zu Tode gepeitscht worden sei.

Bei meiner Ankunft in Yefoloko fand ich das halbe Dorf niedergebrannt; seine Bewohner aber hatten sich in den Wald geflüchtet. Auch die beiden nächsten großen Dörfer, an denen ich am nächsten Tage vorbeikam, waren verbrannt und die Leute im Walde. Als ich auf der Brandstätte des einen stand, hörte ich die dumpfen Töne einer großen Trommel und wurde berichtet, daß die Trommel geschlagen werde, um die Leute zu einem Angriff auf mich zusammenzurufen. Ich rief dem Trommler einige Worte zu, aber als ich auf ihn zuging, lief er davon. Während ich dann durch die Dorfgärten ging, sah ich zu meinem Erstaunen, daß die Erdfrüchte alle ausgegraben und die Bananen niedergehauen waren. In einiger Entfernung aber stand eine Gruppe Männer, die mit Speeren und Schilden bewaffnet waren und uns nicht näherkommen lassen wollten, obwohl ich ihnen zurief, wer wir seien. Mein Führer sagte ihnen dann, daß ich ein Engländer sei und daß sie von mir nichts zu befürchten hätten. Hierauf erwiderten sie, wenn das der Fall wäre, so sollte ich zum Beweise dafür allein zu ihnen kommen. Ich tat dies, und der Häuptling kam mir halbwegs entgegen, nachdem er seinen Speer beiseite gestellt hatte. Als wir einige Worte miteinander gewechselt hatten, rief er seine Leute herbei, mit denen wir bald in lebhafter Unt-
haltung waren. Sie erzählten mir u. a., daß vor einigen Wochen
von Lingomo in Begleitung von Eingeborenen gekommen sei u

gewiesen habe, die Pflanzungen zu verwüsten; dabei habe er ihnen mit der Nilpferdpeitsche gedroht, wenn sie das nicht gründlich täten.

Ich blieb dann hier über Nacht und schlief in der einzigen Hütte, die vom eingeäscherten Dorfe noch stand. Der Weiße hatte, wie man mir erzählte, mit eigener Hand Feuer an die Hütten gelegt und so das Zerstörungswerk vervollständigt. In dem ganzen Dorf war kein einziger Kochtopf übrig geblieben, und die Eingeborenen waren ohne alle Nahrung. Kein Wunder, daß die erbitterten Leute dem Weißen den Tod geschworen hatten. Mit Recht hatten sie ihm den Namen „Häuptling des Gefängnisses" gegeben.

Ich war mit der Absicht auf die Reise gegangen, den Eingeborenen unterwegs das Evangelium zu verkündigen, und ich versuchte das auch in den verschiedenen Dörfern; aber die Leute wollten nichts davon wissen. „Sorge dafür, daß erst der weiße Mann uns vom Halse geschafft wird, dann kannst du deine gute Botschaft ausrichten" — hieß es überall. Drei Tage lang war ich von Dorf zu Dorf gezogen, und überall mußte ich dieselbe traurige Geschichte hören, dasselbe Elend erblicken.

Auf meinem Weitermarsch kam ich nach Yambisi, dem Regierungszentrum eines anderen Bezirks. Zu meinem Erstaunen erfuhr ich hier, daß der hiesige Stationsleiter derselbe Beamte von Lingomo sei, der sich die erwähnten Brutalitäten hatte zu schulden kommen lassen. Er selber sagte mir, daß er nun in diesen Distrikt versetzt worden sei, um die Abgaben einzutreiben. Es ist nur zu hoffen, daß er sich hier nicht zu den gleichen Maßregeln wird fortreißen lassen.

Ein zweitägiger Marsch führte mich nach Ilondo, etwas östlich von Yalemba. Hier haben die Eingeborenen ihre Abgaben in Gestalt von Fischen an den Regierungsposten von Yambisi abzuliefern. Es hat dies alle 14 Tage zu geschehen, und da die Leute bis auf eine Entfernung von 60 Meilen zu rudern haben, bis sie das geforderte Quantum herbeigeschafft haben, so bleibt ihnen wenig Zeit für sich selbst übrig.

Die Eingeborenen im Lingomo-Distrikt beklagten sich sehr über den geringen Preis, der ihnen für den Kautschuk bezahlt werde. Der Häuptling eines Dorfes erhält für die Lieferung nur zwei Faden Baumwollzeug und einige kleine Messingringe. Daneben droht ihm das Gefängnis und die Nilpferdpeitsche. Das übrige Volk aber erhält nicht die geringste Entschädigung dafür. Uebrigens wurde mir in jedem Dorfe versichert, daß der Kautschuk vollständig ausgebeutet sei und sich das vom Weißen geforderte Quantum absolut nicht mehr beschaffen lasse.

Ich berichte alle diese Dinge, damit Sie eine Vorstellung von dem schrecklichen Zustande der Leute gewinnen, unter denen wir zu arbeiten haben. Ihr Herz blutet gewiß, wenn Sie von diesen traurigen Vorgängen hören. Ich habe auch nicht unterlassen, alle Tatsachen bis ins einzelnste an den Richter in Basoko zu berichten, und so viel ich höre, wird dieser die Angelegenheit untersuchen. (Miss. Herald of the Bapt. Miss. Soc. 1908, No. 7.)

Kamerun.

Die Regierungsschule in Garua. Im Aprilheft (S. 169), beim Bericht über die Regierungsschule in Garua, haben wir die Befürchtung ge-

äußert, das Streben des Residenten nach religiöser Neutralität möchte in Wirklichkeit zu einer Stärkung des mohammedanischen Einflusses ausschlagen. Hierauf wird uns von kompetenter Seite geschrieben: „Ihre Befürchtungen wegen der Schule in Garua bauen sich auf tatsächlich nicht zutreffenden Voraussetzungen auf. Bei der Schule in Garua wird auch nicht indirekt die Beobachtung voller religiöser Neutralität außer acht gelassen. Vorläufig handelt es sich dort im wesentlichen um die Erziehung der Kinder der Fullah-Großen. Was geschehen wird, wenn einmal die Zeit herangekommen ist, daß auch Heidenkinder in größerer Anzahl dort Aufnahme finden, ist eine Frage, die bei den geringen verfügbaren Machtmitteln und den kritischen politischen Verhältnissen mit der größten Vorsicht zu behandeln sein wird. Zurzeit könnte jeder Uebereifer, ja jede Ungeschicklichkeit zu politischen Verwicklungen führen." — Die Schule in Garua, wird weiter bemerkt, sei noch vor kurzer Zeit durch Schülermangel ernstlich in ihrer Existenz bedroht gewesen; aber jetzt sei die ablehnende Haltung der mohammedanischen Bevölkerung im Schwinden begriffen, was gerade auf die Vermeidung jeder politischen und religiösen Beeinflussung beim Unterricht zurückzuführen sei. Die Entsendung eines weißen Lehrers nach Garua wäre aus politischen Gründen jetzt noch nicht möglich. Ausdrücklich wird versichert, daß weder jetzt noch in Zukunft Heidenkinder zum Moscheenbesuch angehalten werden sollen. Das ist besonders wichtig. Die Schlußbemerkung lautet: „Meines Erachtens kann man daher weder von einer direkten noch von einer indirekten Schädigung der Verbreitung christlicher Anschauungen durch die Regierungsschule in Garua sprechen." — Wir sehen in diesen Mitteilungen dankbar einen Beweis dafür, daß man an leitender Stelle ernstlich entschlossen ist, die Würde des Christentums auch dem Islam gegenüber zu wahren und eine einseitige Förderung des Islam zu vermeiden. Die Durchführung dieses Grundsatzes wird mit vielen Schwierigkeiten verbunden sein, was wir rückhaltslos anerkennen. Aber da der Wille vorhanden ist, wird sich auch der Weg finden.

Indien.

Daß es auch in Indien Bezirke gibt, wo die Missionsarbeit reiche Ernten erleben darf, zeigen u. a. die Berichte aus dem Telugu-Gebiet. Hier wurden im letzten Jahr über 2000 Personen getauft, während außerdem die Listen der Taufbewerber am Schluß des Jahres noch 5000 Katechumenen aufführten. Seitdem sind weitere 3000 Taufbewerber in zwei einzelnen Distrikten hinzugekommen und die Nachfrage nach christlichen Lehrern ist so groß, daß in einem Monat allein 29 Dorfschaften um solche baten. Auch im nördlichen Indien, im Pandschab, läßt sich da und dort eine Bewegung zugunsten des Christentums wahrnehmen. So meldeten sich im Narowal-Distrikt während der letzten zwei Jahre 1500 Personen zur Taufe, und in den Bezirken um Amritsar her sind es besonders die unterdrückten ärmeren Volksklassen, die um christlichen Unterricht bitten [illegible]
im Aligarh-Distrikt während der ersten Monate die[illegible]
Anzahl Hindu getauft werden, und der Zudra[illegible]
Taufe ist zurzeit so groß, daß ihre Zahl kaum [illegible]

Stadt Aligarh selbst stehen viele im Taufunterricht; in ihrem Eifer haben die dortigen Katechumenen ein Komitee unter sich gebildet, das sich zur Aufgabe gemacht hat, das Evangelium unter seinen Kastenleuten zu verbreiten. Besonders unter den Bhil, einem vorarischen Volksstamm im Bergland von Radschputana, wo bis vor wenigen Jahren die Missionsarbeit wenig Erfolg zeigte, ist ein großer Umschwung eingetreten. (The Ch. Miss. Rev. Sept. 1908.)

China.

Wie der Ostasiatische Lloyd (31. Juli, Nr. 31) berichtet, bereist seit Monaten ein Vertreter des Islam die chinesischen Provinzen. Scheich Ali Rizat Effendi hat sich bereits mehrere Monate in Kansu und Schensi aufgehalten, wo Millionen von Mohammedanern leben. Auch in Peki ist er einige Zeit gewesen und dann den Yangtse abwärts nach Schanghai gekommen. Ali Rizat stellt auf das bestimmteste in Abrede, daß er irgendwelche politischen Ziele in China verfolge; er beabsichtige ausschließlich, die mohammedanischen Chinesen wieder in engere Beziehungen zur orthodoxen Lehre des Propheten zu bringen. Von den äußeren Bräuchen und Vorschriften des Korans sei in China im Laufe der Zeiten viel verloren gegangen, und auch die Zahl der des Arabischen wirklich mächtigen Schriftgelehrten sei nur noch gering. Hier Wandel zu schaffen, sei alles, was man in Konstantinopel wünsche.

Es wird abzuwarten bleiben, wie weit derartige Missionsbestrebungen der Türken in China auf Erfolg, und vor allem auf Unterstützung von den Behörden rechnen können. In dieser Beziehung wird es interessant sein zu beobachten, ob die chinesische Regierung der mohammedanischen Mission gegenüber denselben Standpunkt einnehmen wird, den sie z. B. den Bestrebungen der japanischen Buddhistenpriester gegenüber verfolgt, oder ob sie ihnen einen weiteren Spielraum einräumen wird. Interessant ist das insbesondere auch aus dem Umstande, daß die Mohammedaner unter den Chinesen nicht allein sehr zahlreich sind, sondern auch politisch nicht unwesentlichen Einfluß üben und sich von ihren nichtmohammedanischen Volksgenossen vielfach streng getrennt halten. Bekannt ist die Rolle, die die Mohammedaner bei den großen Aufständen während des letzten halben Jahrhunderts in Kansu, Yünnan und Turkestan gespielt haben, ebensosehr aber auch, daß der Schutz des Hofes bei der Flucht aus Peking nach den Boxerunruhen im Jahre 1900 und während seines Aufenthalts in Singanfu ausschließlich in den Händen mohammedanischer Truppen lag. Während in vergangenen Zeiten wiederholt Mohammedaner hohe Ehrenstellen in China bekleidet haben, sind sie in den letzten Jahren aus dem höheren öffentlichen Dienst ganz verschwunden. Das hängt mit der Vorschrift zusammen, wonach von den Beamten vor dem Bilde des Konfuzius regelmäßige Ehrbezeugungen zu vollziehen sind. In mohammedanischen Kreisen ist diese Zurücksetzung sehr peinlich empfunden worden, und es ist keineswegs ausgeschlossen, daß jene über kurz oder lang mit dem Verlangen der Gleichberechtigung hervortreten werden. Daß derartige Bestrebungen durch eine von Konstantinopel geleitete Mission nur gefördert werden können, liegt auf der Hand, und das Beispiel namentlich von Niederländisch-

Indien läßt darüber keinen Zweifel, daß die mohammedanischen Priester und Schriftgelehrten ihren Einfluß, sobald davon Erfolg zu erwarten ist, auch politisch in sehr ausgedehntem Maße zu betätigen wissen.

Japan und Korea.

Politische Evangelisation. Die rasche Ausbreitung des Christentums in Korea beginnt die japanischen Politiker zu beunruhigen. Nicht daß diesen das Christentum an sich unbequem wäre; aber in Korea sind offenbar die christlich angeregten Kreise zugleich Kreise stark empfindender Patrioten, und der koreanische Patriotismus hat gegenwärtig allen Grund, sich gegen die Vergewaltigung Koreas durch die Japaner aufzubäumen. Vor Zeiten hätte man nun einfach die Christianisierung des Landes mit Gewalt zu hindern gesucht; aber dazu sind die heutigen Japaner zu moderne Menschen. Dagegen kann man versuchen, das Christentum, wenn es nun einmal eine Macht in Korea ist, in den Dienst der eigenen Sache zu stellen. Hiezu rät z. B. der christliche Journalist Tokutomi, der Herausgeber einer der gelesensten Zeitungen Japans. Er hat (nach C. M. Rev., Aug. 1908) in einer Rede folgendes ausgeführt: In Korea ist das Christentum jetzt eine politische Macht im strengen Sinne des Wortes; aber leider ist diese im allgemeinen nicht auf der Seite Japans. Ein Zusammenstoß zwischen den koreanischen Christen und der herrschenden Macht in Korea (d. h. den Japanern) ist nicht ausgeschlossen. Den Missionaren sind zwar natürlich keine politische Machenschaften zuzutrauen; aber sie mögen wider Willen in eine Lage kommen, wo sie für ihre Leute gegen Japan Front machen müssen. Die japanischen Christen sollten daher selbst die Evangelisation Koreas in großem Stil in die Hand nehmen und sich so an die Stelle der fremden Missionare setzen. Was diese dazu sagen, tut nichts zur Sache. Die Folge wäre, daß die Christen Japans die religiösen Führer Koreas würden, und damit wäre für die Zukunft jeder Konflikt zwischen koreanischem Christentum und japanischer Politik ausgeschlossen. — Ob die Rechnung stimmt, ist eine Frage für sich. Jedenfalls sieht man hier, welche Gefahren für das Christentum und die Mission die heutige Lage in Ostasien in sich birgt. Auf der einen Seite für die Missionare die Versuchung, sich zu Sachwaltern der potitisch Unterdrückten zu machen und damit selbst politische Partei zu werden. Auf der andern Seite das Gelüste der Japaner, die geistige Macht des Christentums politisch auszunützen, am Ende gar zu politischen Zwecken Verkündiger des Evangeliums zu werden. Die zweite Gefahr ist die größere. Wir wissen nicht, wer mehr zu bedauern wäre, der politische Evangelist oder der, an dem er Mission triebe. In beiden Fällen würde die Sache des Christentums schwer geschädigt; denn dieses gedeiht nur da, wo es Selbstzweck ist. „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes!“

Türkei.

Wie China, so scheint auch die Türkei den Weg der Reform einschlagen zu wollen. Wenigstens hat der Sultan im Juli eine Proklamation erla
wonach die schon im Jahr 1876 verheißene Verfassung nun endl
treten soll. Natürlich ist es nur eine Zwangslage, die den

Osmanen zu diesem Schritte veranlaßt hat. Das war schon im Jahr 1876 der Fall, nachdem kurz zuvor der jetzige Sultan Abdul Hamid den Thron bestiegen hatte. Damals wie jetzt galt es durch Zugeständnisse, die man nach verschiedenen Seiten hin machen mußte, den bedrohten Thron zu befestigen. So wurde am 23. Dezember 1876 eine Verfassung verheißen, die aber niemals zur Ausführung kam. Denn nachdem im März 1877 das erste Parlament eröffnet worden war, brach im folgenden Monat der Krieg zwischen der Türkei und Rußland aus, und alles blieb beim alten. Keine der Reformen wurde ausgeführt, und der Despotismus blieb bis heute die herrschende Regierungsform in der Türkei. Jetzt hat die langjährige Opposition der jungtürkischen Partei gegen die bestehende Regierung und die Gärung in der Armee den Sultan genötigt, jene Konstitution vom Jahr 1876 endlich in Kraft zu setzen. Unter den Reformen, die die neue Verfassung vorsieht, erscheint uns als Christen und Missionsfreunden besonders wichtig, daß in Zukunft im türkischen Reich persönliche Freiheit, Religionsfreiheit für jedermann, sowie Preßfreiheit und Freiheit für das Schul- und Erziehungswesen gewährleistet sein soll. Man kann nun freilich fragen, wieviel davon wirklich zur Ausführung kommen wird und inwieweit die osmanische Regierung und ihre Beamtenwelt künftighin überhaupt gewillt und auch imstande sein wird, diesen Forderungen nachzukommen. Denn man darf nicht vergessen, daß in der Türkei verschiedene Faktoren in Rechnung genommen werden müssen. Erstlich ist der Sultan nur widerwillig auf den neuen Kurs eingegangen. Sodann ist das türkische Reich ein Konglomerat von den verschiedensten Völkern. Türken, Albanier, Mazedonier, Syrier, Armenier, Kurden und andere Völkerschaften bilden eine so heterogene Bevölkerungsmasse, daß jedes gemeinsame Interesse fehlt und statt dessen nur Mißtrauen und Feindseligkeit zwischen denselben herrscht. Drittens gilt der Sultan bekanntlich für das religiöse Oberhaupt der islamischen Welt, und er ist in seiner religiösen und politischen Stellung an den Koran und an die mohammedanische Tradition gebunden. Der orthodoxe Islam gesteht aber den Christen, deren es genug in der Türkei gibt, keinerlei Rechte zu. Dessenungeachtet darf man vielleicht doch nicht allzuschwarz sehen und zum mindesten einige Hoffnung für eine bessere Zukunft der christlichen Völker im türkischen Reich hegen. Der Sultan wird schließlich einer freien Religionsübung nicht länger im Wege stehen dürfen, und auch die Mission darf nun wohl hoffen, daß ihr jetzt freiere Bahn gegeben ist.

Islam.

Die Bahn nach Mekka. Seit dem 1. September hat Medina, die „Stadt“ par excellence, die Eisenbahn. Die große, rund 1800 km lange Bahnlinie Damaskus-Mekka nähert sich also der Vollendung. Erst vor vier Jahren ist die erste Teilstrecke, Damaskus-Maän, eröffnet worden, und wenn mit derselben Energie weiter gearbeitet wird, läuft 1910 der erste Zug im heiligen Mekka ein. Die Mittel zu dem Bau, bis jetzt 70 Millionen Mark, sind nach dem Reichsboten großenteils durch freiwillige Spenden der Moslem aufgebracht worden, und zwar je näher man Medina kam, um so begeisterter.

Wird doch die Bahn die Pilgerfahrt nach Mekka ungemein erleichtern. Es kommen jährlich ungefähr 100 000 Pilger nach Mekka, und man kann annehmen, daß die Eisenbahn, besonders wenn sie einmal nach dem Hafen Dschedda am Roten Meer fortgeführt ist, den Pilgerstrom noch bedeutend verstärken werde. Das bedeutet aber zugleich eine weitere Stärkung des Einheitsgefühls unter den Mohammedanern der ganzen Erde, also der panislamischen Bewegung, die schon jetzt eine bedeutende geistige Macht darstellt.*) Das weiß man natürlich auch in Konstantinopel, von wo aus der Bau mit großem Nachdruck betrieben worden ist. Es handelt sich für den Sultan um eine strategische Bahn in mehr als einem Sinn. Sie wird nicht nur dazu dienen, daß die unruhigen Stämme Arabiens leichter im Zaum gehalten werden; sie wird auch den Einfluß des Sultans jenseits der Grenzen des türkischen Reiches wesentlich stärken. Der Panislamismus blickt ja auf den türkischen Sultan als auf den Khalifen, also den Nachfolger des Propheten und das geistliche Haupt der ganzen islamischen Welt. Die Idee ist zwar geschichtlich ganz haltlos, aber darum für die türkische Politik nicht weniger wertvoll, und ein guter Kenner des Islam (Dr. E. Sell, C. M. Rev. 1908, 479) weist darauf hin, daß sie gerade an dem jetzigen Sultan einen eifrigen Förderer habe. Was kann ihm dabei dienlicher sein, als die Pilgerscharen, die unter seinem Schutz in Mekka zusammenströmen, um dort mit neuem Eifer für die Sache des Islam erfüllt zu werden! — Es ist aber möglich, daß die Eisenbahn mit der Zeit noch andere, unbeabsichtigte Wirkungen hat. Indem sie Mekka zugänglicher macht, wird das alte Heiligtum von seinem geheimnisvollen Zauber verlieren. Die Pilgerzüge werden auf ihrem Wege noch mehr als bisher mit europäischem Wesen in Berührung kommen, und dieses liefert zwar den Verfechtern des Islam für den Augenblick einige neue geistige Waffen, wird aber schließlich doch zu seiner Auflösung beitragen müssen. Für Christentum und Mission ist das zunächst freilich nur ein indirekter Gewinn. Ob es der ärztlichen Mission gelingen wird, der Bahnlinie entlang in die Nähe der heiligen Stätten vorzudringen?

— **Deutschland und die Mohammedaner in China.** Das deutsche Reich hat bekanntlich den Schutz über die türkischen Untertanen in China übernommen. In den Blättern wurde das teilweise so berichtet, daß der Schein entstand, es handle sich um einen Schutz über alle Mohammedaner in China. Das wäre schon deswegen unmöglich, weil die meisten Mohammedaner in China (die Schätzung ihrer Zahl schwankt zwischen 10 und 30 Millionen) chinesische Untertanen sind und also nicht unter fremdem Schutz stehen könnten. Die ganze Abmachung ist rein politischer Art und entspringt aus den freundschaftlichen Beziehungen zwischen der deutschen und türkischen Regierung, die nicht notwendig eine Verleugnung des christlichen Standpunktes mit sich bringt,

*) Wenn Paccard im Juliheft (S. 281) den Panislamismus für ein Hirngespinst erklärt, so ist die Meinung die, daß es sich auf absehbare Zeit nicht um eine gemeinsame bewaffnete Erhebung gegen die christlichen Mächte handeln könne [illegible] solche auch nicht beabsichtigt werde. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß [illegible] Einigung aller Moslem gearbeitet wird, aber mit politischen Hinterge[illegible]

wenn auch eine Gefahr nach dieser Seite nicht zu leugnen ist. Vorerst hat die neue Abmachung als solche für die Mission keine Bedeutung.

Heimat.

Aus dem Jahresbericht der „Berliner Missionsgesellschaft." So heißt jetzt nach Komiteebeschluß und landesherrlicher Genehmigung die Missionsgesellschaft, die bisher in Missionskreisen kurzweg Berlin I genannt wurde, aber einen sehr umständlichen offiziellen Namen trug. Eine Verwechslung mit andern Gesellschaften ist ausgeschlossen, da die ostafrikanische Mission ihren Sitz nach Bielefeld verlegt hat und Berlin II sich offiziell Goßnersche Mission nennt. Der neue Jahresbericht gibt einen interessanten Einblick in die Arbeit, die von einer Missions-Gesellschaft in der Heimat geleistet wird. Bei der gewaltigen Ausdehnung der Arbeit draußen ist es unbedingt nötig, daß zur Befruchtung des heimischen Missionslebens neue Kanäle gegraben und die alten vertieft werden. Die Zahl der Veranstaltungen (Missions-Feste, Vorträge usw.), die von der Berliner Mission mit Rednern versorgt wurden, betrug im Berichtsjahr 1335. Nicht weniger als 392 Missions-Hilfsvereine sind an diese Mission angeschlossen. Die Zahl der Missions-Nähvereine ist im letzten Jahr um 26 gestiegen und beträgt 763. Die Erzeugnisse der vielen fleißigen Hände gehen in die „Lagerstube" nach Berlin und von da nach Afrika und China zum Gebrauch oder auf die Bazare zum Verkauf. Diese Lagerstube gibt seit Dezember ein eigenes Blättchen für die Nähvereine heraus. Anklang findet, wie es scheint, auch der Gedanke, daß einzelne Synodalkreise der Heimat sich eine Missionsstation als besonderes Pflegekind erwählen. Zu den bestehenden Provinzialmissionsverbänden ist als jüngster der Verband Groß-Berlin hinzugekommen, der es sich zur Aufgabe gesetzt hat, in der Reichshauptstadt, die sich bis jetzt nur in geringem Maße an der Missionsarbeit beteiligt, das Missionsleben mehr zu pflegen, und zwar in besonderen, den eigentümlichen Verhältnissen der Großstadt entsprechenden Formen. Auch ein Berliner Verein für ärztliche Mission hat sich gebildet, der der Berliner Mission und zugleich dem Tübinger Institut dienen will. Eine andere Neugründung ist der „China-Missionsbund christlicher Jünglinge und junger Männer", der zunächst die Missionsarbeit an der männlichen chinesischen Jugend unterstützen und zugleich unter der Jung-Männerwelt der Heimat die Liebe zur Mission fördern möchte. Ein besonders rasches Wachstum und eifrige Tätigkeit zeigt der Lehrer-Missionsbund, er zählt nun schon über 1000 Mitglieder. So etwas wäre auch für die Hilfsländer der Basler Mission zu wünschen. — Die Finanzlage des Jahres 1907 gab Anlaß zum Sorgen, aber auch zum Danken. Der gefürchtete Fehlbetrag von 200 000 Mk. ist bis auf 123 780 Mk. herabgemindert worden. „Der Goliath vor dem Lager der Mission" ist immerhin noch groß genug, denn auch von 1905 ist noch ein Fehlbetrag von nahezu 180 000 Mark vorhanden, und der Voranschlag für 1908 ist bedeutend höher, als der für 1907 war. Das natürliche Wachstum einer lebenskräftigen Mission läßt sich eben nicht unterbinden. Wenn auch die Leiter der Berliner Mission vorläufig nicht wissen, wie sie die schwere Rechenaufgabe lösen sollen, so sind sie des

getrosten Glaubens, daß der Herr, der ihnen die Aufgabe gegeben, auch zur rechten Zeit mit seinem Rat und seiner Hilfe da sein werde.

— Der Jahresbericht der Basler Missionsgesellschaft, der soeben erschienen ist, ist diesmal besonders reichhaltig. Die Uebersicht über den Stand des Werkes daheim und auf den Missionsgebieten (70 Druckseiten) ist doppelt so umfangreich wie in früheren Jahren und enthält neben Schilderungen der Gesamtlage auf den einzelnen Gebieten eine Fülle lehrreicher Einzelzüge. Eine kleine Uebersichtskarte zeigt die Lage der Hauptstationen und gibt zugleich einen Begriff von der Ausdehnung der vier Missionsgebiete. Auf weiteren 72 Seiten finden sich längere Auszüge aus besonders interessanten Berichten von einzelnen Stationen. Am kürzesten werden in dem Bericht immer noch die heimatlichen Verhältnisse behandelt, und es hat ja entschieden sein Gutes, wenn Werben, Organisieren und Sammeln recht in der Stille vor sich geht, auch wenn es eine große Summe von Arbeit in sich schließt. Ist die Verborgenheit zu vollständig, so hat das freilich den Nachteil, daß die Missionsfreunde und die heimatlichen Mitarbeiter zu wenig von einander erfahren und zwar getrennt marschieren, aber nicht vereint schlagen können. — Eine Veränderung in der Missionsanstalt in Basel sei auch hier erwähnt. Der erste theologische Lehrer, Pfarrer (jetzt Dr. theol.) Adolph Kinzler, ist nach fast 30jähriger treuer und gesegneter Arbeit in den Ruhestand getreten, in der Hoffnung, mit dem Ertrag seiner theologischen Arbeit noch literarisch dienen zu können. An seine Stelle ist der bisherige zweite theologische Lehrer, Pfr. Mühlhäußer, getreten. Daß an Stelle des einen abgehenden zwei neue Theologen (Pfr. E. Knapp und H. Kieser) an das Missionshaus berufen worden sind, hat seinen Grund in einer wichtigen Aenderung des Lehrplans. Bisher bildeten die drei ältesten Jahrgänge sozusagen eine theologische Klasse, und die Hauptfächer (Biblische Einleitung, Dogmatik, Ethik usw.) wurden nur je alle drei Jahre gegeben. Künftig werden nur noch die zwei ältesten Jahrgänge zusammengenommen, und der dreijährige Kreislauf wird in einen zweijährigen verwandelt. Die drittälteste Klasse erhält ihren theologischen Unterricht für sich. Weitere Verbesserungen im Lehrplan sind noch im Werk. — Erfreulich ist eine Konferenz von Lehrern deutscher Missionsanstalten, die im Juli in Berlin stattgefunden hat und auch von Basel beschickt worden ist. Die Konferenz soll wiederholt werden und ist nicht nur ein neuer Schritt zum engeren Zusammenschluß der Schwestergesellschaften, sondern auch der Anfang eines innigeren Zusammenarbeitens und einer reichlicheren gegenseitigen Befruchtung in der Ausbildung der Missionare. Hoffentlich kommt es bald auch zu einer engeren Fühlung zwischen den Heimatsekretären der einzelnen Gesellschaften; wir würden davon eine wesentliche Förderung der heimatlichen Werbearbeit erwarten.

Koloniales.

Die Entstehung einer Preßfehde gegen die M[illegible]
an folgendem Beispiel studieren. Auf einer Berufs[illegible]
Kamerun kommt ein Herr auf die Basler Station [illegible]

einer Missionarsfamilie gastlich aufgenommen. Er macht natürlich auch die Bekanntschaft der drei Kinder, deren ältestes nicht ganz $2^1/_2$ Jahre alt ist. Die Kinder hatten nur den einen Fehler, daß sie (d. h. das älteste, die andern redeten überhaupt noch nicht) nur Duala sprachen, eine Unterhaltung in Deutsch aber beharrlich ablehnten. Der Gast zieht weiter und veröffentlicht nachher unter andern Reiseerlebnissen auch seine sonst angenehmen Eindrücke vom Missionshaus in B. und das Erlebnis mit den drei deutschen Kindern, die nicht Deutsch verstehen, sondern (die Armen!) es erst später als fremde Sprache lernen müssen. Die Bemerkung ist ganz ruhig gehalten; es handelt sich ja um Gastfreunde, die man eigentlich überhaupt nicht öffentlich kritisieren soll. Aber es dauert nicht lange, so greift eine missionsfeindliche Tageszeitung die Sache auf; von ihr übernehmen wieder andere die Kunde, und die Entrüstung wächst. Ein deutsches Blatt in Brasilien beginnt: „Daß deutsche Kinder im Elternhause anstatt ihrer Muttersprache eine Niggersprache lernen, sollte man nicht für möglich halten.“ Es ruft nach der Regierung, damit diese das Ansehen der Weißen wahre, und schließt: „Eltern, die ihre Kinder verniggern lassen, sollte man das Erziehungsrecht nehmen.“ Was mag noch alles kommen? Die Komik des Falles besteht darin, daß die Schuldigen gar keine Deutsche, sondern gute Berner sind, in deren Heimat die Muttersprache bekanntlich hoch in Ehren steht. — Mit der Sache selbst verhält es sich so. Man kann erfahrungsgemäß gar nicht verhindern, daß Kinder, die ihre ersten Lebensjahre im Ausland verleben, sich zuerst die Sprache des Landes aneignen, außer wenn es möglich ist, sie ganz von ihrer Umgebung zu isolieren. Ob das gut wäre, ist noch die Frage. Jedenfalls kann es eine Missionarsfrau schon wegen ihrer sonstigen Pflichten nicht. Man muß also wohl oder übel die Kinder häufig den eingeborenen Dienstboten überlassen, und damit ist die Sprachenfrage für die ersten Jahre entschieden. Diese Erfahrung machen nicht bloß Deutsche, auch nicht bloß Missionare. Tatsache ist aber auch, daß die Kinder daneben ihre Muttersprache, die sie ja von den Eltern hören, sehr früh verstehen lernen und sich später in kürzester Zeit auch an deren Gebrauch gewöhnen, während die fremde Sprache ebenso schnell vergessen wird. Aber unsere Bekämpfer in der Presse kommen mit erstaunlich wenig Sachkenntnis aus.

Berichtigung. In der August-Nummer, Seite 323, Zeile 16 von unten, ist statt „der Prophet Scheich (Ahmed)“ zu lesen: „der Prophet Scheich Ahmed“. Ebenso am Anfang von Seite 324: „Scheich Ahmed“ statt „Scheich“.



Literarische Beilage zum Missions-Magazin.

1908, Nr. 3.

Martin Kähler in Halle und die gegenwärtige theologische Lage, von Alfred Boegner, Direktor der Pariser Missionsgesellschaft. Neukirchen 1908. Buchhandlung des Erziehungsvereins. 35 S. geh. Mk. 1.

Was uns veranlaßt, auf diese Schrift gerade hier hinzuweisen, ist nicht nur der Umstand, daß sie von einem Missionsdirektor geschrieben ist und von einem Theologen handelt, der der Mission wiederholt eine eingehende Behandlung hat zuteil werden lassen (zuletzt in dem kürzlich in zweiter Auflage erschienenen zweiten Band der „dogmatischen Zeitfragen"), sondern das macht die Bedeutung Martin Kählers für die evangelische Mission aus, daß er ihren Arbeitern zu dem Doppelten verhilft, ohne welches ein Mitarbeiten im Dienste der Mission nach Boegner gar nicht denkbar ist: zu einer ungebrochenen Freudigkeit des Glaubens und zugleich zu der Zuversicht, daß solcher Glaube auch vor dem wissenschaftlichen Denken standhalten kann. Wie das geschieht, führt Boegner in knapper, lebendiger Darstellung aus: Kähler führt von der dogmatischen Formel zur Tatsache zurück, aus der jene Formel erst ihren Inhalt erhält, vor allem zu der Tatsache des übergeschichtlich, d. h. unabhängig von allen geschichtlichen Umständen den Glauben wirkenden Christus. Da die Mission seit dem ersten Pfingstfest im Grunde nichts anderes zu tun hat, als „die großen Taten Gottes" zu verkündigen, so liegt es auf der Hand, daß sie in Kählers Theologie eine wichtige Bundesgenossin findet und sich jeder Bemühung freuen darf, ihr zu der verdienten Beachtung zu verhelfen. M.

Enzyklopädie des Islam. Geographisches, ethnographisches und biographisches Wörterbuch der mohammedanischen Völker. Herausgeg. von Prof. Dr. Houtsma in Utrecht und A. Schaade. Leipzig, Otto Harrassowitz. In Lieferungen von 4 Bogen zu Mk. 3.50, vollständig in etwa 45 Lieferungen binnen 10—12 Jahren).

Ein groß angelegtes Werk, das ein ausgezeichnetes Hilfsmittel für das Studium des Islam zu werden verspricht. Die uns vorliegende 1. Lieferung enthält bereits einige Artikel von allgemeinerem Interesse, so unter dem Stichwort Abd über die Sklaverei, ferner über Abd al-Kadir, den Stifter des Kadirija-Ordens, und über Abd al-Rahman Khan, Emir von Afghanistan. Etwa zu optimistische Urteile wird der mit der Erfahrung der Mission unter Mohammedanern vertraute Leser unschwer herausfinden. Möchte das Werk auch in Missionskreisen fleißig studiert werden! W.

Jahrbuch über die deutschen Kolonien. 1. Jahrgang. Herausg. von Dr. K. Schneider. Essen, G. D. Bädeker. geb. Mk. 5.

Alles, was eine gründlichere Kenntnis der Kolonien verbreiten hilft, dient mittelbar auch der dort arbeitenden Mission. Schon unter diesem Gesichtspunkt begrüßen wir dieses Buch, das nun alljährlich wiederzukehren verspricht. Wir freuen uns aber auch, unter den Verfassern der einzelnen Artikel Männer zu finden, deren Namen in Missionskreisen einen guten Klang haben und dafür bürgen, daß in dem Jahrbuch nicht bloß die wirtschaftliche und patriotische, sondern auch die spezifisch christliche Auffassung zum Worte kommt. So hat Prof. Meinhof über das Seelenleben der Eingeborenen, Missionar Spieth über die Rechtsanschauungen der Togo-Neger und ihre Stellung zum europäischen Gerichtswesen geschrieben. Wir möchten wünschen, daß je und je auch eigentliche Missionsfragen allgemeineren Interesses zur Sprache kämen; ein Thema wäre z. B.: Die Stellung der Mission im Ganzen unserer Kolonien. W.

Ein Mann nach dem Herzen Gottes. Friedrich Gerber. Ein Lebensbild, gezeichnet von H. Hugendubel. 304 S. mit 10 Bildern. 1908. Basel. Verl. v. Kober C. F. Spittlers Nachf. geh. Fr. 2.75 = Mk. 2.20, | geb. Fr. 4.— = Mk

Pfarrer F. Gerber, dessen Lebensbild uns hier mit kundiger und lieb

Hand gezeichnet wird, war nicht nur eine in Gott wurzelnde Persönlichkeit, die einen tiefgehenden Einfluß auf das religiöse Leben in Stadt und Kanton Bern ausgeübt hat, sondern auch ein Missionsmann, der mit seinem warmen Herzen die Missionssache in den Kreisen seines Kantons mit Entschiedenheit vertrat. Wie zündend und packend waren doch seine volkstümlichen Ansprachen an den ländlichen Missionsfesten, die der vielbeschäftigte Direktor des Berner Lehrerseminars selbst noch in seinem Alter an so manchen Sonntagen besuchte, und wie beweglich wußte er zu den Herzen seiner Berner zu reden, denen er landauf, landab mit seinem feurigen Zeugnis für den Herrn und seine Reichssache lieb und teuer war! — Sein Lebensbild, das wir hiemit bestens empfehlen möchten, wird auch Missionsfreunden eine werte Gabe sein.

Braune und weiße Kinder. Ernstes und Heiteres aus einem indischen Missionshause. Mit 20 Abbildungen. 76 S. Leipzig. Verl. der Ev. luth. Mission. 1908. 60 Pf.

Das sind lebensvolle Skizzen, an denen jung und alt seine Freude haben muß, anschaulich und gut erzählt, dabei von frischem Humor durchweht und dem Leben abgelauscht.

Hinter dem Schleier! Ein Schrei der Not aus der mohammedanischen Frauenwelt. Zusammengestellt von Elisabet Franke. 40 S. Verlag Orient, Frankfurt a. M. 30 Pf.

Einige Bilder, die uns in ergreifender Weise den jammervollen Zustand der islamischen Frauenwelt vorführen und zur Arbeit unter derselben auffordern.

Die VI. Allg. Süddeutsche Christliche Studenten-Konferenz in Freudenstadt im Schwarzwald. Pfingsten 1908. 92 S. Basel. Missionsbuchhandlung. Fr. 1.50.

Die XII. Christliche Studenten-Konferenz in Aarau 1908. Bern. A. Francke. Fr. 1.50.

Diese Konferenzen, die den Zweck verfolgen, der Studentenwelt die große Botschaft Jesu Christi an die Menschheit näher zu bringen, und zugleich die Person Christi in deren Mittelpunkt zu stellen, bieten hier eine Reihe wertvoller Referate über christliche, soziale und theologische Fragen, von denen auch je eins sich mit einer Missionsfrage befaßt. Denkenden Lesern sehr zu empfehlen. St.

Geographisches Handbuch. Unter Mitarbeit hervorragender Fachmänner herausgegeben von Albert Scobel. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 20 Lieferungen à Mk. 1.—

Ein prächtiges, groß angelegtes Werk, mit vielen gutgewählten Bildern, Kärtchen, Profilen und Diagrammen, vor allem aber mit sehr reichhaltigem Text. Die neun Lieferungen, die bis jetzt vorliegen, behandeln zuerst die Erde als Weltkörper, mit Einschluß der Pflanzenwelt, Tierwelt und Bevölkerung, dann Europa im allgemeinen, Deutschland, die Schweiz, Oesterreich-Ungarn und das südöstliche Europa. Wir sind gespannt auf die Teile, die von den nichtchristlichen Ländern handeln, und werden darüber wieder berichten. Für das Studium der Mission, das jetzt in erfreulicher Zunahme begriffen ist, ist eine sichere geographische Grundlage sehr wichtig. Hier kann man sie gewinnen, und wir wünschen dem schönen Werke gute Aufnahme bei den gebildeten Missionsfreunden. Daß die religiöse Betrachtung hinter der wissenschaftlichen zurücktritt, braucht uns nicht irre zu machen; es kommt nur darauf an, daß wir ein solches Buch mit christlichen Augen lesen. Uebrigens wäre es interessant, einmal festzustellen, wie viel auch eine rein wissenschaftliche Darstellung der Erde und ihrer Bewohner dem christlichen Geiste zu verdanken hat. W.

Griffith John. *The Story of fifty years in China.* By Dr. R. Wardlaw Thompson. London, Religious Tract Society. Preis $3\frac{1}{2}$ sh.

Hier erzählt der Direktor einer großen englischen Mission die Lebensgeschichte eines seiner Missionare. Das ist sicher eine Seltenheit; und wenn der Direktor dabei noch bekennt, der Held des Buches sei bis zum Ende vor seinen Augen gewachsen, so müssen wir es mit einer ganz besondern Persönlichkeit zu tun haben. Damit stimmt die Verbreitung des Buches. Die populäre Ausgabe, die uns soeben zugekommen ist und einen stattlichen, gut gedruckten Oktavband bildet, ist schon die dritte Auflage binnen zweier Jahre. Wir haben allen Grund, die Engländer um ihre reiche Bibliothek schöner Missionsbiographien zu beneiden. Hier ist wieder ein neues Glied hinzugekommen. Möge es auch deutsche Leser finden. W.

Hesse, Joh. Frühlingswehen in der Völkerwelt. 45 Missionsgeschichten. 491 S. Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung. Solid geb. Mk. 4.—.

Es ist dies eine treffliche Sammlung der besten Missionsgeschichten aus verschiedenen Missionsgebieten Amerikas, Afrikas, Indiens, Ostasiens und Ozeaniens, die nach ihrer Glaubwürdigkeit und allgemeinen Verständlichkeit ausgewählt und sorgfältig bearbeitet sind, um sie auch leicht lesbar zu machen. Der Herausgeber will damit besonders den vielen Missionsvereinen einen Dienst erweisen, indem er ihnen einen geeigneten und packenden Stoff zum Vorlesen darbietet. Das ist ihm auch gelungen und es werden ihm viele dafür Dank wissen. Auch als Familienlektüre sind diese längeren Missionsgeschichten eine willkommene Gabe.

Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1908. XXI. Jahrgang. 230 S. Leipzig, H. G. Wallmann. Mk. 2.—.

Dieses wertvolle Jahrbuch kommt diesmal leider etwas spät zur Anzeige; dasselbe hat aber mit seinen gediegenen Aufsätzen, tabellarischen Uebersichten und Statistiken, mit seiner Chronik und Besprechung der Missionsliteratur einen bleibenden Wert. Tüchtige Bearbeiter haben dasselbe zu einem der hervorragendsten Missionsbücher geschaffen, wodurch Missionskreise Jahr für Jahr ein zuverlässiges Material aus den verschiedensten Gebieten der Mission erhalten.

Gehring, A. Etliches fiel auf ein gut Land. Erzählungen aus der Tamulenmission. 133 S. Mit vielen Bildern. Leipzig, Evang. luth. Mission. Mk. 1.—.

Vier hübsch gezeichnete Missionsbilder, die uns die ausgestreute Saat und ihre Frucht unter den Tamulen erkennen lassen. Das gut ausgestattete Büchlein eignet sich besonders auch zum Vorlesen in Vereinen.

Gloyer, Miss. Geschichte unserer Missionsstation Kotapad in Jeypur (Vorderindien). 135 S. Mit vielen Bildern. Breklum, Missionshaus. Mk. —.60

Eine Monographie aus der Schleswig-Holsteinschen Mission, die in großen Zügen das Wirken Gottes in der Heidenwelt des Kotapad-Bezirkes schildert. Noch vor 20 Jahren eine Wüste, ist derselbe jetzt ein weiter Garten Gottes, worin viele liebliche Blumen Gottes blühen. In etwa 250 Ortschaften hat dort seitdem das Evangelium Fuß gefaßt trotz vieler Mühsal und Krankheitsnot der Boten Christi. Die Darstellung ist frisch und packend; nur die Ueberschrift des ersten Kapitels hätte unseres Erachtens mit einem milderen Ausdruck wiedergegeben sein sollen.

Leitfaden der Kolonialkunde. Für die Hand des Lehrers von Dr. P. Rohrbach und Dr. K. Lampert. I. Heft: **Die afrikanischen Kolonien Deutschlands** von Dr. P. Rohrbach. Stuttgart, Th. Benzinger. 48 S. Mk. —.60

Ein Kolonialkenner hat in vorliegendem Schriftchen dankenswertes Material für den Kolonialunterricht in der Schule zusammengestellt. Als Leitfaden dürfte es für den Lehrer genügen. Das Geographische und Ethnographische überwiegt den übrigen Stoff; doch werden auch schwebende Kolonialfragen, sowie die Wirtschafts- und Verwaltungsverhältnisse berührt. Die Mission ist bei Kamerun gar nicht erwähnt, bei den übrigen Kolonien nur mit einigen Worten. Sie erscheint uns aber wichtig genug, um auch in einer solchen Darstellung zu ihrem Rechte zu kommen. — Von demselben Verfasser stammt auch eine Auswahl von Lichtbildern, die vom gleichen Verlag käuflich und leihweise zu beziehen sind und die Bestimmung haben, durch Vorführung in den Schulklassen den Text zu illustrieren.

Die Missionstexte des Neuen Testamentes in missionsgeschichtlichen Beispielen. Ein Hilfsbuch zu Lic. Dr. G. Meyers Meditationen und Predigtdispositionen. Von P. H. Schade. Dritte Abteilung: **Missionsgeschichtliche Beispiele zu den Texten der paulinischen Briefe.** Zweite Hälfte: Philipper- bis Philemonbrief. 182 S. Gütersloh, C. Bertelsmann. Mk. 2.— | geb. Mk. 2.50.

Auch für diese Sammlung von illustrierenden Missionsgeschichten, die meist der neueren Missionsliteratur entnommen sind, wird der Benützer von Mayers P[illegible] dispositionen dem fleißigen Kompilator warmen Dank wissen.

Missions to Hindus. A contribution to the study of Missionary Methods, by Louis George Mylne, M. A., D. D.

Der Verfasser dieses Buches, gegenwärtig Geistlicher in England, war von 1876 bis 1897 Bischof von Bombay, und zwar ein sehr energischer Bischof. Er ist also in der Lage, sich über Mission in Indien auf Grund reicher Erfahrung zu äußern. Er möchte einen Beitrag liefern zur Missionswissenschaft, einer Wissenschaft, von der er schreibt, sie befinde sich noch in den Windeln, und zwar einen Beitrag, der auf wirklicher Erfahrung beruhe. Im ersten Teil des Buches versucht er in sieben Kapiteln die geistige Physiognomie Indiens zu zeichnen; zunächst den Hinduismus als soziales System (Kaste). Es folgt dann die Theologie des Hinduismus, ferner die monistische Ontologie resp. die pantheistische Seite desselben. In vier Kapiteln kommen noch einmal die Kasten zur Darstellung: ihre Beziehung zur Philosophie und Religion Indiens, ihr Einfluß auf den Intellekt, die Sittlichkeit und das religiöse Leben des Hindu. Im zweiten Teil werden die Methoden behandelt, die angewendet werden müssen zur Bekämpfung der Kaste. Nachdem die Notwendigkeit einer bestimmten Methode auf Grund der Erfahrung und der hl. Schrift konstatiert worden, behandelt der Verfasser zwei typische Missionsmethoden, die uns zu jeder Zeit und in jedem Land in der Missionsarbeit entgegentreten. Er nennt sie die Methoden der Diffusion und der Konzentration. Sie werden nach ihrem Wert für Indien beurteilt und an Xavier, Schwartz und Carey veranschaulicht. Im letzten Kapitel dieses Teils wendet er sich einem speziellen Zweig der Konzentrationsmethode zu, dem Missionsschulwesen, das eine ganz ungünstige Kritik erfährt. Der dritte und letzte Teil des interessanten Buches handelt von den Resultaten und Aussichten, wobei richtig unterschieden wird zwischen quantitativen und qualitativen Resultaten. Das Resultat ist durchaus ermutigend. Der Verfasser gehört der englischen Hochkirche an. War er doch vor seiner Ausreise nach Indien Tutor am Keble College in Oxford, und während er Bischof in Bombay war, zeigte sich dieser Standpunkt zuweilen in recht schroffer Weise. Wo kein Missionsbischof in den britischen Kolonien ist, stehen die Missionare der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft unter der Jurisdiktion des Staatsbischofs. Auf der Missionskonferenz in Bombay 1893 war z. B. den Missionaren dieser Gesellschaft von Bischof Mylne verboten, mit den andern Missionaren zum heil. Abendmahl zu gehen. Dieser Standpunkt tritt auch in vorliegendem Buch zuweilen in fast naiver Weise zutage und schädigt manche an sich richtige Grundsätze. Der Verfasser schreibt z. B.: Das eine große Ziel, das jeder Evangelist zu erstreben hat, ist die Entwicklung einer indischen Kirche, die sich ihre eigenen Wege bahnen muß und nichts vom europäischen Christentum herübernehmen sollte als die Bibel, die Glaubensbekenntnisse, die Sakramente und die geschichtlichen Stufen des heiligen Amtes (Bischof, Priester und Diakonus!). Das hebt doch „die eigenen Wege" so ziemlich wieder auf. Wenn man Christentum identifiziert mit westlicher Theologie, westlichem Ritual und westlichem Kirchenregiment, ist doch von einer indischen Kirche kaum mehr die Rede. Bei allzu großer Angst vor indischer Häresie wird es kaum zu einem indischen Theologen kommen. Es wird auch wohl sonst dem geistreichen Verfasser kaum gelingen, mit indischer Missionsarbeit vertraute Leser durchweg zu überzeugen. Daß er bei seiner Missionstheorie von der Apostelgeschichte ausgeht, ist erfreulich. Im allgemeinen sind wir auch bereit, ihm zuzustimmen, wenn er Konzentration anstatt möglichster Ausbreitung verlangt, um bleibenden Erfolg zu haben. Gegen die Ausbreitung (diffusion), die sich aus Konzentration natürlicherweise ergibt, hat er selbstverständlich nichts einzuwenden. Xavier und Schwartz sollen illustrieren, wie man es nicht machen soll. Der Baptist Carey ist dem Kirchenmann Ideal. Den Erfolg Careys überschätzt er dabei. Die imponierenden Gebäude in Sirampur können nicht als Erfolg von Careys Missionsideal angesehen werden. Bischof Mylne ist kein Freund des Missionsschulwesens; nur die Anstalten der Cambridge-Mission in Delhi und der Oxford-Mission in Kalkutta finden Gnade vor seinen Augen. Das ist begreiflich, aber nicht überzeugend. Wie er die Methode Careys überschätzt, so wird er dem Schotten Dr. Duff nicht gerecht. Doch es ist ein Genuß, den geistreichen Bischof über die Mission in Indien reden zu hören, und sein Buch verdient von indischen Missionaren und von solchen, die Missionen in Indien zu leiten haben, studiert zu werden.
L. J. Fr.

Das nationale Erwachen Indiens und die Mission.

Von Miss. W. Bader.

Man wird das nationale Erwachen Indiens und die Wirkungen desselben auf die dortigen Christengemeinden nie recht verstehen und beurteilen lernen, wenn man nicht die tieferen Ursachen der nationalen Bewegung in Indien kennt. Diese Kenntnis scheint mir aber, besonders in Deutschland, sehr dürftig zu sein und ist wohl teilweise auf die große Voreingenommenheit zurückzuführen, die gegenwärtig Deutschlands Stellung zu England charakterisiert. Man ist geneigt, in der nationalen Bewegung Indiens nur einen durch Englands Druck verursachten Notschrei zu sehen. Es scheint mir deshalb notwendig, vor allem eine kurze Darlegung der eigentlichen Ursachen der nationalen Bewegung zu geben.

Man glaubt allgemein, daß der mächtigste Faktor der gegenwärtigen nationalen Bewegung in Indien das Beispiel Japans sei, und es ist zuzugeben, daß der gewaltige nationale Aufschwung in Japan und der Sieg dieses kleinen Inselreiches im Osten von Asien über eine der größten europäischen Mächte einen tiefen Eindruck auf die Indier gemacht hat. Wer während des russisch-japanischen Krieges die von Eingeborenen redigierten Zeitungen las, konnte sehen, mit welchem Interesse der Gang des Kampfes verfolgt und mit welcher Genugtuung, ja Schadenfreude die Niederlagen der Russen verzeichnet wurden. Der Ausfall des russisch-japanischen Krieges hat die Völker des Ostens mit neuem Leben und neuen Hoffnungen erfüllt. Zum ersten Mal hat in der neueren Geschichte eine Ostmacht eine Westmacht besiegt; man kann ja nun hoffen, daß was *einer* Ostmacht gelungen ist, auch andern östlichen Ländern gelingen und der Tag bald kommen werde, da der Osten frei werden wird von der Oberherrschaft der Westmächte.

Daß das Beispiel Japans ein wichtiger Faktor in der Entwicklung des nationalen Bewußtseins in Indien geworden ist, muß man zugeben. Daß es aber der *wichtigste* Faktor sei oder gar, daß es die *primäre* Ursache der nationalen Bewegung sei, kann ich nicht annehmen. Die Anfänge des nationalen Erwachens der Indier gehen viel weiter zurück. Japans Beispiel hätte in Indien nicht den tiefen Eindruck gemacht, den es gemacht hat, wenn nicht schon vorher ein Verständnis für die politische und nationale Erhebung vorhanden gewesen wäre. Schon vor 24 Jahren, also lange ehe Japan die heutige Weltstellung einnahm, wurde der *indische Nationalkongreß* gegründet, der von Anfang an mit großem Enthu-

siasmus den Gedanken einer nationalen Verbrüderung der indischen Völker erfaßte und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln eine entsprechende Vertretung des indischen Volkes in der Verwaltung des Landes herauszuschlagen suchte. Man hat, auch von missionarischer Seite, diesen Kongreß oft etwas verächtlich behandelt und die großen Reden, die auf den jährlichen Zusammenkünften gehalten wurden, nur für Dunst angesehen. Viele anglo-indische Beamte haben die Bedeutung des Nationalkongresses völlig verkannt. Noch vor einigen Jahren hat ein früherer englischer Beamter Indiens, Herr Rees, in einer Versammlung in England vom Kongreß als von einer „microscopic minority" geredet. Der bekannte indische Reformer Tschandrawarkar hat darauf richtig geantwortet: „Microscopic minorities are, after all, not the light things that he thought. All real good has come from microscopic minorities." Jedenfalls haben die Ereignisse der letzten Zeit gezeigt, daß der Einfluß des Nationalkongresses ein viel tieferer war, als manche Beamte und Missionare anzunehmen gewillt waren. Und die englische Regierung wird in Zukunft noch viel mehr mit diesem Kongreß zu rechnen haben. Denn wenn es auch auf der letzten Jahresversammlung (Dezember 1907) in Surat zu einer Spaltung im Kongreß gekommen ist, so hat sich derselbe doch nicht aufgelöst. Die durch die Spaltung veranlaßte Ausscheidung der Radikalen — der bombenwerfenden Revolutionspartei — war sogar sehr wünschenswert. Die Konservativen, die die überwiegende Mehrzahl der Kongreßmitglieder bilden, haben sich wieder auf einer etwas veränderten Basis neu konstituiert. Bei diesen Konservativen der indischen Fortschrittspartei ist das Ziel nicht das, daß sie von der Oberherrschaft Englands frei werden; was sie wünschen ist womöglich Selbstverwaltung, ein eigenes Parlament unter Englands Vorherrschaft; ihr Ideal ist eine Regierungsform, wie sie Südafrika und andere englische Kolonien besitzen. (Mr. Dadabhai Naoroji sagte auf dem vorletzten Nationalkongreß: „The people of India claim self-government like that of United kingdom or the colonies." Und der „West Coast Spectator" definierte die Wünsche der gemäßigten Partei in folgender Weise: „Our ideal is self-government under the Empire." Diese Leute sind klug und politisch geschult genug, um einzusehen, daß Indien, wenigstens zurzeit, mit einer absoluten Unabhängigkeit von England nicht gedient ist. Freilich, wie sie sich bei der ersehnten „Selbstverwaltung" die Stellung der englischen Regierung denken, ist nicht klar. Während man von einem eigenen indischen Parlament alles Heil erwartet, weist man bei der Forderung um Gewährung von Selbstverwaltung der englischen Regierung nur die Rolle des „Nachtwächters" zu. Doch eine eingehende Besprechung der politischen Ziele des Nationalkongresses gehört nicht in den Rahmen dieses Artikels; was wir zeigen wollten, ist das, daß der indische Nationalkongreß, wie es heute am

Tage liegt, trotz seinen sonstigen Schwächen und seinen rhetorischen Auswüchsen doch einen tiefen Einfluß ausübte auf die Entwicklung des nationalen Gedankens und bis zu einem gewissen Grade eine Vorschule wurde, durch die das indische Volk eine, wenn auch vielfach einseitige, politische Schulung erhielt.

An der administrativ-politischen Schulung der Indier hat aber die englische Regierung selber ganz wesentlich mitgearbeitet. Indien wird in seiner Gesamtheit seit etwa 100 Jahren von England regiert. Zur Zeit als die ostindische Kompanie am Ruder war, wurde es dem Hindu kaum klar, was der Unterschied zwischen konstitutioneller Regierungsform und asiatischem Despotismus sei; denn wenn auch viele Beamte der ostindischen Kompanie die Hindu besser behandelten als die früheren heidnischen und mohammedanischen Herrscher, so war doch die Regierungsform der ostindischen Kompanie wesentlich reiner Absolutismus. Als jedoch Indien nach dem Aufstand (1857) unter die englische Krone kam, begann eine Entwicklung, die zwar prinzipiell die alte Regierungsform nicht aufhob, aber doch bedeutende Veränderungen mit sich brachte. Nachdem die Regierung im Jahr 1854 den berühmten Schulerlaß (Educational Despatsch) proklamiert hatte, wurden Universitäten gegründet, die durch die ihnen unterstellten Schulen und „Colleges" eine gründliche Bildung in westlichem Wissen und westlicher Kultur ermöglichten. Auf diese Weise wurden Männer erzogen, die für die verschiedensten Regierungsämter verwendet werden konnten und fortan verwendet wurden. Es gibt keine Kolonialmacht der Welt, die so stark die Eingeborenen des Landes zur Mitverwaltung herangezogen hat, wie das England in Indien getan hat. Im Laufe der Zeit wurden nicht nur sämtliche niederen Regierungsstellen mit Eingeborenen besetzt, sondern man eröffnete ihnen auch nach und nach die höchsten Ehrenämter. Nur die allerhöchsten indischen Staatsämter (Vizekönig, Gouverneure) sind bis jetzt für Engländer reserviert geblieben. Ein wenig Nachdenken genügt, um zu erkennen, wie dieses bis in die höchsten Stellen hinaufreichende Zusammenarbeiten mit den administrativ äußerst begabten und tüchtigen englischen Beamten für die indischen Unterbeamten eine gar nicht zu unterschätzende politische Schulung werden mußte. Und wenn es wahr ist, daß oft mit dem Essen der Appetit kommt, so ist es auch verständlich, daß in dem Grade als die Eingeborenen sich ihrer Tüchtigkeit für Verwaltung und Regierung des Landes bewußt wurden, in ihnen mehr und mehr auch das Verlangen erwachte, parlamentarische Rechte, Sitz und Stimme im sogenannten „Indian Council", der höchsten Regierungsbehörde in Indien, zu erlangen. Und das ist es, was die Indier, die der gemäßigten Partei angehören, nun beanspruchen. Zu diesem Anspruch sind sie aber auf dem Wege natürlicher Entwicklung gekommen, ehe das Beispiel Japans sie anreizte. Freilich der politische Aufschwung

Japans und der Regierungswechsel in England, der der liberalen Partei die Hegemonie im Staate verschaffte, haben diese Entwicklung beschleunigt und in den Indiern die Hoffnung einer baldigen Realisierung ihrer Ansprüche mächtig gestärkt. Und wer will ihnen das verargen? Die englische Regierung darf das am allerwenigsten tun, denn sie hat die gebildeten Hindu mehr oder weniger dazu erzogen.

Noch mehr als durch diese administrativ-politische Schulung hat aber die englische Regierung durch die allgemeine englische Bildung, die sie einem bedeutenden Bruchteile des indischen Volkes gegeben, der Entwicklung des Nationalbewußtseins Vorschub geleistet. Es ist mir nicht möglich, diesen Punkt hier in umfassender Weise zu begründen und darzulegen; ich will nur einige Andeutungen geben. Es wird dann und wann etwas verächtlich von der indischen Universitätsbildung geredet; dazu liegt aber kein Grund vor. Die seichten Urteile, die man manchmal zu hören bekommt, beruhen gewöhnlich auf Unkenntnis des wirklichen Sachverhalts. Die Leistungen der englischen Erziehung in Indien sind beträchtlich, und der Einfluß der Universitätsbildung auf das indische Geistesleben ist ganz gewaltig. Man denke nur an das eine: Die indische Universitätsbildung hat Tausenden und Abertausenden von Hindu das Weltwissen vermittelt. Bis vor etwa 60 Jahren führte das indische Geistesleben ein in sich abgeschlossenes Dasein; durch die englische Bildung strömten dagegen die Weltgedanken wie eine große Flut herein in die indische Volksseele und beeinflußten in einer jetzt noch gar nicht absehbaren Weise das ganze indische Geistesleben. Und das nicht nur so, daß neue Gedankenelemente und neue Geistesideale mitgeteilt wurden und ins Bewußtsein des indischen Volkes traten — die von außen einströmenden Elemente westlicher Bildung und Kultur füllten auch viele dem indischen Volke eigentümliche Ideale, Sitten und Anschauungen mit neuem Leben. Diese Wirkungen der neuen Bildung waren bis vor kurzem mehr verborgen, aber der Prozeß der geistigen Umwandlung, der bisher ein langsamer und verborgener war, tritt nun kräftig und teilweise ungestüm an den Tag. Ich will, um das, was ich meine, noch deutlicher zu machen, beispielsweise nur auf eine Seite der englischen Bildung in Indien hinweisen: Indien kannte früher eigentlich keine Geschichte; der geschichtliche Sinn ging den Indiern fast ganz ab. Mit dem Eintritt der englischen Bildung trat in dieser Beziehung eine große Veränderung ein. Der indische Student wurde bekannt mit der politischen, sozialen und religiösen Geschichte anderer, besonders westlicher Länder. Dadurch wurde er nicht nur bekannt mit den politischen und nationalen Idealen, Kämpfen und Siegen dieser Länder, sondern dieses Geschichtsstudium veranlaßte ihn auch, sich auf seine eigene Geschichte zu besinnen und Vergleiche zu ziehen zwischen der Geschichte anderer Völker und dem Schicksal seiner

eigenen Nation. Ist es ein Wunder, wenn durch dieses Geschichtsstudium in den Köpfen und Herzen der Gebildeten nach und nach nationale Ideale und Hoffnungen in Beziehung auf ihr eigenes Volk und Land erwachten? Und erinnern wir uns daran, daß die neueren Bildungselemente ins indische Volk hineingeworfen wurden auch durch die ganz bedeutende Mithilfe der Missionare. Unsere Missionsarbeit war nicht eine rein religiöse; das große Ziel unserer Arbeit, auch der Schularbeit, war und ist zwar die Bekehrung Indiens, aber wir haben doch auch, besonders in unserer erzieherischen Arbeit, den Indiern neue soziale und nationale Ideale zur Nachahmung vorgeführt. Wir Missionare mögen das nicht immer bewußt getan haben, aber wir haben es getan, denn diese Ideale sind bei uns in Fleisch und Blut übergegangen, und wir können es nicht lassen, davon bei gegebenen Gelegenheiten zu reden. Die tüchtigsten Schulmissionare in Indien (z. B. Dr. Miller in Madras) haben diese Ideale oft mit großer Absichtlichkeit den Schülern nahegelegt. Wenn wir Missionare nun neue Strömungen und Umwälzungen im nationalen Leben und Denken des indischen Volkes, für die wir zum Teil selber verantwortlich sind, engherzig und hart kritisieren wollten, so käme das beinahe auf eine Selbstanklage hinaus. Haben die Missionare Ursache, sich in dieser Beziehung anzuklagen? Ich glaube kaum. Sonst würde auch das Heiligste, was sie dem Hindu verkündigt haben und noch verkündigen, von demselben Urteil betroffen.

Denn eine der tiefsten Ursachen des nationalen Erwachens der Hindu ist die Verkündigung des Evangeliums. Wohin wir in Indien gegenwärtig sehen, im politischen, sozialen und religiösen Leben der Hindu, überall regt es sich und die Tendenz ist im Grunde dieselbe: Die indische Volksseele streckt sich aus nach Freiheit. Los von der Knechtschaft und hinein in die Freiheit! Das ist das Losungswort, das überall stärker oder schwächer ertönt. Am lautesten läßt sich dieser Ruf gegenwärtig im politischen Leben Indiens hören. Jahrhunderte-, ja jahrtausendelang war das indische Volk politisch unterdrückt, und die stummen Millionen Indiens wagten nicht, die Fremdherrschaft abzuschütteln; ja nach und nach söhnte sich das durch und durch fatalistisch bestimmte indische Bewußtsein mit dem Gedanken aus, daß die politische Rechtlosigkeit der indischen Völker eben ein unabwendbares Geschick sei. Heute aber beginnt das indische Volk zu erwachen von dem Schlummer seines politischen Fatalismus und zu begreifen, daß das, was es bisher als unabwendbares Geschick betrachtet hat, nur Folge seiner Trägheit und Lethargie gewesen ist. Ein Geist der Hoffnung zieht durch große und maßgebende Kreise des indischen Volkes, der die Verzagtheit wegnimmt und in ihm den Glauben weckt und stärkt, daß auch über Indien noch die Sonne der politischen Freiheit und Unabhängigkeit aufgehen wird. — Freilich erkennen

gerade die besten von Indiens Söhnen, daß wahre politische Freiheit nur dann möglich sein wird, wenn die soziale und religiöse Knechtschaft, in der das Land gefangen liegt, aufhören wird. Es ist besonders das Kastensystem mit all seinen schlimmen Folgen, das als Haupthindernis nationalen Fortschritts und Gedeihens schon lange erkannt wird. Im Programme der sozialen Reformen bildet deshalb gerade die Kastenfrage eins der größten Probleme, die gelöst werden müssen, wenn anders Indien irgendwie national selbständig werden soll. Außer dem Kastenwesen sind es noch manche andere soziale Uebel (wie z. B. die Kinderheiraten, das Elend der Witwen, die Stellung der Frau), die mehr und mehr als Uebel empfunden werden und an deren Beseitigung man zu arbeiten anfängt. Also auch in sozialer Beziehung ertönt der Ruf nach Freiheit und Unabhängigkeit immer mächtiger. — Und die Erkenntnis, daß alle politische und soziale Knechtschaft schließlich doch ihre eigentliche Wurzel in einem religiösen Mangel hat, dämmert in vielen Herzen auf. Was sind alle neueren Bestrebungen, den Hinduismus zu beleben und den neueren Bedürfnissen entsprechend zu reformieren, anders als Zeichen eines erwachenden Bewußtseins von der Unzulänglichkeit des zur Realisierung des Freiheitsideals nötigen religiösen Fonds, das in den Köpfen und Herzen der denkenden Hindu nach und nach lebendig wird? Es ist ja wahr, daß eine große Anzahl der gegenwärtigen Führer des indischen Volkes dieses religiöse Manko nicht zugibt. Aber die Tatsache, daß auch von diesen Leuten spezifisch christliche Gedanken als altes religiöses Besitztum des indischen Volkes ausgegeben werden, zeigt, daß bei ihnen das Gefühl da ist: Mit den alten religiösen Werten kommen wir nicht mehr aus, und eine soziale und politische Neukonstruktion des indischen Volkskörpers muß notwendig auf einer anderen religiösen Basis begründet werden. Oft wird das auch ehrlich anerkannt. Interessant und lehrreich war mir in dieser Hinsicht ein Artikel, der vor etwa zwei Jahren im „Pioneer", einer indischen Zeitung, erschien. Da sagt der Schreiber des Artikels, ein gebildeter Heide, unter anderem: „Nach was rufen die indischen Patrioten? Meine Antwort ist: Sie rufen nach dem Christentum. Jung-Indien wird mehr und mehr christlich und bewegt sich rapide in der Richtung auf vollständigere Assimilierung des Christentums hin, wenn auch unmerklich und unbewußt. Denn offen gestanden, es fehlen ihm noch manche christliche Elemente, und die Erlangung politischer Rechte und Privilegien hängt ab von der Vollständigkeit jener christlichen Elemente im indischen Volksleben. Unsere Landsleute mögen bedenken, daß die Lehre Jesu Christi, der selbst ein Asiate war, nicht nur Kirchenbesuch, Evangeliumsverkündigung und Beten vorschreibt, sondern auch Mut, Selbsthilfe, Zivilisation, Kraft und ähnliche Tugenden, die die Christen auf keinem anderen Wege erlangt haben als durch ihren Glauben. Der gebildete Hindu hat bereits alle

voreingenommenen orthodoxen Ideen aufgegeben. (?) Es ist nur der Mangel moralischen Mutes, die tiefgewurzelten sozialen Einrichtungen vieler Jahrhunderte zu zerhauen, was ihn noch im Schatten der Hindureligion gefangen hält. Das Christentum mag falsch und die Hindureligion wahr sein, eines ist sicher: Indien bewegt sich rasch vorwärts dem Weg des Christentums zu, und keine menschliche Macht kann dem Schicksal widerstehen." — Es sind das eigentümliche Worte eines gebildeten Hindu, aber sie sind ein Beweis für die Richtigkeit des ersten Satzes in diesem Abschnitt, daß nämlich eine der tiefsten Ursachen des nationalen Erwachens des indischen Volkes die Verkündigung des Evangeliums ist. „Das Wort wirft Zeiten und Völker in eine Bewegung, die es vorwärts treibt; Zeiten des Worts sind immer Zeiten des Fortschritts, Zeiten der Verjüngung," hat beim vorjährigen Bibelfest ein Redner (Pfr. Gleis) gesagt. Das indische Volksbewußtsein ist mehr oder weniger durchsättigt vom Wort, von christlichen Gedanken. Und es ist besonders ein Punkt, der in diesem Zusammenhang hervorgehoben werden muß: Die Idee des Reiches Gottes, wie die Missionare sie durch ihre Evangeliumsbotschaft seit Jahren den Hindu nahe gebracht haben, hat angefangen, im indischen Bewußtsein Gestalt zu gewinnen. Die eine Vaterschaft Gottes und die Verbrüderung aller Menschen unter diesem einen Vater, der Wert des Individuums in den Augen Gottes, die Gleichberechtigung aller Menschenseelen im Reiche Gottes, und die Berufung aller Völker zu einem und demselben Ziel, die freie Stellung der Glieder des Reiches Gottes, die freie Betätigung aller ihrer natürlichen, geistigen und geistlichen Gaben und Kräfte — diese Grundgedanken des Reiches Gottes haben im indischen Volksbewußtsein tief Wurzel geschlagen. Wir können es kurz sagen: Die Würde und die ihr entsprechende Freiheit des Menschen, wie sie das Evangelium verkündet, wird in Indien mehr und mehr nicht nur zur religiösen, sondern auch zur politischen Maxime. Also der Drang nach politischer Freiheit und Unabhängigkeit, der sich gegenwärtig in Indien zeigt und der, wie ich nachgewiesen habe, eng verknüpft ist mit einem Verlangen nach sozialer, religiöser Freiheit, ist ein Zeichen, daß der Sauerteig des Evangeliums zu wirken begonnen hat, und daß die Gedanken des Reiches Gottes in den Herzen der Hindu Gestalt gewinnen. Diese Beobachtung sollte genügen, uns vorsichtig zu machen, damit wir nicht der nationalen Bewegung gegenüber von vornherein eine ablehnende Stellung einnehmen und in die Gefahr kommen, das Kind mit dem Bade auszuschütten.

Freilich müssen wir auch die Augen offen halten und die Gefahren zu erkennen suchen, die, wie jeder großen Bewegung, so auch dieser Bewegung zur Seite gehen. Ich will hier auf einige Dinge hinweisen, die jedem aufmerksamen Beobachter und Kenner indischer Verhältnisse und

indischen Charakters vor Augen liegen. — Einmal offenbart sich in dem gegenwärtigen Verlangen nach politischer Freiheit ein revolutionärer Geist, der, wenn er die Oberhand gewinnen sollte, gefährlich und Indien verderblich werden müßte. Die Leute, die von diesem Geist beseelt sind, verwechseln vielfach Freiheit mit Zügellosigkeit. Wir haben, wie schon bemerkt, eine extreme politische Partei, die sich zur Parole gemacht hat: Nieder mit den Engländern! Ihr politisches Ziel ist die Vertreibung der Engländer aus Indien. Daß die Missionare mit diesem Geist nichts zu schaffen haben können, liegt auf der Hand. Wir können schon aus Selbstinteresse nicht mit dieser Partei gehen. Ein Sieg dieser Partei wäre für die Mission in Indien, wenigstens zunächst, eine große Niederlage. Aber auch im Interesse des indischen Volkes können wir nicht wünschen, daß die Pläne dieser Partei verwirklicht werden. Das Ende wäre ein politisches Chaos. Indien ist noch nicht reif für absolute politische Unabhängigkeit. Ueberhaupt läßt sich bei der eigentümlichen ethnographischen und religiösen Zusammensetzung des indischen Volkskörpers kaum annehmen, daß nach Vertreibung der englischen Macht Indien irgendwie zusammengehalten werden könnte, es müßte nur wieder eine andere europäische oder asiatische Macht sich Indien unterwerfen, was wir um der Mission und des indischen Volkes willen nicht wünschen können. Wir können deshalb nur eine Unterdrückung dieser extremen Partei wünschen und ernstlich erbitten.

Ein weiterer Defekt, der sich in der nationalen Bewegung Indiens offenbart, ist der, daß man wohl nach einem größeren Anteil an der Regierungsgewalt oder gar nach absoluter politischer Herrschaft schreit, ohne doch alle die ethischen Qualifikationen zu besitzen, die nötig sind, um die erstrebten Machtbefugnisse wirklich zum Heil des Volkes zu verwerten. Es unterliegt zwar keinem Zweifel, daß das sittliche Niveau vieler gebildeter Hindu, besonders solcher, die durch Missionsschulen gegangen sind, ein höheres ist als früher. Aber wie schwach ist auch mancher gebildete Hindu noch gegenüber Bestechung! Wie sehr fehlt es ihm vielfach noch an moralischem Mut, seine Ueberzeugungen im Leben durchzusetzen! Wie sehr spielen auch bei hochgebildeten indischen Beamten noch Kastenvorurteile herein! Es ist, wie gesagt, gewiß in diesen Dingen ein Fortschritt zum Guten bemerkbar, aber vieles, was die Hindu mit dem Kopf als wahr und gut erfaßt haben, ist ihnen noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen. Wir Europäer wollen uns in diesem Stück nicht über sie erheben und lieblos urteilen; denn wenn wir Deutsche oder Schweizer von Hause aus ein kräftigeres sittliches Rückgrat haben als die Mehrzahl der Hindu, so ist das nicht unser Verdienst. Der Sauerteig des Evangeliums, der seit tausend und mehr Jahren unsere ganze Denk- und Urteilsweise und alle unsere sozialen Verhältnisse durchdrungen hat,

hat in Indien erst zu wirken begonnen. Aber eben das, daß die Gedanken des Christentums in Indien vielfach nur erst zu Erkenntnissen und noch nicht zu ethischen Qualitäten geworden sind, ist eine Tatsache, mit der wir rechnen müssen, wenn wir den Wert der nationalen Bewegung in Indien richtig bestimmen wollen. Es fehlt beim Hindu im allgemeinen besonders das beim Europäer stark ausgebildete Gefühl der Verantwortlichkeit. Dieser Mangel ist begreiflich, denn seit Jahrtausenden ist das indische Volk mit vedantistischen Ideen durchsetzt worden. Gerade in diesem Stück muß der Geist des Christentums noch eine ganz gewaltige Arbeit an der indischen Volksseele tun. Wir werden also im Blick auf die nationale Bewegung sagen müssen, daß sie nur dann dem Volke wirklich zum Segen werden wird, wenn die vielfach noch zutage tretenden sittlichen Mängel erkannt und ehrliche Anstrengungen gemacht werden, diese Mängel zu beseitigen.

Endlich muß zugegeben werden, daß die nationale Bewegung in Indien da und dort einen dem Christentum und der Mission antagonistischen Geist offenbart. Wir erfahren das besonders in der Schulmission. An vielen Orten, wo jahrelang Missionsschulen waren und wo die heidnische Bevölkerung bisher ohne weitere Reflexion diese Missionsschulen zur Erziehung ihrer Kinder benutzt hatte, sucht man nun Nationalschulen zu gründen und die Mission zu verdrängen, und in manchen Fällen ist ihnen das auch gelungen. Denn die nationale Bewegung in Indien manifestiert sich nicht bloß in Worten und Phrasen; es werden seit einigen Jahren ganz bedeutende Geldmittel für Gründung und Unterhaltung von Nationalschulen aufgebracht — ein Zeichen, daß die Bewegung keine oberflächliche ist. Auch bei der öffentlichen Verkündigung des Evangeliums auf Märkten und Götzenfesten und bei Uebertritten zeigt sich da und dort eine aus nationalen Motiven herauswachsende größere Animosität als früher. Bemerkenswert ist übrigens die allgemeine Beobachtung der Missionare, daß diese Animosität sich mehr gegen die ausländischen Verkündiger und die westlichen Formen des Christentums richtet als gegen Christus und seine Lehre. Christi Bild begegnet in Indien meist einem liebenden Verständnis, und er ist gerade auch unter den Gebildeten schon Tausenden zum höchsten sittlichen Ideal geworden.

Aber auch bei voller Anerkennung der oben genannten Mängel und Schattenseiten bleibt doch noch vieles in der nationalen Bewegung Indiens, das genügt, unsere Hoffnung für eine alle Volkskreise in ihren Bereich ziehende Neubelebung des indischen Volkes zu bestärken — eine Neubelebung, die ihre günstige Rückwirkung auch auf die sozialen und religiösen Gedanken und Institutionen des Volkes haben wird. Die fatalistischen Gedanken des Volkes erhalten durch diese Bewegung einen starken Stoß. Die Redensart: „Laß kommen, was kommt, es geschieht doch alles,

wie es von einem dunkeln Verhängnis oder durch die Sünden in früheren Geburten vorausbestimmt ist," wird inhaltslos und töricht. Statt dessen gewinnt man Verständnis für den Grundsatz: „Jeder ist seines Glückes Schmied." Nun ist ja dieser Grundsatz kein Grundsatz der christlichen Ethik, aber er enthält eine Wahrheit, die auch von der christlichen Ethik stark betont wird, daß nämlich der Mensch, wenn er äußerlich und innerlich das ihm von Gott gesetzte Ziel erreichen soll, sich aufraffen und seine ganze Energie einsetzen muß. Und eben dieses Sichaufraffen der Hindu aus ihrer sprichwörtlich gewordenen Lethargie ist etwas, was wir nur mit Freuden begrüßen können. Es ist ein Zeichen, daß sich neue Lebenskräfte in der früher so schlaffen indischen Volksseele regen, ein Zeichen, daß eine Verjüngung eingesetzt hat, daß man sich der eigenen Kraft bewußt wird und nach Taten strebt. Und wer sollte sich nicht freuen darüber, auch dann, wenn dieses Kraftgefühl und dieser Tatendrang oft in etwas flegelhafter Weise zutage tritt? Jedermann hatte seine Flegeljahre, in denen er oft für andere mehr oder weniger unerträglich werden konnte.

Auch das ist ein günstiges Zeichen, daß dieses nationale Erwachen heute bei allen Klassen der Bevölkerung und bei allen Kasten bemerkbar wird, und daß der nationale Gedanke ein die Kastenvorurteile ignorierender ist. Ich glaube, daß der nationale Zug, eben weil er von dem christlichen Prinzip der Gleichberechtigung aller Menschen durchdrungen ist, mithelfen wird, den Kastengeist zu schwächen. Was in Indien das Nationalbewußtsein von jeher am meisten schwächte, das war die Kaste. Was in anderen Ländern das Nationalbewußtsein ist, das war in Indien das Kastenbewußtsein. Die Interessen der Kaste, nicht die Interessen der Nation, wurden immer vorangestellt. Die nationale Bewegung kehrt nun die Sache gerade um. Das Wohl der Nation, nicht das Wohl der Kaste, soll nun in den Vordergrund treten. Deshalb hat man bei Konstituierung des Nationalkongresses von den Kastenunterschieden völlig abgesehen; auch Parsi, Mohammedaner und Christen, wie z. B. Dr. Hume von Ahmednazar, ein Missionar des American Board, und der vor kurzem gestorbene Kali Tscharan Banerdschi von Kalkutta wurden als vollberechtigte Mitglieder zugelassen. (Schluß folgt.)



Das Werk der Englischen Kirchenmission im heiligen Lande.

Von Lic. Dr. Julius Boehmer.

---

1. Seit 1815 schon hatten hin und wieder Besuche des heiligen Landes durch Boten der Englischen Kirchenmission, des Amerikanischen Board, der Judenmission stattgefunden, bis endlich als erste die Judenmission 1835 in Jerusalem festen Fuß faßte. Ihr Lieblingsgedanke war, das Bistum Jakobus' des Gerechten, des „Apostels der Beschneidung", wie man ihn mit Vorliebe nannte, aufzurichten und wieder einen Judenchristen an der Spitze der Kirche von Jerusalem zu sehen. Das erstrebte Jerusalemer Bistum sollte in erster Linie dem Zweck dienen, eine Judenkirche in Palästina anzubahnen. Dem entsprach es auch, daß der erste Bischof Alexander, den die englische Regierung 1841 ernannte, ein jüdischer Konvertit aus Breslau war. Mit dem Gedanken einer Wiederbelebung der morgenländischen Kirchen wollte man nichts zu tun haben: was man aber wollte, konnte nur einen völligen Mißerfolg erreichen. Man verlangte u. a. Einrichtung von Ackerbaukolonien und Hospitälern, um vorerst einmal alle Juden nach Palästina zu ziehen. Das Neue Testament sollte aus den Hospitälern ausgeschlossen sein. Dann erst, wenn alle Juden in Palästina seien, sollte das Bekehrungswerk, und zwar gleich in großem Maßstabe beginnen.

Vor allem war es Gobat, der erste unter den Missionaren Palästinas (1846—1879), der allen diesen Ideen entgegentrat. Er, der im Basler Missionshause ausgebildet, lange Jahre im Dienste der Kirchenmission gestanden und dann, als die Mission die Insel verließ, Leiter eines protestantischen College auf Malta geworden war, setzte den hochgehenden, überschwenglichen Erwartungen der englischen Judenmissionsfreunde seine ganze Nüchternheit und Erfahrung entgegen. Er forderte, vorerst die Bekehrung der einzelnen ins Auge zu fassen und auch dabei die äußerste Vorsicht anzuwenden. Das mißfiel den Heißspornen der Judenmission. Daher sah sich Gobat veranlaßt, die Kirchenmission zur Arbeit in Palästina einzuladen.

Doch ein zweites, nicht minder bedeutsames Moment trat hinzu. Im Frühjahr 1848 hatte Gobat aus Nablus einen von mehreren griechischen Christen unterzeichneten Brief erhalten, in welchem sie ihren Entschluß mitteilten, aus ihrer Kirche auszutreten, weil sie in ihr in Unwissenheit gehalten würden und deswegen innerlich verkommen müßten. Sie hätten daher die Absicht, auf dem Grunde der heiligen Schrift eine evangelische Gemeinde zu bilden. Gobat erwiderte ihnen, er müsse vor einem Austritt aus der griechischen Kirche warnen: sie möchten nur fortfahren ihre Bibel zu lesen, so wolle er ihnen zu einer Schule für ihre Kinder verhel[illegible]n Missionar hin. Dieser fand tatsächlich [illegible] Nablus gegen siebzig entschlossen, sich [illegible] Unwissenheit und Schwachheit, zu [illegible] ein großes Haus, das er zu ei[illegible]

einer Lehrerwohnung einzurichten sich anschickte. Auch stellte er einen geeigneten Lehrer an. Kaum aber wurde die Sache in Nablus bekannt, als zwei Führer der evangelisch gesinnten Griechen verhaftet und ins Gefängnis gesteckt wurden. Fast wären sie sogar, weil schwer verleumderische Beschuldigungen gegen sie erhoben wurden, zum Tode verurteilt worden. Gobat machte aber sofort beim Gouverneur von Jerusalem Anzeige und bewirkte, daß die Angeklagten wieder auf freien Fuß gesetzt wurden.

Der Gedanke an Austritt aus der griechischen Kirche war so erstickt worden. Gobats Schule, als Bibelschule bezeichnet, gedieh aufs beste. Allein jetzt machten sich die Häupter des griechischen Klosters zu Nablus an den von Gobat entsandten Lehrer, weil dieser Wert darauf legte, auch jetzt noch als griechischer Christ zu gelten. Sie versuchten es teils mit Drohungen, teils mit Versprechungen, ihn seiner Stellung abspenstig zu machen. Sie boten ihm z. B. ein Jahresgehalt von 2000 Franken und außerdem eine Extrabelohnung von 2500 Franken, falls er sein Schulhaus binnen drei Monaten dem Erdboden gleichmache. Als diese Anerbietungen aber an der Bekennertreue des Lehrers scheiterten, ließen die Griechen durch einen ihrer Diakonen eine Gegenschule einrichten. Das Kloster versprach für alle Eltern, welche ihre Kinder in diese Schule schicken würden, die Steuern zu bezahlen. Darauf gingen in der Tat zunächst viele ein. Sobald sie aber gemerkt hatten, daß in der neuen Schule kein Bibelunterricht erteilt wurde, schickten sie ihre Kinder wieder in Gobats Schule.

Da versuchten es die Vertreter der griechischen Kirche auf andere Weise. Der Patriarch zu Jerusalem belegte alle mit dem Bann, die ihre Kinder in die Schule Gobats schickten, und drohte, sie aus der griechischen Kirchengemeinschaft auszustoßen. Ferner wurden die Priester veranlaßt, niemanden, der die Bibel läse, zur Osterkommunion zuzulassen. Der Kommunikant mußte erst ein Heiligenbild küssen oder vor ihm niederknien, oder die heilige Jungfrau oder einen andern Heiligen anrufen; tat er das nicht, so wurde er nicht zur Kommunion zugelassen.

Endlich wurde auch die Macht der türkischen Regierung in Anspruch genommen. Man erreichte, daß sie Haussuchung nach Bibeln hielt und die gefundenen Exemplare verbrannte, ihre Eigentümer mit Geldstrafen belegte oder ins Gefängnis warf.

Alle diese Drangsalierungen indes hatten einen anderen als den beabsichtigten Erfolg. Nunmehr traten in Nablus und an einigen andern Orten eine kleinere oder größere Anzahl von Griechen wirklich aus ihrer Kirche aus. Es entstanden kleine evangelische Gemeinden, die sich den weiter unten zu erwähnenden Ferman zunutze machten. Wenn nun auch Gobat dieser evangelischen Bewegung nach Kräften wehrte, weil er die Unreife der meisten Uebertretenden nur allzu genau kannte, so konnte er doch anderseits nicht umhin, die Entsendung von Missionaren und Lehrern, die Einrichtung von Bibelschulen und Kirchen in die Wege zu leiten. Das war also ein zweiter Grund, warum er die englische Kirchenmission nach dem heiligen Lande rief. Missionare kamen und mit ihnen die genügenden Mittel, um die evangelisch gewordenen griechischen Christen zu leiten und zu fördern.

2. Nach Lage der Dinge war es also ein plötzlicher, aber ein durchaus gerechtfertigter und wohlbegreiflicher Entschluß, den die Englische Kirchenmission faßte, als sie das Werk im heiligen Lande übernahm. Noch beim fünfzigjährigen Jubiläum der Gesellschaft (am 12. April 1849) war mit keinem Wort von dieser neuen Arbeit die Rede gewesen, und bald darauf schon war der Entschluß gefaßt und ausgeführt. Als eigentliches Ziel der Missionsarbeit war von Anfang an die Gewinnung der Muslimen ins Auge gefaßt, doch wollte man sie auf dem Umweg der Wiederbelebung der morgenländischen Kirchen und durch diese erreichen. Besonderen Mut dazu, diese Arbeit gerade jetzt in Angriff zu nehmen, machte der eben damals (1850) erschienene, auf diplomatischem Wege herbeigeführte Ferman des Sultans, laut welchem griechische und andere Christen Palästinas, falls sie aus ihren Kirchen ausscheiden wollten, berechtigt seien, eigene protestantische Gemeinden zu bilden, die die Anerkennung durch die Regierung zu erwarten hätten. Indem der Ferman aber von den Muslimen in diesem Zusammenhang wohlweislich schwieg (die ihnen damals ebenfalls zugestandene „Religionsfreiheit“ stand und steht noch heute tatsächlich nur auf dem Papiere), bewies er, daß er nicht (wie Enthusiasten in England und wo sonst es deuteten) aus Nachgiebigkeit und Entgegenkommen gegen die Mission, sondern nur aus der Tendenz geboren war, weitere Spaltungen unter den christlichen Untertanen des Sultans fördern zu helfen, was der muslimischen Staatsregierung und ihren Zielen nur entsprechen konnte.

Trotz des Widerspruchs, den weite kirchliche Kreise Englands gegen die Absicht der Mission, auf die orientalischen Kirchen einzuwirken und ihre Glieder in eigenen evangelischen Gemeinden zu sammeln, erhoben, wurde das Werk unternommen und 1851 der erste Missionar, ein Deutscher, Klein*) mit Namen, nach Jerusalem entsandt.

Wie richtig Gobat von Anfang an geurteilt und gehandelt hatte, als er Skepsis und Zurückhaltung beobachtete, wurde bald offenbar. Der Fortgang der evangelischen Bewegung unter den griechischen Christen Palästinas entsprach keineswegs den verheißungsvollen Anfängen. Wohl bildeten sich, wie in Nablus, so auch in Nazareth, in Jerusalem, in Ramleh, in Bethlehem und Salt**) kleine arabisch-protestantische Gemeinden. Auch stieg die Zahl ihrer Glieder allmählich, sodaß sie bei Gobats Tode insgesamt gegen 1000 Seelen zählten. Allein einen größeren Umfang nahm die evangelische Bewegung nicht an. So schien es Gobat geboten, nach und nach diese Gemeinden alle und das Missionswerk überhaupt der Englischen Kirchenmission anzuvertrauen, während er nur diejenigen in Bethlehem und Betdschala dem Berliner Jerusalemsverein überließ. Beide Gesellschaften haben bis auf den heutigen Tag die Pflege aller dieser Gemeinden fortgeführt. Im einzelnen war der Verlauf kurz folgender:

*) Er war es, der 1868 auf einer seiner Missionsreisen, wie er sie häufig durch das Land machte, den Mesa-Stein entdeckte; 1881 wurde er in die ägyptische Mission geschickt.

**) Diese Stadt war seit alten Zeiten autonom gewesen, außer daß sie einem mächtigen Beduinenstamm der Umgegend Tribut zu zahlen hatte. Aber 1866 ward sie von dem Gouverneur von Damaskus erobert und mit einer Besatzung belegt. Gleich darauf entsandte Gobat einen Katechisten dorthin; auch jesuitische Missionare erschienen.

Bis 1873 hat die Mission ihre Tätigkeit auf Jerusalem, wo sie 1851, und Nazareth, wo sie 1852 eintrat, beschränkt. Johannes Zeller war erst in Nablus, dann in Jaffa, dann auch in Jerusalem seßhaft geworden. Wie Nablus und Jaffa, wurde auch Haifa nur vorübergehend besucht, und von 1861 an die Arbeit vorläufig auf Jerusalem und Nazareth beschränkt, an welch letzterem Orte Huber eintrat. In den eigentümlichen kirchlichen Verhältnissen Englands und den Konflikten, in denen die Kirchenmission damals stand, war es begründet, wenn sie sich damals fast auf lauter deutsche Arbeitskräfte angewiesen sah.

Am 1. Oktober 1871 konnte die erste evangelische, d. i. arabisch-protestantische Kirche in Nazareth geweiht werden, während in Jerusalem die Christuskirche der Judenmission vorläufig diesen Dienst versah und erst Advent 1874 hier die arabisch-protestantische St. Paulskirche geweiht wurde. Zu diesen beiden Hauptstationen sind allmählich hinzugekommen: Gaza (1878), Jaffa (1876), Haifa (1884), Nablus (1876), Salt (1873), Akka (1890) und Kerak (1890), im ganzen neun Stationen. Dazu die Außenstationen: Ramleh (1894), Lydda (zu Jaffa), Oelberg, Ramallah mit Bir-ez-Zêt und Taijibe, wo eine Apotheke besteht (seit 1877), Bethlehem 1899 (zu Jerusalem), Schefā ʿAmr 1899 (zu Haifa gehörig), Kafr Jasif (zu Akka). Mit Nablus ist der vierte Missionar deutscher Herkunft, Fallscheer, verknüpft, nicht zu vergessen J. F. Wolters (wie Joh. Zeller ein Schwiegersohn Gobats), der früher in Haifa, jetzt in Jaffa tätig ist, alle in jahrzehntelangem Dienst erprobt, während außer ihnen noch ein Holländer (Nyland) und ein Engländer (Longley) Hall (in Jaffa) tätig waren. In Nablus konnte 1882 die Kirche geweiht werden; die Prinzen Albert und Georg von Wales waren anwesend. Das Werk in Gaza wurde seit seiner Gründung von einem bekehrten Juden geleitet. In Nazareth, Bethlehem und Schefā ʿAmr wurden 1899 die Werke der Female Education Society übernommen*)

3. Die Entwicklung der Missionsarbeit geschah, wie alles im Morgenlande, auffallend langsam. Zurzeit sind es nicht mehr als 16 Missionsarbeiter im engeren Sinn des Worts, die im palästinischen Dienst der Englischen Kirchenmission stehen. Eine Reihe von Gründen wirkten hierbei zusammen.

Zunächst erwies es sich sehr bald als unmöglich, auf dem Umweg der Wiederbelebung der orientalischen Kirchen die Muslimen zu gewinnen, einfach darum, weil die orientalischen Kirchen sich durchaus nicht wiederbeleben lassen wollten, sondern den dahin gerichteten Versuchen den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzten. So erwuchs die schwere Doppelarbeit, die nicht vorausgesehen war, daß man einmal arabisch-evangelische Gemeinden auszubilden hatte, sodann die Muslimen außerdem umittelbar und einzeln zu gewinnen versuchen mußte. An der Muslimenmission aber hingen ganz besondere, ungeahnt große Schwierigkeiten.

Trotz fast 25jährigen redlichen Bemühungen stand man auf der großen Londoner Konferenz für Mohammedanermission, die 1875 von General Lake

*) Vgl. vor allem Stock, History of the Church Missionary Society 1899. Bd. III. S. 113—121, 276—78, 341—43, 517—32, 751—52, 785, 800 ff.

veranstaltet wurde, und an der die bedeutendsten Missionare der Kirchenmission teilnahmen, in der Hauptsache unter dem Eindruck, wie vernachlässigt bisher das Werk der Mohammedanermission allenthalben, auch in Palästina, gewesen sei. Die Folge war dann in der Tat ein baldiger, erfreulicher Aufschwung des Werks.

Doch mit der ernstlicheren Inangriffnahme der Mission wuchs erst recht der Widerstand. Die Mohammedaner merkten, mit wem sie es zu tun hatten. Ein Jerusalemer sagte dem Missionar: „Ich wage es nicht, in eure Kirche zu kommen. Ich könnte in die heilige Grabeskirche oder in die lateinische Patriarchatskirche oder in die Synagoge der Juden gehen: keiner würde dabei etwas finden. Wenn ich aber zu euch käme, würde es gleich heißen, ich ginge damit um, Christ zu werden." Ein Ehrenzeugnis, wie es dem Protestantismus im Vergleich mit den übrigen christlichen Konfessionen nicht schöner ausgestellt werden konnte!

Im Jahre 1883 waren die beiden englischen Generäle und verdienten Archäologen Gordon und Wilson im heiligen Lande als Missionare tätig. Gordon wirkte namentlich in Jafa vom April bis Dezember und predigte viel. Wilson war in Jerusalem als Missionar stationiert und gewann gleich seinen Mitarbeitern Eindrücke, die er in das Urteil zusammenfaßte: „Die Arbeit an den Mohammedanern ist hoffnungsloser als das Missionswerk in Zentralafrika. Die Religion gilt als Sache der Politik. Die Christen verarmen infolge der Geldsummen, die ihnen aus der lateinischen und griechischen Kirche zufließen. Die meisten haben daher eine rein äußerliche Religion. Die türkische Mißregierung aber hat die Fellachen auf den Standpunkt ihres Viehs heruntergedrückt."

Allerorten regte sich die Gegenwirksamkeit der türkischen Behörden. Sie wehrten mohammedanischen Kindern, die Missionsschulen zu besuchen; wunderbarerweise aber fanden sich dennoch immer wieder Schüler ein. Indes, je größer und sichtbarer die Erfolge des Missionswerks, um so sicherer war sein baldiger Untergang. So wurden die herrlich blühenden Schulen im Hauran von der türkischen Obrigkeit unter Anwendung von Gewalt geschlossen. Keine Aussicht besteht, daß sie je wieder eröffnet werden könnten.

4. Allein die unseligste Hinderung ging weder von der muslimischen Bevölkerung, noch von der Landesbevölkerung überhaupt, noch von den türkischen Behörden, sondern — kaum glaublich — von den evangelischen Christen, sozusagen von der Mission selbst aus. Sie hängt, kurz gesagt, für eine lange Reihe von Jahren an dem anglikanischen Bischof Blyth, der seit 1887 in seinem Amte steht. Er war vorher Archidiakon in Rangun gewesen und hatte sich in seinem dortigen Amt derartig bewährt, daß er nach langen Verhandlungen mit dem Vorstand der Londoner Judenmission und der Englischen Kirchenmission, von Benson, dem Erzbischof von Canterbury (seit 1883), dem herkömmlichen Vizepatron der Englischen Kirchenmission, sowie von dem Erzbischof von York und dem Bischof von London für den hervorragenden Posten eines Jerusalemer Bischofs auserwählt wurde. Benson war es gewe[illegible]
in der bischoflosen Zeit von 1881—87, nämlich im Jahre 1[illegible]
Hannington beauftragt hatte, auf seiner Ausreise nach Ostafrika

suchen und die dort erforderlichen bischöflichen Funktionen zu vollziehen. Beide Missionen, die Judenmission wie die Kirchenmission sehnten sich schon längst nach Wiederbesetzung des Bischofstuhls, den einst die Judenmission geschaffen und seit dem 7. November 1841 England mit Preußen abwechselnd besetzt hatte. Die Missionsarbeiter vermißten in den sechs bischoflosen Jahren schmerzlich die geordnete kirchliche Aufsicht. Als nun Blyth ernannt wurde, ward er zunächst gerade von der Kirchenmission herzlich bewillkommt, zumal seine Ernennung damals als ein Sieg der evangelikalen über die hochkirchliche Richtung galt. Die hochkirchliche Richtung nämlich, unter der Führung von Canon Liddon, hatte gewünscht, daß der Jerusalemer Bischofstuhl unbesetzt bleibe, weil nach ihrer Auffassung die Besetzung einen Eingriff in die Jurisdiktion der orthodoxen (griechischen) Kirche bedeute.

Bald aber nach seinem Amtsantritt zeigte sich, daß die auf Blyth gesetzten Hoffnungen täuschten. Er wurde gewisser hochkirchlicher oder ritualistischer Handlungen beschuldigt. Darob erhob sich große Entrüstung unter den Freunden der Kirchenmission gegen das leitende Komitee, das sich, wie es hieß, von Benson habe betrügen lassen. Freilich wurde bald Bensons bona fides festgestellt, an der um so weniger gezweifelt werden konnte, als ja Blyth u. a. auch vom Bischof zu Rangun, dem er unterstanden hatte, und der als eifriger Freund der Kirchenmission einen Namen hatte, für seinen neuen Posten warm empfohlen worden war. Im Zusammenhang mit dieser Angelegenheit wurde im Schoße der Missionsgemeinde sogar ernstlich die Frage erörtert, ob es überhaupt angezeigt sei, daß die Mission ihrerseits einen Teil des Gehalts zahle für einen Bischof, auf dessen Ernennung sie keinerlei Einfluß habe.

Auf der Jahresversammlung der Kirchenmission, die 1887 stattfand, wurde nach langen Erörterungen, die die herrschende große Uneinigkeit offenbarten, zuletzt ein vierfacher Beschluß gefaßt, des Inhalts:

„1. Die Sache ist in die Hand des großen, allweisen Hauptes der Kirche zu legen.

2. Nur das Komitee sendet aus, und es sind nur evangelisch gesinnte Männer auszusenden.

3. Wo andere ernennende Faktoren in Betracht kommen, ist alle Sorgfalt und aller Eifer darauf zu richten, daß nur Männer, die in den Grundsätzen der Missionsgesellschaft stehen, zur Ernennung gelangen.

4. Jeder dem vorliegenden ähnliche Fall ist sachgemäß und unter der Leitung des heiligen Geistes zu beurteilen. Früher gemachte Schenkungen sollen, um Präzedenzfälle zu verhüten, nicht um jeden Preis festgehalten werden."

Mit diesen Beschlüssen war eigentlich nur Selbstverständliches festgestellt und der Kernpunkt des Streites sorgfältig umgangen.

Lange Zeit darnach, im Dezember 1890, veröffentlichte Blyth im „Guardian" seine „Kundgebung beim Amtsantritt"*) Hier erhob er mannig-

---

*) Englisch: Primary Charge — darunter versteht man die in der anglikanischen Kirche übliche erste amtliche Aeußerung eines neu ernannten Bischofs, die er in Form eines Vortrags oder eines Schriftstücks (das letztere ist jetzt das übliche) ausgehen läßt und worin er nicht nur sein Programm entwickelt, sondern ganz allgemein alles sagt, was ihm sagenswert scheint.

fache Klagen gegen die Missionsarbeit im heiligen Lande überhaupt und gegen die Kirchenmission insbesondere. Die Tendenz war dahin gerichtet, daß die Mission im heiligen Lande der Society for the Propagation of the Gospel übertragen werden solle. Da dieser Vorschlag aber weder von Blyth noch von einer sonst dazu berufenen Stimme auf dem geordneten Wege an die Missionsleitung selbst gebracht wurde, so verlief er im Sande. Die übrigen Klagepunkte wurden 1891 der Entscheidung von fünf Bischöfen Englands unterbreitet. Es handelte sich hierbei um folgendes:

1. Blyth beklagte sich darüber, daß er nicht Mitglied der Missionskonferenz in Jerusalem sei. — Die Entscheidung des Bischofskollegiums fiel unerwarteter Weise dahin aus, daß sich diese Forderung nicht mit seiner Würde als Bischof vertrage. Lieber solle eine Diözesan-Synode geschaffen werden, die die Missionare und die übrigen Geistlichen unter dem Vorsitz des Bischofs vereinige.

2. Blyth beklagte sich, die Missionsgesellschaft präsentiere ihm zur Konfirmation auch solche Personen, die als Kinder das Chrisma der griechischen Kirche empfangen hätten, wo doch das Chrisma als vollgültiger Ersatz der englischen Konfirmation zu gelten habe. — Die Entscheidung lautete: Eine Konfirmation sei in einem solchen Falle für die Zulassung zur Kommunion nicht notwendig; dennoch solle der Bischof sie denen nicht verweigern, die sie „mit Einsicht und Bewußtsein“ begehrten.

3. Endlich klagte Blyth über „Proselytismus“ in der Tätigkeit der Missionare. Darunter verstand er die Bestrebungen, auch Glieder anderer Kirchengemeinschaften zu gewinnen. — Die Entscheidung lautete dahin, daß die Kirchenmission in diesem Punkt freizusprechen sei und eine Aenderung in der Missionsmethode nicht erforderlich scheine.

Es kann nach dem allen nicht wundernehmen, daß sich sofort darauf der Konflikt neu erhob und bei dem Fortbestehen der Lage der Dinge ein neuer Antrag auf die Jahresversammlung gebracht wurde, wonach der Beitrag für das Bistum von Jerusalem zurückzuziehen sei. Nach langen Verhandlungen fiel die Entscheidung im Sinne einer Ansprache von Canon Hoare, die zum Ausdruck brachte, daß zwar in den Kreisen der Missionsfreunde eine tiefe Enttäuschung vorhanden und auch berechtigt sei, daß man aber gemäß Psalm 15, 4 („Er schwört sich zum Schaden und änderts nicht“), das, was einem über die Lippen gekommen sei, nicht ändern dürfe. Damit war die gegen Blyth gerichtete Bewegung zum zweiten Male niedergeschlagen. Blyth selbst brachte zwar bald darauf bei gegebener Gelegenheit sein Einverständnis mit der Tätigkeit der Kirchenmission zum Ausdruck. Allein das hinderte ihn nicht, vielleicht weil jenes Gutachten der Bischöfe allgemein im Sinne einer Rechtfertigung der Missionsgesellschaft verstanden wurde und seine eigene Niederlage dokumentierte, schon im Jahre 1893 weitere Angriffe auf die Kirchenmission zu richten. Er verlangte jetzt den Gebrauch der Altarlichter und des Mischkelchs, die Abschaffung der Abendkommunionen: alles, weil er auf diese Weise die Glieder der morgenländischen Kirchen le
zu gewinnen hoffte. Das Missionskomitee antwortete in ablehnender
Ja, der „Guardian“ riet selber, die Kirchenmission ihrer Verpflicht

Bischofsgehalt beizutragen, zu entbinden, und forderte seine Leser auf, den betreffenden Gehaltsteil ihrerseits aufzubringen. Doch hatten die Leser nicht „Selbstverleugnung" genug (wie es im Missionsberichte heißt), diesen Rat zu befolgen.

Andere Vermittlungsvorschläge und -versuche, die immer zwischendurch gingen, fielen gleichfalls ins Wasser. So derjenige von French, der Ende 1887 sein Amt als Bischof von Lahore niedergelegt hatte und ein Jahr lang (1888) außer Mesopotamien und Syrien auch Palästina zu Missionszwecken bereiste. Im Jahre 1889 nach London gekommen, erbot er sich, da er die Lage der Dinge aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte, der Vermittlung zwischen Blyth und der Kirchenmission zu dienen. Als sich das zerschlug, wollte er in Blyth's Dienste treten. Auch daraus wurde nichts, so daß er 1891 Palästina den Rücken kehrte und nach Maskat ging, wo er noch in demselben Jahre, 65 Jahre alt, starb.

Inzwischen hatte Bischof Blyth selbst schon 1890 eine selbständige Mission, the East Mission Fund in Bible lands gegründet; allein außer dem prächtigen Kirch- und Schulbau in Jerusalem, einem glänzend eingerichteten Hospital in Haifa, einer Schule in Kairo und Suez, lauter Unternehmungen von bisher bescheidenem Umfang, ist nicht viel an die Oeffentlichkeit gedrungen. Das Verhältnis aber zwischen der Kirchenmission und ihrem Bischof ist nach allen jenen Kämpfen ein schiedlich-friedliches geblieben, was naturgemäß mindestens nicht der Förderung des Werkes dienen kann.

5. Dennoch konnten freilich alle diese Wirren den Fortschritt des Missionswerks nicht endgültig aufhalten. Im Gegenteil steht die Kirchenmission nunmehr schon seit mehr als einem Jahrzehnt, seit sie sich von ihrem Bischof gleichsam emanzipiert, auf dem fortgeschrittenen (trotz allem wohl nicht gänzlich durch den Konflikt mit dem Bischof unbeeinflußten) Standpunkt, daß die morgenländischen Kirchenglieder als Missionsobjekte für sie nur nebenbei in Betracht kommen, daß in der Hauptsache dagegen die Mohammedaner zu gewinnen seien. Die Ergebnisse der dahin gerichteten Arbeit sind erfreulich. Namentlich von den Frauen werden manche bekehrt, nicht wenige auch getauft. Allerdings, Einzelheiten entziehen sich aus bestimmten Gründen der öffentlichen Kenntnis. Auch die Missionsberichte sagen darüber nichts oder nur wenig: was jemand aus persönlicher intimer Kenntnis weiß, muß er dem Drucker entziehen. Denn nichts, was in Deutschland, in ganz Europa gedruckt wird, ist vor dem Auge türkischer Zensur sicher*). Und es wäre vor allem für die Beteiligten selbst lebensgefährlich, wenn über sie geschrieben würde.

Immerhin läßt sich ein allgemeiner Eindruck geben, der lohnt. So werde ein Ueberblick über die Arbeit und ein Rundgang durch die Stationen getan.

Allgemein anerkannt ist, daß für die Mohammedanermission Schule, Krankenpflege und Harem die wichtigsten Gebiete sind. Wortverkündigung im engeren Sinn und auf Gemeindebildung gerichtetes Bemühen kommt vor-

---

*) Ob das fortan, nach Proklamation der Verfassung im Juli 1908, anders sein wird, ist abzuwarten.

läufig wenig oder gar nicht in Betracht. Die Schule ist in Palästina der Ausgangspunkt gewesen, während Kranken- und Frauenpflege von der Kirchenmission erst nach 1880 ernstlicher in Angriff genommen worden sind.

a. Das Schulwesen zunächst steht in erfreulicher Blüte trotz des harten Kampfes, den es mit der Landesregierung zu bestehen hat. Gerade auch das Mädchenschulwesen hat sich im letzten Jahrzehnt wesentlich gehoben. Erfreulich ist, daß schon in den Jahren 1880—81 der unlängst verstorbene Canon Tristram, als er die Schulen visitierte, u. a. in Kafr Kenna in Galiläa, in Taijibe, nördlich von Jerusalem, zahlreiche Mohammedanerkinder vorfand. Aber selbst unter den Augen der Zentralregierung in Jerusalem ist 1892 eine Mädchenschule eröffnet worden. Die Tätigkeit von Miß Attlee in Et-Tur auf dem Oelberg, auf die noch näher einzugehen sein wird, ging von der Sammlung und Beeinflussung der Kinder aus. Als 1905 der Unterricht in der dortigen Mädchenschule öfter von jungen Burschen, die die Schülerinnen wegzujagen versuchten, gestört wurde, erklärte die Lehrerin, Miß Elverson, sie müsse unter diesen Umständen die Schule schließen. Allein da erschien bei ihr eine Deputation der Scheiche und bat sie dringend zu bleiben; sie verpflichteten sich, für das Aufhören der Störungen zu sorgen. Sie haben Wort gehalten. Zurzeit sind es 40 Mädchen, die diese Schule mehr oder weniger regelmäßig besuchen. In Gaza sind es ebenfalls 50 und mehr Schülerinnen, und als 1905 in El-Arisch, an der Grenze Aegyptens, als Außenstation von Gaza, gleichfalls eine Schule aufgetan wurde, zählte man auch hier bald 50 Schüler. Anders allerdings in Kerak, wo die türkische Regierung bis in die neueste Zeit durchaus keine Missionsschule duldet. Wieder anders in Haifa, wo auf dem Gebiet der Schule (ähnlich wie in Jerusalem) ein scharfer Wettbewerb mit anderen dort arbeitenden Konfessionen statthat und daher die Kräfte bis zur äußersten Grenze der Leistungsfähigkeit angespannt werden. In Bethlehem endlich wird eine Mädchenschule fortgeführt, welche von der Female Education Society begründet worden ist. Eine kleinere Schule wird überhaupt an allen Stationen, auch in Schifā ʿAmr unterhalten.

In sämtlichen palästinischen Schulen der Kirchenmission darf man über 3000 Schüler, von ihnen die größere Hälfte Mädchen, rechnen.

b. Sodann die ärztliche Mission. Hier gilt, daß zunächst die Missionsspitäler in Palästina, wie gesagt, neueren Datums, noch nicht zwei Jahrzehnte alt sind. Man muß dabei völlig absehen von dem Kaiserswerther Diakonissenhaus und dem Aussätzigenhaus der Brüdergemeine in Jerusalem, die ja bedeutend älter sind, aber keinerlei Missionszweck verfolgen. In Haifa freilich hat die Judenmission schon 1882 ein Spital gebaut; das ist aber das einzige, das länger besteht. Die präparatorische Bedeutung der Hospitäler kann schwerlich hoch genug veranschlagt werden. Die Leute gewöhnen sich an den Namen Jesus und preisen ihn. Sie bitten um Hilfe „um Jesu Christi willen", „um unseres Herrn Jesu willen" und empfangen Heilung und Arznei „in Jesu Namen". Ob alles das freilich mehr als eine äußere Gewöhnung ist, und viele nicht eigentlich nur einen neuen Weli Jesus zu den schon bekannten hinzu erlangen, das darf man wohl fragen. Auch zahlreiche Angestellte und Diener, die von der ärztlichen Mission beschäftigt werden, gewinnen Eindrücke

von der Macht Jesu, wiewohl auch hier ähnliche Einschränkungen gelten werden.

Die ärztliche Mission erfreut sich jedenfalls des größten Interesses und der intensivsten Anerkennung, ja Dankbarkeit seitens der mohammedanischen Bevölkerung. In Gaza und Nablus, wo das größte Hospital besteht, ist je ein Arzt stationiert; außerdem besteht in Akka, Schifâ ʿAmr, Taijibe, Salt und Kerak eine ärztliche Missionsstation. Wolters in Jafa, dem die Schwierigkeiten der Palästinamission, dank vor allem den Feindseligkeiten der türkischen Behörden, aus dreißigjähriger Erfahrung reichlich vertraut sind, urteilt doch: „Wenn auch alles, was in der Mission Erfolg heißen darf, um der türkischen Regierung willen streng geheim gehalten werden muß, wenn auch der förmliche Uebertritt eines Mohammedaners zum Christentum vorläufig eine Seltenheit ist, so hat doch die ärztliche Mission bedeutsame Erfolge, vor allem im Blick auf den Umschwung des muslimischen Urteils über das Christentum zu verzeichnen. Sie leistet vorbereitende Arbeit auf den Tag, wann es in der Türkei Religionsfreiheit geben wird,*) daß dieser Tag bald komme, dafür laßt uns beten. In Gaza, wo 1891 das erste Missionshospital eröffnet wurde, hat das Volk der ärztlichen Mission den schönen Namen „das Licht von Gaza" gegeben, und dabei heißt Gaza ein „Mistbeet der Unsittlichkeit." Ebendort brachten erst 1906 die Mohammedaner der Stadt aus Dankbarkeit 2000 Mark für dies Werk: ein bei der Geldliebe, dem Fanatismus und der undankbaren Art des Mohammedaners wunderbar großer Erfolg! In Nablus, einer wegen des Fanatismus der dortigen Mohammedaner besonders berüchtigten Stadt, hat öfter ein Ausbruch der Feindschaft, auch öffentlich, stattgefunden, tätliche Angriffe waren nicht selten; selbst die Besucher des Hospitals haben zu leiden gehabt. Doch das war immer nur vorübergehend, an empfänglichen und dankbaren Gemütern hat's auch nicht gefehlt. Ein krankes Mädchen, das von der Missionarin öfter besucht worden war, wurde auf dem Sterbebett gefragt, ob sie auch an die von ihr gelernten christlichen Lieder denke. Sie antwortete: „Ich lese sie in meinem Herzen". (Damit bejahte sie zwar die an sie gestellte Frage, gab aber zugleich zu verstehen, daß sie sich fürchte, von ihnen zu sprechen.) In Salt ist nach mehrjähriger Unterbrechung, die sich öfter als notwendig erweist, zuletzt 1905, die ärztliche Mission neu eröffnet worden. Mit besonders großen Schwierigkeiten dagegen hat sie von jeher in Kerak zu kämpfen gehabt. Eine Schule wurde hier, wie schon erwähnt, von der Regierung nie geduldet. Dagegen hat der anfänglich sehr starke Widerstand der Bevölkerung gegen die ärztliche Mission längst aufgehört. Die ärztliche Mission wird in hohem Maße in Anspruch genommen. Die Beduinen der Umgegend brachten zahlreiche Patienten. Die Umwohner, in mehrere Stämme gespalten, von denen einer den anderen an Wildheit übertrifft, leben fortgesetzt in Feindseligkeiten, derart, daß hier kaum ein Mann eines natürlichen Todes stirbt (ein solcher Tod gilt einfach als Schande) und fast alle ausnahmslos Narben aus den Kämpfen tragen. Ein schwerverwundeter Scheich erzählte dem ihn besuchenden Arzt, er habe 37 Feinde getötet und

---

*) s. die vor. Anm.

viele andere mehr verwundet. Hier war schwierige, aber doch dankbare Arbeit. Bald hatte sich der Ruf der Missionsärzte so ausgebreitet, daß selbst aus der Umgegend, bis achtzehn Tagereisen weit, Patienten nach Kerak kamen. Gleichwohl wird das Werk der Missionsärzte fortgesetzt durch behördliche Einmischung derartig gehemmt, daß die Gesellschaft beschlossen hat, es zum 1. Oktober 1908 zu sistieren und ihre Kräfte und Gelder, mit denen sie aufs äußerste rechnen muß, anderswo mit mehr Segen und Gewinn anzulegen; ein bedauerlicher, aber begreiflicher und unvermeidlicher Entschluß, der vielleicht oder hoffentlich die Regierung zu einem friedlicheren Verhalten nötigt, wofern die Bevölkerung ihre Wünsche nach Erhaltung der ärztlichen Mission laut genug zur Geltung bringt. Leider aber hat die Bevölkerung dort, wo der türkischen Behörde, wie es in Kerak der Fall ist, Soldaten zur Verfügung stehen, wenig oder nichts zu sagen. Kerak wird dann ganz von Missionsarbeit entblößt sein, da auch die Wesleyaner, die 1894 eine Mission daselbst begannen, schon sehr bald wieder zurückgetreten sind. — In Nazareth endlich, wo im übrigen die Kirchenmission ein weitverzweigtes und reichgesegnetes Werk seit mehr als einem halben Jahrhundert treibt, hat sie sich auf die Arbeit der Bekehrung und das Gebiet der Erziehung beschränkt, da die ärztliche Mission dort in den Händen der „Edinburger ärztlichen Missionsgesellschaft" (Edinburgh Medical Mission Society) ruht und diese ein großes Hospital in Nazareth unterhält.

c. Als das dankbarste Arbeitsgebiet aber hat sich bisher die Tätigkeit an der mohammedanischen Frauenwelt erwiesen. Seit 1887 ist die Frauenmission in die Wege geleitet, seit 1892 gehen Missionarinnen aus und besuchen fleißig die Frauen und Mädchen in Jerusalem, namentlich, wenn diese nach Gewohnheit des Islams am Donnerstag gegen Sonnenuntergang an den Begräbnisstätten weilen und klagen. Allmählich ist es gelungen, Frauen von Zeit zu Zeit zusammeln und mit ihnen zu reden. Zwei Hauptschwierigkeiten haben sich dabei herausgestellt, die zu überwinden noch lange nicht gelungen ist und so bald nicht gelingen wird. Einmal, die muslimischen Frauen sind der Meinung, daß zum Wesen des Christentums das Anbeten und Küssen der Bilder in den Kirchen gehöre, weil sie das bei den morgenländischen Christen so vor Augen haben. Daran aber nehmen sie selber gemäß den Lehren des Korans den größten Anstoß und können nun gar nicht begreifen, daß sie bei den Protestanten ein Christentum lernen sollen, welches jener Zeremonien entbehrt, ja sie (gleichwie sie selber) verabscheut. Die andere Schwierigkeit liegt in der Geringschätzung der Frau als solcher. Sie ist dem weiblichen Geschlecht selber gleichsam in Fleisch und Blut übergegangen. „Was? uns lehren?" entgegnete eine Mohammedanerin einer Missionarin auf die Aufforderung, dem Unterricht beizuwohnen — „wir sind ja nur Ziegen und Esel." Ein Mann aber, dessen schwerkranke Frau von der Missionarin gepflegt wurde, mußte von seinem Nachbar hören: „Warum so viel Wesens um sie machen? Setz den Fall, sie stirbt: wenn dein Esel stirbt, so kaufst du einen andern; wenn dein Weib stirbt, machst du's ebenso." Nicht viel besser steht's übrigens tatsächlich mit den Christenfrauen; nicht bloß in Taijibe wurden öfter solche getroffen, die den Namen Christus nie gehört haben.

Trotz allem aber erwiesen sich die meisten Frauen als recht dankbar für das, was die Mission ihnen an Liebe und Fürsorge antat. Manche unter ihnen ist gläubig geworden, ohne daß freilich die Oeffentlichkeit davon erfuhr. Im allgemeinen bereitet eine solche Bekehrung kaum Schwierigkeiten, da in Jerusalem und sonstwo so mancher Mohammedaner mit einer Christin des Landes verheiratet ist. Den größten Erfolg auf diesem Gebiet hatte die schon erwähnte Miß Attlee, die mit Vater und Mutter in Et-Tur, dem Dorf auf dem Gipfel des Oelbergs, arbeitete und von der Kinderwelt aus auch auf die Erwachsenen, selbst die Männer, Einfluß gewann. In den Jahren 1890—95 hat sie hier mit solchem Erfolge gewirkt, sich die Herzen derart gewonnen, daß, als sie 1898 allein zur Weiterarbeit zurückkehrte, ihr ein begeisterter Empfang seitens der Bevölkerung bereitet wurde und eine Kavalkade arabischer Reiter sie von Jerusalem auf den Oelberg geleitete. Leider starb sie schon im Dezember desselben Jahres. Als ihre Leiche zu Grabe getragen werden sollte, bat der Scheich des Oelbergs um die Erlaubnis, von ihr im Namen seiner Stamm- und Glaubensgenossen Abschied nehmen zu dürfen. Darauf küßte er ihr die Stirn und sprach leise: „Der Friede Gottes ruhe auf dir! Sei gewiß und ohne Zweifel, daß ich dir im Himmel wieder begegnen werde." Darauf richtete er an die umstehenden Missionsarbeiter die Bitte, es möchte ihnen wieder eine ebensolche Missionarin zugesandt werden, was denn auch bald geschehen ist. Der Missionsbericht fragt an dieser Stelle mit Recht: „Und da sollten wir an den Mohammedanern verzweifeln?"

Naturgemäß ist es auch hier nicht immer ohne Schwierigkeiten gegangen, aber sie sind überwunden worden. Einer eigentlichen Predigt oder christlichen Ansprache zeigen sich die Frauen bei Besuchen durch die Missionarinnen im ganzen wenig zugänglich, eher schon die zahlreichen Straßenbettlerinnen. Selbst in dem von der Regierung errichteten Aussätzigenhaus zu Silwan, am Fuße des Oelbergs, sind die Patientinnen, die Aermsten der Armen, die ja gleichfalls zu den Straßenbettlerinnen gehören, von den Missionsarbeiterinnen von Et-Tur gelegentlich besucht worden. Gegenüber religiösen oder gar dogmatischen Belehrungen, die im Missionsdienst nicht minder wie im heimischen Kirchendienst öfter konfundiert werden, herrscht freilich (meist sehr begreifliche) völlige Verständnislosigkeit. Eine alte Frau in Schifā ʿAmr, die von der Missionarin dahin belehrt wurde, daß „weil Adam gesündigt und alle Menschen von ihm stammen, daher alle Menschen Sünder seien", erwiderte prompt (was man in der christlichen Heimat auch nicht selten, dem Sinn nach entsprechend, nur mit anderen Worten zu hören bekommen könnte): „O nein, ich bin kein Sünder, ich stamme aus einer sehr achtungswerten Familie."

6. Ueberblicken wir die Erfolge der Missionstätigkeit der Englischen Kirchenmission in Palästina im ganzen, so dürfen wir mit Freuden sagen, daß sie mindestens ebenso groß sind, wie die auf manchem anderen Heidenmissionsgebiet hin und her in den verschiedenen Erdteilen. Gewiß, es ist nicht nur vorwärts gegangen, es haben Programmänderungen stattgefunden. Aber das Ergebnis liegt vor Augen: es sind 2300 Gemeindeglieder gesammelt, es bestehen arabisch-protestantische Gemeinden in Jerusalem, Ramallah, Nazareth,

Nablus, Bethlehem, Betdschala, Gaza, Jaffa, Haifa, Salt, alle mehr oder weniger fest konsolidiert, im ganzen an 15 Plätzen; es gibt 120 eingeborene Missionsarbeiter, nnter jenen eine Anzahl eingeborener Geistlicher, deren drei schon Gobat ordiniert hat, wie der langjährige Prediger in Salt, Chalil Dschamal, der in Nablus und Ramallah. Auch besteht seit 1905 das Palestine Native Church Council, das sich vom 12. bis 16. März zum erstenmal in Jaffa versammelte (also eine Art Nationalsynode der palästinischen Kirche; Vorsteher jedes einzelnen Bezirks ist allerdings ein Missionar). Dies alles freilich bezieht sich nur auf morgenländische Christen, während die Mohammedaner noch weit zurückgeblieben sind.

Was nun der Mission vor allem fehlt, ist die einheitliche Zusammenfassung aller vorhandenen Kräfte. Wäre sie vorhanden, dann würden sich ihre Erfolge leicht ums Zehnfache heben. Leider ist nicht die geringste Aussicht darauf. Daß der Mangel zu einem guten Teil in der Persönlichkeit oder der hochkirchlichen Richtung des Bischofs Blyth begründet ist, wurde gezeigt. Wie die Dinge liegen, wäre nur unter einem Nachfolger von der Geistesart eines Gobat eine Aenderung und ein ernsthafter Fortschritt zu erwarten. Ferner ist es ja wahr, daß die Londoner Judenmission allezeit mit der Kirchenmission Hand in Hand zu gehen sich bestrebt hat, daß schon 1894 in Hebron eine Gemeinschaftskonferenz von 30 Missionaren englischer Zunge stattfand, die doch nur gemeinsames Gebet und Bibelstudium, keinerlei unmittelbar die Missionsarbeit angehende praktische Normen zum Ziele hatte (sie ist übrigens seitdem nicht wiederholt worden). Daneben aber ist die mannigfache Zersplitterung der Arbeitskräfte unter den bestehenden Umständen immer mehr fortgeschritten; die Female Education Society hat ja freilich glücklicherweise ihre Arbeiten am weiblichen Geschlecht zu Bethlehem und Nazareth an die Kirchenmission abgegeben, aber z. B. die Mildmay deaconesses arbeiten in Jaffa und Hebron auf eigene Hand weiter. Gewiß im Segen; aber bleibt es nicht ein beklagenswerter Uebelstand, wenn man sich sagen muß, die Zersplitterung sei darum zu begrüßen, weil damit allein die Unabhängigkeit von störenden Eingriffen seitens des Bischofs gesichert ist? — Daß sich das Gesagte im Blick auf die übrigen evangelischen Kirchengruppen und ihre Tätigkeit im heiligen Lande zehnfach und hundertfach bestätigt und verstärkt, kann hier nur angedeutet werden. Gegenüber diesem einen größten und schwersten Mißstand ist auch die oft gehörte Klage, die Englische Kirchenmission arbeite zu kostspielig, der von ihr aufgebotene Apparat sei zu umständlich und bei einer in so einfachen, zum Teil verkommenen Verhältnissen lebenden Bevölkerung nicht angebracht, verhältnismäßig belanglos.

Dabei ist die religiöse Empfänglichkeit auf Grund des Bewußtseins des eigenen elenden Zustandes in geistiger Hinsicht auch in der Männerwelt, namentlich auf dem Lande, wo der Fanatismus durchaus keine Pflege findet, durchaus nicht gering, trotz anfänglichen Widerspruchs und Widerstandes. Die Männer in Taijibe meinten den Missionaren gegenüber in klagendem Sinn: „Gott hat uns vergessen, keiner unterrichtet uns. Wir sind den Ochsen gleich." Die Feindschaft, die sich beim Anfang der Wirksamkeit der Missionare erhob, ließ bald nach, als man erst den Segen ärztlicher Hilfe und in ihr der

christlichen Liebe schätzen gelernt hatte. Aehnliche Erfahrungen, wie hier, werden überall gemacht. Die Erfolge der Missionsarbeit würden ungleich umfangreicher und großartiger sein, wenn nicht überall eine Missionsarbeiterabteilung der anderen im Wege stände. Doch wie dem wehren?

Die Fortschritte der Missionsarbeit in Korea.

Von P. Fr. Büttner.

„Korea ist gegenwärtig ein ganz einzigartiges Missionsfeld. Es fragt sich, ob es je seinesgleichen gegeben hat." So urteilt die Missionary Review of the World. Selbst wenn wir annehmen, daß dieses Urteil zu weit geht, so lassen doch die Kundgebungen nicht nur von Missionaren, sondern auch von urteilsfähigen Reisenden, die Korea in den letzten Jahren besucht haben, keinen Zweifel darüber, daß das Evangelium hier ganz außerordentliche Fortschritte macht. Schon im Jahre 1897 erklärte die bekannte Weltreisende Isabella Bird Bishop, sie habe noch in keinem Teile der Welt so großartige Missionserfolge gesehen wie in Nordkorea. „Die Tür steht in Korea weit auf", schrieb sie damals. „Wie weit, das können nur die wissen, die an Ort und Stelle sind. Ich bin unbeschreiblich besorgt, daß wenn nicht sofort viele in Seelengewinnung erfahrene Männer und Frauen ausgesandt werden, die Tür sich wieder schließen wird." Die Befürchtung hat sich bisher glücklicherweise nicht erfüllt; im Gegenteil: alle Nachrichten melden, daß sich immer neue Türen auftun. „Alles", so schreibt ein in der Arbeit stehender Missionar, „ist zur Christianisierung Koreas bereit — ausgenommen die heimische Kirche."

Das Missions-Magazin hat seit dem Jahre 1895 keine zusammenfassende Darstellung der Arbeit in Korea gebracht. Damals, nach dem chinesisch-japanischen Kriege, war die Mission in Korea eben im Aufblühen begriffen. Versuchen wir darzustellen, was seitdem erarbeitet ist.

Bis 1877 war Korea, „das Land der Morgenfrische", bekanntlich ein verschlossenes Land. Damals mußte es den Japanern die ersten Häfen öffnen; 1882 wurde das verbotene Land auch den Amerikanern, Deutschen und Engländern erschlossen. 1884 betrat der erste Missionar, der Missionsarzt Dr. Allen, den Boden Koreas. 1886 wurde der erste Koreaner getauft. Vor 20 Jahren gab es, wenn die amerikanische Quelle recht berichtet, in ganz Korea sieben abendmahlsberechtigte Christen. Die evangelische Mission ist in Korea durch die amerikanischen Presbyterianer — südliche und nördliche — durch kanadische und australische Presbyterianer, durch südliche amerikanische Methodisten und durch die englische Ausbreitungsgesellschaft vertreten. Diese hat, vielleicht um ihres stark ausgeprägten Ritualismus willen, der für die Selbsttätigkeit der Gemeinde gar keinen Raum läßt, sehr geringe Erfolge aufzuweisen. Alles in allem zählte diese Mission 1907 nur 297

Mitglieder. Entmutigt hat Bischof Corfe, der Begründer dieser Arbeit in Korea, sein Bischofsamt niedergelegt.

Die 1784 daselbst eingetretene katholische Mission hat nach schnellem Aufblühen schwere Verfolgungszeiten durchgemacht (1839, 1866). Dann sind Zeiten ruhiger Entwicklung gefolgt. Nach den letzten mir zugänglichen statistischen Angaben beläuft sich die Zahl der katholischen Christen in Korea auf 42 450. Nicht ohne Neid verfolgt die katholische Kirche die Erfolge der evangelischen Mission. „In Korea", so schreiben ‚die katholischen Missionen', „zeigt sich das Schauspiel, das gerade in Ostasien sich so oft wiederholt: Katholischer Glaubensmut und katholisches Bekennerblut hat hier in langem, mühseligem Ringen in die heidnische Festungsmauer Bresche gelegt. Kaum sind die Verhältnisse gefahrlos geworden, so drängen die protestantischen Sekten nach, und angelsächsische Unverfrorenheit und Unternehmungsgeist ernten, was andre in Tränen gesät haben. Das Land ist heute von protestantischen Predigern und ihren Helfern überlaufen. — Gewiß, es ist weit weniger Christianisierung als gefärbte Kulturarbeit, was die meisten dieser Sekten erstreben. Danach sind auch die Erfolge zu bemessen und zu bewerten." — Dies bittere Urteil aus der Feder des Gegners läßt keinen Zweifel aufkommen, daß die Erfolge der evangelischen Mission die der katholischen weit übertreffen.

Besonders gesegnet ist die Arbeit der Presbyterianer, namentlich in Nordkorea, wo die alte Hauptstadt des Nordens, Pjön-jang (besetzt 1894), Mittelpunkt einer weit- und tiefgehenden Missionsbewegung geworden ist. Hier, wo die Japaner ihren glänzenden Sieg über die Chinesen erfochten, ward den Koreanern die Rückständigkeit des alten Wesens und die Ueberlegenheit der westländischen Kultur, als deren Vertreter damals die Japaner auftraten, recht deutlich vor Augen gestellt. Chinas Niederlage wurde als eine Niederlage der alten Götter empfunden. Der Buddhismus hatte sich in Korea nie recht heimisch machen können. Jetzt war seine Ohnmacht erwiesen. Darum war das Volk willig zur Annahme einer neuen Religion, die ihm durch die westländischen Missionare dargeboten wurde. Das gab den Missionaren und der durch sie gesammelten Christenschar, die nicht höher als auf 800 Köpfe berechnet wird, eine große Ueberlegenheit. Eine Choleraepidemie, die nach dem Kriege viele Opfer forderte, gab Missionaren und Christen willkommene Gelegenheit, den Heiden das Beispiel barmherziger Liebe vor Augen zu stellen. Und die ärztliche Mission bewährte sich gerade damals als eine dem Evangelium bahnbrechende Kraft ersten Ranges. Da die Missionare es verstanden, ihren Christen den rechten Missionssinn einzuflößen, so wuchs die Zahl der Bekenner und Anhänger in diesen, von altersher übel verrufenen Gegenden ganz gewaltig schnell. Schon nach drei Jahren zählten die Presbyterianer hier auf 69 Predigtplätzen 1723 Taufbewerber und 377 Kommunikanten.

Aber das war erst der Anfang der Erweckungsbewegung, die in immer steigendem Maße wuchs. Um die Jahrhundertwende erhob sich in Pjön-jang eine stattliche Kirche mit 1200 Sitzplätzen, die Sonntag für Sonntag überfüllt war. Um das Einheitsbewußtsein in der Gemeinde zu erhalten, wollte

Missionar Moffet, der Begründer der Gemeinde und ihr rühriges Haupt, den Bau einer zweiten Kirche vermeiden. Doch konnte damals schon dem kirchlichen Bedürfnis der Gemeinde nur dadurch genügt werden, daß an fünf Orten der Stadt sich die Kirchenglieder zu Sonntagsschulen und Bibelstunden sammelten. Für die Frauen Pjön-jangs schenkte ein wohlhabender amerikanischer Missionsfreund eine eigene Kapelle. Die Gemeinde entfaltete nach außen hin eine rührige Missionstätigkeit. Die ganze Provinz wurde in acht Bezirke geteilt, in denen je ein Missionar die Aufsicht zu führen hat, während die eigentliche Missionsarbeit den Gemeindegliedern, und zwar nicht nur besoldeten Evangelisten und Helfern, oblag. Die Mitarbeit aller Kirchenglieder an der Ausbreitung des Evangeliums ist für Korea besonders charakteristisch. „Ein Kolporteur", so schildert die Missionary Review die Werbearbeit, „ist mit seinem Bücherpack durch eine Landschaft gezogen und hat verkauft, erklärt, gelehrt; ein Landmann hat in einem Marktflecken eine Predigt gehört oder einen Traktat geschenkt erhalten; ein Kranker bringt aus dem Missionskrankenhaus ‚Medizin für die kranke Seele' heim; ein christlicher Hausierer hat neben andern Waren einige christliche Schriften feil und verbringt die Abende damit, daß er sie den Bauern vorliest und erklärt; Christen gehen aus eigenem Antriebe in ein noch heidnisches Dorf, um dorthin die frohe Botschaft zu bringen; eine gläubige Familie verzieht in eine heidnische Umgebung und läßt dort alsbald ihr Licht leuchten. Die Interessierten ziehen andre an sich, und es bildet sich eine Gruppe von Leuten, die am Sonntag zusammenkommen, zusammen lesen und sich die Schrift auszulegen suchen, so gut es gehen will. Erst kommen sie in Privathäusern zusammen, bis sie stark genug sind, sich ohne fremde Hilfe ‚eine Kirche' zu erbauen. Natürlich ist das nur ein bescheidenes Gebäude, aber die Leute schätzen es, denn es ist ihr Eigentum und hat sie etwas gekostet. Dann wählt sich die kleine Gemeinde aus ihrer Mitte jemand, den sie mit der regelmäßigen Verkündigung des Wortes betraut. Erfordert die Pflege der wachsenden Gemeinde seine Zeit und Kraft in dem Maße, daß er seinem früheren Berufe nicht mehr leben kann, so zahlt ihm die Gemeinde ein kleines Gehalt, etwa so viel wie seine Kirchenkinder im Durchschnitt verdienen."

Das alles geschieht in der Regel ohne Zutun der Missionare, die häufig erst von der Existenz einer Gemeinde Kenntnis erhalten, wenn sie schon fest begründet ist. Die Gemeindeleiter stehen allein im Dienst der Gemeinde, die sie erwählt hat; doch nehmen sie bisher Rat und Weisung der Missionare willig an. Deren Aufgabe besteht je länger je weniger in der Heidenpredigt und Heidenbekehrung; urteilt doch einer der Missionsärzte Koreas, daß der predigende Missionar mit eigentlichen Heiden kaum noch in Berührung komme. Seine Zeit und Kraft wird durch die Visitationsbesuche der ihm unterstellten Außengemeinden, durch die Taufen, Kommunionen, vor allem aber durch die Weiterbildung und Vertiefung der Gemeindeleiter und -glieder vollauf in Anspruch genommen. Mehr wie fünf bis sechs regelmäßige Besuche der einzelnen Gemeinden kann der Missionar nicht machen.

Zum Zweck der Weiterbildung und Vertiefung der Kirchenglieder und ihrer Vorsteher hat man, da sich die entsprechende Anzahl von Schulen nicht

schaffen läßt und der Mangel an Lehrkräften ihre Einrichtung illusorisch machen würde, die „Bibelklassen" ins Leben gerufen. Diese hat man geradezu den Schlüssel der Missionsarbeit in Korea genannt. Ihre Einrichtung schildert die amerikanische Missionszeitschrift also: „Die Erziehung der ganzen Kirche, der Alten wie der Jungen, der Gebildeten wie der Ungebildeten, wird systematisch und in großem Umfang durch diese Klassen unternommen, deren Lehrbuch die Bibel ist. Manche Klassen setzen sich aus Vertretern eines Sprengels zusammen; andere werden sonderlich für die Glieder einer besondern Gruppe abgehalten. Die einen werden nur von Männern, die andern nur von Frauen, die meisten Klassen auf dem Lande von beiden Geschlechtern in besondern Abteilungen besucht. Das gewöhnliche Programm ist: bei Sonnenaufgang private Hausandacht im Quartier, nach dem Frühstück gemeinsame Morgenandacht, dann Bibelunterricht in Abteilungen, nachmittags noch einmal eine Stunde Bibelunterricht, dann Singstunde; oft wird ein Teil des Nachmittags zur Heidenpredigt benutzt, abends ist gemeinsame Besprechung mit einem abschließenden Gottesdienst. In der Regel dauern die Klassen eine bis zwei Wochen. Für ihre Beköstigung haben die Teilnehmer selbst zu sorgen. Am Schluß findet bisweilen eine schriftliche Prüfung statt. Für Leiter und Lehrer gibt es besondere gehobene Klassen, in denen sie zur christlichen Gemeindearbeit angeleitet werden. Allgemein werden die Klassen sehr eifrig besucht. Es ist rührend, wie Frauen drei bis vier Tagereisen weit mit einem Kinde auf dem Rücken, einem Reissack an der Seite durch strömenden Regen über glatte Bergwege und zwischen bewässerten Reisfeldern auf schmalen Pfaden zu diesen „Klassen" wandern. Im Winter 1906/07 waren in Pjön-jang mehr denn 1000 Besucher der Bibelklasse versammelt, von denen einzelne über 100 englische Meilen weit gereist waren, um teilnehmen zu können. Außerdem fanden in demselben Winter an 252 Orten Nordkoreas solche Klassen statt, die von rund 12 000 Personen besucht waren.

Natürlich sind diese „Klassen" weder ausreichend, den Besuchern die nötige Bildung zu vermitteln — ist doch die Bibel fast das einzige Lehrbuch, das in Frage kommt — noch reichen sie aus, um einen soliden Helferstand heranzubilden. Nun hat man wohl früher die Behauptung gehört, der Koreaner frage nichts nach der Bildung des Auslandes. Das galt vielleicht für die Zeit, in der Korea keine Berührung mit der modernen Welt hatte; aber seit Land und Volk in die Kämpfe der Neuzeit hineingezogen sind, hat das Volk zu seinem Schaden erfahren, daß Wissen Macht ist und daß die uralte, abgestandene, formale chinesische Bildung für die Gegenwart nicht genügt. Jetzt zeigt sich überall der Eifer, lang Versäumtes nachzuholen. Noch im Jahre 1900 erklärte die presbyterianische Mission: „Die Schulen befinden sich noch im Elementarzustande, aber der Drang nach Bildung wird kommen." Er ist trotz, oder richtiger infolge der Kriegswirren schneller gekommen als damals irgend jemand vermuten konnte. 1907 zählte die presbyterianische Mission in ihrem Wirkungskreise allein 344 Primarschulen mit 6099 Knaben und 1083 Mädchen. Aus den „Anfängen einer Akademie", wie man in etwas überschwenglicher Weise eine Art höhere Schule, die im Jahre 1900 in Pjön-jang begründet wurde, zu bezeichnen beliebte, ist seitdem

eine regelrechte Akademie geworden, die von 355 Studenten besucht wird. Mehr als die doppelte Zahl hat man aus Mangel an Lehrkräften und Lehrmitteln vorläufig zurückweisen müssen. Im letzten Jahre ist die Zahl der Schulen um 65 %, die der Schüler gar um 72 % gewachsen. In den unter missionarischer Oberleitung stehenden Gemeindeschulen ist Bibelstudium die Hauptsache; aber Unterricht in Realien fehlt nicht. An fremden Sprachen wird Chinesisch, hie und da auch Japanisch und Englisch gelehrt. Um dem überall erwachenden Bildungshunger Genüge zu tun, hat man in größeren Städten Tag- und Nachtklassen eingerichtet, Industrieschulen sind begründet, auch zwei Blindenschulen sind ins Leben gerufen. Immer fühlbarer macht sich der Mangel eines College geltend. Als im Sommer 1906 einer der Missionsarbeiter vor einer großen Versammlung in Pjön-jang auf diesen Mangel hinwies, wurden sofort 40 000 Mark dafür gegeben oder gezeichnet.

Missionar Underwood, einer der Begründer der Mission in Korea, hat recht, wenn er als die hervorragendsten Züge der Christen Koreas angibt: „Es sind Leute, die die Bibel und das Gebet lieben, Geld spenden und selbsttätig arbeiten wollen." Wie die Gemeinden ihre Kirchen und Prediger unterhalten, so erhalten sie auch ihre Schulen und Lehrer aus eigenen, nicht aus Missionsmitteln. Die Missionsleitung erklärt es für eine prinzipielle Verfehlung, daß man für Heidenkinder auf Kosten der heimischen Missionsgemeinden Schulen gründet und unterhält. Das sei Sache der Gemeinden selbst. Freilich wird hie und da einer kleinen, blutarmen Gemeinde doch unter die Arme gegriffen; aber das geschieht in der Regel nicht von heimischen, sondern von besser situierten koreanischen Gemeinden. Welche Opfer sich die Christen auferlegen, dafür mögen zwei Beispiele genügen. Die Glieder der methodistischen Gemeinden, die 5858 Kommunikanten zählten, brachten 24 000 Mk., die der presbyterianischen Gemeinden bei 17 890 Kommunikanten 116 000 Mk. zusammen. Dabei ist Korea keineswegs ein reiches Land zu nennen. Aber einzelne Glieder geben nicht nur den Zehnten, sondern ein volles Drittel ihres Einkommens.

Um auch den ganz Armen Gelegenheit zu geben, ihren Eifer und ihre Liebe zu betätigen, schlug Missionar Cyrill Roß einer Bibelklasse in Pjön-jang vor, die Christen möchten sich verpflichten, für das Reich Gottes unentgeltlich Arbeit zu leisten, z. B. einen Tag oder eine Woche oder einen Monat in die umliegenden heidnischen Dörfer ausziehen und das Evangelium predigen. Der Vorschlag fand stürmischen Beifall. Sofort erklärten sich die Mitglieder der Klasse bereit, rund zwei Jahre freiwillig zu arbeiten. Im Lauf der nächsten Tage steigerte sich das Angebot bis auf 2200 Arbeitstage. Das Beispiel fand überall Nachahmung. In dem 1901 von Pjön-jang abgezweigten Bezirk Syentschöng brachten die Christen im Jahre 1906 39 684 Mk. auf, besoldeten außerdem 15 eingeborene Helfer und verpflichteten sich zu 8000 Tagen freiwilliger Missionsarbeit.

Dieser rege Missionseifer der Gemeindeglieder macht das schnelle Wachstum der Gemeinden einigermaßen verständlich. Als 1901 Syentschöng zum eigenen Missionsbezirk erhoben wurde, gab es in dieser Gegend überhaupt noch keinen getauften Christen und alles in allem nur 75 Taufbewerber.

1904 zählte man in diesem Bezirk schon 1057 Abendmahlsberechtigte neben 1537 Katechumenen und 4536 Anhängern; 1907 belief sich die Zahl der Christen schon auf 11 943. — In Kwang-ha, der Methodistenstation am Hanfluß, wurde Missionar Jones 1890 gewaltsam vertrieben, als er Eingang suchte. Bald aber fand das Evangelium, von eingebornen Evangelisten verkündet, offene Türen. Als Jones 1906 von einer längeren Urlaubsreise dorthin zurückkehrte, wurde ihm ein begeisterter Empfang bereitet. Von 3500 Christen wurde er jubelnd begrüßt, und er predigte vor 1500 Hörern. Bei der Tauffeier von 130 Täuflingen, die er abhalten konnte, erbat er sich die Summe von 9000 Mk. zur Begründung eines neuen Missionswerkes. Noch bevor die Versammlung geschlossen war, wurden 15 000 Mk. gespendet. „Wer Reischristen sucht," erklärt Jones, wird sie leichter in Amerika und England als in unsern Gemeinden finden." In Chemulpo stieg binnen drei Jahren die Zahl der Christen von 700 auf 1800. Natürlich ist das Wachstum nicht überall gleich stark. Im allgemeinen ist es im Norden erheblich schneller vorwärts gegangen als im Süden. Die Hauptstadt Söul, wo Presbyterianer, Methodisten und die Ausbreitungsgesellschaft je eine Station unterhalten, hat sich als der für die Evangelisation schwierigste Teil des Reichs erwiesen. Doch hat die Presse, deren sich namentlich die Methodisten mit immer steigendem Erfolge bedienen, vor allem aber die ärztliche Mission, hier dem Evangelium je mehr und mehr Bahn gebrochen. „Wohl in keinem Lande", urteilt ein Sachkenner, „sind so viel Heiden durch Lesen zur Erkenntnis der Wahrheit gekommen als in Korea." Christliche Literatur wird viel gekauft und gelesen. In einem Jahr hat die leistungsfähige Presse der Methodisten in Söul über 11 Millionen Seiten erbaulichen Inhalts, meist Bibel- und Gesangbuchsdrucke veröffentlicht. Die erste Uebersetzung des Neuen Testaments, die Missionar Roß in Mukden geliefert hat, steht begreiflicherweise als Erstlingsarbeit nicht auf der Höhe. Das Matthäusevangelium ist von einem Eingeborenen übersetzt worden und wird viel begehrt; 1899 haben die Methodisten eine neue Uebersetzung des Neuen Testaments herausgegeben. Eine mustergültige Uebersetzung der Bibel fehlt leider noch. Ein englisch-koreanisches Wochenblatt erfreut sich weiter Verbreitung, wird sogar am Kaiserhof gelesen und von der koreanischen Regierung in 500 Exemplaren gehalten.

Ganz ungemein segensreich hat von Anfang an die ärztliche Mission gewirkt. Sie hat viele Vorurteile beseitigt und verschlossene Türen aufgetan. Es sei nur an den Einfluß erinnert, den Dr. Allen durch die glückliche Behandlung eines Neffen des Kaisers gleich zu Anfang seiner Wirksamkeit gewonnen hat. Auch der mißtrauische und fremdenfeindliche Chinese und Koreaner muß zugeben, daß die westländische Arzneiwissenschaft der seiner Heimat überlegen ist. Wenn man sagt, daß die ärztliche Kunst Koreas auf derselben Höhe steht wie die chinesische, so ist damit für den Kenner alles gesagt. Um nur eins zu nennen: Als eine Art Universalmittel gilt dem Koreaner die Nadel, Tschim. Das Instrument von der Größe und Dicke einer Stopfnadel wird dem Kranken in die Stelle des Körpers gebohrt, wo er Schmerzen hat. Durch die Oeffnung soll der böse Geist, der die Krankheit verursacht, ent-

weichen. Da die Tschim ziemlich stumpf sein muß, läßt sich denken, welche Schmerzen dem Kranken dadurch verursacht werden. Von Desinfektion hat natürlich der Quacksalber keine Ahnung. Darum werden durch dies unglückselige Instrument alle möglichen ansteckenden Krankheiten übertragen. Nimmt man dazu, daß der koreanische Arzt keine Ahnung von Anatomie besitzt, also unbedenklich die Nadel dem Patienten auch in edle innere Organe bohrt, so läßt sich denken, welches Unheil damit angerichtet wird. Wie anders mutet die Kranken die Behandlung an, die sie beim Missionsarzt finden. „Ein Mann", so wird berichtet, „war 26 Jahre krank und hatte in dieser ganzen Zeit kein Bad nehmen dürfen, da es ihm von seinem Arzt streng verboten war. Endlich begab er sich in ein Missionskrankenhaus. Als er gebadet, operiert, in reines Leinen gehüllt sich in einem freundlichen hellen Zimmer wiederfand, als er aus der Narkose erwachte, fragte er: „Ist das hier der Himmel?" Auf die Antwort: „Wenn du im Himmel wärest, würdest du nicht mehr krank sein", entgegnete er: „Nun, wenn das hier nicht der Himmel ist, so ist es doch der Ort, der dem Himmel am nächsten ist." Es läßt sich denken, daß Patienten, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben, die eifrigsten Werber für die ausländischen Aerzte und Lehrer sind. Darum ist auch der Zudrang zu den Hospitälern der Mission ungeheuer groß. Allein die Presbyterianer haben im vergangenen Jahr in ihren sechs Krankenhäusern mehr denn 6000 Patienten behandelt. Stehen auch nicht alle Missionshospitäler auf der Höhe wie das von einem amerikanischen Missionsfreunde gestiftete Severance-Hospital in Söul, so sind doch auch die einfachsten Missionskrankenhäuser den einheimischen Anstalten turmhoch überlegen und ein unaussprechlicher Segen für das Land. Ihrem Prinzip getreu, streben wenigstens die Presbyterianer dahin, daß sich die Anstalten selbst erhalten. Wenn darum auch notorisch Unvermögende unentgeltlich behandelt werden, so haben doch alle, die irgend dazu imstande sind, die Kosten der Behandlung zu bezahlen und tun es gern. Natürlich sind die Missionsärzte darauf bedacht, sich eingeborene Gehilfen heranzubilden.

Es versteht sich von selbst, daß bei den Massenübertritten keineswegs überall rein geistliche Beweggründe bestimmend sind. Dessen sind sich die ernsten Gemeindeglieder auch sehr wohl bewußt. Deshalb das heiße Sehnen und Flehen um eine innerliche Erweckung und Geistessalbung. Die Berichte über die Erweckung in Wales hatten auch den Gemeinden Koreas die Bitte um eine sonderliche Erweckung nahe gelegt. Im Jahre 1906 zeigte sich eine tiefgehende geistliche Bewegung, eine Erweckung nicht der Heiden, sondern der Christen, die zu einem tieferen Sündenbewußtsein, größerer Heilserkenntnis und rührigerem Eifer für die Ausbreitung des Evangeliums getrieben wurden. Die Erweckung hat nicht ein unmittelbares Wachstum an Zahlen, aber an Kraft den Gemeinden eingetragen.

Im Lauf des vergangenen Jahres sind auch die seit längerer Zeit im Schwange gehenden Einheitsbestrebungen, die sich unter den Christen geltend machen, wenigstens so weit gediehen, daß sich die vier presbyterianischen Kirchengemeinschaften zu einer presbyterianischen Kirche Koreas zusammengeschlossen haben. Das geschah am 17. September 1907. An dem Tage

wurden auch die ersten sieben Eingeborenen zum Predigtamt ordiniert; unter ihnen befand sich jener Yi Ki Poung, der 16 Jahre zuvor in blindem Fanatismus Missionar Underwood zu steinigen versucht hatte. Die vereinigte Presbyterianerkirche zählt 17 890 Kommunikanten, 21 482 Katechumenen und 69 098 Anhänger. In 402 Schulen hat sie 8611 Schüler, und hat im Jahre 1907 die Summe von 942 270 Mk. aufgebracht. Es steht zu hoffen, daß die vereinten Kräfte noch größere Erfolge erzielen. Leider sind Verhandlungen, die mit den Methodisten über eine Vereinigung, oder wenigstens über eine reinliche Grenzscheidung angeknüpft wurden, noch zu keinem greifbaren Resultat gediehen. Und doch tut es not, daß die Christen ihre Kräfte zusammenraffen; denn unter der Herrschaft der Japaner haben die Eingeborenen schwer zu leiden. Zwar die Berichte der Missionare schweigen darüber, weil sie nicht unnötig das überaus empfindliche japanische Nationalgefühl reizen und gegen die Christen erbittern wollen. Sie haben bei der Thronentsagung des Kaisers von Korea und der Auflösung der Armee ihren ganzen Einfluß aufgeboten, das erbitterte Volk zu beruhigen, weil sich voraussehen ließ, daß ein Aufstand mit rücksichtsloser Gewalt niedergeschlagen werden würde. Darum hat man in dem von altersher als streitlustig verrufenen Nordkorea, wo der Einfluß der Christen am größten ist, nichts von ernsten Aufstandsversuchen vernommen.

Die **politische** Lage des Volkes ist, wie von sachkundiger Seite geurteilt wird, aussichts- und hoffnungslos, seit Korea bedingungslos an Japan ausgeliefert ist, zu dem es jetzt etwa in demselben Verhältnis steht wie Aegypten zu England. Wohl wird von Marquis Ito immer wieder versichert, daß Japans Streben darauf gerichtet sei, Koreas Volk zu seiner Höhe hinaufzuheben. In der Tat hat aber Japan das Land und Volk mehr herab- als emporgebracht. Mit eiserner Hand hält Japan jeden Versuch politischer Organisation Koreas nieder, um ungehindert herrschen zu können. Wenn auch übertrieben sein mag, daß sich japanische Soldaten, Beamte und Händler den Koreanern gegeüber Gewalttaten erlauben, die den Greueln des Kongostaates zur Seite zu stellen seien, so ist doch keine Frage, daß Japan in Korea nur das Seine sucht, und zwar die Regierung so gut wie die Privatleute. Bezeichnend ist, daß trotz alles Redens und Rühmens von Bildung, die man Korea bringen wolle, von seiten der Regierung nur wenige Schulen gegründet sind, und zwar nur solche, in denen Japanisch gelehrt wird. Von alters her ist Koreas Volk daran gewöhnt, daß es von den Beamten ausgesogen wird. Stumpfsinnig hatte sich das Volk in das Unvermeidliche gefunden. Es fehlte jedes Einheitsband, jede Aussicht auf Besserung der Lage. Durch das Evangelium ist das Volk in weiten Schichten aus diesem Stumpfsinn geweckt. Die christliche Gemeinde ist ein einigendes Band, das schon Zehntausende umschließt. Es kann auf die Dauer schwerlich ausbleiben, daß der heidnisch japanische Staat, der nur die rücksichtsloseste Selbstsucht vertritt und ausübt, mit der Kirche und Mission, die eine andre Sittlichkeit lehren und vertreten, sich auseinandersetzen wird. Möge, wenn die Zeit kommt, Koreas Kirche innerlich so erstarkt und gewachsen sein, daß sie dann nicht zuschanden wird.

Die persische Krisis und die Mission.

Seit einigen Monaten haben die beiden großen mohammedanisch regierten Länder, Persien und die Türkei, der europäischen Welt eigenartige Ueberraschungen gebracht. Während noch vor kurzem Vertreter der religionsgeschichtlichen Wissenschaft alles Ernstes versicherten, die Völker des Islam seien satt und voll befriedigt in ihrer Religion und jede Missionsarbeit unter ihnen schon aus diesem Grunde unangebracht, ist in beiden Ländern in den letzten Monaten eine moderne kulturfreundliche Verfassungsbewegung auf den Plan getreten, die selbst die aufmerksamen Beobachter dieser Völker in Erstaunen gesetzt hat. In der Türkei scheint die Sache ja bisher ziemlich glatt gegangen zu sein. Die Leute waren geschult, wohl ganz wesentlich durch die fremdländischen Instrukteure, mit einem dem alten Islam fremden Geist der Zucht und des Gehorsams und zugleich mit neuen Ideen erfüllt, und so scheint dort eine gewaltige Veränderung unwiderruflich vorgegangen zu sein, die auch schwarzseherische Missionsfreunde mit großen Hoffnungen für die Missionsarbeit erfüllen muß.

Persien dagegen, das ja schon durch seine Lage fester von den abendländischen Völkern abgeschlossen ist, steht noch mitten im Ringen, und der Missionsfreund, der die Weltregierung Gottes mit Gebet und Hoffnung verfolgt, weiß noch nicht, was die nächste Zukunft dort bringen wird.

Der gegenwärtige Herrscher, Mohammed Ali Schah, hat vor zwei Jahren das Erbe seines Vaters, Muzaffer ed-din Schah, angetreten, aber nicht wie die früheren Herrscher zugleich mit dem Thron unermeßliche Reichtümer und autokratische Gewalt empfangen. Der alte König hatte viel Geld ausgegeben und viele Schulden gemacht und endlich kurz vor seinem Tode eine Verfassung gegeben, die der Sohn, energischer als sein Vater, von Anfang an mit Widerwillen anerkannte. Es ist unzweifelhaft, daß europäische Einflüsse die Verfassung begünstigten und dazu mithalfen, das Volk, das noch kaum reif dazu war, damit bekannt und vertraut zu machen. Europäische Einflüsse, insbesondere von seiten der Russen, sind es von der anderen Seite wieder gewesen, die den Schah ermutigten und unterstützten, als er im letzten Jahr mit einem Gewaltstreich die eben erst beschworene und eingeführte Verfassung wieder abzuschaffen versuchte. Die von russischen Offizieren geschulten und geführten Leibkosaken des Schah haben das Parlamentsgebäude in Schutt und Asche verwandelt — eine für Persien charakteristische Aeußerung der Feindschaft. Die Führer der modernen Bewegung sind teils gefangen, gefoltert und hingerichtet, teils verbannt oder zur Flucht genötigt worden.

Mit eiserner Hand hat der Schah es in seiner Hauptstadt Teheran bisher vermocht, die Parlamentsfreunde darnieder zu halten. In Täbriz, der Hauptstadt der wichtigen Nordprovinz Azerbeidschan (ebenso groß wie Teheran, etwa 200 000 Einwohner), war das nicht so leicht. Schon in der Zeit vor der Thronbesteigung Mohammed Ali Schahs kannte man ihn dort, wo der althergebrachte Wohnsitz des Kronprinzen ist, nur zu gut und

wußte, wessen man sich von ihm zu versehen hatte. Grausamkeit, Treulosigkeit und Geldgier wurden ihm öffentlich zur Last gelegt. Es war natürlich, daß hier, wo noch dazu die russische Grenze so nahe war und ständige Einwirkungen durch die Revolution in Rußland stattfanden, eine mindestens ebenso starke Verfassungspartei sein mußte, als in Teheran. Und hier gab es nicht so ergebene und so geschulte Truppen des Schah wie in Teheran, statt dessen aber beständigen Zuzug mohammedanischer Tataren mit guter Bewaffnung aus dem Kaukasus. So hat denn bis heute in Täbriz der Schah noch nicht siegen können trotz Aufgebotes wilder Reiterbanden aus den Karadagh-Bergen. Die Stadt wird von Kanonenkugeln und Granaten durchschwirrt, ein Haus nach dem andern zur Festung gemacht und verteidigt; man liest, daß viele Hunderte auf beiden Seiten im Bürgerkrieg gefallen seien, und der Schah sucht planmäßig die Bevölkerung seiner früheren Residenz durch Hunger zur Aufgabe ihrer Verfassungsgedanken zu zwingen. Ob er siegen wird, ob er noch einmal für kurze Zeit mit Strömen von Blut sein Volk unter sein autokratisches Regiment, möglicherweise mit einer Scheinverfassung, zwingen wird, das kann man heute noch nicht sagen. Aber das alte Persien ist doch nicht mehr da, so wenig wie das alte Rußland und die alte Türkei. Während man noch vor Jahren in Persien nach einem Empfinden suchen konnte, das man allenfalls mit Nationalgefühl oder Patriotismus hätte bezeichnen können, so ist das mit einem Male anders geworden. War noch vor wenigen Jahren kaum eine Zeitung im Lande — aus Kalkutta in Indien bezog man persische Zeitungen — so sind mit einem Male die Zeitungen wie Pilze aus der Erde gewachsen, und zur gleichen Zeit zeigt sich eine höhere Schätzung der Muttersprache. In Täbriz erscheint seither die erste Zeitung in dem dortigen Türkisch mit dem Namen „Muttersprache". Während bis dahin die offizielle Regierungssprache (Persisch), allenfalls noch die religiöse Sprache (Arabisch), allein galt und natürlich einzig in den altpersischen Schulen gelehrt wurde, entstanden jetzt nach europäischem Muster eingerichtete Schulen mit mehreren Klassen und türkischer Unterrichtssprache. Ueberhaupt ist das Verständnis für europäische Schulbildung und das Verlangen darnach in hohem Maß gestiegen. Es ist doch bemerkenswert, daß im letzten Jahre die deutsche Regierung im Bunde mit der persischen eine deutsche Schule in Teheran mit mehreren deutschen Lehrern eröffnet hat, die nach kurzer Zeit, wie man hört, über 200 Schüler hatte, und zwar zum geringsten Teil Europäer, meist Perser.

Noch ein anderer bemerkenswerter Zug in der türkischen wie in der persischen Verfassungsbewegung ist zu verzeichnen. Soweit uns bekannt ist, ist niemals in ernsthafter Weise von irgendeiner Seite die Religion, der Islam, zu Hilfe gerufen worden. In den Ländern, wo der Islam das ganze Volks- und Staatsleben durchdrungen, ja beherrscht hatte, konnten sich diese großartigen Umwälzungen durchsetzen, ohne daß man glaubte, es handle sich dabei um eine vorwiegend religiöse Frage. Die neuen Gedanken, die man treffend die Gedanken nicht so sehr christlichen Geistes als christlichen Rechtes genannt hat, sind bei den denkenden Leuten so sehr Allgemeingut geworden, daß nur die praktischen Erwägungen persönlicher Selbstsucht und

Gewinnsucht sich ihnen entgegensetzen. Es ist bezeichnend, daß, wie es heißt, der türkische Scheich-ul-Islam in Konstantinopel bereits anfängt, den Koran als das Buch der Freiheit und Gleichheit auszulegen. Was bedeutet das alles für die Mission?

Zunächst liegt in diesen Geschehnissen und Erscheinungen ein schwerer Vorwurf für die evangelische Christenheit. Wie viele Jahre hat man es sich vorsprechen lassen, daß die Kraft des Islam unerschüttert sei und daß seine Verbindung mit der Staatsgewalt es unmöglich mache, ihm mit dem Evangelium und mit den Waffen der tätigen Liebe entgegenzutreten! Und nun kommt mit einem Mal ein Sturm neuer, zum großen Teil unreifer Revolutionsideen, und es zeigt sich, daß der starke Riese innerlich hohl und kraftlos ist. Die Kraft des Islam, die man gerade in seinem Staatswesen vermutete, ist nicht vorhanden. Die Mission sieht jetzt diese Völker vor sich, der alten Stützen beraubt, offen für jeden neuen Geist, natürlich die Sturmgeister am allermeisten, aber ohne einen Stamm von geschulten Lehrern und Führern. Kräfte des Umsturzes, eine große Schar von Unzufriedenen, aber keine verständigen, weisen Erzieher und Berater, die es verstünden, die hereinbrechenden Wildwasser einzudämmen und zu lenken. Man kann wohl ohne Uebertreibung sagen, man könnte in dem ganzen großen Persien die Leute an den Fingern aufzählen, die auch nur den Geist europäischer Kultur selbst erfaßt haben, geschweige denn, daß sie ihn orientalisch umgedacht und ihrem Volke zugänglich gemacht haben. Wo sind die Leute, die es jetzt den Persern klar und deutlich sagen, wie das alles, was sie wünschen und hoffen, ohne das Evangelium, ohne die feste Grundlage einer Erneuerung der Herzen, Schein und Trügerei ist, ja daß die vertriebenen Geister des Fanatismus und der Gewalttat nun siebenfach schlimmer wiederkehren werden im modernen Unglauben und all den traurigen Begleiterscheinungen einer religionslosen Kultur und Ueberkultur!

Wenn irgendeine, so stellt die nächste Zeit in Persien der europäischen Christenheit die Aufgabe, mit christlicher Schule zu dienen.

Noch gibt es keine Regierungsschulen, und es wird sobald keine geben können. Da ist ein weites Feld für christliche Schultätigkeit in größtem Maßstab. Wie wichtig ist es jetzt, den aus ihrer alten scholastischen arabischen Wissenschaft aufwachenden Leuten mit den modernen Entdeckungen und den Kenntnissen der Naturwissenschaft und Technik schon in der Schule auch den lebendigen Gott zu bringen!

Es ist bisher noch gar nicht erwähnt worden, daß naturgemäß die neue Zeit in der Türkei wie in Persien unweigerlich auch gleiches Recht für alle Religionen, d. h. Religionsfreiheit bringt, Preßfreiheit, Zensurfreiheit, und was sonst der Bitten waren, die die Missionsfreunde seit langem für diese Länder zum Herrn der Völker emporsandten. Das Christentum wird über kurz oder lang in einen ganz freien Wettbewerb mit dem Islam und dem modernen Unglauben in diesen Ländern eintreten. Da wird dann der eigentliche Geisteskampf erst beginnen. Nicht das weltliche Schwert, aber die Religion des Islam, die dem natürlichen Menschen so entspricht, sei es in der orthodoxen Form der Werkgerechtigkeit oder in der mystischen Form der

Selbstheiligung und Weltflucht, das ist es, was überwunden werden muß. Das ist die große Missionsaufgabe der Zukunft, der Kampf, für den unser Gott selbst jetzt den Kampfplatz bereitet.

D. von Oertzen, Missionar in Persien.

Das Oberlin-College und seine Mitarbeit in der Mission.

Fünfundsiebenzig Jahre sind es her, daß in dem kleinen Dorfe Oberlin im nordamerikanischen Staate Ohio von den beiden Predigern Shiphard und Stewart das später so berühmt gewordene Oberlin-College, eine Erziehungsanstalt für die weiße und farbige Jugend beiderlei Geschlechts, gegründet wurde. Damals, im Jahre 1833, bestand das Dorf nur aus einigen Blockhäusern, einem Pfarrhaus und einem hölzernen Schullokal für etwa 30 Kinder. Heute zählt es über 4000 Einwohner, und die Erziehungsanstalt umfaßt einen großen Komplex von Gebäuden mit mehr als 1600 Studierenden und gegen 100 Dozenten. Es ist aber nicht die Größe und Eigenart dieser Bildungsanstalt, die uns Achtung abnötigt, denn man ist ja gewohnt, daß in Amerika sich alles im großen Stil entwickelt, sondern der rege Missionsgeist, der in ihren Räumen unter den Studierenden gepflegt wird und der sich auch in praktischer Missionsarbeit in hervorragender Weise betätigt.

Der Entstehung dieser Anstalt lag von Anfang an der Missionsgedanke zugrunde. Eine Erweckung, die in den Jahren 1830 bis 1833 weite Kreise ergriffen hatte, veranlaßte damals die genannten beiden Prediger, im einsamen Mississippital, dem „Neuen Westen", eine Bildungsstätte zu gründen, worin sie sich die nötigen geistlichen Kräfte zur Evangelisation des Landes heranzuziehen gedachten. Zugleich aber war auch ihr Blick über das Tal und die nähere Heimat hinaus gerichtet auf „die vernachlässigten Millionen, die die weite Erde bedecken."

Einer der ersten Vereine, der damals von den Studierenden in Oberlin gegründet wurde, war denn auch ein Missionsverein, dessen Mitglieder entschlossen waren, ihr Leben der äußeren Mission zu weihen. Aus ihren Reihen trat der erste Oberlin-Student 1836 in den Dienst des American Board und ging nach den Sandwichinseln. Die Verbindung mit dieser Missionsgesellschaft erlitt aber bald eine Trübung, sodaß auf viele Jahre hinaus kein weiteres Mitglied sich derselben anschloß. Der Grund hievon war die Stellung zur Sklavenfrage, die schon damals die Gemüter der Amerikaner bewegte und sie schließlich in Parteien entzweite, die sich bitter bekämpften. Im Oberlin-College, wo man mit ganzer Seele auf seiten der Antisklaverei stand, konnte man die zurückhaltende Stellung des American Board in dieser Frage nicht verstehen und entzog sich deshalb dem Dienst dieser Missionsgesellschaft. Das hatte aber auch zur Folge, daß man sich mit der Zeit zu selbständiger Missions-

arbeit entschloß. Natürlich erstreckte sich diese zuerst nur auf die farbige Bevölkerung Amerikas.

Gelegenheit zu dieser Arbeit in der Heimat boten zunächst die langen Ferien, die viele Studierende dazu benützten, die Volksmassen da und dort mit dem Evangelium zu bedienen. Wegen ihrer Stellung zur Sklavenfrage war ihnen allerdings vieler Orten der Zugang zu den Gemeindewesen verschlossen, aber unter der farbigen Bevölkerung des südlichen Ohio, sowie unter den 20000 ehemaligen Negersklaven, die sich über die Grenze hinüber ins britische Kanada geflüchtet hatten, fanden sie ein dankbares Arbeitsfeld. So waren z. B. ums Jahr 1840 nicht weniger als 80 der jungen Leute in dieser Weise beschäftigt, von denen die meisten dafür nur freie Station, aber keinerlei Gehalt erhielten.

Als dann die Sklaverei in Britisch-Westindien aufgehoben wurde, beschloß man im Oberlin-College eine eigene Mission auf der Insel Jamaika zu gründen. Die Anregung hiezu gab ein gewisser David Ingraham, der um seiner Gesundheit willen die Insel Kuba bereiste und hier den Gedanken faßte, unter den befreiten Negersklaven eine Mission zu beginnen, die selbständig und ohne Anschluß an eine Missionsgesellschaft betrieben werden sollte. Das Oberlin-College versah fünfzehn Jahre lang diese Mission mit den nötigen Arbeitern und sandte im ganzen 36 junge Leute dahin. Diese suchten sich in der ersten Zeit durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren, wie sie denn auch ihre Wohnhäuser, Kapellen und Schulen meist ohne Hilfe von außen erbauten; aber mit der Zeit erkannten sie, daß das geistliche Wohl der Negerbevölkerung es wünschen ließ, daß das Werk in die Hände britischer Christen übergeben würde. Demzufolge stellte das Oberlin-College seine Sendung von Arbeitern ein, und die Missionare an Ort und Stelle gingen zum Teil in andere Dienste über.

Auf eine eigentümliche Art und Weise kam es zu einer Oberlin-Mission unter den Mende auf der Scherbro-Küste in Westafrika. Im Jahr 1839 lief ein spanisches Schiff in einen nordamerikanischen Hafen ein, das gegen 50 Negersklaven an Bord hatte. Diese waren von Havanna aus an Sklavenhalter in Prinzipe verkauft worden und sollten zu Schiff dahin verbracht werden. Unterwegs redete ihnen der Schiffskoch vor, daß sie in Prinzipe geschlachtet und aufgegessen werden sollten. Darüber wurden die armen Schwarzen so aufgebracht, daß sie über das Schiffsvolk herfielen, den Koch umbrachten und die übrige Bemannung in Eisen legten; dem Lotsen aber befahlen sie, mit ihnen nach Afrika zurückzufahren. Statt dessen steuerte aber dieser nach der amerikanischen Küste. Die Eigentümer der Sklaven wandten sich nun an die spanische Regierung und forderten durch diese die Afrikaner als ihre Sklaven zurück. Die Bundesregierung in Washington, die damals auf seiten der Sklavenhändler stand, war geneigt, dieser Forderung zu entsprechen. Dagegen erhob sich aber die Antisklaverei-Partei des ganzen Landes und legte Protest ein. Hervorragende Männer in New York und Boston nahmen sich der Sache an, und die Neger wurden nach langen Gerichtsverhandlungen an verschiedenen Gerichtshöfen der Vereinigten Staaten als frei erklärt, „als geraubte Afrikaner, und nicht als Negersklaven".

Aber was nun mit diesen Leuten tun? Man beschloß, mit ihnen eine Mission in ihrem Heimatlande Afrika zu beginnen. Die befreiten Negersklaven wurden 1842 nach Westafrika verschifft und in Ka-Mende angesiedelt. Da der ganze Plan von Philanthropen und im Gegensatz zur Sklaverei ausging, so wandte man sich an das Oberlin-College und erbat sich von diesem die nötigen Missionare als Pioniere des Unternehmens. Das geschah, und das College lieferte innerhalb kurzer Zeit fünfzehn seiner Leute für die Mende-Mission. Acht derselben erlagen aber dem Klima, während die übrigen nach kürzerer oder längerer Arbeitsfrist gesundheitshalber nach Amerika zurückkehren mußten. Die Mission wurde dann 1846 von dem Amerikanischen Missionsverein übernommen, dehnte sich aus und gedieh bis gegen 1860. Sie kam dann herunter, bis sie 1878 von farbigen Missionaren aus Amerika neu aufgenommen wurde. Im Jahr 1883 ging sie an die amerikanischen Unierten Brüder über, von denen in dem furchtbaren Aufstande im Frühjahre 1898 sieben Missionsgeschwister der Wut der Heiden zum Opfer fielen.

Wie auf die Negerbevölkerung, so richtete man auch auf die Indianer des Westens sehr bald sein Augenmerk. Schon im Jahr 1837, also vier Jahre nach Gründung der Erziehungsanstalt, begaben sich mehrere Familien von Oberlin aus nach dem entlegenen Oregon, das damals schwerer zu erreichen war als heute das Innere Afrikas. Aber die Missionare vermochten hier bei der unsteten Lebensweise der Indianer nicht viel auszurichten, da sie ihnen auf ihren Jagd- und Wanderzügen nicht folgen konnten. Immerhin wurde dadurch ein gutes Stück christlicher Zivilisation in jenen fernen Landesteil hineingetragen. Die Aussendung aber jener zwanzig jungen Missionsleute, die im äußersten Nordwesten unter den Tschippewä ihre Arbeit taten, wurde die Veranlassung, daß im Jahr 1843 die „Westliche Evangelische Missionsgesellschaft“ (Western Evangelical Missionary Society) ins Leben gerufen wurde. Diese schwierige Mission wurde etwa sechzehn Jahre fortgesetzt und dann infolge der zunehmenden Einwanderung wieder aufgegeben.

In eine fruchtbarere Verbindung trat das Oberlin-College durch den Anschluß an die im Jahr 1846 ins Leben gerufene „Amerikanische Missionsassociation“, zu deren Sekretär oder Leiter der damalige Professor Georg Whipple am Oberlin-College ernannt wurde. Dieser Posten ist auch seitdem stets von einem Mitglied des Oberlin-College bekleidet gewesen. Der American Missionary Association, die sich die Aufgabe stellte, besonders den drei verachteten Rassen in Amerika — den Negern, Indianern und Chinesen — nachzugehen, hat seit ihrer Gründung das Oberlin-College in hervorragender Weise gedient und ihr eine große Anzahl von Arbeitern beiderlei Geschlechts geliefert. Sie haben als Prediger und Lehrer nicht nur an den Gemeinden und Volksschulen in Dorf und Stadt wertvolle Dienste geleistet, sondern auch an den verschiedenen höheren Schulen, die im Lande für die Farbigen errichtet worden sind. Wie stark sich das College an dieser Mitarbeit beteiligte, geht schon daraus hervor, daß es bis zum Jahre 1860 100 000 Dollar (400 000 Mk.) für die Gesellschaft aufbrachte und neun Zehntel ihrer Missio-

nare aus den Reihen seiner Studierenden, nämlich 147 Männer und Frauen, lieferte.

Indem nun alles Missionsinteresse im Oberlin-College jener Gesellschaft zugewandt war und in ihr seine Betätigung fand, kam es nur noch selten vor, daß einzelne seiner Mitglieder ihre Dienste den andern amerikanischen Missionsgesellschaften anboten. Immerhin sind eine Reihe derselben auf verschiedene Missionsfelder ausgezogen, so z. B. in die europäische und asiatische Türkei, nach Indien, Siam, China, Japan, Südafrika und nach der Südsee. Mehrere haben auch in Südamerika, auf Haiti und in Barma ihren Arbeitsposten gefunden. Als dann 1880 das Missionsinteresse einen neuen Aufschwung nahm, zogen sechs Oberlin-Studenten als Missionare nach Südafrika aus, vier nach Westafrika, zwei nach Indien und sieben nach China.

Um dieselbe Zeit — nämlich in den 80er Jahren — entstand der Oberlin China-Missionsbund, der von einigen Theologie Studierenden unter der Leitung des damaligen Professors der Kirchengeschichte Dr. Judson Smith ins Leben gerufen wurde. Es war dies ein Studentenverein, der dem späteren Studenten-Missionsbund (Student Volunteer Movement) noch um sechs Jahre vorausging. Jener Studentenverein ersah die Provinz Schansi als sein spezielles Arbeitsfeld und gedachte, besonders durch Pflege des Schul- und Erziehungswesens unter der chinesischen Bevölkerung zu wirken. Ein zweites Oberlin sollte auf chinesischem Boden erstehen. Leider fand die ganze Mission im Boxeraufstand 1900 ihren Untergang, indem die zwei Stationen mit ihren beiden Kirchen, Hospitälern und Erziehungsanstalten zerstört wurden. Sämtliche 16 Missionare wurden mit ihren Frauen, Kindern und eingeborenen Gehilfen von den Boxern ermordet. Ganze Reihen von Gräbern bezeichnen heute den Platz, wo jene Märtyrer ihre Ruheplätze gefunden haben, und ein stattlicher Torbogen mit je einem Säulengang zu beiden Seiten, den man in Oberlin (Ohio) zu Ehren der gefallenen Streiter errichtet hat, erinnert an jene blutigen Tage.

Wie groß übrigens zurzeit die Zahl der Oberlin-Studenten auf den Missionsfeldern ist, geht aus dem Handbuch des Oberlin Missionsbunds hervor. Nach ihm befinden sich gegenwärtig 110 Mitglieder des Colleges auf den verschiedenen Arbeitsfeldern der Heidenmission. Rechnet man die hinzu, die schon früher dahin ausgezogen sind, so wird sich ihre Zahl auf etwa 275 belaufen. Hiezu kommen noch die vielen, die unter den Indianern, befreiten Negersklaven und Hinterwäldlern Amerikas ihre Arbeit gefunden haben, sowie die verschiedenen Missionsarbeiter, die im Süden und Westen im Dienste der Amerikanischen Missionsassociation und anderer Gesellschaften der Mission gedient haben. Alle diese zusammen mögen im ganzen etwa 1000 Personen betragen, gewiß ein rühmliches Zeugnis für eine Erziehungsanstalt, die während den 75 Jahren ihres Bestehens nicht nur christliche Männer und Frauen für die Heimat, sondern auch in so hervorragender Weise für den Dienst in der Heidenwelt herangezogen hat.

Oberlin-College ist aber auch eine Heimstätte für zurückgekehrte und Erholung suchende Missionsfamilien, sowie eine Pflege- und Erziehungsanstalt für deren Kinder, wenn die Eltern wieder aufs Arbeitsfeld hinausziehen und

diese in der Heimat zurücklassen müssen. Nicht selten halten sich daselbst gegen 20 Missionsleute und 75 Missionskinder in Oberlin auf, wo für deren Unterkunft zwei besondere Gebäude errichtet und aufs beste ausgestattet sind.

In diesem Jahre nun hat Oberlin-College sein 75jähriges Jubiläum gefeiert. Bei dieser Gelegenheit hat auch der dort gepflegte Missionseifer neue Anregung erhalten, und der schon erwähnte Oberlin China-Missionsbund hat sichs aufs neue zur Aufgabe gemacht, die Missionsarbeit in der Provinz Schansi mit aller Kraft fortzusetzen. Diese war nach ihrer Vernichtung durch die Boxer einige Jahre später (1903) wieder besetzt und die verschiedenen Zweige der Missionstätigkeit neu aufgenommen worden. Nun will man aber den ursprünglichen Gedanken verwirklichen und dem Schul- und Erziehungswesen nach den Anforderungen der Neuzeit in China besondere Aufmerksamkeit schenken. Hiezu soll die neuerdings ins Leben getretene „Shansi Memorial Association“, ein Verein, der zum Andenken an die in Schansi durch die Boxer gefallenen Missionare gegründet worden ist, neue Anregung und Förderung bieten. Der Plan geht nun dahin, so bald als möglich 20 bis 25 Tagschulen unter Leitung von geschulten chinesischen Christen zu errichten. Sodann sollen Privatschulen, die den bisherigen chinesischen Familienschulen entsprechen, organisiert werden. Außerdem will man noch zwei Akademien, je eine auf jeder Station, gründen, von denen die eine mit der Zeit zu einer Hochschule erhoben werden soll. Hiefür sind bereits drei Missionare bestimmt, zu deren Unterhalt sich verschiedene Geschäftsleute verpflichtet haben und die noch im Laufe dieses Jahres nach Schansi abzureisen gedenken. Oberlin-Studenten und andere Freunde haben sich für diesen Plan so erwärmt, daß sie das Werk in jeder Weise zu fördern gesonnen sind. (Nach: The Missionary Review of the World. 1908, p. 567 ff.)

Man ersieht daraus, wie im Oberlin-College seit seinem Bestehen nicht nur ein wahrhaft christlicher Geist gepflegt wird und zum Ausdruck kommt, sondern wie man auch die praktischen Aufgaben der Mission ins Auge faßt und sie zur Ausführung bringt. Daran könnte man in Europa auf den Hochschulen noch manches lernen. St.

Rundschau.

Tibet.

Nachdem der durch seine kühnen Forschungsreisen in Tibet bekannt gewordene schwedische Reisende Dr. Sven Hedin längere Zeit verschollen war, so daß man das Schlimmste für ihn fürchtete, haben inzwischen neuere Zeitungsnachrichten seine glückliche Ankunft in Simla gemeldet. Wie wir nun aus einem Brief vom Brüdermissionar H. Marx in Poo ersehen, traf er zuerst auf dieser Missionsstation ein und fand hier gastliche Aufnahme. Missionar Marx schreibt hierüber im Herrnhut (Nr. 40): Gestern, den 28. August, kam ein Eilbote und brachte uns eine Visitenkarte von Dr. Sven Hedin, der bereits bei der Drahtseilbrücke über den Satledsch angekommen

war und dort auf Hilfe von Poo wartete. Wir machten uns gleich dorthin auf den Weg, um den berühmten Reisenden und geographischen Entdecker zu begrüßen. Vor zwei Jahren hatte er den Brüdermissionaren in Leh als letzten Europäern die Hand gereicht, und gestern konnten wieder Brüdermissionare als die ersten nach zwei Jahren von ihm gesehenen Europäer ihn willkommen heißen. Man glaubte ja vielfach, er sei in dem geheimnisvollen, verschlossenen Land für immer verschollen, und niemand ahnte, wo er herumreist. Nun wird die Welt mit Spannung auf die Enthüllung der von ihm gemachten wichtigen Entdeckungen warten. Und in der Tat, ihre Erwartungen werden nicht enttäuscht werden. Der große Forscher hat uns schon manches verraten und hochinteressante abenteuerliche Erlebnisse und Lebensgefahren erzählt, will dieselben aber nicht veröffentlicht wissen, bis er sie selbst in einem umfassenden Werk der Oeffentlichkeit übergibt. Von seiner Entdeckung der Quellengebiete des Indus und Brahmaputra hat er selbst schon berichtet, als er letzten Herbst die letzte Poststation im Innern von Tibet berührte. Nur als tibetischer Hirte verkleidet, war es ihm möglich, tibetische Provinzen zu betreten, in die bisher kein anderer Europäer vorgedrungen ist. Er besitzt darum auch jetzt hier keinen europäischen Anzug. Das lange tibetische Gewand wird von einer Schärpe über den Hüften zusammengerafft, an den Füßen trägt er schäbige Yarkanderstiefel, weiße Filzlappen um die Unterschenkel, und auf dem Kopf eine Pelzkappe; so ist er aus der Entfernung nicht von einem Eingeborenen zu unterscheiden. — Da unser neues Missionshaus ziemlich fertig ist, konnten wir ihn einladen, darin unser Gast zu sein. Heute und morgen rastet er hier, um am Montag seine Reise nach Simla fortzusetzen, wo ihm ein freudiger Willkomm vom indischen Vizekönig und anderen hohen Herrn zuteil werden wird.

England.

Ein Dankopfer. Die Geldsammlung, die aus Anlaß des Pan-Anglikanischen Kongresses als Dankopfer aufgebracht worden ist, betrug am 24. Juni die ansehnliche Summe von 333 000 Pfund Sterling (6 660 000 Mark). Inzwischen sind aber noch weitere Beiträge eingegangen, so daß man bis zum 6. August, an dem die Sammlung geschlossen werden sollte, das Ergebnis von 350 000 Pfund ($10^1/_2$ Millionen Mark) erhoffte. Da ein Teil der Summe, 200 000 Pfund = 4 Millionen Mark, verschiedenen kirchlichen Zwecken zugewendet werden soll, worüber ein Komitee, darunter auch verschiedene Missionsbischöfe, zu verfügen hat, so ist wohl anzunehmen, daß dabei auch die äußere Mission reichlich bedacht werden wird. Dieser Riesenkollekte entsprach auch der Kongreß selbst, der Mitte Juni in London stattfand. Es war dies wohl eine der größten kirchlichen Versammlungen der Gegenwart, zugleich auch eine Musterung der Missionserfolge dieser Kirche. Nicht weniger als 250 Bischöfe und andere Abgeordnete der englischen Kirche und Mission aus allen Teilen der Welt waren eine Woche lang versammelt, um über ihr Werk zu berichten und zu beraten. Da sah man Negermissionare aus Westafrika, asiatische Geistliche in ihren Turbanen und indische Senana-Lehrerinnen mit gelbem Schleier.

Missionsausstellung. Eine großartige Veranstaltung, wenn auch ganz anderer Art als der anglikanische Kongreß, war die Missionsausstellung der Londoner Mission, die im Juni und Juli d. J. das ganze englische Missionswerk veranschaulichen sollte. In der großen Landwirtschaftlichen Halle wurden 25 000 Ausstellungsgegenstände gezeigt: eine chinesische Pagode, ein indisches Dorf, ein afrikanischer Kraal, Dioramen, Tabu-Gegenstände, Erinnerungszeichen an große Missionare, Schularbeiten u. a. m. Um den vielen Tausenden von Besuchern die Gegenstände zu erklären, waren 16 000 freiwillige Helfer und Helferinnen angestellt. — Im Vergleich hiezu wird die Missionsausstellung der Basler Mission, die Mitte Oktober in der Kunsthalle zu Basel stattfindet, bescheidener ausfallen.

China.

Die Fortschrittspartei in China weiß auch das Theater ihren Reformplänen dienstbar zu machen. In einem kürzlich aufgeführten Stück mußten der Priester, der Wahrsager, der eingeborene Arzt, der Schulmeister alten Stils und die Frau mit den kleinen Füßen der Reihe nach herhalten, ins Lächerliche gezogen zu werden. Ein Buddhistenpriester, ärmlich gekleidet und offenbar heruntergekommen, steht vor seinen Götzenbildern. Ein Mensch kommt anzubeten. Der Priester beiseite: „Wenigstens ein kleines Geschäft! Nun werde ich mir doch ein wenig Fleisch zum Mittagessen kaufen können." (Die Priester gelten als strenge Vegetarianer.) Ein Mensch erzählt, was ihn drückt und bekümmert, eine Krankheit. Der Priester rupft ihn. Die Krankheit wird nicht beseitigt und der Mensch nicht besser. Nun wird ein Wahrsager zu Rate gezogen, darauf ein chinesischer Quacksalber; aber keiner kann helfen. Schließlich trifft der Kranke einen christlichen Kolporteur, der ihm von einem Missionshospital erzählt. Er geht hin und wird gesund. Und die Moral: Die Götzen, die Wahrsager, die alten Heilkünstler taugen nichts; China bedarf besserer Methoden; nur die der Fremden können ihm helfen. (Nach dem Herrnhut, Sept. 1908.)

— Daß der Kampf gegen das Opiumlaster in China noch immer mit allen möglichen Mitteln fortgeführt wird, zeigt die nachstehende Mitteilung der Fukien-Witness: Am 26. März vollzog sich im Fremdenviertel in Futschau in Gegenwart von einigen Tausend Chinesen und vielen Fremden ein eigenartiges Schauspiel. Nach einer großartigen Versammlung in der Tieng-ang-Kirche, in der von verschiedenen Rednern gegen das Opium gesprochen worden war, wurde auf einem öffentlichen Platze ein Scheiterhaufen errichtet und darauf über tausend Opiumpfeifen und anderes Pfeifengerät, das man Leuten abgenommen hatte, die sich desselben auf ungesetzlichem Wege bedient hatten, verbrannt. Es soll dies bereits die sechste öffentliche Verbrennung sein, die in Futschau seit der Agitation gegen das Opium stattgefunden hat. Man sieht daraus, daß trotz aller Abwehr noch immer Tausende dem Laster frönen.

Japan.

Nächstes Jahr sind es 50 Jahre, daß die evangelische Mission im heutigen Japan ihre Arbeit aufnahm. Diese Tatsache gedenken die

schiedenen dort wirkenden Missionen im Verein mit den japanischen Christen durch eine Konferenz festlich zu begehen, wofür schon jetzt von beiden Seiten Komiteen von je elf Mitgliedern gewählt worden sind, um die nötigen Vorbereitungen zu treffen.

— Die Hoffnungen vieler Buddhisten, daß die Siege Japans auch eine Neubelebung des Buddhismus in Ostasien herbeiführen würden, haben sich nicht erfüllt. Ein religiöses Blatt in Japan „Keisei Schimpo" schreibt: „Wir wissen, daß es 109 810 buddhistische Tempel und 73 310 Priester gibt; aber über die Zahl der Buddhisten gibt es keine zuverlässige Statistik. Wohl rühmen sich einige buddhistische Sekten, eine oder gar zwei Millionen Anhänger zu haben; aber wie viele von diesen würden bereit sein, sich öffentlich zum Buddhismus zu bekennen? Wir müssen um der Wahrheit willen antworten: erstaunlich wenige ... Derjenigen, die den Geist des Schaka (Buddha) in sich aufgenommen haben und mit Interesse für die Wohlfahrt ihrer Landsleute erfüllt sind, sind beklagenswert wenige." — Um so unverständlicher ist es, daß der Buddhismus in unsern Tagen selbst in christlichen Landen als Kultur- und Geistesmacht gepriesen wird.

— Bei den letzten Reichstagswahlen in Japan sind wieder verschiedene Christen in das Parlament gewählt worden, sodaß ihre Zahl sich jetzt auf 14 Mitglieder beläuft. Da das Parlament im ganzen 380 Vertreter des Reichs zählt, so kommen demnach nahezu 4 christliche Volksvertreter auf 100 Parlamentsmitglieder, während sonst nur höchstens 3—6 Christen auf 1000 Bewohner des Landes kommen. (The C. M. S. Gazette. p. 310).

Westafrika.

Wie sehr die Erschließung der afrikanischen Ländergebiete dem Vordringen des Islam die Wege bahnt, das ist besonders in Yoruba ersichtlich. Hier weisen manche Städte, die vormals vom Islam kaum berührt waren, neuerdings eine stetig zunehmende Invasion desselben auf. So zählt gegenwärtig Ibadan 70 Moscheen, Ijebu Ode 12, Ijebu Igbo 20, und Ogbomoso 37. Die Zahl der Mohammedaner in der Küstenstadt Lagos wird auf drei Fünftel der gesamten Bevölkerung geschätzt, und die Zahl ihrer Moscheen beträgt dreimal so viel als die der Kirchen aller Missionen und christlichen Kirchengemeinschaften. (The C. M. S. Gazette, p. 301.)

Indien.

Wie die Missionary Review of the World (Oktober 1908) berichtet, ist das indische Sektenhaupt Mirza Ghulam Achmed von Quadian (vgl. Missions-Magazin 1906, S. 73 ff.) kürzlich an der Cholera gestorben. Mit ihm ist sozusagen der „Dowie des Pandschab" vom Schauplatz getreten. Der ohne Zweifel hochbegabte Mann, der im Pandschab als falscher Prophet auftrat und etwa 40 000—75 000 Anhänger um sich sammelte, gab sich als zweiter Adam, als Paraklet und Mahdi aus, verrichtete angebliche Wunder und verhieß seinen Anhängern Verschonung von Pest und Cholera. Nun ist er selber der Seuche erlegen. Man darf gespannt darauf sein, wie sich seine Anhänger zu dieser Tatsache stellen werden.

Ceylon.

In den Kampf gegen das Opium ist nun auch die Regierung der Insel Ceylon eingetreten und hat beschlossen, die dort bestehenden 65 Opiumläden zu schließen. Der Gebrauch des Opiums hatte hier in so starkem Maße zugenommen, daß man das Schlimmste für die Bevölkerung der Insel schon in nächster Zeit befürchten mußte. (The C. M. S. Gazette Sept. 1908.)

Ostafrika.

In der Provinz Busoga herrscht infolge anhaltender Dürre und zu spätem Regenfall eine furchtbare Hungersnot, der nach amtlichen Berichten bereits über 6000 Eingeborene erlegen sind. Die englische Regierung, sowie die in der Provinz arbeitenden evangelischen und katholischen Missionare tun ihr möglichstes, der Not zu steuern, aber die Hungersnot hat, wie schon vor zehn Jahren, sehr weite Kreise betroffen, sodaß es schwierig ist, allseitig Hilfe zu schaffen.

Heimat.

Am 23. September, abends 8 Uhr, fand im Hohenzollernsaal des „Kaiserhof" zu Berlin eine Versammlung von Freunden der Laienmissionsbewegung statt, an der außer Mitgliedern verschiedener Missionsgesellschaften auch eine Reihe von leitenden Persönlichkeiten der kolonialen Kreise teilnahmen. Eine Anzahl Beamte, Industrielle, Kaufleute, Schulmänner, Gelehrte war erschienen, und man folgte aufmerksam dem fesselnden und sachkundigen Bericht des Missionsinspektors Schreiber aus Bremen über das Schulwesen in Togo. Die vorgelegten Lehr- und Lernmittel, die Schriftproben, die Zeichnungen gaben ein anschauliches Bild von der umfassenden und erfolgreichen Schultätigkeit der Norddeutschen Mission. An den Vortrag schloß sich eine angeregte Debatte an. — Da die Bewegung sich auszudehnen verspricht, wählte die Versammlung eine Kommission, um die Organisation vorzubereiten. Im Laufe des Winters soll eine öffentliche Versammlung abgehalten werden, in der Kaufleute über das Thema „Handel und Mission" berichten. Außerdem ist die Besichtigung der Berliner Missionshäuser durch die Freunde der Laienmissionsbewegung in Aussicht genommen.

— Aufruf zum Anschluß an die Schweizerische Liga zum Schutze der Eingeborenen im Kongostaat. Die täglich im Kongogebiet, dem größten Strombecken Afrikas, mit etwa 15 Millionen Einwohnern verübten Bedrückungen und Grausamkeiten sind allzulange aufs geschickteste totgeschwiegen und abgeleugnet worden. Die mit blutiger Gewalt durchgeführte Zwangsarbeit, ärger als die frühere Sklaverei, die Ausrottung ganzer Dorfschaften, die Einsperrung der Frauen und Kinder als Geiseln, die Verstümmelung Lebender und Ermordeter: dieser ganz unmenschliche Kolonialbetrieb wurde von der Regierung des Kongo, an dessen Spitze König Leopold II. von Belgien stand, als Verleumdungen zurückgewiesen.

Aber da trotzdem die Anklagen und Proteste von allen Seiten, den katholischen und protestantischen Missionen und selbst den Angestellten des Kongostaates sich häuften, konnte der König zuletzt nicht umhin, eine Ur

suchungskommission zu genehmigen, welche 1906 die Kolonie bereiste, und deren Mitglied auch unser Mitbürger v. Schumacher war, welcher als Opfer seiner Pflicht und ebenso als Opfer des Elendes am Kongo erst 48jährig einer auf der Reise erworbenen Krankheit erlag.

Der Bericht dieser Kommission bestätigte vollauf die Mißwirtschaft, aber nach den seitherigen Nachrichten dauert sie mit all ihren Greueln immer noch fort.

Schon 1904 traten Menschenfreunde in England zu einer Congo-Reform-Association zusammen, und in Paris bildete sich eine Internationale Liga für Verteidigung der Eingeborenen am Kongo, mit dem Zweck, die öffentliche Meinung über die Notlage dieses Landes aufzuklären und dahin zu wirken, daß dem Vertrag von Berlin vom 26. Februar 1885 endlich nachgelebt werde, welcher der Kongoregierung die menschliche Behandlung der Eingeborenen zur Pflicht macht.

Eine schweizerische Liga, als Sektion der internationalen, trat im Juli 1908 in Genf zusammen, um dieselben Zwecke zu verfolgen.

Bekanntlich ist nunmehr der Kongostaat vom Königreich Belgien übernommen worden. Leider lauten die Erklärungen der Minister vor der belgischen Kammer über die künftige Verwaltung nicht so, daß ein wesentlicher Umschwung in der Verwaltung des Gebietes zugunsten der Eingeborenen erwartet werden kann. Mehr als je handelt es sich also darum, durch Kundgebung unserer sympathischen Zustimmung den Männern den Rücken zu stärken, welche sich den schweren Kampf für die Befreiung Afrikas von der ihm auferlegten modernen Sklaverei zur Aufgabe machen.

Und das können auch wir Schweizer, weshalb wir um recht viele Beitritte zu der unter uns soeben vereinbarten Liga bitten.

Gerade weil wir ein kleines neutrales Land sind, wird unsere Stimme als eine vollkommen unbeteiligte und freie gehört werden, wie sie auch schon bei der Gründung des Roten Kreuzes und anderer internationaler Verbesserungen nicht ungehört verhallte.

Vorerst richten wir aber an alle jungen Schweizer die Mahnung, sich nicht für den Dienst irgend welcher Art in diese Kolonie anwerben zu lassen, bis sie sich überzeugt haben, daß die Verhältnisse daselbst wirklich humane sind.

Namens der Schweizerischen Liga zum Schutze der Eingeborenen im Kongostaat: René Claparède, Genf, Präsident. Dr. H. Christ-Socin, Basel, B. van Muyden, Lausanne, O. de Dardel, Neuchâtel, Vizepräsidenten. Albert Wuarin, Genf, Sekretär. Henry Fatio, Genf, Kassier.

— An der XII. Versammlung der Schleswig-Holsteinischen Missionskonferenz zu Neumünster (16. September d. J.) stellte Professor D. Haußleiter aus Halle a. S. zu seinem Vortrag über „Propaganda und Mission im Lichte des Neuen Testaments“ folgende Leitsätze auf:

1. Zur Gesundheit des Missionslebens gehört auch die theoretische Einsicht in das Wesen der Mission. Die Ausbreitung des Christentums vollzieht sich auf eine unbewußte und selbstverständliche Weise, aber auch zugleich durch eine absichtsvolle und berufsmäßige Betätigung. Hierfür werden die Namen „Propaganda“ und „Mission“ gebraucht.

2. Es ist notwendig, auf die gemeinsamen Züge der konfessionell und anderweit verschiedenen Ausbreitung des Christentums zu achten. Es ist eine gewisse Uebereinstimmung in den letzten Zielen und in den Mitteln und in der Wirkung vorhanden, so daß eine Arbeitsverständigung möglich ist. Zugleich sind aber die Beweggründe, die Anwendung der Mittel, sowie die praktischen Ziele und Erfolge der Missionsarbeit so augenfällig verschieden, daß man das Trennende nicht erst aufzusuchen, sondern nur unter einheitliche Gesichtspunkte zu bringen hat.

3. Die katholische Mission wird von der congregatio de propaganda fide in Rom einheitlich geleitet. Deren Gründung und Organisation ist bedeutsam. Das alle Arbeit praktisch bestimmende Ziel ist: Eingliederung der Heiden in die römische Kirche, sowie Zurückgewinnung oder Unterdrückung der Ketzer. Der gegenwärtige Stand der katholischen Weltmission. Die Vergleichung mit der evangelischen Gesamtmission zeigt deren schnelleres Wachstum und erdrückendes Uebergewicht auf dem Gebiet der Schule.

4. Der Ursprung der evangelischen Mission ist individualistisch (persönlicher Glaube) — daher die große Mannigfaltigkeit; die Grundlage apostolisch (Gehorsam gegen das Wort); die Durchführung genossenschaftlich. Das nächste Arbeitsziel ist, jede Seele zu Christo zu bringen in ein direktes, bewußtes Verhältnis. Das Mittel ist das Wort Gottes. Um der Bibel willen werden die Sprachen ergründet und die Völker unterrichtet. Das weitere Ziel ist die selbständige heidenchristliche Gemeinde und Volkskirche. Das letzte im Gebet der Hoffnung festgehaltene Ziel ist das sichtbare Kommen des Reiches Gottes, während die erste Bitte des Vaterunsers Missionsbitte für die Gegenwart ist.

5. Zur neutestamentlichen Beurteilung von „Propaganda und Mission" sei besonders Matth. 23, V. 15 und Joh. 20, V. 21 in Erwägung gezogen. Jene Stelle kann nur verstanden werden auf dem zeitgeschichtlichen Hintergrund der jüdischen Propaganda. Sie ist fundamental von der christlichen Mission verschieden, hat aber doch positiv und negativ dem Evangelium den Weg ins ganze römische Reich gebahnt. Vgl. Joh. 7,35; Apostelg. 11,19 f.; 13,14; 18,4 ff. sowie 15,21. Röm. 2. Gal. 3. 1. Tim. 4, usw.

Die Propaganda führt stets im letzten Grunde rein sachliche Zwecke in das Reich Gottes ein, deshalb wird sie im Neuen Testament gerichtet.

6. Die Mission ist durchaus persönlicher Dienst an den Personen im Namen und in der Kraft des sendenden Christus. Sie ist zunächst den Aposteln als Auftrag und Verheißung gegeben, wodurch Jesus alle anderen Worte und Gebote an seine Jünger abschließend krönt. Die Apostel waren aufmerksam und gehorsam gegenüber diesem Testament. Ihr Zeugnis läuft nun durch die Predigt vom Reich in der Mission durch die ganze Welt. Die hierbei geschenkten Früchte halten den Vergleich mit urchristlichen Erscheinungen aus, und wirken dadurch glaubensstärkend sowie hoffnungerweckend für die sendende Heimatgemeinde und bewahren vor dem Erkalten der Liebe. Die evangelische Mission wird im Neuen Testament gere

7. Die Arbeit der evangelischen Mission bleibt stets hinter der Vollkommenheit ihres Ideals zurück. Dagegen gibt es auf Seite der Propagandisten Erscheinungen, die weit besser sind als ihr Prinzip. Das darf bei der Abwehr des oft recht unlauteren römischen Wettbewerbes nicht vergessen werden.

Wenn für die Zukunft von ganz anderer Seite die Gefahr des Synkretismus droht, so wird die evangelische Mission ihn dadurch überwinden, daß sie seinen propagandistischen, nicht evangelischen Charakter entlarvt.

Um aber mit voller Freude an der Mission mitzudienen, und um mit gutem Gewissen die Heimatkirche für dies Werk aufzurufen, hat jeder Missionsfreund seine Stellung zur Welt nach dem Evangelium stets neu zu prüfen. Wir finden, daß der Missionsweg die durch treue Berufserfüllung dargestellte Bejahung der Welt, als des Werkes Gottes, und zugleich die Verneinung der sündigen Welt durch die Nachfolge Jesu zur Voraussetzung hat und durch das Bekenntnis vor der fragenden Welt zum Liebesangriff auf die feindselige Welt emporsteigt. Die Predigt vom Reich hat zu ihrem verborgenen Kern das Wort vom Kreuz. Durch sie allein kann der Glaube die Welt überwinden, und schließlich auch die Propaganda des Islam niederschlagen.

— Missions-Studium. Es sind bald zwei Jahre vergangen, seit H. Römer (Miss.-Mag., Febr. 1907) der deutschen Missionsgemeinde die Missions-Studien-Kränzchen vorgestellt hat, die in Amerika und Großbritannien in wenigen Jahren zu so reicher Blüte gelangt sind. Die Anregung ist damals nicht ganz vergeblich gewesen, und wir haben in Deutschland und der Schweiz schon einige praktische Anfänge, wenn auch nicht viele. Es hat noch an den Hilfsmitteln und an einer kräftigen Initiative gefehlt. Die Hilfsmittel sind nun da. Soeben sind im Verlag der Basler Missionsbuchhandlung die zwei ersten Handbücher zur Missionskunde*) erschienen, die speziell für den Gebrauch in Studien-Kränzchen bestimmt sind. Das erste („Das neue China") ist eine freie Bearbeitung der englischen Vorlage des bekannten Missionsschriftstellers Arthur H. Smith, macht uns also mit der Anlage der Textbücher bekannt, mit denen die Bewegung in Amerika und England so groß geworden ist, während es doch zugleich selbständige deutsche Arbeit darbietet. Das Buch gibt eine vortreffliche Übersicht über ganz China, Land und Volk, Geschichte und Staatswesen, Religion und Mission. Die Arbeit deutscher Missionen in China nimmt nur einen kleinen Teil des Buches ein, ist aber immerhin besonders berücksichtigt. Im übrigen werden hier die künftigen Bändchen, z. B. über die Basler Mission in China, den Faden aufzunehmen haben. — Das zweite Buch („Kamerun als Kolonie

*) Handbücher zur Missionskunde. 1. Band. Das neue China. Nach dem englischen Original von A. H. Smith. Berechtigte deutsche Bearbeitung von Luise Oehler. 208 S. Mit Abbildungen und Karten. broch. Fr. 3 = Mk. 2.40. geb. Fr. 4 = Mk. 3.20. 2. Band. Kamerun als Kolonie und Missionsfeld. Von P. Steiner. 134 S. Mit Abbildungen und Kartenskizze. br. Fr. 1.75 = Mk. 1.40. geb. Fr. 2.50 = Mk. 2.—

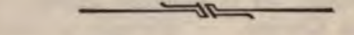
und Missionsfeld") ist unter denselben Gesichtspunkten geschrieben wie das erste, hat es aber mit einem weit kleineren Gebiet und einer sehr viel kürzeren Geschichte zu tun und kann daher viel mehr auf Einzelheiten eingehen und besonders auch die Geschichte der Mission viel eingehender erzählen. Die Liebe des alten afrikanischen Missionars zu seinem Afrika kommt in der ganzen Darstellung wohltuend zur Geltung und überträgt sich hoffentlich auch auf die, die das Buch studieren. Diese suchen wir nicht nur unter den Freunden der Basler Mission, die in Kamerun arbeitet, sondern auch anderwärts unter den deutschen Christen. — Ehe man zu einem dieser zwei Bücher greift, lese man jedenfalls die kleine neue Schrift „Missions-Studien-Kränzchen".*) Sie bildet den Schlüssel zu den Handbüchern und zu dem Betrieb der Studien-Kränzchen überhaupt und setzt daher auch minder Geübte in den Stand, in ihrem Kreise ein Studien-Kränzchen zu beginnen und mit Erfolg durchzuführen. Wir wünschen daher dem anspruchslosen Büchlein die weiteste Verbreitung, damit es überall der Bewegung zum Missions-Studium den Weg bahne. — Im übrigen seien nun alle, die dazu irgend in der Lage sind, gebeten, der segensreichen Bewegung auch unter der Missionsgemeinde deutscher Zunge Eingang verschaffen zu helfen. Es hängt viel davon ab, ob in diesem Winter ein kräftiger Anfang gemacht wird; denn er wird den Maßstab abgeben für den weiteren Fortgang der Sache. Bricht sich die Bewegung bei uns Bahn, so erhoffen wir von ihr unter anderem auch den Segen, daß sie die Freunde der verschiedenen Missionen, wie auch die Missionsgesellschaften selbst, einander in gemeinsamer Arbeit noch näher bringe.

— Aerztliche Mission. Das größte Institut für ärztliche Mission besitzt Nordamerika. In Dr. Feldmanns Zeitschrift „Die ärztliche Mission" (Oktober 1908) gibt der Missionsarzt Dr. Olpp einen Bericht über Geschichte und Einrichtung dieser Anstalt, der gerade jetzt, wo die deutschen Missionen ihr missionsärztliches Institut erhalten sollen, von besonderem Interesse für uns ist. Die amerikanische Anstalt besteht seit 1895 und hat in diesen dreizehn Jahren 343 Studenten aufgenommen, von denen 177 bereits absolviert haben und in der Arbeit stehen. Das Institut ist eine selbständige medizinische Hochschule und besitzt das Recht, den Doktorgrad zu verleihen. Ihr Hauptgebäude in Battle Creek, Michigan, kann an Größe einen Vergleich mit dem Institutsgebäude in Tübingen sehr wohl aushalten. Die Gelegenheiten zum Studium in Kliniken, Laboratorien usw. könnte man sich nicht glänzender denken. Die finanzielle Grundlage des Ganzen ist so, daß uns daneben unsere deutsche Unternehmung recht arm erscheinen möchte. Dagegen ist die Studienzeit nur auf vier Jahre bemessen, deren jedes 36 Wochen zu fünf Arbeitstagen umfaßt. Das ist wenig, wenn auch das ungemein reiche Krankenmaterial und der verhältnismäßig stark besetzte Lehrkörper den Nachteil einigermaßen ausgleichen mögen. Die akademische Freiheit ist für deutsche Begriffe stark beschränkt, und die Studienkontrolle würde unsern Studenten

---

*) Missions-Studien-Kränzchen. Von Menga Bonor 25 Cts. = 20 Pf. (Verlag der Basler Missionsbuchhandlung.)

recht scharf erscheinen. Mit dem Studentenbund für Mission hat das Institut beständige Fühlung; auch das deutsche Institut wird solche haben. Natürlich wird auch Gelegenheit zu praktischer, geistlicher Arbeit in der Stadtmission usw. geboten, was auch das deutsche Institut nicht wird übersehen dürfen. Mögen nun beide Schwesteranstalten in fröhlichen Wettbewerb treten und einander gegenseitig befruchten!



Meyers Konversations-Lexikon.

Soeben ist der XX. Band von Meyers großem Konversations-Lexikon erschienen. Damit gelangt die 6. Auflage dieses Riesenwerkes der deutschen Literatur zum Abschluß, richtiger gesagt zu einem temporären Abschluß, denn die Natur eines Lexikons bringt es mit sich, daß es ständiger Ergänzungen bedarf, um mit der Zeit Schritt zu halten. Dies hat nun der „Große Meyer", wie diese beste deutsche Enzyklopädie seit langem im Volksmund heißt, redlich getan. Die wenigsten können sich wohl eine Vorstellung davon machen, welche gewaltige Arbeit in einem Werke von solchem Umfange und solcher Vollkommenheit liegt. Im Jahre 1839 entwarf der Gründer einer der größten deutschen Verlags-Buchhandlungen, die heute den Namen „Bibliographisches Institut" (Leipzig) trägt, Joseph Meyer in Gotha, den Plan zum Konversations-Lexikon. Siebzehn Jahre erforderte die Herstellung, da es nicht allein galt, das gesamte Material überhaupt erst zu beschaffen, sondern auch weil die technischen Einrichtungen in jener Zeit äußerst bescheiden waren: auf zwei Handpressen wurden die 4200 Bogen gedruckt. Die weiteren Auflagen erschienen in den Jahren 1867, 1874, 1890, 1897, und jetzt liegt die 6. Ausgabe vor, mit vielen hunderttausend Artikeln, 12 000 Abbildungen im Text und 14 000 Tafeln. Fast 200 Redakteure sind am Werke tätig, das nunmehr wohl unbestritten an der Spitze aller ähnlichen Unternehmungen steht. Auf jede Frage, aus welchem Gebiete sie auch sei, gibt Meyers Lexikon Auskunft, man mag über ein geschichtliches, geographisches, medizinisches, astronomisches Thema nachschlagen, oder über irgend einen Zweig der Wissenschaft, und sei er noch so entlegen, sich informieren wollen, man erhält die Antwort und überdies eine solche Fülle von Quellenangaben, daß auch der Spezialist stets mit Nutzen zu diesem Werke greift. Die 20 Prachtbände bilden in ihrer gediegenen Ausstattung zugleich einen herrlichen Zimmerschmuck.



Ruanda

und die Anfänge evangelischer Mission daselbst *)

Von Missionsinspektor Trittelvitz in Bethel bei Bielefeld.

Jedes Missionsgebiet hat seine besondere Bedeutung für das Kommen des Reiches Gottes. Dem Fernerstehenden bleibt es schließlich gleich, ob das Land Ruanda oder Uganda, Usagara oder Usambara heißt. Er weiß, daß es in Afrika liegt, daß es dort noch viele Heiden gibt und daß jetzt die Mission auch dort ihre Arbeit begonnen hat. Wer aber in der Arbeit für ein Land steht, schaut es mit liebevollem Blicke an und entdeckt dann so manches, das ihm bedeutungsvoll erscheint, nicht nur für die Gewinnung des einen Volkes, sondern für den ganzen großen Feldzugsplan der Mission, daß er in Gefahr ist, die Bedeutung dieses „seines" Gebiets zu überschätzen. Wir begegnen dieser Gefahr nicht selten in Missionsberichten. Je besser wir lernen, in der Mission den Zusammenhang der Wege Gottes zu erkennen, und wie sie alle, wenn auch mit Umwegen, zu dem einen Ziele führen, desto mehr werden wir das rechte Maß finden.

Für die Eroberung von Deutsch-Ostafrika durch die Mission hat sogar die vielgescholtene Arbeit an der Küste eine Bedeutung, die wohl noch nicht genügend erkannt ist. Deutlicher ist es, wie die Hochländer von Usagara, Usambara, die am Kilimandscharo und am Nyassa fruchtbare Mittelpunkte zur Ausbreitung des Missionseinflusses geworden sind. Aber schon Dr. Krapf wies auf die große Bedeutung hin, die die starken Stämme weiter im Innern für die Mission haben würden, und wenn er auch damals noch nichts von Uganda wußte, so ist sein Hinweis, wie wir jetzt sehen, prophetisch gewesen.

Auch die katholische Mission hat die Wichtigkeit der Missionsgebiete um den Viktoria-Nyansa herum erkannt. Die deutschen Ufer des Sees sind stark von ihr besetzt, während von evangelischer Seite her nur die Station Nassa als Ueberrest größerer Versuche der Englischen Kirchenmission vorhanden ist. Zwei deutsche Missionen rücken auf das Süduser des Sees vor: im Osten die Leipziger Mission, im Süden die Brüdergemeine. An der

---

*) Eingehende, sehr fesselnde Schilderungen
von Miss. Johanssen in den „Nachrichten o
bei Bielefeld.

deutschen Westseite des Sees saßen nur katholische Missionare. Von einem Vordringen evangelischer Mission dorthin war noch nicht die Rede.

Und doch lag gerade hier ein Missionsfeld, das viele Vorzüge bot. Drei Landschaften breiten sich hier aus. Am Ufer des Sees zieht sich Karagwe hin, nicht sehr stark bevölkert und auch klimatisch nicht so günstig wie das angrenzende Ruanda, das mit dem südlich daranstoßenden Urundi in mancher Hinsicht eng zusammengehört, auch fast dieselbe Sprache mit ihm spricht. Die Bevölkerung von Urundi ist von dem Pater van der Burght auf drei Millionen geschätzt. Ruanda ist etwas kleiner. Auf mehrere Millionen kann man jedenfalls bei diesem ganzen Gebiete rechnen. So ist Ruanda-Urundi eine der am dichtesten bevölkerten Gegenden von Deutsch-Ostafrika überhaupt.

Diese starke Besiedelung hat verschiedene Gründe.

Ruanda ist zwar nicht ganz und gar, wohl aber zum großen Teil fruchtbares Land. Flache Hügel und Bergrücken sind für die Landschaft bezeichnend. Anbaufähige Bezirke, die einen Durchmesser von 1—2 Tagereisen haben, werden durch Steppengebiete unterbrochen. Das Land ist im allgemeinen waldarm, ein Gras- und Weideland. Das bedeutet auch der Name Ruanda. Trotzdem gibt es in den Tälern reichlich Wasserläufe. Ihre Ufer sind von Papyrus umsäumt, Wiesen breiten sich dahinter aus. Das Klima ist gesund.

Von den drei Bevölkerungsschichten kommen die verhältnismäßig wenigen Batwa, ein zu den Pygmäen des Kongo gehöriger Stamm, für die Missionsarbeit fürs erste wohl nicht in Betracht. Sie werden von den andern Bewohnern verachtet und leben versteckt. Unentbehrlich sind sie dennoch als geschickte Töpfer.

Die Hutu, ein Bantustamm, bilden die bäuerliche Bevölkerung des Landes. Es sind fleißige Leute. Männer und Frauen arbeiten gemeinsam auf den Feldern. Sie säen Bohnen und Erbsen als Hauptnahrungsmittel. Auch Hirse ist reichlich vertreten. Bananen dienen meist nur zur Bierbereitung. Der Tabak fehlt natürlich nicht. Die ehelichen Verhältnisse scheinen verhältnismäßig gesund zu sein; während in Usambara eine heidnische Ehe gewöhnlich nicht mehr als zwei bis drei Kinder hervorbringt, sind in Ruanda Mütter mit 10—12 Kindern nicht selten. Den Schambalachristen, die mit den ersten Missionaren nach Ruanda zogen, fiel es auf, daß die Eheleute vielfach wahre Zuneigung zueinander zeigten.

Die Hutu sind aber nicht Besitzer des Landes, das sie bebauen. Ein anderes Volk ist eingedrungen und hat die Hutu zu Leibeigenen gemacht. Die Tussi sind wohl sog. Hamiten, d. h. sie sind mit den kriegerischen Massai, Galla, Somali verwandt. Sie haben aber, wie es in solchem Falle oft geschieht, die Sprache des unterworfenen Volkes angenommen. Die Tussi sind Herdenbesitzer. Sie leben nach ihrer, bisher noch nicht

widerlegten Aussage nur von Milch und Bier, höchstens genießen sie noch die Brühe einer gewissen Linsenart. Dazu rauchen sie stark Tabak. Daß sie nicht wie die Massai in einem Steppenland als Nomaden für sich wohnen, sondern mit ackerbautreibenden Bantu zusammen, ist für sie von Bedeutung geworden. Sie arbeiten zwar ebensowenig wie die Massai, dafür sind ja die Hutu da; aber sie unterdrücken die Bauern nicht nur, sie schützen sie auch. Sie sind nicht nur Räuber, sie sind Herrscher. Durch dies Zusammenwirken der beiden verschiedenen Stämme ist wohl die hohe Kultur von Ruanda entstanden, die mit der von Uganda manche Aehnlichkeit hat.

Die Tussi haben eine fest organisierte Militärmacht. Von Jugend an übt sich der Mann in den Waffen. An der ritterlichen Ausbildung nehmen aber auch nur Tussijünglinge teil, die Hutu sind ausgeschlossen.*) An der Spitze der Tussiherrschaft steht der König. Er belehnt seine Großen. Diese haben wieder ihre Unterhäuptlinge.

Der König ist, wie alle afrikanischen Despoten, Herr über Leben und Tod. Es scheint aber, als haben die Könige von Ruanda doch nicht in dem Maße durch Blutvergießen regiert als es z. B. in Uganda der Fall gewesen ist. Immerhin hat es an Grausamkeiten nicht gefehlt. Als eine besondere Weisheit der Könige von Ruanda wird es jedoch gerühmt, daß sie nicht in ihrem Lande, sondern immer nur an den Grenzen „Krieg führten."

So ist es gekommen, daß die Bevölkerung des Landes, von starken Herrschern geschützt, eine für ostafrikanische Verhältnisse zahlreiche ist. Die Sklavenjäger sind niemals in Ruanda eingedrungen. Eine Karawane der Araber soll einmal den Weg ins Land hineingefunden haben, aber nicht wieder hinaus.

In diesem Lande mit der Missionsarbeit einzusetzen, war gerade jetzt die rechte Zeit. Bisher war das Land dem Handel und Verkehr noch verschlossen. Die deutsche Regierung wandte die klügste Vorsicht an, um die Einführung der deutschen Herrschaft auf friedlichem Wege zu vollziehen. Der Resident wohnte nicht im Lande selbst, sondern außerhalb, am Tanganjika. Er war mehr der Freund als der Befehlshaber des Königs. Darum sieht König Msinga auch in den Deutschen seine Freunde. Erst kürzlich hat der jetzige Resident Dr. Kandt den Regierungssitz in das Land selbst verlegt. Jetzt dringt auch der Handel ein.

Die katholische Mission der französischen weißen Väter ist seit etwa acht Jahren an der Arbeit und hat schon 6 Stationen angelegt.**) Einige hundert Anhänger hat sie gleich im Anfang schnell gewonnen

---

*) Der König kann aber sogar Batwa adeln.

**) In Urundi arbeitet sie schon länger.

Zeit stockt diese Bewegung wohl deswegen, weil die Hutu, aus denen die Anhänger gesammelt sind, nicht mehr die politische Unabhängigkeit von den Tussi durch die Hinwendung zur katholischen Mission erwarten. Die deutsche Regierung sorgt dafür, daß die politischen Verhältnisse durch die religiöse Entwicklung im Lande unberührt bleiben.

Unserer ostafrikanischen Mission (Bethel bei Bielefeld) ist im Sommer 1907 der Weg nach Ruanda gewiesen worden. Die Missionare Johanssen und Ruccius, die schon 16, bezw. 10 Jahre in Usambara gearbeitet hatten, durchforschten in dreimonatlicher Reise Ruanda und Urundi und legten dann, von nachkommenden Missionaren verstärkt, im August die beiden ersten Stationen Dsinga und Kirinda an. Eingeborene Christen aus Usambara waren dabei ihre geschätzten Helfer. In Usambara waren anderseits die Missionare dankbar für die Anregung, die aus dem Anfang der Arbeit in Ruanda dem geistlichen Leben und dem Missionseifer der Usambaragemeinden zufloß.

Bei den ersten Versuchen, die die Missionare in Ruanda machten, um Sprache und Volk kennen zu lernen und mit der christlichen Heilsbotschaft hie und da anzuknüpfen, wurde Missionar Johanssen in Kirinda darauf gewiesen, sich gerade an den Häuptling seines Bezirks mit seinem Gefolge von Tussi zu wenden. Später fand er auch Gelegenheit, an dem sechs Stunden von seiner Station entfernten Königshofe vor dem König und seinen Großen eingehender von Jesus zu verkündigen. Durch Tussi wurde er am besten in die Sprache eingeführt; von ihnen erfuhr er am meisten von den Ueberlieferungen des Volkes.

Sprache und Ueberlieferungen sind mit denen des Schambalavolkes verwandt. Geisterdienst ist die Religion von Ruanda. Aber jenes Ahnen Gottes, welches sich bei vielen Bantustämmen findet, scheint in Ruanda tiefer zu sein als in Usambara. Vielleicht ist es ein Erbe aus der alten Heimat der Tussi im nördlichen Afrika.

Macht dieses Erbe es verhältnismäßig leicht für den Missionar, eine Anknüpfung für seine Predigt von Gott zu finden, weil er ihnen das Neue als das eigentlich Alte darstellen kann, so darf man doch nicht glauben, daß in Ruanda eine besondere religiöse Empfänglichkeit zu finden sei. Was Hoffnungen für das Land erweckt, ist dasselbe, was in Uganda zu einer so schnellen Entwicklung geführt hat. Bei König Msinga ist der Kulturtrieb in ähnlicher Weise rege wie einst bei Mtesa. Das Suaheli hat er in kurzer Zeit bewältigt und spricht es fließend. Das Deutsche lernt er mit Eifer. In seinem Volk kann der Durst nach Fortschritt ebenso schnell erwachen wie in Uganda, und dann stehen wir vor einer großen Aufgabe. Dann aber kann Ruanda eine ähnliche Bedeutung gewinnen, wie Uganda sie nördlich vom See hat, und wir dürfen auf eine reiche Ernte für das Reich Gottes hoffen.

Noch ist nichts zu sehen davon. Wir hoffen, was wir wünschen. Gott aber weist auch Ruanda den Platz an, den er ihm geben will. Wir selbst haben uns keine Aufgaben zu stellen, aber wenn er sie stellt, dann heißt es: Seid bereit!

Das nationale Erwachen Indiens und die Mission.

Von Miss. W. Bader.

(Schluß)

Wenn das, was ich bisher über die nationale Bewegung in Indien gesagt habe, richtig ist, so wird unsere Stellung zu ihr keine unfreundliche sein dürfen. Den revolutionären Geist mit seinen Auswüchsen, wie er sich bei der extremen Partei zeigt, können wir natürlich nicht gutheißen; im Gegenteil, wir müssen ihn, soweit wir als Missionare es vermögen, bekämpfen und falsche Aufstellungen, die von dieser Seite gemacht werden, richtig zu stellen suchen. Gelegenheit gibt es da und dort bei Privatunterredungen mit gebildeten und nicht gebildeten Hindu. Aber im großen und ganzen dürfen die Hindu fühlen, daß wir auch für ihre nationalen Bestrebungen, soweit sie berechtigt sind, Sinn haben und für sie auch in diesen Dingen nur das Beste suchen. Besonders fällt den Missionaren die Aufgabe zu, den Hindu zu zeigen, wie erst gewisse ethische Voraussetzungen vorhanden sein müssen, wenn ihnen größere politische Rechte eingeräumt werden sollen. Von uns (besonders uns deutschen Missionaren) lassen sie sich manches sagen, was sie von amtlicher Seite mißtrauisch zurückweisen. Es war mir in dieser Beziehung bemerkenswert, daß der bekannte Reformer Raghunadha Rao in der „Madras Mail“ die Missionare vor einiger Zeit aufforderte, den Dienst von Friedensstiftern zwischen der Regierung und dem unzufriedenen Volke tun zu wollen.

Nun aber zur Beantwortung der Frage, inwieweit sich das nationale Erwachen auch in den indischen Christengemeinden spürbar macht? Hier muß nun von vorneherein gesagt werden, daß das rein politische Element in der nationalen Bewegung Indiens in den eingeborenen Christengemeinden noch sehr in den Hintergrund tritt. Zwar die Forderung, daß den Indiern mehr und mehr Rechte eingeräumt, und daß die höheren Regierungsstellen mit Eingebornen besetzt werden sollen, entspricht auch den Wünschen der Christen, namentlich soweit es sich um gebildete Christen handelt. Und daß sich mehr und mehr ein gew[illegible]
tionaler Gegensatz zwischen Europäern (Missionaren) und Indiern [illegible]
zeigt, kann auch nicht in Abrede gestellt werden. Dagegen sind [illegible]

der englischen Regierung gegenüber durchaus loyal und weit davon entfernt, zu wünschen, daß die englische Regierung sobald als möglich vertrieben und Indien politisch unabhängig werde. Das ist auch leicht verständlich. Die englische Regierung ist immerhin eine christliche Regierung, und wenn sie auch da und dort einmal die religiöse Neutralität eher zu Ungunsten der Christen geltend macht, so duldet sie doch nicht, daß die eingeborenen Christen in ihren bürgerlichen Rechten beeinträchtigt werden. Die Christen wissen, daß die englische Regierung ihnen immer noch unendlich wohlwollender gegenübersteht, als das von irgendeiner unabhängigen indischen Regierung zunächst erwartet werden kann. Unsere Basler Christen z. B. beteiligen sich überhaupt noch nicht aktiv am politischen Leben; selbst die Mehrzahl der Gebildeten unter ihnen, auch wenn sie selber bestimmte politische Ueberzeugungen haben, nehmen den gegenwärtig die indischen Volkskreise so tief erregenden politischen Fragen gegenüber eine zurückhaltende Stellung ein. Ich weiß nur von unserm noch nicht lange übergetretenen Lehrer Theodor in Palghat, daß er dann und wann einmal eine Korrespondenz in die „Madras Mail" einrücken läßt, in der er politische Fragen bespricht, dabei aber immer für die Regierung Partei nimmt. Doch ist die Haltung der indischen Christen nicht überall die gleiche. Einzelne hervorragende indische Christen in andern Landesteilen sind Mitglieder des Nationalkongresses, oder sie beteiligen sich mehr oder weniger an dem gegenwärtigen Zeitungskrieg. Der schon genannte Kali Ischaran Banerdschi war ein sehr tätiges und einflußreiches Mitglied des Kongresses. Es fehlt nicht an fast leidenschaftlichem Patriotismus bei einzelnen dieser Männer. Ich gebe unten einige Aeußerungen des eingeborenen Pfarrers Ghose, Professor am St. Stephan's-College in Delhi, auf die Miss. Sengle bei der letzten Distriktskonferenz in Malabar aufmerksam gemacht hat. Professor Ghose schreibt:

„Unter gewissen Leuten, welche sonst für weise und gut informiert gelten und die sich allerdings eines beispiellosen Machtmonopols erfreuen, scheint es eine ausgemachte Sache zu sein, daß es niemals eine indische Nation geben kann. Es ist daher nicht zu verwundern, daß man auf diejenigen Indier, deren Herzen für ihr gefallenes Vaterland brennen, und die von einem vereinigten Indien träumen, herabsieht als auf törichte oder sogar illoyale Leute, während man diejenigen, die an ihren eigenen Landsleuten verzweifeln, als die allein praktischen und vernünftigen Leute preist. Von Kindesbeinen an sind wir gelehrt worden, daß wir das Ideal vaterländischer Freiheit, wie es auf jeder Seite europäischer Geschichte uns entgegentritt, bewundern sollen, und wenn dann, nach manchen inneren Kämpfen, einige wenige Indier reden und schreiben und solche Lehren auf ihr eigenes Vaterland anwenden lernen, so hört man ihnen höchstens mit belustigter Verachtung zu. Man erwartet von uns, daß wir einsehen,

daß, wenn eine europäische Nation das Demütigende und Degradierende einer Unterjochung empfindet, solche Empfindung etwas Natürliches, ja sogar etwas außerordentlich Edles sei; aber daß eine asiatische Nation jemals solcher Gefühle fähig sein sollte, ist unmöglich und absurd! Tatsache aber ist, daß mit jedem neuen Jahr der Bildung und Aufklärung die — Ironie der Knechtung sich tiefer und tiefer einsenkt in die Seele Indiens. Mögen die anglo-indischen amtlichen Kreise sich trösten mit was für Theorien sie wollen, die Tatsache bleibt, daß eine indische Nation langsam ersteht. Sie ersteht aus Schmerzen, Fehlern und Verwirrung; sie ersteht aus Armut, Schmutz und Unwissenheit; sie ersteht aus bösen Gerüchten und verächtlicher Beschimpfung; sie ersteht aus Uneinigkeit und inneren Spaltungen; aber sie ersteht! Nur Menschen mit zarten, liebevollen, hoffenden, weiten Herzen möchten Indiens Auferstehung schauen und sie begrüßen. Hochmütige Menschen, welche über ihre Mitgeschöpfe mit absoluter Macht herrschen wollen, möchten sie nicht sehen. Im Bewußtsein, daß ihnen die materiellen Hilfsmittel und die brutale Gewalt zu Gebote stehen, machen sie sich lustig über die neue nationale Bewegung und nennen sie eine künstlich fabrizierte Agitation." — Pfarrer Ghose spricht sich dann weiter darüber aus, welches die Stellung der Missionare und Kirchen dieser nationalen Bewegung gegenüber sein sollte und sagt: „Noch eine andere und viel ernstere Erwägung drängt sich uns hier auf: Der Mann, welcher glaubt, daß je eine Zeit kommen werde, wo die Völker Indiens hinsitzen, um in philosophischer Ruhe den Hinduismus und das Christentum miteinander zu vergleichen und als Resultat solcher Vergleichung sich schließlich für das Christentum entscheiden, lebt in einem Traumland. Religionen gewinnen die Herzen nicht vermöge des logischen Zusammenhangs ihrer Theologie, sondern durch Darbietung eines wirklichen, tatsächlichen, greifbaren Heiles für gefallene Menschen. Wenn das Christentum sich je den gefallenen Völkern Indiens empfehlen soll, so muß es seine Kraft darin zeigen, daß es die Ketten der Unterdrückten zerbricht. Es muß stark genug sein, um die Rassenunterschiede zu besiegen. Es muß *in diesem Leben* gefallene Menschen aus ihrer Degradation erlösen und zugleich ihnen vom Leben jenseits des Grabes sagen. Es muß kommen mit der göttlichen Botschaft: ‚Zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die zerbrochenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen, und den Blinden das Gesicht, und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen, und zu verkündigen das angenehme Jahr des Herrn!‘ Eine neue und feine Form der Knechtschaft ist heute unter den von europäischen Nationen beherrschten Völkerschaften entstanden: Die stö
Nationen beherrschen die schwächeren um des pekuniären
Mit der Flut des Kommerzialismus der heutigen
Uebel ins Land. Materialistische Tendenzen, ein H

Hoffnungen und Idealen und die Lockerung der sittlichen Begriffe sind mit der Verfolgung von kommerziellen Zielen aufs engste verknüpft. Diese Zustände werden unter den beherrschten Völkern überhandnehmen, wenn die mächtigen kommerziellen Eroberer nicht aufgehalten werden durch christlich-sittliche Bestrebungen. Wer kann darum die Größe und den Ernst des Problems ermessen, das in solchen Ländern vor dem Missionar und der Kirche steht? Wird die Kirche die unterdrückten Rassen schützen? Werden die Missionare ihnen zur Seite stehen oder werden sie, zu Werkzeugen des Kapitals und des Handels geworden, sie noch tiefer ins Elend bringen? Werden sie den Gefangenen eine Erlösung predigen, oder werden sie gemeinsame Sache mit den Bedrückern machen? Werden sie sich auf Seite des gewöhnlichen Anglo-Indiers (in Indien lebenden Engländers) stellen und mit ihm alle nationalen Hoffnungen, alles Sehnen nach einem vereinigten Indien verhöhnen, oder werden sie mithelfen an dem Werke seiner Befreiung?" — Das sind Worte eines angesehenen indischen Christen, der sich ganz und leidenschaftlich identifiziert mit den Wünschen und Zielen der Jung-Indier, und jeder billig denkende Nichtindier wird sympathisieren müssen mit den Empfindungen dieses Hinduchristen in Beziehung auf sein ohnmächtiges, in sich zerrissenes, von einer fremden Macht beherrschtes Vaterland, wenn man auch die Forderungen einer Verquickung der religiösen und politischen Bestrebungen in der Arbeit der Mission und Kirche in Indien nicht akzeptieren kann.

Stimmen, wie die des Pfarrers Ghose, die so ausgesprochen für die nationale Bewegung eintreten, sind aber in der indischen Kirche noch sehr vereinzelt. So viel ich sehe, hält sich die Masse der indischen Christen (jedenfalls der Basler Missionschristen) dem politischen Treiben fern, und das ist bei der gegenwärtigen unklaren Mischung von Revolutionsgedanken und legalen Freiheitsidealen nur zu begrüßen. Wenn aber auch so das rein politische Element in der nationalen Bewegung Indiens in den indischen Christengemeinden noch keine große Rolle spielt, so sind viele indische Christen, besonders die Gebildeten, und darunter nicht wenige von den eingeborenen Missionsarbeitern, tief affiziert von dem neuen Geist. Es zeigt sich das im kirchlichen und sozialen Leben. Schon seit etwa 20—25 Jahren offenbart sich in allen indischen Missionskirchen ein immer mehr zunehmendes Verlangen nach kirchlicher Unabhängigkeit. Dieser Zug zur kirchlichen Unabhängigkeit wurde in Südindien besonders genährt durch Einflüsse, die von Madras ausgehen. Vor 21 Jahren (also bald nach der Entstehung des Nationalkongresses!) wurde die sog. Native Christian Association in Madras gegründet; seither haben sich in allen größeren Zentren Südindiens Zweigvereine gebildet. Diese Vereinigung gibt seit 19 Jahren ein eigenes Organ, den „Christian Patriot" heraus. Schon im Namen des Blattes tritt die national gefärbte Tendenz desselben an

den Tag. Rein politische Besprechungen bringt die Zeitung zwar selten, aber sie bespricht unermüdlich und in immer neuen Tonarten das Thema der Unabhängigmachung der indischen Missionskirchen von der Vormundschaft der ausländischen Missionsleitungen und der europäisch-amerikanischen Missionare. Lange Zeit hat sie auch für eine indische Nationalkirche geschwärmt, ist aber in diesem Stück nüchterner geworden.*) In der Forderung, daß die eingeborenen Geistlichen im Gehalt den europäischen Missionaren gleichzustellen seien, ist der Christian Patriot auch etwas bescheidener geworden, aber den Anspruch, daß die Missionare sich von der Leitung der Missionskirchen ganz zurückziehen und den eingeborenen Gemeinden absolute Unabhängigkeit und Selbstverwaltung ihrer kirchlichen Angelegenheiten zugestehen sollten, hat er aufrecht erhalten. Der Einfluß dieses Blattes auf die Gedankenrichtung der eingeborenen Missionsarbeiter und der sonstigen gebildeten Glieder in den indischen Gemeinden ist ein tiefer und nachhaltiger gewesen. Es wird wohl von fast allen eingeborenen Arbeitern in Südindien und auch von vielen Christen in andern Teilen Indiens gelesen, und es wird als das Organ angesehen, das am kräftigsten die Interessen der eingeborenen Christen vertritt. Durch den Einfluß dieses Blattes und des in ihm seit Jahren zum Ausdruck kommenden neuen Geistes hat sich die Stellung der indischen Missionsarbeiter und Kirchen zu den ausländischen Missionaren bedeutend verschoben. In den Presbyterien sitzen heute viele Leute, die es offen oder geheim aussprechen, daß sie die Oberleitung des Missionars nicht mehr brauchen, ja daß sie besser befähigt seien, das Schifflein der Kirche zu steuern als die „Fremden". Wenn die eingeborenen Aeltesten einer großen Missionsstation sich beklagen, daß das missionarische Element im Presbyterium zu stark vertreten sei und deshalb die Zahl der europäischen Mitglieder reduziert werden sollte, oder wenn ein Christ, der vor dem Presbyterium erscheinen soll, (mit der Absicht wehe zu tun) bittet, man möge dort ohne Rücksicht auf die Hautfarbe mit ihm verfahren, oder wenn ein anderer es überhaupt ablehnt, sich unter die Jurisdiktion eines von einem „deutschen Missionar" geleiteten Aeltestenkollegiums zu stellen, so sind das alles Symptome des zunehmenden nationalen Selbstgefühls und des damit zusammenhängenden Verlangens nach größerer Unabhängigkeit von den fremden Missionaren.

Auch im sozialen Leben unserer Christen zeigen sich die Spuren der neuen Zeit. Viele unserer eingeborenen Christen würden sich bedanken, wenn die heutigen Missionare noch das väterliche Regiment führen wollten,

*) Daß wir in Südindien auch eine, von einem nicht theologisch gebildeten und unordinierten Christen, Herrn Andy, gegründete indische Nationalkirche haben, sei hier nur gestreift; sie führt ein armseliges Dasein mit ihren 4—5 kleinen Gemeindlein und arbeitet — wie richtig bemerkt worden ist — an der Zerbröckelung der Missionskirchen, um sich aus deren Ruinen aufzubauen.

wie die alten Missionsväter es geführt haben. Die Zeiten, wo der Missionar wie ein Patriarch unter seiner Gemeinde waltete und dann und wann in mehr oder weniger unumschränkter Machtvollkommenheit auch den Stab Wehe brauchen konnte, sind vorüber. Der Missionar ist kein höheres Wesen mehr, sondern zum gewöhnlichen Sterblichen herabgesunken. Man stellt hinsichtlich der Behandlung der eingeborenen Christen höhere Anforderungen an den Missionar und will als „gentleman" und „educated man" behandelt werden, auch wenn man oft noch weit davon entfernt ist, ein solcher zu sein. Vor etwa einem halben Jahr, kurz ehe ich meine Station verließ, nahm ich mir die Freiheit, während des Wochengottesdienstes die Häuser einiger lässiger Kirchenbesucher aufzusuchen und ihnen das Gewissen zu schärfen. In einem Lehrerhaus (der Mann ist ein B. A.) würde mir das sehr übelgenommen, und ein junger Mann dieses Hauses, der von mir schon viele Wohltaten erfahren hatte, fragte nachher den Pfarrer, ob der Herr Missionar auch ins Haus eines Engländers gegangen wäre, um ihn zum Kirchenbesuch aufzufordern. Der Pfarrer, der die gegenwärtige Denkweise mancher unserer Leute kennt und dem es an Schlagfertigkeit nicht fehlt, stellte die Gegenfrage: „Gelt, du denkst, der Herr Missionar hätte dir vorher seine Visitenkarte schicken sollen?" Bei dieser Gelegenheit fiel auch das Wort: „Diese Deutschen" brauchen uns keinen Anstand zu lehren. Der neue Geist macht sich also auch geltend in einer gewissen Nervosität, die ängstlich darauf sieht, daß auch nicht der Schein entstehe, als ob der ausländische Missionar sich in irgendeiner Weise sozial und ethnisch über die eingeborenen Christen erheben wolle.

Doch die Früchte des neuen Geistes sind nicht nur von der oben erwähnten bedauerlichen Art. Der Zug zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit in den indischen Christengemeinden zeitigt auch erfreuliche Früchte. Eine davon ist die Gründung der Indian National Missionary Society, die wir vor bald drei Jahren erlebt haben. In der Entstehung dieser Nationalen Missionsgesellschaft, die mit indischen Leuten und indischen Mitteln für die Christianisierung Indiens arbeiten will, stellt sich ein vom Christentum verklärter Patriotismus dar, über den man sich nur freuen kann. Die indischen Christen haben damit den Beweis erbracht, daß es ihnen ernstlich darum zu tun ist, die mit Beziehung auf ihr Vaterland und ihre eigenen Volksgenossen erkannte Missionspflicht zu erfüllen. Die Anfänge sind ja sehr bescheiden. Die erste Jahreseinnahme erreichte kaum die Höhe von 6000 Franken. Die Gesellschaft hat zunächst nur e i n e n Missionar (Mr. James Williams B. A.), der seine Arbeit in dem zwischen Lahore und dem Indus gelegenen Montgomerydistrikt begonnen hat. Wenn aber auch quantitativ noch nicht viel erreicht ist, die Gründung dieser Gesellschaft stellt sich doch dar als eine Glaubenstat der indischen Christen, die in vieler Beziehung befruchtend auf die indischen Missions-

kirchen einwirken wird. Wenn z. B. unsere Christen in Kalikut pro 1906 neben den ziemlich hohen Abgaben für eigene kirchliche Zwecke (sie haben im Jahr 1906 allein für Kirchensteuer rund 1600 Franken aufgebracht) noch über 500 Franken (322 Rupien) für diese einheimische Missionsgesellschaft zusammengelegt haben, so ist das eine schöne Frucht des in neuerer Zeit sich geltend machenden selbständigen Missionstriebs. Die Wirkungen dieses neuerwachten Missionstriebs zeigen sich aber auch in anderer Weise. So haben z. B. die Christen in den verschiedenen indischen Distrikten, in denen die Basler Mission arbeitet, sich dran gemacht, die Kosten von einzelnen Heidenpredigern selber aufzubringen. Im Kanaradistrikt haben sie im letzten Jahr 467 Rupien (etwa 770 Franken) für diesen Zweck zusammengelegt; bei der großen Armut der meisten unserer Christen ist das ein hoffnungsvoller Anfang. Ich möchte aber in diesem Zusammenhang auch auf die Tatsache hinweisen, daß in den letzten 15—20 Jahren, also noch ehe die allgemeine Nationale Missionsgesellschaft für ganz Indien gegründet worden ist, in verschiedenen Missionskirchen (z. B. in Tinneveli und Travankor) kleinere einheimische Missionsgesellschaften entstanden sind, die die Bearbeitung einzelner heidnischer Bezirke innerhalb des von der betreffenden Mission besetzten Gebietes selbständig übernommen haben und nun für die jährlichen Ausgaben aufkommen. Ferner ist es Tatsache, daß gerade in den letzten 20—25 Jahren — also gerade in der Zeit, in der das Unabhängigkeitsstreben in den indischen Gemeinden kräftig geworden ist — die pekuniären Leistungen der Gemeinden im allgemeinen zugenommen haben. So zählte die Basler Missionskirche in Indien im Jahr 1890 (das erste Jahr, in dem die Einnahmen der Gemeinden getrennt gegeben wurden) 9886 Glieder, die 6024 Rupien aufbrachten. Ende 1907 hatten wir 17767 Glieder und eine Jahreseinnahme an Kirchensteuer und freiwilligen Gaben von 16670 Rupien. Die Einnahmen sind also in diesem Zeitraum von 18 Jahren um ca. 65 % gestiegen. Nun ist das ja gewiß nicht ein reines Resultat des Unabhängigkeitsstrebens der eingeborenen Christen, sondern zum großen Teil eine Frucht der Erziehung durch die Missionare; aber es ist hervorzuheben, daß dieser Erfolg der missionarischen Pädagogik durch die Mithilfe der eingeborenen kirchlichen Organe zustande gekommen ist und daß es bei den meisten der selbständig denkenden Kirchenglieder ein wohlverstandener und erwünschter Grundsatz geworden ist, daß die eingeborenen Gemeinden so rasch als möglich dahin gebracht werden müssen, für ihre kirchlichen Bedürfnisse ganz zu sorgen. Und ich glaube, daß auch in der Zukunft gerade das Streben nach kirc[illegible]hängigkeit mithelfen wird, die indischen Gemeinder [illegible] machen. Die pekuniäre Unabhängigkeit wird [illegible]

Wenn ich nun zum Schluf [illegible]
Unabhängigkeitsdranges in de[illegible]

geschieht es, um zu zeigen, daß sie wesentlich dieselben sind wie diejenigen, die dem nationalen Erwachen des ganzen indischen Volkes zugrunde liegen und zum großen Teil eine Frucht unserer eigenen Missionsarbeit und missionarischen Erziehung der Christen sind. Dadurch wird der innere Zusammenhang und das Nebeneinanderhergehen der nationalen Bewegung und des kirchlichen Unabhängigkeitsstrebens erst recht ins Licht gesetzt und die gegenseitige Bedingtheit klar werden. Auch auf die Entstehung eines starken Selbstgefühls und Unabhängigkeitsstrebens bei unseren Christen hatte die fortschreitende Bildung einen bedeutenden Einfluß. Die Zahl der höher gebildeten Christen in unsern indischen Gemeinden ist ja relativ noch klein, aber sie ist größer als die Zahl der gebildeten Nichtchristen im Verhältnis zu ihren heidnischen Volksgenossen. Sodann ist die allgemeine Bildung unserer Christengemeinden eine viel höhere und breitere als diejenige der übrigen Volkskreise (in manchen Missionen haben wir Schulzwang für Knaben und Mädchen), so daß eine Einwirkung auf das Ganze unserer Christengemeinden von seiten der höher gebildeten Christen viel leichter und intensiver ist. Und da auch der indische Christ vielfach noch die Schwachheit hat, die ethischen Forderungen hinter die intellektuellen Qualifikationen und gesellschaftlichen Positionen zu stellen, so kann es geschehen, daß auch ein höher gebildeter Christ, der sittlich minderwertig ist, doch einen großen Einfluß auf die Gemeinden haben kann und leicht ungute Stimmungen und ein anspruchsvolles Wesen bei vielen Gemeindegliedern hervorrufen kann, wie man das in den verschiedensten Missionskirchen Indiens zu beobachten Gelegenheit hat. Aber auch abgesehen von solchen Fällen ist die Bildung an sich ein Faktor in der Entwicklung kräftigerer Selbstschätzung. Es ist nur natürlich, daß der gebildete Mensch für sich größere Rechte und einen größeren Spielraum für die Betätigung seiner Freiheit beansprucht.

Aber noch mehr als durch die Bildung wurde der Drang nach Unabhängigkeit gefördert durch die jahrelange Verkündigung des Evangeliums in den Gemeinden und durch die damit zusammenhängende Erziehung der eingeborenen Mitarbeiter durch die Mission. Die Missionare haben den indischen Christen immer wieder gepredigt: Es gibt kein Ansehen der Person vor Gott, es gibt im Reiche Gottes keine sozialen und nationalen Unterschiede, die Kasten- und Rassenunterschiede sind dem Wesen des Christentums fremd, hier ist nicht Jude noch Grieche, nicht Beschneidung noch Vorhaut, nicht Deutscher noch Hindu, nicht Knecht noch Freier, nicht Brahmane noch Paria, sondern alles und in allen Christus: „Ihr seid alle Kinder Gottes durch den Glauben an Christum Jesum.“ Wollen wir uns denn wundern, wenn die eingeborenen Christen nun die Konsequenzen ziehen? Ist es denn so gar unnatürlich, wenn sie sich nun neben die Missionare stellen und sagen: „Wir sind, was ihr seid; ihr habt keine

Rechte, die wir nicht auch beanspruchen dürfen" — und das je mehr die Unterschiede in der Bildung verschwinden? Ist dieses Erwachen des Selbstgefühls und dieser Drang nach kirchlicher Selbstverwaltung oder doch nach gleichen Machtbefugnissen in der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten etwas so ganz und gar dem Christentum, das wir verkündigen, Zuwiderlaufendes? Ist es etwas so gar Abnormes, wenn ein im Dienst des Herrn ergrauter, erfahrener Pfarrer oder Katechist erwartet, daß er in Fragen des kirchlichen Lebens so viel zu sagen habe wie ein junger Missionar, der noch fast gar keine seelsorgerliche Erfahrungen und beinahe gar keine Kenntnis von Land und Leuten hat? Es nützt nichts, wenn wir gegen diese Dinge die Augen verschließen, und wenn wir die Entwicklung, die wir zum großen Teil selbst angebahnt und gefördert haben, aufhalten wollen. Wir haben unsern Christen und besonders unsern eingeborenen Mitarbeitern, zumal in den letzten Jahrzehnten, unaufhörlich gesagt: Ihr müßt selbständig werden. Von uns haben sie diesen Gedanken, und wenn sie ihn bis zu einem gewissen Grade begriffen haben, so ist das ein Grund zur Freude.

Freilich diese Freude ist keine ungemischte. Wie in dem gegenwärtigen Schrei der Hindu nach politischer Unabhängigkeit Mißtöne sind, so auch in dem Ruf der indischen Christen nach kirchlicher Unabhängigkeit. Zunächst zeigt sich manchmal in der Art und Weise, wie Ansprüche von einzelnen unserer Christen und eingeborenen Mitarbeiter gemacht werden, etwas wie ein revolutionärer, radikaler Geist, der durch seine Undankbarkeit wehe tut oder verletzt. Manche dieser Christen sind, was sie sind, durch die Arbeit der Mission geworden. Die Erinnerung daran ist geeignet, den Missionar zu irritieren, und man ist versucht zu klagen: „Ein Ochse kennt seinen Herrn, und ein Esel die Krippe seines Herrn" rc. Diese Undankbarkeit und Vergeßlichkeit beißt im Innern, und die Versuchung, daß die Liebe zu diesen Leuten erkalte, ist groß. Aber diese Versuchung muß überwunden werden. Es ist bemerkenswert, daß der Apostel Paulus gerade der Gemeinde, die ihm am meisten Not machte, und die sich ihm gegenüber sehr undankbar erzeigte, die Worte schrieb: „Die Liebe höret nimmer auf." Es war die Gemeinde, der er sagen mußte: „Ihr seid schon satt geworden, ihr seid schon reich geworden, ihr herrschet ohne uns." Er hat diese Gemeinde in Geduld weiter getragen und geliebt. Paulus ist nach dem Herrn unser größtes Vorbild; folgen wir ihm nach!

Ein weiterer Mangel in der mehr oder weniger ungestümen Forderung nach kirchlicher Unabhängigkeit liegt darin, daß manche indische Christen oft vergessen, daß einem gewissen Maß von Rechten ein besti[illegible] von Pflichten entspricht. Die meisten der indischen M[illegible] immer noch größere oder kleinere Zuschüsse [illegible] zur Bestreitung ihrer kirchlichen Bedürfn[illegible] noch nötig sind, müssen es sich die indis[illegible]

die betreffenden Missionsleitungen und Missionare über die Verwendung dieser Gelder mitsprechen. Und das muß den Leuten klar gesagt werden, nicht bloß, um unsern Anspruch auf Mitregierung der kirchlichen Angelegenheiten zu rechtfertigen, sondern noch vielmehr, um sie anzufeuern, die kirchlichen Beiträge zu vermehren, bis unsere Gemeinden in Indien schließlich so weit sind, alle ihre Auslagen ohne Mithilfe der Mission zu bestreiten. Ist dieses Ziel erreicht und die indischen Kirchen bestehen darauf, daß ihnen absolute Unabhängigkeit zuerkannt werde, so werden wir wohl oder übel dem Drängen nach Selbstverwaltung nachgeben müssen.

Bei dieser Selbstverwaltung der kirchlichen Angelegenheiten kommt aber der Geldpunkt nicht allein in Betracht. Es handelt sich dabei noch vielmehr um ethische Voraussetzungen. Nun muß aber zugegeben werden, daß es den indischen Christen — auf andern Missionsgebieten ist das auch noch und oft noch mehr der Fall — doch noch vielfach an der rechten Treue im Kleinen, an Gewissenhaftigkeit in der Verwaltung der Gelder, an moralischem Mut und unbestechlichem Wahrheitssinn fehlt. Wir dürfen ja, Gott sei Dank, auch in dieser Beziehung einen Fortschritt gegen früher konstatieren. Wir haben unter unsern eingeborenen Arbeitern und auch unter unsern sonstigen Christen doch einzelne sittlich wirklich durchgebildete Persönlichkeiten, die unser volles Vertrauen verdienen und auch die für kirchliche Verwaltungsaufgaben nötigen Fähigkeiten besitzen. Aber die Zahl dieser Leute ist noch verhältnismäßig klein. Die große Masse unserer Christen in Indien muß noch ein sittlich höheres Niveau erreichen, ehe wir mit gutem Gewissen uns von der Mitleitung der Gemeinden zurückziehen können. Auch diesen Mangel müssen wir den Leuten, besonders den tonangebenden Männern in den indischen Gemeinden, immer wieder zu Gemüte führen. Das darf allerdings nicht in pharisäischem, hochfahrendem Geist geschehen; dadurch werden die Rückständigen nicht vorwärts gebracht und die wirklich Fortgeschrittenen nur abgestoßen. Auch darf es nicht in einem Geist des Mißtrauens und der Verzagtheit geschehen. Wir sehen, daß der Herr und sein Geist in unsern indischen Gemeinden walten, daß das Wort Gottes mehr und mehr auch in unsern Hinduchristen völlige Herzenserneuerung schafft und sie heraushebt aus ihren besonderen Charakterschwächen, damit sie Männer in Christo werden. Machen wir aber diese Beobachtung und halten wir den Glauben fest, daß der Herr noch Größeres an unsern Christen tun wird, so dürfen wir dem Verlangen nach größerer Selbständigkeit nicht einfach mit der fertigen Maxime entgegentreten, daß die Hinduchristen überhaupt der Fähigkeiten ermangeln, die für Leitung der Kirche nötig sind. Damit würden wir nur schaden und bekennen, daß wir keinen Glauben an unsere eigene, uns von Gott aufgetragene Arbeit haben. Es ist besonders in dieser kritischen Zeit wichtig, daß die Missionare in der Behandlung ihrer eingeborenen Mitarbeiter zartfühlend und taktvoll sind,

und um ihrer Mängel willen nicht an ihnen irre werden. Es ist mir immer groß gewesen, daß der Herr am letzten Abend seinen schwachen Jüngern, die ihn einige Stunden nachher alle verleugneten und davonliefen, sagte: „Ich sage hinfort nicht, daß ihr Knechte seid; denn ein Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Euch aber habe ich gesagt, daß ihr Freunde seid; denn alles, was ich habe von meinem Vater gehört, habe ich euch kundgetan.“ Der Sohn Gottes verkehrt mit seinen noch so schwachen, wankelmütigen Jüngern auf Freundesfuß! Er hat den felsenfesten Glauben, daß aus diesen schwachen Leuten noch etwas Rechtes werden wird, und schenkt ihnen sein volles Vertrauen. Ein ähnliches Verhältnis bestand auch zwischen Paulus und seinen Schülern Timotheus, Titus, Epaphras, u. a. Mit welcher zarten Liebe und Rücksicht behandelt der Apostel die ihm unterstellten Mitarbeiter, und welches Vertrauen schenkte er ihnen! Er betraut auch noch junge Mitarbeiter mit verantwortungsvollen Posten und Missionen. Wenn irgend einmal, so ist es meines Erachtens jetzt geboten, daß wir eine ähnliche oder gleiche Stellung unsern eingeborenen Missionsarbeitern gegenüber einnehmen. Die Missionsleitungen daheim und die Missionare draußen dürfen nicht im eigensinnigen Glauben an ihre eigene Unfehlbarkeit die Regierung und Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten ewig in ihren Händen behalten wollen. Gerade in der gegenwärtigen Zeit der Gärung, wo oft die Interessen unserer Gemeinden und eingeborenen Arbeiter und die Interessen der Missionsleitungen scheinbar einander entgegenstehen und sich leicht auf der Seite der Eingeborenen ein gewisses Mißtrauen bilden kann, als ob die heimischen Missionsleitungen und die Missionare draußen sie eben drunten halten wollen, ist es doppelt nötig, daß wir sie nicht abstoßen, sondern sie an uns herankommen lassen. Wir wollen dem Verlangen nach größerer Selbständigkeit nicht mit Mißtrauen, sondern mit Wohlwollen entgegenkommen, wollen bei aller männlichen Kritik der oft zu weit gehenden Forderungen unserer Gemeinden und eingeborenen Kirchenorgane doch fühlen lassen, daß das Ziel unserer Arbeit wirklich die Realisierung aller ihrer berechtigten Wünsche ist, und wollen im ganzen das Wort des Täufers, auf die Gemeinden und uns angewendet, zu unserm Grundsatz machen: „Er muß wachsen, ich muß abnehmen.“ Wird so der neue Geist in unsern Gemeinden durch christliche Weisheit und Demut in die richtigen Bahnen geleitet, so werden die mit dem nationalen Erwachen Indiens innerlich zusammenhängenden Selbstständigkeitsbestrebungen in den indischen Missionskirchen gewiß dazu dienen müssen, diese Kirchen dem auch von der heimatlichen Missionsgemeinde und uns Missionaren erstrebten Ziele näher zu bringen.

Protestantisches Mönchtum.

Unter diesem Titel erschien vor etwa zehn Jahren in Stuttgart bei G. Geiger ein Schriftchen, worin der ungenannte Verfasser die Idee vertrat, daß durch ein protestantisches Mönchtum eine wesentliche Lücke im Protestantismus auszufüllen sei; denn dadurch würden der Weltchristianisierung auf dem Wege des außerordentlichen Tuns neue Kräfte und Kämpfer gewonnen. Dem Ernst der Sache entsprechend erhob der Verfasser die Forderung persönlicher Entsagung und strenger Selbsthingabe, und stellte als Ordensregel auf: „Werde arm mit den Armen, und arbeite mit ihnen!“ Wie er sich jedoch die praktische Ausführung dachte, war im einzelnen nicht weiter dargelegt. Wir haben auch nichts davon erfahren, ob sich in der Folgezeit Persönlichkeiten gefunden haben, die angeregt durch jenen Appell an den Protestantismus, sich für diese Idee erwärmt und sie in der angegebenen Weise verwirklicht hätten.

Nun lesen wir in der englischen Missionszeitschrift „The East and the West“ (April 1908) von einem Amerikaner namens Samuel E. Stokes, der ergriffen von dem Verlangen, in der Armut Christi den Bewohnern Indiens mit dem Evangelium zu dienen, sich verpflichtet fühlte, fortan als protestantischer Mönch seinen Missionsberuf auszurichten. Ueber das Motiv dieses Schrittes und die Art und Weise seiner Wirksamkeit schreibt er u. a. in der genannten Zeitschrift: Ich habe das Leben eines Mönches zuerst nicht in dem Gedanken erwählt, als ob man dadurch irgendwie die schwierigen Missionsfragen des indischen Arbeitsfeldes lösen könnte. Meine Absicht war zunächst die, Christo nachzueifern und gleich ihm mich wenigstens einiger weniger Mühseligkeiten zu unterziehen, die er auf sich genommen. Ja, ich war bereits einige Monate lang ein Ordensbruder, bevor ich zu der Erkenntnis kam, daß es wohl Gottes Führung sei, wonach ich vielleicht seinen Dienern auf dem Missionsfelde einen Weg zeigen sollte, auf dem man manche Schwierigkeit überwinden und sein Werk zu größerer Ehre seines Namens betreiben könnte. Daß dieses Gottes Absicht war, davon bin ich jetzt vollständig überzeugt, und ich gehorchte nur einem unabweisbaren Rufe, als ich in meine heutige Stellung trat; denn über ein Jahr lang war ich auf dem Punkt, diesen Schritt zu tun, aber ich wurde durch Krankheit und andere Ursachen daran verhindert. Endlich war mir der Weg dazu geebnet und ich konnte meine Absicht ausführen. Doch kam mir, wie gesagt, zunächst noch nicht der Gedanke, daß mein Schritt irgendwie mit dem Missionsproblem etwas zu tun habe. Ich glaubte im Gegenteil, daß man mich für unzurechnungsfähig halten und mitleidig über mich lächeln werde. Erst später, als ich sah, wie sich mir als armem Ordensbruder tausend Türen auftaten, die mir als Sahib verschlossen blieben, erkannte ich, daß Gott für den Mönch einen Posten bereit hatte, den er im Missionswerk auszufüllen habe.

Es mag allerdings manchem sonderbar vorkommen, daß ich gerade das Leben eines Mönches erwählte, um unsern Herrn und Meister nachzuahmen.

Aber es geschah dies, weil mir Jesus immer als der vollkommenste Mönch erschien; denn der Mönch, wie ihn der heilige Franziskus als sein Ideal auffaßte, erscheint als eine Persönlichkeit, die bestrebt ist, ihr Leben in allen Einzelheiten dem Leben Jesu gleich zu gestalten. Franziskus war nicht ein Mönch, der sich von der Welt zurückzog, sondern der den Menschen ein Bruder sein wollte und unter ihnen lebte. Er kam, „nicht um sich dienen zu lassen, sondern daß er diene", wie dies sein Meister vor ihm getan hatte; darum war sein Leben ein Dasein des Dienstes. Er band sich nicht notwendig an die drei Gelübde, um sein Fleisch zu ertöten oder eine trennende Schranke zwischen sich und der Welt aufzurichten, sondern weil Ehe, Reichtum und Unabhängigkeit keinerlei Faktoren in dem Leben dessen waren, dem er nachzufolgen suchte. Er trachtete darnach, es zu der Selbsthingabe, Liebe und demütigen Entsagung Jesu zu bringen und den unbedingten Gehorsam seiner Gebote zu erfüllen. Das Ergebnis davon war, daß er sich der Entbehrungen rühmen konnte, und sich freuen, wenn Menschen ihn verhöhnten und für nichts achteten, denn er wußte sich als solchen, der teil hatte am Dienste und am Kreuze seines Herrn. Er lernte es, zu segnen, die ihn schmähten und ihm fluchten, für die von Herzen zu bitten, die ihn verfolgten, mit demütiger Freude den niedersten und verkommensten Menschen zu dienen, denn Christus war sein Leben und Sterben war sein Gewinn. Seine Heimstätte war an den dunkeln Plätzen und in den Kummerhöhlen der Erde. Hier suchte er für seinen Meister zu scheinen als ein Licht inmitten der Dunkelheit. Die Aussätzigen, die von der Pest Ergriffenen, die Mühseligen kannten und liebten ihn. Das verhärtete Herz des Sünders wurde von seiner heiligen Hingabe überwältigt. Kurz, zu allen Zeiten und bei allen Gelegenheiten war es des Mönches einziges Ziel, Jesu nachzuleben und dessen Gedächtnis unter den Menschenkindern lebendig zu erhalten. Darum war auch sein Leben eine fortwährende Predigt von der Liebe Christi.

Das ist das Leben des Mönchs nach dem Ideal des heiligen Franziskus, und der Mann, der dieses Leben erwählt, ist ein Mönch, gleichviel welchen Namen er auch tragen mag, denn er ist im wahrsten Sinn des Worts ein Bruder seiner Mitmenschen. Das war auch das Ideal, das in mir den Wunsch erweckte, die Welt aufzugeben.

Es war, wenn ich mich recht erinnere, im August 1906, daß ich alle meine Habe den Armen gab. Nach drei Tagen, die ich allein im Gebet zubrachte, legte ich das Mönchsgewand an und übernahm die Verpflichtungen des Mönchslebens, so wie sie mir als solche vorschwebten. Von jenem Zeitpunkt an habe ich diesen so gut ich konnte nachgelebt.

An dem Orte, wo ich mich meiner Habe entäußerte und mich zum mönchischen Leben verpflichtete, war das Missionswerk schon 60 Jahre lang getrieben worden. Aber während der letzten 20 Jahre hatten höchstens zwei Bekehrungen alljährlich stattgefunden und diese auch nur unter Paria. Die Gegend sei, wie ich oft sagen hörte, geradezu
Jahrelang war das Evangelium in den dortigen Missi
benachbarten Dörfern verkündigt worden, ohne daß in
soweit man urteilen konnte, die Liebe zu Chris

Jetzt, nachdem ich meine Habe verteilt und mich in die Stille zurückgezogen hatte, entschied sich ein Knabe von sehr hoher Kaste für Christum. Er war, was man einen Radschputen nennt. Das Wort bedeutet einen „Königssohn", und die Kaste gehört nach den Brahmanen zu der höchsten in ganz Indien. Sechs Monate lang verbrachte er unter seinem Volk, während er furchtlos sich zu Christo bekannte. Er hatte allerlei Schimpf und sogar Schläge deswegen zu ertragen; ja, sein Vater schwur sogar, ihn erschießen zu wollen, wenn er seine Kaste breche und dadurch Schmach und Unehre auf seine Familie bringe. Schließlich kam es so weit, daß sein Leben in Gefahr war, und in einer Winternacht sah ich mich genötigt, mit ihm zu fliehen. Die Reise werde ich nicht so bald vergessen. Wir marschierten die ganze Nacht und den folgenden Tag hindurch und erreichten endlich auf Gebirgspfaden die Stadt Simla. Den andern Tag stiegen wir zur Ebene hinab, und hier brachte ich den Knaben in einer Schule unter, wo er seine Studien ungestört fortsetzen konnte. Er machte die besten Fortschritte, und nach wenigen Wochen konnte er getauft werden. Im letzten Sommer besuchte er mit mir seine Angehörigen und legte dabei ein freimütiges Zeugnis für seinen Herrn ab. Ich kenne den Knaben ganz genau als Christ und als Hindu, und kann bezeugen, daß eine wunderbare Wandlung mit ihm vorgegangen ist, seit er Christum erwählt und sein Kreuz auf sich genommen hat. Wir hoffen, daß er einmal ein gesegnetes Werkzeug des Herrn für Indien werden wird.

Einige Wochen, nachdem ich meine bisherige Lebensweise aufgegeben hatte, fühlte sich ein indischer Christ gedrungen, sich mir anzuschließen. Er gehörte ursprünglich zur religiösen Sekte der Sikh und wanderte seit mehr als einem Jahr als christlicher Sadhu (Heiliger) im Lande umher, bis er das Mönchgelübde auf sich nahm und die Kutte anlegte. Während ich meine Arbeit in der Ebene tat, verblieb er im Interesse unseres Werks auf den Bergen und arbeitete hier so erfolgreich, daß wir alle aufs höchste erstaunt waren. Obschon er kaum über das Knabenalter hinaus ist, hat er doch willig alles ertragen um Christi willen: Hunger und Kälte, Krankheit und selbst Gefangenschaft.

Gegen Ende Oktober oder zu Anfang November pflegt in Indien die Pest aufzutreten. Sie verheert dann das Land mit zunehmender Stärke, bis die Hitze des Mai sie wieder abnehmen läßt. Im Pandschab hat sie in den letzten Jahren so fürchterlich gehaust, daß sie in vielen Städten und Dörfern nahezu die Hälfte der gesamten Bevölkerung hinweggerafft hat. Die Regierung hat zwar nichts unversucht gelassen, der Seuche zu steuern, aber ohne viel Erfolg; denn die Bevölkerung läßt sich gewöhnlich nicht herbei, mit den Beamten Hand in Hand zu gehen, wenn es gilt, das Uebel auszurotten. Es geschieht dies aus Unwissenheit und besonders aus Mißtrauen, das man fast allgemein gegen Fremde hegt. In manchen Landesteilen ist sogar das Gerücht verbreitet worden, daß die Pest von der Regierung selbst hervorgerufen werde, und dieses Gerücht wird zum Teil auch geglaubt. Es heißt, die Behörden ließen in die Brunnen und Zisternen der Dörfer gewisse Medikamente werfen, um die Leute dadurch anzustecken und die Bevölkerung Indiens zu vermindern. Dieses Gerücht wird durch gewisse Agitatoren geflissentlich ver-

breitet und dadurch der Widerstand der leichtgläubigen Menge gegen alle gesundheitlichen Maßregeln der Regierung hervorgerufen.

Als die Dinge im letzten Frühjahr wieder so standen, beschloß ich, in eins der verseuchten Dörfer zu gehen, um den dortigen Leuten möglichst zu helfen. Ich nahm deshalb einen wollenen Teppich, einen kleinen Wasserkessel, einige Medikamente und mein griechisches Neues Testament mit mir und begab mich auf den Weg. Unter einem Baume mitten auf dem Felde schlug ich mein Nachtquartier auf und ging dann am Morgen weiter, um mich nach einem Dorfe umzusehen, wo die Pest am ärgsten hauste. Schließlich kam ich zu einem solchen, das binnen zwei Jahren fast die Hälfte seiner Bewohner durch die Seuche verloren hatte. Die meisten Leute, die davon verschont geblieben waren, lebten außerhalb des Dorfes in Hütten. Viele von ihnen lagen krank darnieder, und der Tod forderte täglich mehrere Opfer.

Ich ging nicht ohne weiteres zu ihnen, sondern breitete meinen Teppich unter einem Banianenbaum auf dem Boden aus, zog mein Neues Testament hervor und begann für mich zu lesen. Die Leute wurden schließlich auf mich aufmerksam; die Dorfhäupter und eine Anzahl anderer Bewohner kamen auf mich zu und fragten, wer ich wäre und was ich wollte. Ich sagte ihnen, daß ich ein „Bhagat" (einer, der sich religiösen Uebungen hingibt) sei und daß ich mich gewöhnlich auf den Bergen aufhielte; da ich aber von dem allgemeinen Sterben gehört hätte, so hätte mich das Mitleid mit ihnen bewogen, zu ihnen zu kommen, um ihnen zu helfen; ich hätte deshalb gewisse Arzneimittel mit mir gebracht, die ihnen vielleicht gute Dienste leisten könnten. Uebrigens — so erklärte ich ihnen — Gott macht gesund, wen er will; wir können bloß die Medikamente anwenden und müssen ihm dann das Weitere überlassen.

Anfangs schienen sie mein Anerbieten zurückweisen zu wollen; aber nach einigem Hin- und Herreden erklärten sie mir, daß sie nichts dawider hätten, wenn ich meine Arzneimittel an den Tschamar (eine der niedersten Kasten der Hindu) versuchen wollte; würden sich meine Medikamente an diesen nicht als unheilvoll erweisen, so könnte ich ja vielleicht auch einige von ihnen in Behandlung nehmen. „Aber, wo werden Sie denn wohnen?" fragten sie. Ich versicherte ihnen, daß ich hier unter dem Baum, unter dem ich säße, ganz wohl untergebracht sei und daß ich, wenn sie nichts dagegen hätten, auch weiterhin hier verbleiben wollte. „Aber wie wollen Sie es mit der Nahrung halten?" forschten sie weiter. — „Dafür wird Gott sorgen", erwiderte ich. Daraufhin ließen sie mich dableiben.

Indem ich mein Testament und den Teppich unter dem Baume zurückließ, begab ich mich in die Wohnungen der niederen Kastenleute, um nach ihren Kranken zu sehen. Dann befreundete ich mich mit ihnen und ging daran, ihnen die nötige Hilfe zu leisten. Gegen Abend kam dann einer Dorfältesten ins Tschamarviertel und ließ mich rufen. Als i[illegible] näherte, blickte er mich verächtlich an und befahl mir, ihm [illegible] seiner Hütte angekommen, fand ich hier eine Anzahl [illegible] von denen einige unbändig zu lachen anfingen, andere [illegible] fiel mir auf, denn Hindu sind sonst in der Regel äuß[illegible]

„bringt ihm etwas zu essen!“ Andere meinten: „Nein, laßt ihn nur mit den Straßenkehrern essen!“ Schließlich brachten sie einen alten, schmutzigen Messingteller und warfen ihn mir vor die Füße, während sie mir zuriefen, ich sollte ihn dort im Teiche waschen. Ueber dieses Betragen noch mehr befremdet, hob ich nichtsdestoweniger den Teller vom Boden auf und ging stillschweigend zum Teich. Als ich mit dem Geschirr wieder zurückkam, schütteten sie einige abgestandene Speise hinein und hießen mich essen. Ich tat es ohne Widerrede, während sie umherstanden und mich anstierten. Nachdem ich gegessen und den Teller abgewaschen hatte, setzten sich die Dorfherren nieder, um ihre Pfeifen zu rauchen; sie lehnten sich dabei behaglich in ihren Rohrsesseln oder Pritschen zurück, während ich mich in ihrer Nähe auf dem Erdboden niederließ.

Sie ließen mir diese Behandlung etwa drei Tage lang zuteil werden, wobei sie ihre größte Freude daran zu haben schienen, mich so viel als möglich zu beschimpfen und zu hänseln. Hätte es mir nicht daran gelegen, Jesu nachzuleben, ich wäre ohne weiteres von dannen gezogen und hätte mich nach einem anderen Orte umgesehen, wo man mich höflicher behandelte. Aber der Gedanke, daß er gleichermaßen verachtet und verspieen wurde, hielt mich zurück und erfüllte mich mit dem Verlangen, seine Sanftmut und Geduld nachzuahmen. So blieb ich da und setzte meine Arbeit unter den Tschamar fort.

Unter den angesehenen Leuten des Ortes war auch ein Sikh, namens Daya Singh. Er befand sich auch darunter, als mich die Leute nach meiner Ankunft ausfragten und verhöhnten. Er erwies sich hinterher als der schlimmste von allen, wenn es galt, mich zu beschimpfen. Eines Abends — ich glaube, es war am dritten Tage — rief er mich zu sich, als ich eben auf dem Heimweg zu meinem Baume war. Sobald ich mich ihm näherte, begann er mich, wie gewöhnlich, hin und her zu kommandieren und über mich zu spotten. Schweigend tat ich, was er mir gebot, und als er mich verschiedenes fragte, versuchte ich, ihm in aller Sanftmut und Bescheidenheit zu antworten, wie ich mir dachte, daß Christus es in diesem Falle getan hätte. Schließlich befahl er mir in barschem Ton, wieder unter meinen Baum zu gehen. Ich wollte das eben tun und war kaum einige Schritte weit gegangen, als er mich überholte, seinen Turban vom Kopfe riß und ihn zu meinen Füßen niederlegte. Dann verbeugte er sich vor mir fast bis zum Boden und rief: „Maharadsch“! d. h. „großer König“, ein Titel, womit gewöhnlich die Bhagat im nördlichen Indien angeredet werden. Sodann begleitete er mich bis zum Baum und teilte mir mit, daß die Dörfler es nicht für möglich gehalten hätten, daß es unter den Ausländern auch „Heilige“ gäbe; sie hätten mich deshab auf die Probe stellen wollen und demnach behandelt. „Jetzt aber“, so schloß er, „weiß ich, daß Sie in der Tat ein Bhagat Gottes sind, denn Sie sind gütig und sanft und werden nicht zornig, wenn man Sie beschimpft Ferner: Sie üben Liebe gegen jedermann, selbst gegen die niederen Kastenleute und die Kinder, und reden milde mit denen, die Sie mißhandeln. So handelte Guru Nanak Dev und Radscha Gopi Tschand; daran erkennt man alle wahren Bhagat.“

Von diesem Augenblick an war auch das Verhalten der übrigen Dorf-

bewohner ein ganz anderes. Einer nach dem andern kam und schloß Freundschaft mit mir. Jeden Abend, wenn die Feldarbeit getan war, hockten die Männer mit ihrer Huka (Pfeife) unter dem Banianenbaum nieder und unterhielten sich mit mir, während die Kinder um uns her zuhörten oder spielten. Man setzte mir auch keine verdorbene Speise mehr vor, sondern jede alte Frau im Ort suchte im Wetteifer mit ihrer Nachbarin das Beste für mich zu kochen. Wo ich mich nur zeigte, hieß es: „Salam Baba (Vater), wollen Sie nicht etwas Milch oder Buttermilch haben?" oder: „Salam Maharadsch, darf ich Ihnen vielleicht etwas kochen?" Sie riefen mich zu ihren Kranken und kamen allen meinen Verordnungen aufs genaueste nach. Bei einer Gelegenheit vertrauten sie mir sogar die Behandlung einer kranken Kuh an. Es währte nicht lange, so nannten mich die Dorfbewohner „ihren Bhagat" und pflegten mich wie ihr eigenes Kind. Sie schützten mich auch gegen einige übelwollende Mohammedaner, die mir unterwegs auflauern wollten.

Der Ruf von meiner Wirksamkeit verbreitete sich bald nach auswärts und zog Leute aus der ganzen Umgegend herbei, die meine Hilfe nachsuchten; denn die Pest hauste auch in den umliegenden Dörfern nicht wenig. Doch ich konnte leider nicht länger in der Gegend bleiben, da ich durch den Krankheitsfall eines Mitarbeiters genötigt wurde, auf die Berge zurückzukehren. Die Leute wollten mich durchaus nicht ziehen lassen und erboten sich, mir in der Nähe des Dorfes neben dem Wasserplatz ein Haus zu bauen und mich mit allem Nötigen zu versehen. Als ich ihnen erklärte, daß ich nicht für immer bei ihnen bleiben könnte, baten sie mich, wenigstens ein Geschenk von ihnen anzunehmen. Als ich auch dies ablehnte, bestanden sie darauf, daß mich fünf Dorfbewohner auf die nächste Bahnstation begleiteten und mir die Fahrkarte bezahlten ....

Was ich soeben von meiner Wirksamkeit in jenem Dorfe erzählt habe, geschah unter einfachen, ungebildeten Landleuten. Nun möchte ich aber auch noch ein Beispiel anführen, das uns zeigt, wie auch die gebildeten Klassen der Bevölkerung dadurch erfaßt werden können. Kurz bevor ich Indien verließ und während ich mich in Lahor aufhielt, hörte ich, daß einer der jungen Leute im dortigen College an den Pocken erkrankt sei. Da die Vorsteher des College in Verlegenheit waren, was in diesem Falle zu tun sei, erbot ich mich, die Pflege des Kranken zu übernehmen. Wir wurden zuerst in einem besonderen Flügel des Anstaltsgebäudes untergebracht, und die übrigen Studierenden erhielten strenge Anweisung, uns nicht zu besuchen. Allein selbst diese Abschließung genügte dem Sanitätsbeamten der Regierung nicht, und wir wurden ins Absonderungslazarett vor der Stadt draußen verbracht und fanden hier in einer Rohrhütte unsere Unterkunft.

Ich bezog anfangs mein Essen von den Leuten, die den Platz zu besorgen hatten. Aber ich war noch keine zwei Tage da, als mich einige meiner Freunde, die im College studierten, ausfindig machten. Sie bestanden darauf, daß sie mich die drei Wochen lang, die ich im Absonderungslazarett zubrachte, mit der nötigen Nahrung versorgten. Obschon das Lazarett ziemlich entfernt lag, brachten sie mir doch jeden Morgen und Abend das Essen von ihrem eigenen Tisch heraus. Außerdem kauften sie Matten, um mir's bequemer

zu machen und eine leerstehende Hütte auszustatten, wo wir uns ungestört niederlassen und unterhalten konnten. Sie kamen selten allein, sondern brachten oft noch sechs oder acht Freunde mit, und mit der Zeit erschien gewöhnlich eine ganze Anzahl junger Leute, die nach dem Abendbrot mit mir zusammensaßen und plauderten. Es waren das keine religiösen Versammlungen, da ich mir's zur Regel machte, niemals ohne besondere Aufforderung von Christo zu reden. Wir unterhielten uns eben über allerlei, was die jungen Leute gerade interessierte, doch verging kaum ein Abend, an dem nicht unser Herr und Meister der Mittelpunkt unserer Unterhaltung gewesen wäre.

Man muß nur diese jungen gebildeten Hindu genau kennen, um sie zu lieben. Es ist dies leider bei wenigen Ausländern der Fall, und aus diesem Grunde kommt es sie hart an, sie wie ihre eigenen Landsleute ins Herz zu schließen. Der Mönch hat weit mehr Gelegenheit als andere Europäer, mit den Indiern in nahe Berührung zu kommen, und steht auch gesellschaftlich nicht über ihnen. Zudem entspricht seine Lebensweise ganz genau ihren Ideen, wie sie sich einen dem Dienste Gottes Geweihten denken, während alle andern Formen geistlicher Tätigkeit so viel westlichen Anstrich tragen, daß sie notwendig die Vorurteile des Hindu hervorrufen, zumal in einer Zeit, wo alles Nichtindische ungünstig beurteilt wird. Ich habe erst anderthalb Jahre das Leben eines Mönches geführt, aber ich kann schon jetzt den großen Umschwung in meinen Beziehungen zu den Eingeborenen bezeugen. Früher sah ich nur die Fehler der Indier und wohl auch etwas von ihren guten Seiten; jetzt kenne ich natürlich noch mehr ihre Untugenden, aber ich habe auch das Gute in ihnen in einer Weise kennen gelernt, wie es mir nicht möglich gewesen wäre, wenn ich nicht Mönch geworden wäre.

Der Indier hat ein Ideal, und zwar ein sehr hohes. Es ist natürlich ein ganz anderes, als wir es haben, wie sich ja auch das orientalische Temperament von dem unsrigen unterscheidet. Und doch, so erhaben und edel ihr Ideal ist, die wenigsten von ihnen stellen auch nur den Versuch an, darnach zu leben. Der Grund hievon ist, daß sie es überhaupt für unerreichbar halten, und sie ziehen somit eine Grenzlinie zwischen dem, wie sie handeln sollten und was sie leisten können. Darum will auch unsere Mission in Indien den Leuten nicht ihr Ideal darstellen, sondern sie nur überzeugen, daß sie ihr eigenes Ideal erreichen können, und daß der Weg dazu kein anderer ist als Christus. Es gibt kein Land in der Welt, wo man ein so tiefes Gefühl für die Ueberlegenheit der geistigen Welt über die Materie hat als in Indien, und wenn letzteres einmal zu der Ueberzeugung gelangt, daß die geistliche Vollkommenheit für jedermann im Bereich der Möglichkeit liegt, so wird Indien die Welt in Erstaunen setzen. Das Ideal des Orientalen und das Ideal, wie es Christus den Menschen dargestellt hat, ist in allen Hauptpunkten das ganz gleiche. Dieses Vorbild Christi aber den Hindu praktisch vorzuleben und ihnen dadurch zu zeigen, daß es Christen als seinen Nachfolgern möglich ist, in ihm die geistliche Vollkommenheit zu erreichen — das ist das große Vorrecht des Mönches. Sobald die Hindu einmal das erfaßt haben werden, wird man sie nicht mehr so dringend einladen müssen, zum Meister zu kommen.

Ich hielt mich nur drei Wochen lang im Absonderungslazarett auf, aber während dieser Zeit wurde ich von allerlei Leuten besucht, von Hindu, Mohammedanern, Hinduheiligen und sogar von Mitgliedern des Arya Samadsch. Ihr Besuch galt mir nicht als einem alten Bekannten, sondern mein Tun zog sie an. Selbst die Anhänger des Arya Samadsch, sonst die bittersten Feinde des Christentums, würdigten mich ihrer Freundschaft und sprachen sich anerkennend über meine Liebesarbeit aus.

Natürlich bin ich auch gelegentlich auf Widerstand gestoßen, und man hat über mich spöttisch gelächelt. Aber das hat mich gar nicht befremdet; denn wäre das nicht der Fall gewesen, so wäre mir auch nicht die Gelegenheit geboten worden, Langmut und geduldige Liebe zu erweisen. Gibt es doch nichts, was die Bewunderung des denkenden Indier so erregt, als die Liebe, die „langmütig und freundlich" ist. Geduldige Demut angesichts gebieterischer Anmaßung sichert uns allemal in Indien ein williges Gehör, wenn alles andere versagt, und der Mönch, der sich genau nach den Vorschriften des Meisters in Matth. 5, 39—44 richtet, vermag dadurch auch die Opposition zur Ehre Gottes zu wenden.

Ich habe in dem Vorhergehenden versucht, meinen Lesern nur einen Begriff von den Gelegenheiten zu geben, die sich dem Mönch in Indien für seinen Dienst bieten. Was ich darüber gesagt habe, ist nicht graue Theorie, sondern es beruht auf persönlicher Erfahrung. Nur durch Dienen und Selbsthingabe können wir die Herzen unserer indischen Brüder gewinnen. Hiezu bietet die Pest eine offene Tür. Benützen wir diese, so können wir durch unsere selbstlose Hingabe am besten unsere Liebe den von der Seuche Befallenen erweisen. Und wie die Pest, so bieten uns Hungersnot, Pocken, Cholera und Aussatz vollauf Gelegenheit zum Dienst an den Brüdern. Besonders der Dienst an den Aussätzigen gewährt uns ein weites Feld zur Darstellung der Selbsthingabe, wie sie Christus geübt hat. Ich bin damit wohlbekannt, denn ich habe viele Monate in einem Aussätzigenasyl die Aussätzigen gepflegt und ihre Wunden verbunden. Wenn wir solches tun, brauchen wir gar nicht zu predigen; denn unser Tun ist eine lebendige Predigt. Und fragt man uns, warum wir also handeln, so antworten wir: „Die Liebe Christi dringt uns also." Bezeugen wir in dieser Weise die Echtheit und Selbstlosigkeit unserer Liebe dem indischen Volke, so wird es nicht erst darauf warten, bis wir es einladen, zum Meister zu kommen.

Wir brechen hier die Ausführungen des protestantischen Mönches Samuel Stokes' ab. Wir fügen nur noch bei, daß er bis zum November 1907 nur den jungen indischen Christen Sundar Singh zum Genossen seiner mönchischen Lebensweise um sich hatte und mit ihm seine Arbeit tat. Seitdem ist er nach Amerika zurückgekehrt, um für seine Idee Propaganda zu machen und ihrer etliche dafür zu gewinnen. Möglich, daß es ihm gelingt; denn wo fänden sich nicht Christen, die gerade durch etwas Außergewöhnliches angezogen und für eine ungewöhnliche Idee begeistert werden.

Stokes' Plan ist, einen Orden nach dem Vorbilde der Franziskaner gründen, der sich vornehmlich der Krankenpflege unter den Pest- und kranken, in den Lazaretten und Aussätzigenasylen Indiens ann

Der Orden soll sich nur dadurch von dem des heiligen Franziskus unterscheiden, daß er sich nicht auf den Bettel verlegen will, sondern seinen Unterhalt von freiwilligen Gebern erwartet.

Was sollen wir hiezu sagen? — Wir verkennen nicht den Ernst und die selbstlose Liebe, mit der unser Ordensbruder nach dem Vorbilde Christi dem indischen Volke dienen und weniger durch das bloße Wort der Verkündigung als durch das praktische Beispiel selbstloser Liebe die Heiden zu Christo führen will. Es mag auch sein, daß dem Hindu bei seiner Neigung, in der Askese und in der Loslösung von der Welt etwas Göttliches zu sehen, das Auftreten eines Missionars als christlicher Fakir besonderen Eindruck macht; wir geben auch zu, daß dem einzelstehenden Manne, der auf jede Annehmlichkeit des Lebens verzichtet und den Armen tatsächlich ein Armer wird, manche Gelegenheit geboten ist, sich in den niedersten Sphären des Volkstums heimisch zu machen und so vielleicht solchen zu dienen, die der gesellschaftlich höherstehende Missionar nicht so leicht erreicht. Aber — so fragen wir — muß und kann all diese dienende Liebe nur im Gewande des mittelalterlichen Mönchtums geübt werden? Bedarf es hiezu erst der Ordensregel eines Franziskus und der härenen Kutte? Setzt denn nicht der Beruf eines Missionars als selbstverständlich ein gewisses Maß von Selbsthingabe und dienender Liebe voraus, ohne welche auch sein beredtestes Zeugnis von Christo vor Heiden nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle wäre? Ferner: Uebt denn die evangelische Mission durch ihre Diener — auch wenn sie kein Ordenskleid tragen — nicht auch jene dienende, selbstlose Liebe an den Aussätzigen und Pestkranken aus? Geht sie etwa vornehm wie der Priester und Levit an den Hilflosen und Elenden vorüber? Wir meinen: die vielen Aussätzigenasyle in Indien, die unter der Pflege der evangelischen Mission stehen, die ausgedehnte ärztliche Missionstätigkeit, die sich aller ohne Unterschied annimmt und auch die Cholera- und Pestlager nicht scheut, die vielen Waisenhäuser und die verleugnungsvolle Arbeit der Missionsschwestern in den Senana — das alles weist darauf hin, daß die evangelische Mission es ebenso gut wie Stokes als ihre Aufgabe ansieht, nach dem Vorbilde Christi den Armen das Evangelium zu predigen und ihnen dasselbe vorzuleben als ein Zeugnis von der alles überwindenden Liebe. St.

Rundschau.

Heimat.

Ein Missionskurs für Frauen fand vom 12. bis 17. Oktober in Stuttgart statt und erfreute sich sehr reger Teilnahme. Abgesehen von den Karten für einzelne Tage wurden rund 180 Mitgliedskarten verkauft, und die Aufmerksamkeit hielt bis zur letzten Stunde an. Der Zweck des Kurses war, die Teilnehmerinnen, von denen wohl die meisten als Sammlerinnen, Vereinsleiterinnen rc. zum Arbeiterstab der Basler Mission gehörten, mit

den vier großen Arbeitsfeldern dieser Mission genauer vertraut zu machen. Ein Tag war jedoch der Brüdermission angeboten worden, die in Württemberg viele Freunde hat, und für Fragen der heimatlichen Missionsarbeit blieben ebenfalls einige Stunden. Den Schluß bildete ein Missions-Studien-Kränzchen auf Grund von Steiners Kamerun (s. S. 494) und Römers „Schlüssel" (s. Lit. Beil.), das von fünf Teilnehmerinnen vorgeführt und dann besprochen wurde. Diese Kränzchen einzubürgern, war ein Hauptzweck des Kurses. — Für den aufmerksamen Beobachter war die Woche lehrreich und ermutigend. Sie zeigte, daß in manchen Missionsfreunden ein starkes Verlangen lebt nach genauerer Belehrung über die Arbeitsfelder und den Betrieb der Mission; man verlangte nicht bloß Anregung, sondern Einsicht. Weiter zeigte sich aber auch, daß wir die Methoden zur Vermittlung solcher Einsicht durch Wort, Schrift und Bild noch viel besser ausgestalten müssen, wenn wir die z. T. noch gebundenen Kräfte unserer Missionsgemeinde recht entfalten wollen. Daß sich die Mühe lohnt, hat die Stuttgarter Woche deutlich bewiesen. Wir hoffen, sie finden Nachahmung.

Eine Missionsausstellung, die in der Kunsthalle in Basel während dreier Oktoberwochen stattfand, hat sich starken Zulaufs erfreut. Besonders zahlreich erschienen die Schulen aus Basel und Umgebung. Im ganzen betrug die Zahl der Besucher etwa 13 000. Man darf also hoffen, daß sich die große Arbeit, die an das Unternehmen gewandt worden ist, reichlich lohne. Die ausgestellten Sachen stammten teilweise aus dem Museum des Missionshauses; das Meiste hatte man von den Missionsgebieten kommen lassen. Die Anziehungskraft der Ausstellung schreiben wir vor allem zwei Ursachen zu: 1. Die Gegenstände waren so gruppiert, daß sich lebenswahre Bilder ergaben; so hatte Indien nebst einer typischen Landschaft eine Brahmanenküche, China eine Ahnenhalle, Westafrika einige Negerhütten mit Fetischpriester *rc.* 2. Einige Angehörige der Mission waren damit beschäftigt, das Ausgestellte zu erklären und so den Besuchern zum richtigen Verständnis des Gesehenen zu verhelfen. Wenn diese zwei Punkte beobachtet werden, ließen sich gewiß auch kleinere, vielleicht nur eintägige und auf ein einziges Gebiet beschränkte Ausstellungen mit gutem Erfolg veranstalten. Wir hoffen aber, daß auch unsere Basler Ausstellung mit der Zeit anderswo in vollem Umfang wieder erstehe.

Die heimgekehrten Missionare sollten im Interesse des Werkes so bald wie möglich wieder zu Kräften kommen, um auf ihr Arbeitsfeld zurückkehren zu können, wo oft drückender Mangel an Arbeitern herrscht. Erfahrungsgemäß stehen aber der Erholung verschiedene Hindernisse im Weg, vor allem zwei: knappe Geldmittel (Neueinrichtung eines Haushalts usw.!) und viele Vorträge. Das erste suchen die Missionsleitungen nach Kräften zu überwinden, und gütige Leute helfen im stillen mit. Das zweite kann nur überwunden werden bei verständnisvollem Zusammenwirken aller Beteiligten, besonders auch der Missionsfreunde im Pfarramt. Natürlich [illegible]
die Gemeinden ihre Missionsvorträge haben, und daß deren im[illegible]
bessere verlangt werden, ist ein gutes Zeichen. Aber [illegible]
nicht zum Schaden der Missionare gereichen; diese [illegible]

fordert werden, besonders in der Anfangszeit ihres Urlaubs. Das Missionskomitee in Basel hat daher jetzt den Missionaren zur Pflicht gemacht, in den drei ersten Monaten nach ihrer Ankunft in Europa keine öffentlichen Vorträge anzunehmen; Ausnahmen können nur von Basel aus gestattet werden. Das bedeutet freilich eine spürbare Verminderung des verfügbaren Rednerstabes, und wenn daraus dem Werke kein Schaden erwachsen soll, muß die Heimatgemeinde energisch mithelfen, indem 1) bei Missionsfesten aller Rednerluxus vermieden wird (warum z. B. bei Bezirksfesten zwei Missionare?), 2) zu Missionsstunden und anderem, was auch Pfarrer, Gemeinschaftsleiter usw. besorgen können, nicht jedesmal ein Missionar verlangt wird, 3) alle Veranstaltungen so gut wie möglich vorbereitet und so praktisch wie möglich eingerichtet werden, damit kein unnützer Zeit- und Kraftverlust für die Redner entstehe (z. B. Verständigung zwischen einzelnen Vereinen oder Nachbarorten!). Dagegen ist die Hoffnung berechtigt, daß mancher Missionar, wenn er weniger redet, dafür um so Besseres bieten könne.

Koloniales.

Das Deutsche Kolonialinstitut in Hamburg hat mit dem Wintersemester die Arbeit begonnen. Das Vorlesungsverzeichnis zeigt sofort, wie allseitig man jetzt die Heranziehung tüchtiger Beamter, Offiziere und wirtschaftlicher Kräfte für die deutschen Kolonien anfassen will. Der Professorenrat besteht aus 12 Mitgliedern; dazu kommen 6 andere Lehrer. Gelesen wird über Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften, Kolonialrecht, Tropenhygiene, Sprachen, wirtschaftliche Fragen 2c.; auch ein Kolleg über den Islam ist vorgesehen. Daß in dem umfangreichen Lehrplan die Mission keine Stelle hat, ist bedauert worden. Wir würden uns freuen, wenn dem Mangel noch abgeholfen würde, verbergen uns aber auch die Schwierigkeiten nicht. Es ist doch etwas anderes, ob ein Missionsprofessor in eine theologische Fakultät eingegliedert wird oder in ein Kolonialinstitut. Hier würde schon der konfessionelle Gegensatz lähmend wirken. Von der Lehrerschaft würde der ungleichartige Kollege leicht als Fremdkörper empfunden und damit isoliert, und bei den Studenten dürfte er im allgemeinen wohl wenig Verständnis für die Grundlagen christlicher Mission voraussetzen. Die Gefahr wäre groß, daß er selbst mit der Zeit anfinge, die Mission in kolonialpolitischem Lichte zu betrachten, und damit den Blick verlöre für ihre eigenen Gesetze. Auch wenn dies nicht geschähe, müßte er sich in seiner Lehrtätigkeit hauptsächlich auf den ethischen und politischen Grenzgebieten bewegen und hier vorwiegend apologetische Arbeit tun. Das besorgt aber unbefangener und wirksamer der Lehrer der Geschichte, der Völkerkunde, des Kolonialrechts, wenn er ein Christ ist. Daß es dem Institut an solchen christlichen Persönlichkeiten in seinem Lehrkörper nicht fehle, ist noch wichtiger als eine Missionsprofessur. Davon hängt nicht nur für die Stellung der Mission, sondern auch für das Schicksal der Eingeborenen und für die öffentliche Moral in den Kolonien ungemein viel ab. Unsere Kolonien haben ihre furchtbarsten Feinde nicht auf dem politischen oder wirtschaftlichen, sondern auf dem ethischen Gebiete. Damit wird man auch in Hamburg zu rechnen haben.

Ein Stück Rassenfrage. In Samoa, wie auch anderwärts, droht die zahlreiche, von der Regierung recht nobel behandelte Mischlingsbevölkerung zur öffentlichen Kalamität zu werden. Es gilt daher, sie nicht nur nach Kräften drunten zu halten, sondern auch ihre Vermehrung zu verhüten, oder, da der eine Teil der Mischung deutsches Blut zu sein pflegt, für „Reinerhaltung des Deutschtums“ zu sorgen. Unter diesem Titel spricht denn ein Deutscher von Samoa in den „Deutschen Kolonien“ seine Gedanken aus. Erst fordert er, daß keine Ehe zwischen Weißen und Eingeborenen mehr standesamtlich eingetragen, also jede solche Ehe zum Konkubinat gestempelt werde. Dann sollte folgerichtig eine Warnung vor diesen illegitimen Verbindungen kommen. Doch nein, dem jungen Mann in den Tropen (falls er nicht gerade Reichsbeamter ist) soll dieser „Teilersatz der Ehe“ ungeschmälert bleiben; nur sorge er dafür, daß „die für die Rasse und für die heimische Familie nicht sehr erfreulichen Folgen“ vermieden werden! Nach Oetkers „Negerseele“ kann man das ja, und „was die Sittlichkeitsapostel mit dem scharfgeschliffenen Richtschwerte der Verdammung“ dazu sagen, ist gleichgültig. — Wahrlich, das heißt den Teufel durch Beelzebub austreiben! Wir sagen es aber dem Verfasser auf den Kopf, daß auf diesem Weg aus der Reinerhaltung des Deutschtums nichts werden wird. Gibt es keine Mischlingskinder, so wird nur die Verrohung unserer eigenen Rasse um so ärger. Das Deutschtum ist nur rein zu erhalten durch Rückkehr zur alten deutschen Keuschheit, von der die „Sittlichkeitsfanatiker“ noch je und je reden.

Westafrika.

Unter dem Namen der Philafrikanischen Mission besteht ein kleines, aber gesegnetes Werk im portugiesischen Angola, wo zwar die Sklaverei und der Alkohol offiziell verpönt sind, wo aber sowohl der Sklavenhandel im Lande selbst als die Ausfuhr der Sklaven nach den großen Kakaopflanzungen auf Sao Thomé und Principe noch in ungebrochener Uebung steht.

Ein Schweizer, Heli Chatelain von Murten, der in seiner Jugend lange Jahre durch Krankheit ans Bett gebunden war, wurde durch die Lektüre Livingstones zum Entschluß gebracht, sein Leben der Bekämpfung dieses Elendes durch Gründung einer Mission in diesem Gebiete zu weihen, und ging, kaum genesen und für sein Leben hinkend, an die Arbeit. Zuerst machte er theologische Studien in N.-Amerika, dann ging er mit dem Methodistenmissionar W. Taylor nach Angola, und bearbeitete da, während einer Missionslaufbahn von 12 Jahren, die Kimbundu-Sprache, in welche er die Evangelien und viele Lieder übersetzte.

Nun erst, nach dieser Zeit der Erfahrung und genauen Erforschung aller Verhältnisse, ging er an die Verwirklichung seines Lebensplans, einer Niederlassung zur Sammlung der Schwarzen, um sie durch das Beispiel christlicher Hand- und Landarbeit zu einer Mustergemeinde zu bilden und so nicht nur durch Lehre, sondern durch eigenes Vorleben die Sklaverei zu überwinden.

Er zog mit zwei jungen amerikanischen Eheleuten hinauf ins 5000 Fuß hohe, gesunde, aber gänzlich wilde Hochland von Benguella und grün

1896 die Station oder das Dorf Lincoln, genannt nach dem großen Präsidenten, der sein Leben der Befreiung der Schwarzen opferte. Diese Station zählt dermalen 24 Häuser, 10 Scheunen, ein Kirchen- und Schullokal, eine Zimmerwerkstatt, eine Mühle und ausgedehnte, bewässerte Kulturfelder, um die herzuströmenden Leute zu beschäftigen. Chatelain trug sich mit dem sicherlich fruchtbaren Gedanken, ambulante Evangelisten, die ihren Unterhalt mit Hausieren gewinnen, ins weite Hinterland zu senden, um da den Samen des Wortes auszustreuen. Gewiß ein gutes Mittel, um der ähnlich betriebenen Propaganda der Mohammedaner zuvorzukommen. Was Chatelain wollte, zeigt am besten sein Programm:

1. Durch Anlage von Stationen für gewerbliche und Ackerbaumission als Sammelpunkt für christliche Dörfer sollen ebensoviele Zentren evangelischer Erziehung und christlichen Einflusses gebildet werden, und zugleich Zufluchtsorte für befreite Sklaven.

2. Hier sollen die Schwarzen Unterkunft, Schutz und bezahlte Arbeit finden und werden durch täglichen evangelischen Gottesdienst, Schule und Beispiel zu einem zivilisierten und christlichen Leben gewonnen.

3. Geistige Getränke, Vielweiberei und heidnische Unsitte sind streng ausgeschlossen. Handarbeit ist geehrt und wird, weil die Schwarzen sie durch die Missionare betreiben sehen, auch von jenen nicht mehr verachtet werden. Auf der Verachtung der Arbeit beruht es, daß in Afrika Weiße und Schwarze Sklaven halten und daß der Sklavenhandel diese mächtige Ausdehnung hat.

So will die philafrikanische Mission an den Seelen durch das Evangelium arbeiten und zugleich direkt die drei großen Geißeln Afrikas, Sklaverei Alkoholismus und Vielweiberei bekämpfen.

4. In Lincoln erhalten Kranke, Einheimische und Fremde die Hilfe, welche die Station zu leisten imstande ist. In Glaubenssachen steht die Mission auf dem Grunde der evangelischen Allianz.

Zum Zweck der Mittelbeschaffung stiftete Chatelain in New York eine philafrikanische Liga. In der französischen Schweiz flossen ihm auch Hilfsquellen, und es wurden ihm von da einige Mitarbeiter zugeschickt. Die Briefe dieser Sendboten, die von der treuen, demütigen und verständnisvollen Arbeit dieser kleinen Mission ein erquickendes Zeugnis ablegen, sind veröffentlicht in der Zeitschrift: Le Philafricain, die seit 1897 viermal jährlich in Lausanne erscheint, wo auch das Komite seinen Sitz hat, unter dem Präsidium von Hrn. A. F. Buscarlet, Pfarrer in Lausanne. Die waadtländische Nationalkirche hat zum Zeichen ihrer Sympathie ihr Mitglied Hrn. R. Bergier, Pfarrer in Morges, dem Komite beigegeben. Dermalen stehen 2 Schweizer, HH. Girod und Balmer, in Lincoln.

Nach zehnjähriger Arbeit auf diesem weltfernen Posten, mitten im schwärzesten Teil des dunkeln Kontinents, kehrte Heli Chatelain heim, um sich zu erholen und nach weiterer Hilfe umzusehen. Aber seine alte Krankheit kehrte mit erneuter Heftigkeit wieder, und nach monatelanger, im Frieden eines versöhnten Gotteskindes überwundener Leidenszeit entschlief dieser edle Freund der Unterdrückten und Verachteten in Lausanne am 22. Juli 1908.

Nach seinem Heimgang sandte das Komite einen dritten Hilfsarbeiter nach Lincoln, und es hofft bald auch einen eigentlichen Missionar an die Spitze der Station zu stellen.

Möge nun diese hoffnungsreiche, in so vortrefflichem Geiste begonnene kleine Mission sich für die Folge an eine der größeren bestehenden Missionen anschließen, oder möge sie auf eigenen Füßen weiterschreiten können, so werden ihr gewiß alle Freunde Afrikas und alle, die der Zukunft des Herrn entgegensehen, ihre herzliche Sympathie nicht versagen.

Wenn wir bedenken, daß das Hinterland von Angola heute wohl noch der Hauptsitz des Sklavenhandels in Afrika ist, von wo unzählige Karawanen nach der Küste gehen und ihre Straßen mit den Leichnamen der zu Tode gemarterten, gefesselten Schwarzen besäen, so leuchtet die Errichtung von Rettungsstationen gerade in diesem Gebiet besonders deutlich ein; es ist ein göttlicher Gedanke, ein Anfang zum Bessern in einer Zeit, wo noch im angrenzenden belgischen Kongo die Sklaverei eines Volkes von 15 Millionen durch die blutigsten Gewalttaten aufrecht erhalten wird. Welche Lebenskraft legt doch Gott in das Beispiel eines christlichen Helden wie Livingstone, daß so lange nach seinem Tode sein Buch einen Kranken auf seinem Schmerzenslager zu einer so gesegneten Nachfolge zu begeistern vermochte!

Für das Jahr 1907 beliefen sich die der philafrikanischen Mission zugekommenen Gaben nebst einem Saldo von 1906 auf Fr. 5318.20, welcher Betrag auch für Reisen und Unterhalt der Station gerade ausreichte; ein wunderbar kleiner Umsatz für ein so weit entlegenes und so nützliches Werk. Sekretär ist M[lle] A. Chatelain, Villa Belmont, Mousquines, in Lausanne. C.

Südafrika.

In den südafrikanischen Missionsgebieten wird die Missionsarbeit immer komplizierter. Das zeigt ein Blick in den Jahresbericht der Berliner Missionsgesellschaft. Es genügt nicht mehr, nur durch eifrige Evangelisation Heiden für Jesum zu gewinnen und durch treue Gemeindearbeit die Gewonnenen im Glauben zu befestigen. Neben diesem ersten Stadium der Missionsarbeit handelt es sich schon um die Einwurzelung der christlichen Kirche in das Volksleben, um ihre Behauptung gegenüber den wechselnden Strömungen des modernen Kulturlebens. Es gilt schon den Kampf zu führen um die zweite und dritte christliche Generation durch Vereinsarbeit, Fürsorge für die, die in Gefahr stehen, Bemühungen um Wiedergewinnung untreuer und innerlich widerstrebender Gemeindeglieder, also um Arbeiten, die schon in das Gebiet der inneren Mission gehören. Es sind, wie bei uns, besonders die städtischen Verhältnisse, die solche Gefahren bringen. Aber diese Städte in den Diamanten- und Goldfeldern sind auch in anderer Richtung wieder bedeutsam für die Mission. In den Goldfeldern von Johannesburg sind z. B. mehr als 150 Tausend farbige Minenarbeiter beisammen. Jeden Monat strömen aus den verschiedensten Völkerschaften Afrikas 8—9 Tausend neue Arbeiter zu, und ebensoviele Tausende ziehen monatlich wieder heim mit dem, was sie erworben, Gutem und Bösem. So wird von hier aus auch das Evangelium in die

entlegensten Gegenden von halb Afrika getragen. Drum arbeiten hier auch so viele Missionsgesellschaften nebeneinander. Johannesburg ist das bedeutendste Missionszentrum Afrikas. — Bei der vielgestaltigen, schwierigen Arbeit macht sich der Mangel an gründlich vorbereiteten und durchgebildeten eingeborenen Gehilfen überall lebhaft fühlbar. Aus diesem Grunde will die Berliner Mission in den nächsten Jahren die Förderung ihrer Seminare eine ihrer Hauptaufgaben sein lassen.

Deutsch-Ostafrika.

In der Denkschrift des Reichskolonialamtes über die deutschen Schutzgebiete wird u. a. der Islam für Ostafrika als ungefährlich bezeichnet, auch wird darin der Grund der öfter beobachteten Feindschaft der eingeborenen Machthaber gegen die Mission besprochen. (Siehe Aprilheft des Missions-Mag. S. 170 f.) Zu beiden Fragen äußert sich Miss.-Inspektor Lic. Axenfeld im Jahresbericht der Berliner Missionsgesellschaft folgendermaßen:

Dem Urteil über Ausbreitung und Gefährlichkeit des Islam können wir nicht beipflichten. Nach unseren Beobachtungen wächst seine Anhängerschaft unmerklich, aber gewaltig, und über die von ihm drohenden Gefahren kann unseres Erachtens nicht nach der Gestalt, in der er zeitweilig auftritt, sondern nach seinem Wesen und seiner Geschichte geurteilt werden. Wir glauben auch der deutschen Herrschaft einen guten Dienst zu tun, wenn wir an unserm Teil der gänzlichen Ueberflutung des Schutzgebiets durch den Islam, der die Fanatisierung der für ihn gewonnenen Massen nach aller geschichtlichen Erfahrung unaufhaltsam folgen wird, entgegenzuarbeiten uns bemühen.

Die Schilderung des Verhältnisses der Mission zu den Häuptlingen in der Denkschrift hat wohl kaum unsere Mission im Auge. Da es aber a. a. O. heißt, daß sich „das gleiche Schauspiel fast überall, wo eine Missionsstation gegründet werde, wiederhole“, so dürfen wir ausdrücklich feststellen, daß es in unserer Mission bisher **nicht** der Fall gewesen ist. Im Njassalande — nur dort haben wir es mit Häuptlingen zu tun — ist unser Verhältnis zu den Häuptlingen, abgesehen von vereinzelten, unbedeutenden und vorübergehenden Mißverständnissen, nicht nur von Anfang an freundlich gewesen, sondern auch dauernd so geblieben. Gerade in der Umgebung der Stationen, auf denen unsere Missionare schon seit 10 und mehr Jahren arbeiten, wächst von Jahr zu Jahr die Zahl der Häuptlinge, die Lehrer erbitten, aus eigenen Mitteln Kapellen und Helferhäuser bauen, Wege zur Station anlegen und mit Anliegen aller Art zu den Missionaren kommen, auch in nicht seltenen Fällen ihre Fürsprache gegenüber Regierungsorganen begehren. Der starke, auf gut begründetem Vertrauen ruhende Einfluß unserer Missionare auf die Häuptlinge ist in der Aufstandszeit auch der Regierung deutlich geworden und von großem Segen für die Erhaltung des Friedens gewesen. So war es auch von jeher unser Absehen, auch die Häuptlinge für das Christentum zu gewinnen. An den sittlichen Forderungen des Evangeliums Christi können wir freilich auch ihnen nichts ablassen. Daß Häuptlinge, je mächtiger sie sind, desto weniger geneigt sind, die Willkür und Zuchtlosigkeit ihres bisherigen

Lebens gegen das Joch Christi zu vertauschen, ist doch begreiflich.*) Wir freuen uns aber, daß wir auch Angehörige von Häuptlingsfamilien in unsern Gemeinden oder doch in unsern Schulen haben. Unsere Missionare sind auch sorgsam darauf bedacht, die Gerechtsame der Häuptlinge nicht zu stören, und unterlassen es nicht, Taufbewerbern ihre Pflichten auch gegen ihre angestammte Obrigkeit einzuschärfen. Als z. B. im Berichtsjahr Häuptlinge im Außengebiet von Jlembula, die mit unsrer Mission erst seit kürzerer Zeit bekannt sind, ihren Untertanen den Eintritt in den Taufunterricht aus Sorge, daß ihnen diese Leute verloren gehen könnten, nicht erlauben wollten, hat sich unter freundlicher Mitwirkung der zuständigen Regierungsorgane diese Erregung leicht beilegen lassen.

Daß schließlich das Häuptlingswesen der fortschreitenden Kultivierung des Landes erliegen wird, lehrt nicht nur die Entwicklung Südafrikas, sondern auch die kurze Geschichte von Deutschostafrika. Wir aber haben kein Interesse an Beschleunigung dieses Prozesses und halten frühe Ersetzung der angestammten Volksobrigkeiten durch ein farbiges Beamtenheer nicht für segensreich. Wenn jedoch unsre Missionare verbrecherische Handlungen von Häuptlingen erfahren, werden sie nach wie vor, unbekümmert um Gunst oder Ungunst der Uebeltäter, die unangenehme Pflicht der Anzeige bei der Behörde erfüllen, im übrigen aber weiter bestrebt sein, die Rechte der Stammesobrigkeiten zu schonen und auch ihnen den Segen der Missionsarbeit zugute kommen zu lassen.

China.

Jslam in China. Missionar Pettus in Nanking macht im Chinese Recorder (Juli und Aug. 1908) interessante Mitteilungen über die Mohammedaner in China. Ihre Geschichte geht jedenfalls weit zurück, wenn auch wohl nicht, wie ihre eigene Tradition behauptet, auf Wahab Abi Kabeha, einen Onkel des Propheten, der 628 n. Chr. in besonderer Mission zum Kaiser in Peking gekommen sein soll. Dagegen müssen sehr früh mohammedanische Händler und Söldner nach China gekommen sein. Von der Regierung bald begünstigt, bald verfolgt, bald geduldet, vermehrten sie sich im Lauf der Jahrhunderte so, daß man sie jetzt auf 20—30 Mill. schätzt. Neun Zehntel von ihnen wohnen in den Ostprovinzen Schensi, Kansu, Setschuen und Yunnan, in Kansu allein 10 Millionen. In Peking gibt es etwa 100 000; in Nanking besitzen sie nicht weniger als 24 Moscheen, die übrigens in Anlage und Ausstattung den chinesischen Tempeln sehr ähnlich sind. Sogar das Minaret fehlt, nur Brunnen, Kanzel und Gebetsnische sind erhalten geblieben. Auch der öffentliche Gebetsruf fünfmal am Tage wird, wenigstens in Nanking, nicht gehört, und der Besuch der Moscheen ist gering, zumal da die Gläubiger nicht in besonderen Quartieren leben. „China hat den Jslam viel stärker beeinflußt, als der Jslam China." Ihre

*) Uebrigens lehrt die mittelalterliche wie die moderne Missionsgeschichte und auch das a. a. O. erwähnte Beispiel von Uganda, daß gerade die Bemühung, erst die Stammeshäupter und durch sie ihre Völker zu gewinnen, sehr gefährlich werd[illegible] wenn plötzlich die Laune des Machthabers umschlägt.

Propaganda unter den Chinesen scheint jetzt sehr gering zu sein. Bei aller Aehnlichkeit der Lebensgewohnheiten haben sie aber genug Eigentümliches bewahrt, um sich als Religionsgemeinschaft zu behaupten. Sie essen kein Schweinefleisch, üben die Beschneidung und heiraten gewöhnlich keine heidnischen Chinesen; geschieht dies doch, so pflegt der heidnische Teil mohammedanisch zu werden. „Sie betrachten sich als ein fremdes Volk, nicht als Chinesen. Nach Arabien gehen heißt in die Heimat zurückkehren. Von den Chinesen und deren Sitten reden sie mit großer Verachtung.“ Bezeichnend ist, daß sie jetzt die Exterritorialität wieder zu erlangen suchen, die sie vor mehr als 1000 Jahren einmal besessen haben. Vor kurzem sind Vertreter der Mohammedaner in Peking zum türkischen Sultan (also zum „Chalifen“!) gereist, und auf ihr Betreiben ist eine türkische Gesandtschaft nach China gekommen, um die Lage der dortigen Mohammedaner zu bessern. In Peking sollen sie mehrere Monate mit dem auswärtigen Amt verhandelt haben und dabei von den diplomatischen Vertretern Deutschlands unterstützt worden sein. (Dies würfe ein neues Licht auf unsere Notiz im Okt.-Heft, S. 445.) Dann ging es weiter nach Kansu. Das Bestreben der Priester geht dahin, eigene Konsulate, also auch eigene Gerichtsbarkeit, und damit mehr Macht über ihre Leute zu erlangen. Daß sich der Wunsch erfülle, ist nicht wahrscheinlich, weil damit die chinesische Regierung die Macht über Millionen ihrer eigenen Untertanen, die zudem großenteils reine Chinesen sind, aus der Hand gäbe. Aber der Vorgang zeigt, wie empfänglich auch die chinesischen Moslem für panislamisches Liebeswerben sind, und ist somit ein neuer Beweis für den festen Zusammenhalt der Mohammedaner der ganzen Welt. Türkischer Politik ist das natürlich nicht verborgen. Pettus erinnert daran, daß auch der große chinesische Mohammedaneraufstand vor 60 Jahren durch türkische Sendlinge angestiftet worden sei. — Von seiten der Mission ist leider noch sehr wenig an den chinesischen Mohammedanern geschehen.



Register.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Inhalt.

1908.

Nr. 1.

Es kostet viel, ein Christ zu sein.

Schon vor Jahren wars, erzählt die Missionsarbeiterin Fräulein Marston, daß ich eines Tags von einer Freundin in Kalkutta einen Brief erhielt, worin sie mich bat, eine Hindufrau, die vom Islam zum Christentum übergetreten war und gegenwärtig in Lakhnau bei ihren mohammedanischen Verwandten verweilte, zu besuchen. Da ich wußte, daß in diesem Falle Gefahr im Verzug war, machte ich mich noch am gleichen Tage auf den Weg, um die Christin aufzusuchen. Es war das nicht ganz leicht, denn in einer indischen Stadt mit ihren namenlosen Straßen und unbezifferten Häusern ist es schwer, jemanden zu finden, zumal wenn die Angabe der Wohnung nicht genau ist. Immerhin glückte es mir, den Wohnort ausfindig zu machen. Es war ein zweistöckiges Gebäude, das ich betrat, und nachdem ich eine schmale, dunkle Treppe hinaufgestiegen war, trat mir eine Mohammedanerin entgegen, die sich Jafri Begum nannte.

Nach der Beschreibung, die man mir gegeben hatte, konnte es nicht die Gesuchte sein, weshalb ich mich nach dieser erkundigte. Ich war aber nicht wenig enttäuscht, als ich vernahm, daß sie nicht mehr hier sei. Da ich aus Erfahrung wußte, wie wenig genau es der Hindu mit der Wahrheit nimmt, so hielt ich die Auskunft für eine bloße Ausrede. Aber hierin täuschte ich mich diesmal. Der ruhige, ernste Ton, womit mich Jafri Begum versicherte, daß sich's in der Tat so verhielte, ließ mich schließlich nicht an der Wahrheit ihrer Aussage zweifeln.

Aus dieser Begegnung mit der mohammedanischen Jafri Begum entwickelte sich zwischen uns eine Freundschaft, die ihre Geschichte hat, aber mit einem überaus traurigem Ausgang endet. Ich fragte sie damals bei unserem ersten Zusammentreffen, ob ich ihr nicht jede Woche einmal einen Besuch abstatten dürfte. Mit Freuden sagte sie zu, und von da an stand mir ihr Heim offen. Sie wurde auch bald zutraulich, und eines Tages sagte sie zu mir: „Miß Sahib, als du damals die Absicht aussprachst, mich ab und zu besuchen zu wollen, da war es mir geradezu eine Gebetserhörung, indem mir Gott einen Wunsch gewährte, um den ich ihn seit fünf Jahren gebeten hatte." Sie erzählte mir dann weiter, daß einer ihrer Brüder seinerzeit als Schulpreis ein Neues Testament erhalten hätte. Er habe es zwar nie benützt, dagegen habe sie darin gelesen und von da ab Gott gebeten, daß er ihr jemand zusenden möge, der ihr den Inhalt des Testaments erkläre.

Ich las nun mit ihr die heilige Schrift, und niemals habe ich, seit ich in Indien arbeite, dabei mehr Freude erlebt, als wenn ich mit ihr gemeinsam die biblischen Wahrheiten besprach. Zwar stellte sie mir hie und da jene sich immer wiederholenden Fragen, wie man sie so oft von Mohammedanern zu hören bekommt, aber es geschah dies von ihr nicht in der gewöhnlichen Weise, nicht um bloß zu disputieren und zu spotten, sondern in dem Verlangen, zu klarerem Verständnis zu kommen. O wie freute ich mich, als ich mehr und mehr wahrnehmen durfte, wie sie heilsverlangend war und nicht bloß ich ihr Lehrer war, sondern daß ihr der heilige Geist selbst immer mehr die Wahrheit aufschloß. Ja, ich trug mich schon mit der gewissen Hoffnung, daß Jafri Begum über kurz oder lang ein offenes Bekenntnis für Jesum ablegen und auch andern ein Führer zu ihm werden würde. Doch meine Freude war verfrüht und ich mußte eine herzbrechende Enttäuschung erleben.

Wenn ich an jene Zeit zurückdenke, so sind es verschiedene Einzelheiten, die mir besonders eindrücklich geblieben sind. Ich weilte eben für eine Zeitlang in Europa, als ich von Jafri Begum einen Brief erhielt. Ich besitze ihn noch, denn er gehört zu meinen größten Schätzen. In diesem Brief schrieb sie mir: „Ich kenne ein Käſtchen mit einem kostbaren Juwel darin, und obschon es einen gibt, der alles daran setzt, es an sich zu bringen, so gelingt ihm das doch nicht, denn es ist ein Mächtigerer auf dem Plan, der es in sicherer Verwahrung hält." Und dann erklärte sie diese bildliche Ausdrucksweise mit den Worten: „Das Käſtchen ist mein Herz, und der kostbare Juwel die Liebe Christi; der aber diesen Schatz rauben möchte, ist der Teufel; doch das ist er nie und nimmer imstande, denn der Herr Jesus selbst hat ihn in seiner Verwahrung."

Als ich diese Worte las, jubelte mein Herz, denn ich war nun dessen sicher, daß die suchende Seele den Heiland gefunden habe. Sobald ich nach

Indien zurückgekehrt sein würde — so hoffte ich bestimmt — werde sich Jafri Begum auch taufen lassen und damit Christum öffentlich bekennen. Aber ich traf in Indien ein und meine Erwartungen erfüllten sich nicht. Aus irgend einem unbekannten Grunde konnte sie sich nicht zu diesem Schritte entschließen.

Eines Tages erhielt ich wieder einen Brief von ihr. Sie hätte nicht nötig gehabt, sich schriftlich an mich zu wenden; denn ich wohnte am gleichen Ort und sie hätte mich zu jeder Zeit sehen und sprechen können. Aber was sie mir in diesem Briefe mitteilte, waren Worte, die sie mir unmöglich hätte mündlich sagen können. Ja, es war mir fast unmöglich zu glauben, daß die gleiche Hand beide Briefe geschrieben habe; denn zu meinem unsagbaren Erstaunen lautete das letzte Schreiben: „Miß Sahib, Ich lasse Sie hiemit wissen, daß ich noch immer eine getreue Mohammedanerin bin, und ich werde nicht aufhören darum zu bitten, daß Sie ebenfalls zu diesem wahren Glauben kommen mögen."

So groß auch anfangs mein Erstaunen war, so erregte mich der Brief schließlich doch nicht so sehr, als man meinen sollte; denn ich konnte nicht glauben, daß sie aus voller Ueberzeugung geschrieben hatte. Ich war fest davon überzeugt, daß die Schreiberin es im Grunde gar nicht so meinte. Möglicherweise war sie eine Zeitlang an der Wahrheit irre geworden; aber ich hatte das Vertrauen, daß sie sich wieder zurückfinden würde. Das war auch der Fall.

Etwa ein Jahr lang hörte ich nichts mehr von ihr. Da erhielt ich wieder einen Brief. Er enthielt als Einleitung eine längere Auseinandersetzung über Vergebung, und sodann war die Bitte ausgesprochen, ich möchte ihr als Jüngerin Jesu Christi ihren vorjährigen Brief verzeihen und sie wieder aufnehmen. Ich schrieb ihr sogleich zurück und versicherte sie, daß ich ihr nichts zu vergeben hätte. Bald darauf stellte sich Jafri Begum wieder bei mir ein.

Inzwischen war sie Sekretärin bei einer indischen Fürstin geworden und wohnte meist außerhalb der Stadt Lakhnau. Ich verlor sie deshalb für längere Zeit aus dem Gesicht und es konnten oft Monate vergehen, ehe ich etwas von ihr sah oder hörte. Doch am 5. November, meinem Geburtstag, konnte ich sicher sein, jedesmal ein Lebenszeichen von ihr zu erhalten; denn jahrelang sandte sie mir an diesem Tag ein kleines Geburtstagsgeschenk. Diese Aufmerksamkeit war um so auffallender, als Mohammedanerinnen gewöhnlich keinerlei Notiz von diesem Tag nehmen. Ab und zu besuchte sie mich auch und wählte hiezu meist den Sonntag, indem sie mich da am sichersten zu Hause traf.

So kam sie auch eines Sonntags zu mir, und zwar, wie es mir schien, in ungewöhnlicher Gemütsbewegung. Sie selbst brachte das Gespräch auf die schon oft besprochene Frage über die Taufe, wobei ich

die Aeußerung nicht unterdrücken konnte, daß ihr ja augenscheinlich kein äußeres Hindernis entgegenstände, Christum öffentlich zu bekennen. Da auf einmal stellte sie zögernd die Frage an mich: „Miß Sahib, wenn ich mich nun dazu entschließe, mich taufen zu lassen, welche Vorkehrungen gedenken Sie in diesem Falle zu meiner Versorgung zu treffen? Wie viele Rupien können Sie mir für den Monat in Aussicht stellen?"

Das hatte ich nicht erwartet, und mit traurigem Herzen erinnerte ich sie an die Worte des Heilandes, die ihr so gut bekannt waren wie mir, daß wer sich nicht selbst verleugne und sein Kreuz auf sich nehme, seiner nicht wert sei und nicht sein Jünger sein könne. Aufmerksam hörte sie mir zu und ging dann hinweg. Einige Zeit darauf kam sie bei einem weiteren Zusammensein wieder darauf zurück und bekannte mir: „Damals war ich fest entschlossen, mich taufen zu lassen; aber es war als ob der Teufel selbst an meiner Seite stände und mir wehrte. Er war es auch, der es mir damals eingab, jene Fragen zu stellen und der mich an einer offenen Aussprache hinderte."

Um jene Zeit war es auch, daß ich eines Tages mit ihr sprach und — um sie auf die Probe zu stellen — mir den Anschein gab, als ob ich sie noch immer als eine Mohammedanerin betrachtete. Da entgegnete sie mir in einem vorwurfsvollen Tone: „Miß Sahib, glauben Sie wirklich, daß alle ihre Bemühungen und Gebete diese acht Jahre hindurch vergeblich gewesen sind und daß ich trotzdem noch eine Mohammedanerin bin?" Die Erinnerung an diese Antwort, die mit allem Nachdruck gegeben wurde, hat mich später, als ich im Ungewissen über ihr Schicksal blieb, nicht wenig getröstet.

Noch eines weiteren Zusammenseins, das mir besonders eindrücklich geblieben ist, erinnere ich mich. Nachdem sie eine Weile neben mir gesessen hatte, sagte sie plötzlich: „Miß Sahib, dieser Besuch ist vielleicht mein letzter; entweder komme ich ganz zu Ihnen und bleibe hier, oder Sie sehen mich nie wieder!" Auf eine weitere Erklärung ließ sie sich nicht ein, sondern wiederholte nur, daß es sich bei ihr um das eine oder andere handle. Zugleich fragte sie mich um einige unbedeutende Dinge wegen ihres Kommens und falls sie in die Notwendigkeit versetzt wäre, bei mir ihren Aufenthalt zu nehmen. Von einer etwaigen Versorgung ließ sie diesmal nichts verlauten. Hierauf verließ sie mich, indem sie mich zugleich bat, ernstlich für sie zu beten.

Das tat ich denn auch. Ich betete für sie und wartete täglich auf ihre Ankunft. Aber die Tage kamen und gingen, ohne daß sie sich einstellte. Ich fürchtete schließlich, daß sie sich für immer entschlossen habe, bei ihren ehemaligen Glaubensgenossen, den Mohammedanern zu verbleiben, und daß ich sie nie mehr sehen würde. Doch nein; nach mehreren Monaten erschien sie plötzlich wieder bei mir, ohne daß sie sich jedoch näher

aussprach. Ich blieb in bezug auf ihr Verhalten und auf die Hindernisse, die augenscheinlich in ihrem Wege lagen, im Dunkel. Ihr Lebensgang war ein Geheimnis.

Und wieder war's ein Sonntag, daß sie zu mir kam. Diesmal hörte sie mit besonderem Interesse meinem geistlichen Zuspruch zu. Schließlich bat sie mich, mit ihr zu beten, was ich gewöhnlich zu tun pflegte, und mit wahrer Inbrunst wiederholte sie meine Gebetsworte, als ob sie ihr ganzes Herz in Gott versenkt habe. Nachdem sie mir Lebewohl gesagt und bereits die Tür hinter sich hatte, kam sie noch einmal zurück und sagte mit ungewöhnlichem Ernst: „Miß Sahib, was immer auch geschehen mag, bitte, glauben Sie nur ja nicht, daß ich nicht auf den Herrn Jesus vertraue." Mit diesen Worten verließ sie mich und — ich habe sie nie mehr wiedergesehen.

Wieder vergingen Wochen und Monate. Von Jafri Begum sah und hörte ich nichts. Es war das nichts Auffälliges, denn das war ja bis jetzt oft der Fall gewesen. Aber als mein Geburtstag herbeikam und kein Lebenszeichen von meiner Freundin eintraf, als die Monate zu Jahren wurden und noch immer nichts von ihr zu sehen war, da wunderte ich mich denn doch, was die Ursache davon sei. Ich erkundigte mich da und dort nach ihr, aber vergeblich. Endlich erfuhr ich eines Tags, daß ich umsonst nach ihr ausschaute. Sie sei, so hieß es, schon vor einigen Monaten an der Schwindsucht gestorben, und zwar in einer Sänfte, worin man sie zu einer Verwandten tragen wollte.

Der Gedanke an dieses Ende meiner Freundin war mir sehr schwer. Wäre sie von der Cholera oder von der Pest plötzlich dahingerafft worden, in welchem Falle es ihr unmöglich gewesen wäre, mich noch vor ihrem Ende rufen zu lassen, so hätte ich es noch verstehen können und es eher ertragen, aber da sie einer schleichenden Krankheit erlag, so war es mir unerklärlich, daß sie mich ihren Zustand nicht wissen ließ, zumal sie wußte, wie gern ich sie gepflegt und getröstet hätte. Was war der Grund, mußte ich mich immer und immer wieder fragen, daß sie sich in Schweigen hüllte und lieber ferne von mir den Tod an sich herantreten ließ? Der Schluß dieser Lebensgeschichte war in der Tat überaus traurig. Auch hatte ich noch immer gehofft, daß sie mir eines Tages das Geheimnis ihres Lebens enthüllen würde, eines Lebens, in das schon so viele Strahlen des göttlichen Lichts und der Wahrheit hineingefallen waren und das doch nach außen hin nicht dem Herrn Jesu, sondern seinen erbittertsten Feinden angehörte. Und nun war sie diesem Leben entrissen, und ihr plötzlicher Hinschied verdichtete nur noch mehr den Schleier, der über ihrem Lebensgange lag. Es war mir ein Rätsel, das ich hienieden nicht zu lösen vermag.

Doch eines tröstete mich. In meiner Erinnerung tauchte ihr ernstes Antlitz auf und ich hörte sie die Worte aus der Tiefe ihres Herzens sagen:

„Miß Sahib, was auch immer geschehen mag, glauben Sie nur ja nicht, daß ich nicht auf den Herrn Jesus vertraue!“ Und dann mußte ich an die Worte denken: „Miß Sahib, glauben Sie denn wirklich, daß all Ihre Gebete und Bemühungen während dieser vielen Jahre vergeblich gewesen sind und daß ich noch eine Mohammedanerin bin?“ Diese Aussprüche, die ihr gewiß von Herzen kamen, lassen mich glauben und hoffen, daß auch diese Seele, die der Herr so lange gesucht hat, sich hat finden lassen, und daß sie Gnade bei Gott gefunden hat. Ich aber will des Tages warten, da ich im Licht erkennen werde, was mir hier unten dunkel war.

Josef Brant, der Mohikanerhäuptling.

Im November vorigen Jahres waren es hundert Jahre, daß an den Ufern des Ontario-Sees ein weithin bekannter und berühmter Indianerhäuptling, namens Thayendanegea oder Josef Brant, starb. Er war nicht der letzte Mohikaner, der als letzter seines Volkes vom Schauplatz trat, aber er war einer der größten und edelsten Indianer, von dem uns berichtet wird, und er ist nicht nur ein Wohltäter seines Volkes gewesen, sondern auch ein Freund der Weißen, obschon diese den Rothäuten viel Herzeleid bereitet haben. Sein Name verdient es deshalb, daß ihm ein ehrendes Andenken gewahrt bleibe. Und es ist auch kaum zu befürchten, daß dieser rote Mann in Kanada von der Nachwelt vergessen werden wird, denn nicht nur erhebt sich heute an den Ufern des Grand River eine blühende Stadt, die zu seinen Ehren den Namen Brantford führt, sondern es zeigt dort auch ein prächtiges Monument auf hohem Sockel die stolze Gestalt des Indianers mit der Reiherfeder im Haarschopf.

Seine Lebensgeschichte ist nicht ohne Interesse. Josef war der jüngste Sohn des Häuptlings Nickus Brant und verbrachte seine frühesten Kinderjahre im Indianer-Wigwam. Nach dem Herkommen seines Volkes wurde er von Kindheit auf mit Bogen und Pfeil bekannt gemacht und begleitete seine Familie auf den Jagdzügen, die sie in den damaligen endlosen Wäldern Kanadas nach verschiedenen Richtungen hin unternahmen.

Er gehörte zu dem Stamme der Mohikaner, die mit den Irokesen eine Konföderation bildeten und in den damaligen unruhigen Zeiten als Kriegsgefährten brüderlich zusammenhielten. Josef war erst dreizehn Jahre alt, als er schon seinen ersten Waffengang antrat. An der Seite seiner Volksgenossen, die der englischen Fahne folgten, focht er am Georgsee mit gegen die Franzosen. „Es war“, erzählte später ein Augenzeuge, „ein furchtbarer Kampf. Die Hagelkörner können nicht dichter vom Himmel fallen, als damals die Kugeln daherflogen.“ „Es war“, berichtet ein

anderer, „der fürchterlichste Tag, den meine Augen je gesehen haben, ein Tag, da man nichts als Donner und Blitz und Rauchsäulen wahrnahm.“ Kein Wunder, daß dem Indianerknaben alle Glieder bebten und er sich an einem Gesträuch festhalten mußte, um nicht zu Boden geworfen zu werden. Aber er hielt tapfer stand und gewöhnte sich nach und nach so an das Getöse des Kampfes, daß ihm die Trommelwirbel und das Geschmetter der Trompeten die herrlichste Musik zu sein dünkten.

Inzwischen traten friedlichere Zeiten ein, und Josef Brant wurde vom englischen General, Sir William Johnson, der auf den tapfern Burschen aufmerksam geworden war, in eine Erziehungsanstalt getan, die man für Indianerknaben errichtet hatte. Hier lernte er lesen, schreiben und einigermaßen Englisch sprechen. Aber das Anstaltsleben war nicht nach seinem Geschmack und er kehrte sobald als möglich wieder zu den Wigwam seines Volks zurück. Doch er hatte soviel gelernt, daß er einem Missionar, der sich unter den Mohikanern niedergelassen hatte, als Dolmetscher gute Dienste leisten konnte.

Der Friede im Lande hielt indes nicht an. Kaum war der Krieg mit den Franzosen beendigt, da brach ein wilder Aufstand aus, indem sich mehrere Indianerstämme unter der Führung des Häuptlings Pontiak gegen die Engländer erhoben. Die Mohikaner blieben jedoch ihren englischen Verbündeten treu, und Brant, der nun zum jungen Mann herangewachsen war, ließ alles stehen und liegen und zog mit seinem Gönner Johnson in den Krieg. Mehr und mehr gewann er die Zuneigung seines Vorgesetzten, der ihn schließlich in seiner unmittelbaren Nähe behielt und ihn mit Verwaltungsgeschäften unter den Indianern betraute.

Einige Jahre später, nachdem er eine Häuptlingstochter geheiratet und diese seine Gattin wieder durch den Tod verloren hatte, schloß er sich dem Missionar Dr. Stewart an und half diesem das englische kirchliche Gebetbuch und verschiedene Teile der heiligen Schrift in die Sprache der Mohikaner übersetzen. Diese Arbeit sowie der Unterricht, den er vom Missionar empfing, machte einen so tiefen Eindruck auf den jungen Mann, daß er sich von ganzem Herzen Gott ergab und Mitglied der anglikanischen Kirche wurde.

Aus dieser friedlichen Tätigkeit riß ihn jedoch wieder der Krieg. Im Jahre 1775 erhoben sich die Kolonialstaaten gegen England und suchten sich ihre Unabhängigkeit zu erkämpfen. Brant war nicht im Zweifel, auf wessen Seite er sich zu stellen hatte. Er hielt nach wie vor treu zu den Engländern, obschon ihm von vielen davon abgeredet wurde. Dies geschah auch von seinem ehemaligen Lehrer, den er aber daran erinnerte, wie er selbst ihn gelehrt habe zu beten, Gott zu fürchten und den Könic
Auch während des langen Krieges, in dem es nicht an G
samkeiten fehlte, verleugnete er sich nicht als Christ.

trat er der üblichen Grausamkeit seiner Volksgenossen in der Behandlung der Kriegsgefangenen entgegen; manchen Wehrlosen schützte er vor Mißhandlung und qualvollem Tod. So erfuhr er eines Tages, daß einer seiner Krieger ein kleines Kind fortgeschleppt habe. Sofort schickte er einen Eilboten hinter ihm drein, der ihm das Kind wieder abnahm und es seiner Mutter zurückbrachte. Ein andermal gebot er seinen Leuten, eine gefangene Frau und ihre Kinder mit seinen Kriegsabzeichen zu versehen, zum Zeichen, daß sie unter seinem Schutze ständen und von den wilden Kriegern nicht mißhandelt werden dürften.

Als der Krieg endlich vorüber war, ließ sich Brant mit seinem Stamme, dessen Oberhäuptling er inzwischen geworden war, auf einer Reserve nieder, dessen Gebiet ihm die Regierung zur Ansiedelung in Kanada zugewiesen hatte. Hier hat er sein Volk als Christ mit Weisheit und Milde geleitet und zu heben gesucht. So hielt er es z. B. mit allem Ernst zum Ackerbau an und sah darauf, daß die Mohikaner ihre Kinder zur Schule schickten und ihnen eine gründliche Erziehung zuteil werden ließen. Besonders aber kämpfte er mit aller Macht gegen das schreckliche Laster der Trunksucht, dem er so viele seines Volkes zum Opfer fallen sah. Seinen Bemühungen war es auch zu danken, daß in der Nähe von Brantford die „alte Mohikanerkirche“ erbaut wurde. Sie war das erste evangelische Gotteshaus, das in Ontario errichtet wurde. Bemerkenswert war das schöne, silberne Abendmahlsgerät, das seinerzeit die englische Königin Anna im Jahre 1711 Brants Großvater und einigen andern Häuptlingen bei ihrem Besuch in England verehrt hatte.

Auch Josef Brant hielt sich zweimal in England auf, und obwohl er hier mit den höchsten Ehren empfangen wurde, blieb er doch immer der bescheidene Mann, der sich in keiner Weise über seine Volksgenossen erhob. Als er schon ziemlich bei Jahren war, entschloß er sich, noch einmal an die Uebersetzung der Bibel zu gehen und soll, wie man erzählt, die Absicht gehabt haben, zu dem Zweck noch die griechische Sprache zu erlernen. Sein Plan scheint indes nicht zur Ausführung gekommen zu sein.

Er starb, wie schon gesagt, vor hundert Jahren, aber die Nachkommen seiner Krieger leben noch heute in der Reserve bei der Stadt Brantford. Sie sind trotz ihrer kriegerischen Vergangenheit ein ruhiges und harmloses Völklein und haben, wie das schon ihr großer Häuptling anstrebte, mit der Zeit in vielem die Lebensart ihrer weißen Nachbarn angenommen. Bemerkenswert ist, daß der erste ausländische Bibeldruck, den die Britische Bibelgesellschaft im Jahr ihrer Gründung 1804 veröffentlichte, das Evangelium Johannis in Mohikanisch und Englisch war. Heutzutage verstehen die meisten der noch lebenden Mohikaner mehr oder weniger Englisch, und so ist kein eigentliches Bedürfnis mehr für mohikanische Bibelteile vorhanden.

Die Bekehrung von zwei Rabbinern.

Vor einiger Zeit, erzählt der Judenmissionar Bergmann im „Sonnenaufgang“ (Dez. 1907), wünschte eine Dame in England Hebräisch zu lernen, um das Wort Gottes in der Ursprache lesen zu können. Sie fragte in einer Lokalzeitung nach einem Lehrer und kam dadurch in Unterhandlung mit dem Rabbiner von Exeter, der sich anbot, den Unterricht zu übernehmen, aber aufs höchste erstaunt war, daß eine christliche Dame Hebräisch lernen wollte.

Nach den Gesetzen des Talmud ist einer Frau das Studium des Wortes Gottes untersagt; es heißt da: jeder, der seine Tochter das Gesetz lehrt, tut dasselbe, als wenn er sie lügen lehrt. Umso größer war das Erstaunen des Rabbiners, daß diese Dame die heilige Schrift hebräisch lernen wollte; aber der hohe Lohn, den sie ihm für den Unterricht bot, zerstreute seine Bedenken, nur machte er die eine Bedingung aus, daß sie nie etwas vom Christentum erwähnen sollte.

Einige Wochen und Monate hindurch ging alles gut. Die Dame war eine gelehrige Schülerin und konnte bald täglich in den Psalmen lesen; aber als wahre Christin wurde in ihr das Verlangen immer mächtiger, ihrem Lehrer etwas von dem Evangelium sagen zu dürfen. Als sie an den 110. Psalm kamen, bat sie den Rabbiner, ihr doch zu erklären, warum im 1. Vers zwei verschiedene Worte für „Gott“ gebraucht sind, nämlich „Jehova“ und „Adonai“. „Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße lege.“ Da wurde der Rabbiner zornig und sagte, wenn sie noch ähnliche Fragen stellen würde, wolle er sofort mit dem Unterricht aufhören. Nun blieb ihr nichts übrig, als in treuer Fürbitte täglich für ihren Lehrer einzustehen und bat mich, Mittwochs, wenn die Stunde sei, ihrer noch besonders im Gebet zu gedenken, auf Grund von Matth. 18, 18.

So vergingen mehrere Wochen, als mich die Dame bat, ihr ein Exemplar meiner Uebersetzung des Alten Testaments zu senden; sie wolle es dem Rabbiner schenken. Ich tat es. Nach einigen Tagen erhielt ich einen schönen hebräischen Brief, worin mir der Rabbiner sehr für die Uebersetzung, die dem hebräischen Original von allen deutschen und englischen Uebersetzungen am ähnlichsten sei, dankte. Das ermutigte mich sehr.

Als ich den Brief las, hätte ich ihm am liebsten gleich ein hebräisches Traktat, das die modernen jüdischen Anschauungen mit denen des Alten Testamentes vergleicht, zugesandt. Aber ich dachte an die Bedingungen, die er seiner Schülerin gestellt hatte und hielt noch damit zurück, bat aber den Herrn, mir doch einen Weg zu zeigen. Nach vier Wochen erhielt ich

einen Brief mit der Bitte des Rabbiners, ihm gerade dieses Heftchen zu senden. Ich habe kaum je eine wörtlichere Gebetserhörung erlebt, denn ich vermutete gar nicht, daß er überhaupt etwas von dem Vorhandensein des Büchleins ahnte. Voll Freude sandte ich ihm das Gewünschte und betete, daß es Segen bringen möchte.

Einige Zeit verging, als ich eine Einladung erhielt, in Exeter eine Zusammenkunft und im Anschluß daran eine Gebetsstunde für Israel zu leiten. Zwei Versammlungen für Nachmittag und Abend waren festgesetzt. In der ersten beteten wir, daß der Rabbiner doch zur Abendversammlung kommen möchte.

Kaum hatte die Abendstunde begonnen, als sich plötzlich die Türe öffnete und zum größten Erstaunen von allen Anwesenden der Rabbiner hereinkam und sich möglichst versteckt in eine Ecke setzte. Nach dem Schluß sprach ich mit ihm, und er bat mich, ihn doch in seiner Wohnung zu besuchen. Fast die ganze Nacht hindurch sprachen wir miteinander über verschiedene messianische Weissagungen.

Ich war gebeten worden, einige Tage im Hause der Dame zu bleiben, die die Schülerin des Rabbiners war, und lud mir den Rabbiner dorthin ein, auch verabredeten wir oft gemeinsame Spaziergänge. Ich glaube, daß der Herr diese Stunden des Beisammenseins segnete, denn zwischen uns entstand bald ein herzliches Verhältnis.

Bald danach bat er mich, eine jüdische Bibel an seinen Bruder in Rußland zu senden, und die Folge davon war die Bekehrung seines Bruders, der nun im Dienst der Judenmission in Wilna (Rußland) arbeitet.

Der Rabbiner von Exeter behielt vorläufig seine Stellung an der Synagoge noch bei. Als es aber verlautete, daß er freundschaftliche Beziehungen zu den Christen hege, stießen ihn seine Volksgenossen aus. Er kam nach London und hatte dort um seines Glaubens willen viel zu leiden. Er kam so herunter, daß er mit Pfennig-Artikeln von Haus zu Haus hausieren gehen mußte. Der Herr ebnete ihm dann den Weg nach Kanada, wo er seinen Glauben offen bekannte und durch die Taufe in die christliche Kirche aufgenommen wurde. Jetzt arbeitet er als Evangelist unter den Juden in Toronto.

Der untenstehende Brief, den ich vor einigen Tagen erhielt, ist das Letzte, was ich von ihm hörte. Ich danke Gott, daß er durch seine Gnade meinen geringen Dienst so überreich gesegnet hat. Zugleich mit diesem Brief erhielt ich ein Schreiben aus der Schweiz, worin mir 31 Adressen von Rabbinern, Professoren und anderen einflußreichen Juden angegeben wurden, denen ich jüdische Bibeln und andere christliche Literatur senden sollte. Obgleich ich meine eigentliche Arbeit im Judenviertel von Ost-London habe, darf ich auf diese Weise bis an die Enden der Erde für den Herrn arbeiten.

Der Brief des Rabbiners in Toronto lautet gekürzt:

2. Juli 1907.

Lieber Herr Bergmann!

Es ist mir unmöglich auszusprechen, welch unermeßlichen Segen mir der Herr seit meinem Austritt aus der Synagoge geschenkt hat. Ich möchte Sie bitten, mir Traktate und jüdische Bibeln zur Verteilung unter den Juden zu senden; es gibt nämlich viele, die, wenn ich ihnen aus der Bibel vorlese, behaupten, das stünde gar nicht darinnen. Wenn ich ihnen aber Kapitel und Vers angeben kann, so glauben sie.

Sie werden sich freuen, zu hören, daß ich den Heiland vor vielen versammelten Juden, oft vor 4—500 Zuhörern verkünden darf. Sie lauschen immer mit großem Interesse. Bei einer Gelegenheit konnte ich einem jüdischen Gefangenen die jüdische Bibel geben, die mir Frau S. einst schenkte, und er war überglücklich und dankbar. Ein anderer Jude liest ebenfalls das Wort Gottes täglich; jedesmal wenn ich ihn sehe, kommt er mit Tränen in den Augen auf mich zu und dankt mir für den großen Segen, den er durch das Lesen „des Wortes von Jehova" gehabt hat.

In Jesu eng verbunden, Ihr X. Y.

Ueberall auf der ganzen Erde wächst unter den Juden das Verlangen nach dem Brot des Lebens. Unser Heiland sagt uns: „Gebt ihr ihnen zu essen." Aus dem Industriebezirk Bethuel Green schreibt mir ein Mitarbeiter: „Im Gegensatz zu früheren Jahren, wo die Juden dem Evangelium gegenüber immer voll Widerspruchsgeist waren, kommen sie jetzt wirklich mit großem Interesse zu den Versammlungen. Wir haben wirklich Ursache, dem Herrn sehr dankbar zu sein." Ein anderer Mitarbeiter, der in Southampton unter den nach Amerika und Afrika auswandernden Juden arbeitet, bittet ebenfalls um viele Bücher zum Verteilen. Gott sei Dank, der Herr erweckt auch seine Christenheit immermehr zur Mitarbeit an den unter ihnen wohnenden Juden.

Licht aus der Finsternis.

In Apulien liegt ein freundliches Städtchen Ginosa, dessen Markung zum großen Teil als altes Erbgut im Besitz der Königin Mutter von Spanien sich befindet. Dort wurde der Wahlspruch der Waldensi
„Das Licht scheint in der Finsternis" zur Wahrheit, als i
tistenvereinigung das Medium die Weisung erteilte, in

zu forschen, mit der Versicherung, daß man dort und nicht in der katholischen Kirchenlehre die wahre Religion finde. Die der Sitzung Anwohnenden wußten nichts von einem Evangelisationskomitee und kannten nicht die Adresse einer evangelischen Gemeinde, aber als überzeugte Spiritisten suchten sie sich wenigstens ein Neues Testament zu verschaffen. Dies gelang ihnen, und zu viert fingen sie an, die Bibel zu lesen und ihren Inhalt mit der Lehre und Uebung der katholischen Kirche zu vergleichen. Bald wurde es ihnen klar, daß sich das Papsttum in wesentlichen Punkten von der ursprünglichen Kirche entfernt habe. Aber auch die Priester waren auf die Bibelleser aufmerksam geworden und eröffneten gegen sie einen Feldzug mit Verdächtigungen und Verleumdungen. Diese Verfolgung diente aber nur dazu, jene vier Männer und ihre Anhänger ganz von der Kirche zu trennen. Ohne daß sie irgend welche Bräuche und Ordnungen evangelischer Gemeinden kannten, machten sie sich auf Grund der neutestamentlichen Schriften eine eigene Liturgie zurecht, nach welcher die Hausväter selbst ihre Kinder tauften, und in derselben Weise leiteten sie auch Begräbnisfeierlichkeiten.

Durch einen Bibelboten erfuhr die kleine Gemeinde endlich den Namen des Waldenserpfarrers Mariani in Bari, der sich nicht lange bitten ließ, nach Ginosa zu kommen, sondern dort, unterstützt von seinem Tochtermann, dem Rechtsanwalt Lo Re, eine Reihe von Vorträgen hielt. Der Erfolg der Bemühungen besteht darin, daß die Erweckten in Ginosa am 27. Januar letzten Jahres auf eigene Kosten einen gemieteten Betsaal für die regelmäßigen Versammlungen eröffneten. Aus dem „Spiritistenverein" ist nun ein „Evangelischer Verein" geworden, in welchem von den Mitgliedern der Glaube ans Evangelium gefordert wird, aber vom Spiritismus nicht mehr die Rede ist. Das Medium hat seine Tätigkeit eingestellt, und sein Zeugnis erinnert an jene wahrsagende Magd in Philippi, die Paulus und seinen Freunden nachfolgte und rief: „Diese Menschen sind Knechte Gottes des Allerhöchsten, die euch den Weg der Seligkeit verkündigen."

(Nachrichten über die Ausbreitung des Evangeliums in Italien.)

Wer sucht, der findet.

Eines Tages kam eine junge Japanerin in ihrer Lektüre an das Wort „Schöpfer", kannte aber seine Bedeutung nicht. Sie nahm das Wörterbuch zur Hand und las: „Schöpfer: einer, der etwas ins Dasein ruft," wurde aber dadurch nicht viel klüger. Nun schlug sie in einem großen Wörterbuch nach und fand: „Schöpfer, einer, der etwas ins Dasein

ruft, ein Name, der Gott beigelegt wird, welcher alle Dinge gemacht hat." Diese Erklärung versetzte sie in die größte Aufregung, denn nie hatte sie von einem solchen Gott gehört. Der Gedanke an den Gott, der alles geschaffen haben soll, beschäftigte sie Tag und Nacht. Sie sah am Abend die Sterne an und sagte sich: „Dieser Gott muß alle diese vielen Sterne geschaffen haben." Die Sonne und sogar die Bäume schienen ihr zuzurufen: „Gott hat uns gemacht!" Sie ging in den Tempel, betrachtete das Bild Buddhas und sprach bei sich selbst: „Du warst es nicht, Buddha, denn ich habe noch nie gehört, daß du irgend etwas geschaffen hast."

Doch das junge Mädchen sollte bald das Rechte finden. Als sie nach Tokio kam, sagte eine alte Frau, die in demselben Hause wohnte, zu ihr: „Taschi," — so hieß das Mädchen — „ich gehe jetzt zu einer Versammlung; komm mit mir."

„Was ist das für eine Versammlung?"

„Das ist eine Versammlung, in welcher man über Gott sprechen hören kann."

„Ach nein," sagte Taschi, „ich wünsche von keinem eurer Götter zu hören. Ich habe meinen eigenen Gott; wenn ich nur wüßte, wo er ist."

Endlich entschloß sie sich doch, mitzugehen. Der Missionar öffnete die Bibel und las: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde." Taschi war auf das äußerste erregt. „Ei," sagte sie, „dies ist ja der Gott, welchen ich suche;" und sie wurde so unruhig, daß sie kaum sitzen bleiben konnte, so drängte es sie zu fragen: „Wo ist er?" Als die Versammlung geschlossen war, eilte sie zu dem Missionar und sagte: „Sagen Sie mir, wo ist dieser Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat?" Der Missionar war gern bereit, sie zu unterweisen; und ihre Wißbegierde wurde dadurch gestillt. Sie kam auch zur nächsten Versammlung und vernahm das große Wort: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben."

Wiederum tat sich durch dieses Wort eine neue Welt für Taschi auf. Ein Gott der Liebe! Das war etwas Unerhörtes für sie. Ihre Götter waren Götter des Hasses; aber dieser Gott gab selbst seinen Sohn. Welche Liebe!

Bald kam Taschi zur rechten Erkenntnis. Weil sie suchte, so fand sie auch. Sie ist jetzt eine Lehrerin, die auch anderen zur Erkenntnis des Heils verhilft.

Kleine Mitteilungen.

Ein Bibelmuseum. Hoch über dem Lärm und Treiben der großen Weltstadt London liegt eines der bedeutsamsten Zimmer der Hauptstadt, ein schöner, feierlich stiller Raum, die Bibliothek der Britischen Bibelgesellschaft, wo diese ihre größten Schätze sammelt, auch immer neue hinzufügt. Da fesselt zuerst eine altertümliche Rolle aus Schafhäuten die Aufmerksamkeit. Diese Rolle enthält die fünf Bücher Mose im Hebräischen, die Dr. Wright, der Verwalter der Bibliothek, in einer Synagoge nahe bei Damaskus erstanden hat. Die hebräischen Schriftzeichen sind auf der geglätteten Seite der Schafhaut schön und deutlich geschrieben. Sechzig Schafhäute brauchte man, um nur einen Band herzustellen, und jetzt kann man ein ganzes Testament für 10 Pfennige kaufen. Wieviel Mühe und Geschicklichkeit muß die Herstellung dieses Buches gekostet haben! — Wir betrachten ein andres Buch aus Borkenrinde, kein Bibelbuch, aber ein Buch, das den Eingeborenen von Sumatra heilig war. Es ist in der Battasprache geschrieben und enthält die Beschreibung der heidnischen Gebräuche ihres Götzendienstes. Daneben liegt das Evangelium des Markus in der Palisprache, wie sie auf Ceylon gebräuchlich ist. Mit einem scharfen Instrument sind die Buchstaben in Platanenblätter geritzt und mit Kohle übermalt, um sie leserlich zu machen. — Hier ist eine Bibelhandschrift, die unsere besondere Teilnahme erregt, denn man sagte, sie habe Philipp Melanchthon zugehört. Es ist eine lateinische Bibel, reich geschmückt mit verzierten Anfangsbuchstaben, mit Randbemerkungen in winzig kleiner Schrift. Des Gegensatzes wegen liegt eine Seite aus dem Koran daneben, die aussieht, als ob gemalte Insekten das Pergament bedeckten. — In den Fächern an den Wänden entlang stehen die englischen Bibeln, dann folgen die europäischen aller Länder, und zuletzt Bibeln in jeder nur verständlichen Sprache der Erde.

Man hat festgestellt, daß es jetzt 520 Uebersetzungen der heiligen Schrift gibt, darunter sind sechs, welche aus alter Zeit stammen, 16 sind Uebersetzungen in Sprachen europäischer Völker, und 496, also fast 500, sind von Arbeitern der neueren evangelischen Mission gefertigt. Selbst in dem bücherarmen Afrika wird jetzt die heilige Schrift in den Sprachen der Eingeborenen verbreitet. In Uganda wurden in einem Jahre 1136 Bibeln, 4226 Neue Testamente und 13 486 einzelne Evangelien-Bücher verkauft.

Bibelverbreitung. In China hat die Britische Bibelgesellschaft im letzten Jahr über eine Million heiliger Schriften durch ihre Bibelboten abgesetzt und zwar vielfach in Distrikten, wohin bis jetzt noch nie ein Missionar gekommen war. Bibelniederlagen befinden sich jetzt im ganzen Reich an allen Hauptorten des Landes. — Sehr ungünstig haben sich in neuerer Zeit die Verhältnisse in Persien für die Bibelverbreitung gestaltet. Zwar hat der persische Herrscher neuerdings eine Verfassung unterzeichnet, wonach u. a. die bisherigen Rechte der mohammedanischen Priesterschaft eingeschränkt und Gewissensfreiheit, Lehr- und Preßfreiheit zugestanden worden sind; aber

es sind auch infolge dessen allerlei Schwierigkeiten mit dem Parlament und dem Ministerium entstanden, und zugleich wird die Einführung von persischen Bibeln und Bibelteilen im Land aufs strengste untersagt. — Aehnliche Schwierigkeiten erheben die türkischen Behörden in Albanien, wo die Britische Bibelgesellschaft seit Jahren ein dankbares Feld ihrer Wirksamkeit gefunden hat. Obschon die für Albanien bestimmten Bibeln teilweise in Konstantinopel mit Erlaubnis der türkischen Regierung gedruckt werden, haben die Behörden kürzlich den Versand dahin dadurch unterdrückt, daß sie eine Kiste mit heiligen Schriften einfach konfiszierten. — Um den Tausenden von eingewanderten Chinesen im malayischen Hinterindien die heilige Schrift in die Hand zu geben, hat die Britische Bibelgesellschaft neuerdings beschlossen, das Neue Testament in „Baba"-Malayisch drucken zu lassen, einem malayischen Idiom, dessen sich die eingewanderten Chinesen bedienen und unter denen verschiedene Missionen in Malakka Gemeinden gesammelt haben.

Bücheranzeigen.

Spurgeon, C. H. **Ich fand, den meine Seele liebt.** 35 Predigten über das Hohelied. Uebersetzt von H. Liebig. 382 S. Kassel. J. G. Oncken Nachfolger.
brosch. Mk. 3.50. | geb. Mk. 4.

Das von vielen so verschiedenartig beurteilte Hohelied Salomonis hat dem von Gott gesalbten Spurgeon den Text zu mehr als 80 Predigten geliefert, wovon 35 die vorliegende Sammlung in deutscher Uebersetzung enthält. Spurgeon dachte sehr hoch über den inneren Wert des Hohenliedes: denn während er auf jedem Blatt der Bibel des Heilandes Angesicht sah, entdeckte er hier Sein Herz und Seine Liebe zu Seiner Brautgemeinde. In diesem Sinn hat er auch in den vorliegenden Predigten die verschiedenen Texte behandelt und das geistliche Leben der Christen in seinen verschiedenen Phasen beleuchtet.

Johann Heinrich Wichern. Ein Gedenkblatt zur 100jährigen Wiederkehr seines Geburtstages (21. April 1808). Von Pfr. D. P. Grünberg. Straßburg i. E. Buchhandlung der Evang. Gesellschaft. 20 Pf. In Partien von 20 an 15 Pf.

Eine ansprechende, volkstümliche Schilderung des Lebens und Wirkens Wicherns, den man mit Recht den Vater der innern Mission nennt und dessen Andenken das Schriftchen unter dem Christenvolk wieder auffrischen möchte.

Das Wort des Heils. Eine volkstümliche Auslegung der Bücher des Neuen Testaments. Herausgegeben von H. Josephson, Pastor in Klein-Oschersleben. Agentur des Rauhen Hauses. Hamburg.

Von diesem Bibelwerk, das in 4 Serien mit je 5 Heften herausgegeben wird und wovon jedes Heft in sich abgeschlossen, ein Buch des Neuen Testaments umfaßt und einzeln käuflich ist, sind bis jetzt 5 Hefte als I. Serie erschienen:

Evang. Matthäus.	Ausgelegt von P. Studemund.	90 Pf.
Evang. Lukas.	" " " M. Ulbrich.	75 Pf.
Römerbrief.	" " " H. Meinhof.	75 Pf.
Die beiden Briefe Petri.	" " " Dr. W. Busch.	75 Pf
Phil. u. Kolosserbrief.	" " " A. Cordes.	50 Pf.

Diese Auslegung ist für die weitesten Kreise bestimmt, besonders für alle nicht theologisch gebildeten Leser der hl. Schrift, die in das Verständnis des Wortes Gottes eindringen möchten. So läßt sich z. B. dieselbe sehr wohl bei der Hausandacht verwerten, sowie zur Vorbereitung für Unterrichtszwecke. Jedes Buch ist in zusammenhängende Abschnitte eingeteilt, an deren Spitze der Hauptinhalt kenntlich gemacht ist. Dann folgt die möglichst schlichte und verständliche Auslegung und am Schluß jedes Abschnittes eine kurze, klare Zusammenfassung des Hauptinhaltes desselben.

Lehr und Wehr fürs deutsche Volk. Eine Sammlung von volkstümlich-wissenschaftlichen Abhandlungen. Ebenda. Heft 25—30 à 10 Pf.

Obige 6 Hefte behandeln: Zur Einführung ins Neue Testament. Die Abstammung des Menschen nach Hypothese und Wissenschaft. An der Grenze zweier Welten. Erbliche Belastung und sittliche Befreiung. Kolonialbesitz und Christenpflicht. Wie kann das Gott zulassen?

Diese Schriftchen sind aus der Not und dem Bedürfnis der Zeit heraus geschrieben und wollen dazu helfen, manchem Fragenden und Zweifelnden eine sichere, dem Geist des Christentums entsprechende Antwort zu geben.

Glauben und Wissen. Blätter zur Verteidigung und Vertiefung der christlichen Weltanschauung. VI. Jahrg. Heft 1 u. 2. Von Dr. phil. E. Dennert. Stuttgart, Max Kielmann. Vierteljährlich Mk. 1.50.

Wie schon früher, möchten wir auch auf den neuen Jahrgang dieser auf dem Standpunkt des biblischen Christentums stehenden Monatsschrift empfehlend hinweisen. Sie bietet viel und tritt mannhaft für die christliche Weltanschauung ein.

Benjamin Schmolck, der schlesische Liederdichter. Ein Lebensbild aus den Tagen der Gegenreformation für unsere Zeit, von Karl Kobe. Stuttgart 1907. Buchhandlung des deutschen Philadelphiavereins. brosch. 90 Pf. | geb. Mk. 1.20.

Kurze Passionsandachten und Texte für Ostern und Himmelfahrt. Neu bearbeitet nach Benjamin Schmolcks Passionsseufzern. Karlsruhe. Druck und Verlag von J. J. Reiff. 1902. (Mit einem Bild der Kreuzigung von W. Steinhausen.)

Die genannten Schriften, von Reallehrer a. D. Karl Kobe herausgegeben, sind trefflich geeignet, uns mit dem Leben und Wirken des berühmten Sängers unserer evangelischen Kirche, sowie — dies bezieht sich auf die zweitgenannte Schrift — mit seinen erbaulichen Schriften in Prosa näher bekannt zu machen. Das Lebensbild von Benjamin Schmolck zeigt uns die Wunderwege, auf denen der Dichter unter den Drangsalen der Zeit der Gegenreformation eine so glaubensstarke und leidenswillige Heldenseele geworden ist, wie sie uns in seinen klassischen Kirchenliedern entgegentritt. Die erste Schrift ist durchzogen von Citaten aus Schmolck's poetischer und prosaischer Literatur, freilich nicht immer in klassischer Form, sondern öfters im schwulstigen Stil seiner Zeit.

Die Andachten der zweiten Schrift stammen nur teilweise von Schmolck, nämlich die Passionsseufzer. Lied, Schriftwort und kurzes, aber glaubensinniges und liebewarmes Gebet bilden miteinander ein erweckliches und erbauliches Ganze, sehr geeignet zur gründlichen Aneignung der ganzen Leidensgeschichte Jesu Christi. Die Oster- und Himmelfahrts-Andachten, vom Herausgeber Karl Kobe verfaßt, atmen in derselben Gestalt Glaubensgeist.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel von P. Steiner.

In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Kober, C. F. Spittlers Nachfolger) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

1908. — Nr. 2.

Inhalt.

Gottes Wort auf den Neuhebriden.

Die Neuhebriden gehören zu den Oertern der Erde, wo einst das Heidentum in schauerlichster Weise seine Todesschatten über das ganze Leben ihrer Bewohner geworfen hat. Und doch ist es auch da mit der Zeit helle geworden und die finstere Macht des Heidentums ist durch die Leuchte des Evangeliums verbannt worden.

Es sind drei Inselgruppen, die man in der Südsee zu den Neuhebriden rechnet und auf denen etwa 85 000 Melanesier wohnen. Die Zahl der Inseln und Inselchen ist eine sehr bedeutende, aber nur vierzehn davon sind über eine deutsche geographische Quadratmeile groß. Die meisten von ihnen sind vulkanischen Ursprungs und wegen des feuchtheißen Klimas höchst ungesund. Soweit die Bevölkerung nicht christianisiert ist, kommt auch heute noch Kannibalismus auf den Inseln vor und die Missionsgeschichte weiß dort von manchem Märtyrer zu erzählen, der von den kriegerischen Insulanern erschlagen wurde. Die Bewohner mancher Inseln, besonders die der südlichen Gruppe, wo z. B. der bekannte Dr. John Paton seiner Zeit arbeitete, sind heute für das Christentum gewonnen und bilden christliche Gemeinwesen mit neuer Lebensordnung, und es hat sich auch da gezeigt, daß das Wort Gottes selbst unter den gesunkensten Völkern nicht nur neue Menschen, sondern auch vollständig neue Lebensv
zu schaffen vermag.

Ein Beispiel davon ist die Insel Efate,
gehört. Hier hat die Mission der Presbyteria

unter den wilden Bewohnern das Evangelium zu pflanzen gesucht, sodaß man heute nur noch von vergangenen Tagen des Heidentums reden kann. Schon im Jahr 1889 erhielt die Bevölkerung das Neue Testament in ihrer Sprache, und kürzlich hat der alte Missionar Macdonald auch die Uebersetzung des Alten Testaments durch den Druck geführt. Welchen Wandel aber die Predigt des Evangeliums auf dieser Insel herbeigeführt hat, das lassen wir uns am besten von demselben Missionar Macdonald erzählen. Er schreibt hierüber:

Wenn man sich eine klare Vorstellung machen will von dem, was die Bibel unter den Bewohnern der Neuhebriden ausgerichtet hat, so muß man sich zuerst an den Zustand erinnern, in dem sich die Leute befanden, ehe sie mit dem Worte Gottes bekannt wurden. Als ich vor 36 Jahren die Inseln zum erstenmal betrat, da waren ihre Bewohner sämtlich Kannibalen der versunkensten Art, ja vielleicht die verkommensten Menschenkinder in der ganzen Südsee. Wahrscheinlich bewohnten ihre Vorfahren schon vor Christi Geburt diese Inseln, und da sie von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten waren, so sanken sie so tief, wie überhaupt nur ein menschliches Wesen sinken kann. In diesem verkommenen Zustand trafen wir sie bei unserer Ankunft an. Dessenungeachtet fanden sich bei diesen Wilden gewisse Charakterzüge, die man in solcher Umgebung nicht erwartet hätte. So waren sie z. B. im Verkehr unter einander äußerst höflich. Aber das hatte seinen guten Grund; denn taten sie das nicht, so riskierten sie ihr Leben. Sie waren auch von einer gewissen Liebenswürdigkeit, denn wenn sie uns auch am Anfang als Europäer und Fremde nur ungern aufnahmen, so sind sie doch jetzt, da sie uns kennen, das liebenswürdigste und anhänglichste Volk, das sich denken läßt. Während sie in der ersten Zeit, wenn es darauf angekommen wäre, uns ohne Bedenken ums Leben gebracht hätten, sind sie jetzt bereit, ihr Leben um Christi und seines Reiches willen dahinzugeben.

Für Europäer ist es außerordentlich schwierig, solche Eingeborenen, wie wir sie auf den Südsee-Inseln finden, nach ihrer ganzen Art und Denkweise zu verstehen, und dasselbe ist der Fall bei ihnen gegenüber uns als Ausländern. Vor allem darf man nicht vergessen, daß der Missionar hier ganz andere Verhältnisse vorfindet als in Indien und China. In diesen Ländern trifft er eine uralte Zivilisation an, Bildungselemente, an die er mit seiner Missionsarbeit anknüpfen kann. Es existiert hier eine umfangreiche einheimische Literatur, die ihn lehrreiche Blicke in die Denkart und das Gemütsleben des betreffenden Volkes tun läßt. Auf den Neuhebriden dagegen besaßen die Eingeborenen bei der Ankunft der Missionare nicht einmal eine Schriftsprache, und es war daher äußerst schwierig, ihre Sprache zu lernen und ihre Anschauungen zu verstehen. Anderseits waren sie ein sehr religiöses Volk, und obschon sie Wilde im eigentlichen Sinn

des Wortes waren, so galt ihnen doch ihre Religion als das Höchste in ihrem Leben. So glaubten sie z. B. durchweg an ein zukünftiges Leben; aber ihre ganze Religion schien keinerlei Zusammenhang mit der Sittlichkeit zu haben. Ein Mann konnte einen noch so schlechten Charakter haben und dabei doch in den Augen seiner Volksgenossen ein frommer Heide sein, wenn er nur die üblichen Opfer und religiösen Ceremonien verrichtete.

Als ich mich unter diesem Volk niederließ, war weder Zivilisation noch Gesetz bei ihm zu finden, oder wenn doch gewisse gesetzliche Vorschriften vorhanden waren, so gab's doch keine eigentliche Obrigkeit, die auf deren Beobachtung hielt. Jeder Eingeborene war offenbar sein eigener Gesetzgeber, sein eigener Regent, Richter und Rechtsvollstrecker. Ferner gabs kein Familienleben, was wir unter einem solchen verstehen. Bei der Verheiratung galten die Frauen nur als Handelsartikel und wurden als Ware taxiert. Eine Frau erbte auch nicht die Hinterlassenschaft ihres verstorbenen Gatten, sondern fiel mit allem, was sie besaß, den Erben zu. Es ist gar nicht zu sagen, welche Zustände der Verwilderung das alles mit sich brachte. Aller Besitz befand sich in den Händen der alten Männer und sie allein waren deshalb imstande, den Kaufpreis für die Frauen aufzubringen. So konnte man Greise, die schon mit einem Fuß im Grabe standen, im Besitz von einem halben Dutzend junger Weiber sehen, während mancher junge, kräftige Mann nie dazu kam, sich eine Frau zu erwerben. Lief dann ein solcher mit dem Weib eines Alten auf und davon, so rief dieser sofort seine Freunde und Anhänger zu den Waffen. Man forderte zunächst die Dorfbewohner, zu denen sich das Paar geflüchtet hatte, mit drohenden Worten auf, die Flüchtlinge auszuliefern oder aber aufs Schlimmste gefaßt zu sein. Lieferte das Dorf die Unglücklichen aus, so wurden diese getötet und bei einem kannibalischen Festschmaus verzehrt. Weigerten sich die Dorfbewohner, so wurde ihnen der Krieg erklärt und jeder Ortsangehörige — es sei Mann, Weib oder Kind — den man in seine Gewalt bekam, tot geschlagen und verspeist.

In jenen Tagen des finstern Heidentums sah man keinen Mann unbewaffnet einhergehen. Selbst wenn er nur auf seine Pflanzung ging, hielt er in seinen beiden Händen ein Bündel Speere und einige Keulen, während sein Weib ihm mit einer schweren Bürde beladen folgte. Legte er sich zum Schlafen nieder, so lagen seine Waffen dicht neben ihm, so daß er sie bei einem Ueberfall sogleich zur Hand hatte.

Jetzt ist das alles anders geworden, und zwar durch den Einfluß des Wortes Gottes. Das Evangelium hat die einst so wilden und unter beständiger Todesfurcht lebenden Eingeborenen aus den Fesseln des finstern Aberglaubens befreit. Es hat ihnen die Waffen aus der Hand geschlagen und dem beständigen Blutvergießen ein Ende gemacht, sodaß das Leben und das Eigentum des Einzelnen auf diesen Inseln jetzt so sicher ist, wie

irgendwo in der Welt. Jetzt wird keine Frau mehr verkauft, noch gegen ihren Willen verheiratet. Keiner darf auch mehr als eine einzige Frau haben, und er darf sie auch nicht mehr mißhandeln, ohne sofort zur Rechenschaft gezogen zu werden; d. h. er wird, wie sich die Leute ausdrücken, „zum Buch gebracht“. Unter dem Buch aber ist das Neue Testament gemeint.

Hier nur ein Beispiel, das uns zeigt, wie das Wort Gottes die Stellung der Frauenwelt hebt. Als die Bewohner unserer Insel Christen wurden, veranlaßten wir die intelligentesten von ihnen, sich mit ihren Frauen auf der Missionsstation niederzulassen. Hier erhielten sie eine weitere Ausbildung, um dann als Evangelisten unter ihren Volksgenossen arbeiten zu können. Da erschienen eines Tages die Frauen von zweien dieser Christen bei mir und sagten: „Unsere beiden Männer taugen nicht zu dem Berufe eines Lehrers.“ — „Wie so?“ fragte ich. „Nun,“ erwiderten die Frauen, „sie kommen zwar in den Unterricht, lesen die Bibel, singen fleißig alle Kirchenlieder und beteiligen sich an allen Gebetsversammlungen; aber sie wollen sonst keine Arbeit mehr tun, sondern überlassen uns das alles. Was wir aber hier in diesem Buch lesen — sie wiesen dabei auf das Neue Testament, das sie in ihren Händen hielten — zeigt uns, daß solche Männer nicht zu christlichen Lehrern taugen.“ Als ich dann ihre Ehemänner zu mir beschied und mit ihnen über die Sache sprach, waren diese sehr beschämt und versprachen Besserung.

Zu bestimmten Zeiten im Jahr pflegen wir Abendmahlsgottesdienste zu halten. Da war es denn nichts Ungewöhnliches, daß einige Tage vorher etwa 20 bis 30 christliche Ehepaare sich auf meiner Veranda einfanden und wegen der Teilnahme am heiligen Abendmahl mit mir sprechen wollten. Meistens hatten die Frauen irgendeine Klage wider ihre Ehegatten vorzubringen und wollten die Angelegenheit erst ins Reine gebracht wissen, ehe sie miteinander zum Tisch des Herrn gingen. Wir suchten natürlich zwischen ihnen zu vermitteln, fanden aber, daß die Schuld gewöhnlich auf seiten der Männer war. Ich habe überhaupt auf dem Missionsfeld gefunden, daß das Neue Testament vielfach auf das Verhalten zwischen Mann und Weib Bezug nimmt. Ohne Zweifel hat der Apostel Paulus aus seiner Missionserfahrung heraus und vom Geist Gottes geleitet die Ermahnungen geschrieben, die wir in seinem Brief an die Epheser finden. Und in der Tat, ich habe es mit meinen eigenen Augen auf dem Missionsfeld sehen dürfen, wie diese Vorschriften des Neuen Testaments selbst unter einem verkommenen Volke ein besseres Familienleben zustande bringen.

Wir waren unserer drei Missionare, die wir uns vor 36 Jahren unter diesen Insulanern niederließen. Ein vierter folgte uns erst zehn Jahre später. Heute sind die Bewohner der Insel Efate alle Christen,

und zwar Christen von der Art, daß zwischen ihnen und ihrem Missionar das denkbar schönste Verhältnis besteht. Ich weiß von Hunderten, die im Glauben entschlafen sind, und ich glaube zuversichtlich, daß sie zu ihres Herren Freude eingegangen sind und zu der unzähligen Schar gehören, die als Erlöste aus allen Nationen und Zeugen sein Lob verkündigen.

Das Neue Testament in der Efate-Sprache wurde 1889 auf Kosten der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft in Melbourne (Australien) gedruckt, und seitdem befindet es sich in der Hand unserer Eingeborenen. In jedem Dorf haben wir eine Schule errichtet, worin das Volk vornehmlich im Lesen der hl. Schrift unterrichtet wird. Es wird aber auch darauf gesehen, daß die Leute das Wort Gottes verstehen lernen und darnach leben. So ist es gekommen, daß das Neue Testament sozusagen ihr Gesetzbuch, ihre Lebensnorm ist, wonach sie alle ihre täglichen Angelegenheiten und ihr Leben prüfen und einzurichten bemüht sind. Jedes christliche Dorf pflegt aus der Mitte seiner Bewohner einen Häuptling — wir würden sagen einen Dorfschulzen — zu wählen und einige andere angesehene Männer als seine Beiräte; aber obschon der Häuptling der bedeutendste Mann der Ortschaft ist, so darf er doch nicht unumschränkt schalten und walten, wie er will. Hievon ein Beispiel. Eines Tages erschienen die Bewohner eines Dorfes bei mir und berichteten: Der Mann, den wir zu unserm Oberhaupt gewählt haben, handelt nicht, wie wir's von ihm erwarteten. Sein Verhalten ist nicht gemäß dem Worte Jesu, das wir im „Buche" finden. — Ich erkundigte mich darnach und fand, daß die Leute richtig geurteilt hatten und daß ich ihnen recht geben mußte.

Jedes Dorf hat natürlich auch seinen christlichen Lehrer, der ebenfalls großes Ansehen genießt. Aber auch von ihm erwarten die Leute, daß sein Verhalten und Unterricht genau dem Neuen Testament entspricht. Denn Gottes Wort ist bei jenen Leuten die gegebene Norm nicht nur in der Kirche, sondern für ihr Familienleben und das ganze Gemeinwesen. Selbst der Missionar, der sonst der einflußreichste Mann auf der Insel ist, darf sich nicht darüber hinwegsetzen. So sehr er von den Leuten geliebt und geachtet wird und ihr Vertrauen genießt, in Bezug auf sein Auftreten und Lehren ist er bis ins kleinste an die hl. Schrift gebunden. Wollte er es darin nicht genau nehmen, so wäre es bald um seinen Einfluß geschehen; denn die Eingeborenen sind wie Kinder, die gar leicht merken, wenn man's in etwas fehlen läßt. Nur wenn das Leben Christi sich in seinem Leben und Wirken wiederspiegelt, darf er darauf rechnen, daß er Eingang zu den Herzen der eingeborenen Christen findet.

Bei dem großen Einfluß, den so das Wort Gottes auf alle Lebensgebiete der Christen ausübt, kann man der Bibelgesellschaft nicht genug dankbar sein für das, was sie an den Bewohnern der Neuhebriden getan hat, indem sie ihnen die hl. Schrift in die Hand gegeben hat. Und

was diese an den ehemaligen Kannibalen jener Inseln zustande gebracht hat, diesen Umschwung aller Verhältnisse bringt sie auch bei den übrigen Völkern der Welt zuwege. An dem Tage aber, wann die Bibel dieses große Werk der Herzenserneuerung in allen Völkern der Erde vollzogen haben wird, da wird auch die Bibelgesellschaft ihre große Aufgabe in der Welt erfüllt haben.

Die drei ersten Kapitel des Johannes-Evangeliums.

Ein chinesischer Missionar erzählt aus seiner Erfahrung davon, welchen gewaltigen Eindruck das Lesen der drei ersten Kapitel des Johannes-Evangeliums auf einen Chinesen einmal gemacht hat. Dieser Missionar saß eines Tages in seinem Zimmer und war gerade dabei, sich eine Tasse Tee zu bereiten, als ein Chinese bei ihm eintrat. Was diesen veranlaßte, den Missionar aufzusuchen, wird nicht gesagt. Vielleicht wollte er sich nur an ihm reiben. Der Chinese war ein sogenannter Bücherleser, d. h. ein studierter, gebildeter Mann, aber zu gleicher Zeit notorisch ungläubig, ja gottlos. War er doch der Inhaber eines schlechten Hauses ganz in der Nähe. Es entspann sich zwischen dem Missionar und dem Chinesen zunächst eine ganz allgemeine Unterhaltung über das Wetter usw.; dann aber lenkte der Missionar auf eine ganz einfache Weise das Gespräch auf höhere Dinge. Sofort stieß er aber auf Widerstreben bei seinem Gast. Dieser wich dem Gespräch aus, indem er sagte, man könne überhaupt nichts wissen von den Dingen, die außerhalb des Bereiches der Natur und der täglichen Erfahrung lägen. Er selber glaube an nichts, was er nicht sehen noch verstehen könne.

Der Missionar zeigte auf den kleinen Teekessel, der aus der Tülle gerade Dampf auszustoßen begann. „Nun", sagte er, „sieh: hier ist ein ganz einfacher Vorgang, den du siehst und doch nicht verstehen kannst. Ich nehme etwas Spiritus und ein Streichholz, beides ist kalt. Ich streiche das kalte Streichholz an eine kalte Reibfläche, und es flammt auf. Es setzt den Spiritus in Brand. Jetzt berührt die Flamme die Außenseite des Kessels, und die Hitze geht auf irgend eine Weise durch die Kesselwand hindurch und kommt in Berührung mit dem kalten Wasser. Das Wasser fängt an, sich mehr und mehr zu bewegen, bis es, wie wir sagen, kocht. Also das, was kalt war, wird heiß. Und nun verwandelt sich die Flüssigkeit in Dampf und kommt aus der Tülle heraus, erst unsichtbar, dann sichtbar, wie eine weiße Rauchwolke, und jetzt kannst du sehen, wie der Dampf wieder zu Wasser wird und in Tropfen auf die Erde fällt. Du siehst das alles, aber du kannst das alles nicht erklären, obgleich du ein gebildeter Mann bist. Wenn du mir sagen kannst, wie das zugeht,



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Inhalt.

1908.

Nr. 2.

Gottes Wort auf den Neuhebriden.

Die Neuhebriden gehören zu den Oertern der Erde, wo einst das Heidentum in schauerlichster Weise seine Todesschatten über das ganze Leben ihrer Bewohner geworfen hat. Und doch ist es auch da mit der Zeit helle geworden und die finstere Macht des Heidentums ist durch die Leuchte des Evangeliums verbannt worden.

Es sind drei Inselgruppen, die man in der Südsee zu den Neuhebriden rechnet und auf denen etwa 85000 Melanesier wohnen. Die Zahl der Inseln und Inselchen ist eine sehr bedeutende, aber nur vierzehn davon sind über eine deutsche geographische Quadratmeile groß. Die meisten von ihnen sind vulkanischen Ursprungs und wegen des feuchtheißen Klimas höchst ungesund. Soweit die Bevölkerung nicht christianisiert ist, kommt auch heute noch Kannibalismus auf den Inseln vor und die Missionsgeschichte weiß dort von manchem Märtyrer zu erzählen, der von den kriegerischen Insulanern erschlagen wurde. Die Bewohner mancher Inseln, besonders die der südlichen Gruppe, wo z. B. der bekannte Dr. John Paton seiner Zeit arbeitete, sind heute für das Christentum gewonnen und bilden christliche Gemeinwesen mit neuer Lebensordnung, und es hat sich auch da gezeigt, daß das Wort Gottes selbst unter den gesunkensten Völkern nicht nur neue Menschen, sondern auch vollständig neue Lebensverhältnisse zu schaffen vermag.

Ein Beispiel davon ist die Insel Efate, die zur mittleren Gruppe gehört. Hier hat die Mission der Presbyterianer schon seit vielen Jahren

dieses zuerst so sanfte Säuseln die Wogen aufregt und tiefgewurzelte Bäume zerbricht. So ist jeder, der vom Geist geboren ist. Du siehst die Resultate der Arbeit des Geistes Gottes, aber du siehst niemals den Geist selbst. Du kannst nicht sagen, wie er arbeitet, woher er kommt, wohin er geht." Und er erinnerte sich, was der Missionar ihm vom Feuer, Wasser und dem Dampf in dem Teekessel gesagt hatte, und er konnte nur zu sich selber sagen: Sicherlich ist das etwas ähnliches, wie das, was der Lehrer Jesu zu diesem Manne aus den Pharisäern gesagt hat: „Du siehst das Feuer brennen und den Kessel kochen, aber du kannst nicht sagen, warum oder wie. Du siehst den Geist neue Menschen machen, als wenn sie ganz neu geboren wären, aber du kannst nicht sagen, wie."

Und er las weiter: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Das war ja wundervoll. Gott gibt seinen eigenen Sohn, und die Sünder haben Gottes Gaben nur anzunehmen. Und etwas weiter las er, wie das Licht in die Welt gekommen ist, und wie die Menschen die Finsternis mehr liebten denn das Licht, weil ihre Werke böse waren, und da fühlte er, daß das eine ganz genaue Beschreibung von ihm selbst war. Er wollte das Licht nicht sehen. Es machte sein eigenes böses Tun zu klar, und er wollte vor der Wahrheit weglaufen, die ihm sein eigenes böses Herz und Leben zeigte. Da aber, da er seine versprochene Aufgabe beendigte und bis ans Ende dieses 3. Kapitels kam, da las er die herrlichen Worte: „Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben." Wenn das wahr war, dann hatte er ja weiter nichts mehr zu tun, als an diesen Jesus zu glauben, und dann hatte er die wunderbare Gabe des ewigen Lebens. Und das Unglaubliche geschah. Der Chinese sprang aus seinem Bett, fiel auf seine Knie und flehte um Rettung. Er wurde durch das Lesen der ersten drei Kapitel des Johannes-Evangeliums ein treuer Gläubiger. Er gab nicht allein sein altes Leben auf, sondern er verwandelte das bisherige Haus der Schande in eine Stätte des Gebets. (Nach dem Barmer Missionsblatt.)

Johannes Goßner,
ein Zeuge der Wahrheit.

Am 30. März dieses Jahres waren es 50 Jahre, daß der Gottesmann Goßner seine Augen im Tode schloß, nachdem er als ein treuer Zeuge der Wahrheit unzählige Seelen zu Christo hatte führen dürfen. Und sind auch 50 Jahre über seine Grabstätte dahingegangen, so ist doch sein gesegnetes Andenken nicht erloschen; denn in nicht wenigen

Familien hat sich die Wertschätzung Goßners von Großeltern und Eltern auf Kinder und Kindeskinder fortgeerbt. Noch sind auch seine Andachts- und Predigtbücher, die wie wenige aus der Schrift geflossen sind, weitverbreitet und in zahlreichen Häusern im täglichen Gebrauch. Noch steht auch eins seiner Hauptdenkmäler, die Mission, als ein lebendiges Zeugnis davon da, daß er in seiner brennenden Jesusliebe auch den Heiden das Wort Gottes gebracht wissen wollte. Und wie viel hat er sonst noch in seinem Alter an den Seelen nah und fern wirken dürfen, sodaß wir uns gern von der „Biene" seinen Lebenslauf erzählen lassen, um uns wieder das gesegnete Gedächtnis an diesen Gottesmann auffrischen zu lassen.

Johannes Baptista Goßner wurde geboren im Jahre 1773 zu Hausen bei Günzburg im bayrischen Schwaben als zehntes Kind des Bauern Leonhard Goßner und seiner Ehefrau Therese geb. Walch. Seine Eltern waren, wie die ganze Umgebung, katholisch und wandelten schlicht und recht in den Satzungen ihrer Religion. Als der Knabe 10 Jahre alt war, kam ein junger Priester ins Dorf, der auf seine außerordentliche Begabung aufmerksam wurde und ihm zuredete, sich dem geistlichen Berufe zu widmen. Die Eltern freilich wollten anfänglich nichts davon wissen; sie wollten keinen „Herren Sohn" haben, sondern lieber einen tüchtigen Bauersmann aus ihm machen, zumal da sie in der Lage waren, ihm später eine eigene Wirtschaft zu kaufen. Indessen den vereinten Bitten des Sohnes und des Priesters konnten sie auf die Dauer doch nicht widerstehen, und so kam unser Johannes im Jahre 1786 auf das von Jesuiten geleitete St. Salvatorgymnasium in Augsburg. Als neunzehnjähriger Jüngling bezog er mit einem vorzüglichen Reifezeugnis die Hochschule in Dillingen.

Dort hatte er das Glück, zu den Füßen von Männern wie Sailer und Feneberg sitzen zu dürfen, die gleich ausgezeichnet durch Frömmigkeit wie durch Gelehrsamkeit und dabei weitherzig genug waren, auch an der evangelischen Kirche das Gute anzuerkennen. Mit jugendlicher Begeisterung wandte er sich ihnen zu; aber bevor er noch einen tieferen Eindruck von ihnen empfangen konnte, wurden sie durch die Umtriebe der Jesuiten, denen ihre Weitherzigkeit ein Dorn im Auge war, ihres Lehramtes entsetzt. Goßner verließ deshalb Dillingen, um seine Studien in Ingolstadt fortzusetzen, wo er zwar keinen Lehrer fand, der ihm viel Anregung geboten hätte, und keinen Freund, an den er sich hätte anschließen mögen, sich dafür aber um so eifriger in die Bücher vertiefte, so daß er seine theologische Schlußprüfung mit Auszeichnung bestand. Noch ein kurzer Aufenthalt zur Vorbereitung auf die Seelsorge im Priesterseminar zu Pfaffenhausen, das ihm öde und freudelos wie ein Gefängnis vorkam, und dann trat er in dem jugendlichen Alter von 23 Jahren mit frischer Tatkraft und voll heiligen Eifers für das A
er sich erwählt hatte, hinaus ins praktische Leben.

Es war damals eine wunderbare Zeit.
durch die Geister und lockte überall verheißung
Blüten hervor. Auch in der Kirche regte sic
rigen Einöde des Rationalismus flüchtete man

des Evangeliums, und hier und da bildeten sich kleine Kreise von Erweckten, um sich gemeinsam in der Erkenntnis der Gnade des Heilands zu fördern und für seine Ehre zu arbeiten. Selbst die katholische Kirche wurde von dieser allgemeinen Bewegung ergriffen. Noch konnte man mit größerer Freiheit die biblische Wahrheit suchen und verkündigen. Noch konnte man hoffen auf eine Reform an Haupt und Gliedern. Der hierauf abzielende mutige Versuch Kaiser Josephs II. in Oesterreich fand bei vielen gläubigen Katholiken in Deutschland freudige Zustimmung, namentlich bei den jüngeren Geistlichen Schwabens, die aus der Schule Sailers und Fenebergs hervorgegangen waren. Welcher Geist sie beseelte, möge uns das Beispiel eines der Edelsten unter ihnen, des Martin Boos, zeigen. Als junger Priester wurde er an das Sterbebett einer frommen Frau gerufen und hatte sich bemüht, ihr Trost zuzusprechen, indem er ihr zu Gemüte führte, sie könnte doch wohl ohne Angst dem Tode entgegengehen. „Warum denn?“ fragte die Kranke. „Nun,“ erwiderte er, „weil Sie so fromm und heilig gelebt haben.“ Da lächelte die Kranke und sagte: „Wenn ich im Vertrauen auf meine Frömmigkeit dahinstürbe, so würde ich verdammt werden; aber im Vertrauen auf Jesum, meinen Heiland, kann ich allerdings getrost sterben.“ Bei diesen Worten fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, und er erkannte, daß unser einziger Trost im Leben und im Sterben die Gnade unseres Heilands ist, der sich selbst für uns gegeben hat, um in uns Gestalt zu gewinnen. Von Stund an ließ er alle Selbstgerechtigkeit fahren und verkündigte in Wort und Schrift, zur Zeit und zur Unzeit, zu Haus und auf Reisen die Gerechtigkeit, die aus dem Glauben kommt.

Goßner war schon als Student in Dillingen mit dieser Richtung bekannt geworden. Doch mangelte es ihm damals noch am rechten Verständnis dafür. Jetzt wurden im Verkehr mit geistgesalbten Amtsgenossen die früheren, flüchtigen Eindrücke wieder lebendig und vertieften sich. Seine persönliche Erfahrung kam dazu. Je ernster er es mit seinen Amtspflichten nahm, desto mehr wurde er sich seiner eigenen Armut und Unwürdigkeit bewußt, und desto empfänglicher wurde seine Seele für das lautere Evangelium. Nicht plötzlich kam die Gnade in ihm zum Durchbruch; er hatte auch keine besonders heftigen Erschütterungen durchzumachen, sondern ganz allmählich vollzog sich der Wechsel in seinem Innern. Nachdem er lange bußfertig im Staube gelegen und sehnsüchtig seine Augen erhoben hatte zu den Bergen, von denen ihm Hilfe kommen sollte, ging ihm die Herrlichkeit des Erlösers auf, der sich freundlich zu ihm herabneigte, und rückhaltlos gab er sich ihm zu eigen. Die Zeit, die nun für ihn anbrach, nennt er selbst seine Hochzeitstage; so selig fühlte er sich in der Gemeinschaft seines Herrn; und um Genossen seiner Freude zu haben, schloß er einen innigen Freundschaftsbund mit Martin Boos und andern gleichgestimmten Jüngern. Eine sehr glückliche Fügung war es auch für ihn, daß er 2½ Jahre lang Hilfsprediger bei dem alten Feneberg sein durfte. Der hatte sich, nachdem er zusammen mit Sailer seines Lehramtes entsetzt war, auf die Pfarre Seeg zurückgezogen.

Von Seeg ging er als Domkaplan nach Augsburg, und hier wurden die Jesuiten aufmerksam auf den begabten jungen Prediger, der so freimütig von der alleinseligmachenden Gnade Gottes in Christo Jesu Zeugnis ablegte.

Sie suchten ihn wegen seiner evangelischen Lehre zu verderben. Aus seinen Briefen an vertraute Freunde, deren sie durch unlautere Mittel habhaft geworden waren, und aus seinen Aeußerungen von der Kanzel, die ihnen von gewissenlosen Aufpassern hinterbracht wurden, preßten sie 95 „anstößige“ Punkte heraus, auf Grund deren Anklage wegen Irrlehre gegen ihn erhoben wurde. Die Verhandlungen, die sich durch mehrere Monate hinzogen und eine wahre Tortur für ihn bildeten, fanden in demselben Saale statt, wo einst am 25. Juni 1530 die evangelischen Reichsstände ihr berühmtes Glaubensbekenntnis abgelegt hatten. Goßner focht hier unter dem nämlichen Zeichen wie jene; aber wie wacker er sich auch mit dem Schwerte des Geistes verteidigte, so wurde er schließlich doch verurteilt und auf etliche Wochen im Priestergefängnis zu Göppingen eingesperrt.

Das war aber der letzte größere Schlag, den die Jesuiten vorläufig ausführen konnten. Die französische Revolution, die eben damals ihren Siegeslauf durch Europa hielt, schwemmte wie so manches Gute und Heilsame auch die verrottete Jesuitenherrschaft für längere Zeit aus Bayern weg. Die freiere Richtung konnte aufatmen, und Goßner erhielt im Sommer 1803 die Pfarrstelle zu Dirlewang an der Tiroler Grenze. Die Entschiedenheit, mit der er das Wort Gottes verkündete und durch seinen eigenen Wandel bekräftigte, drängte die Hörer zur persönlichen Entscheidung. Er war nur darauf bedacht, das volle, unverfälschte Evangelium zu predigen; mochte es dann immerhin einigen ein Geruch des Todes zum Tode werden, wenn es nur den andern ein Geruch des Lebens zum Leben wurde. Der Erfolg blieb denn auch nicht aus. Von weit und breit strömten Sonntags die Leute nach Dirlewang, so daß die Kirche oft zu eng wurde. Dann pflegte er mit der Menge auf einen benachbarten Hügel hinauszuziehen und dort Gottesdienst zu halten, nach dessen Schluß auch wohl wie nach der Bergpredigt unseres Herrn und Meisters ein Murmeln von Mund zu Mund ging: dieser redet gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten. Nicht minder eifrig war er in der Seelsorge. Eine schwere Lungenentzündung warf ihn aufs Krankenlager. Kaum halb genesen bestieg er in der Karwoche wieder die Kanzel, weil er, wie er einem Freunde schrieb, es nicht über sich gewinnen konnte, diese heilige Zeit vorübergehen zu lassen, ohne zu seiner Gemeinde von der gekreuzigten Liebe zu reden. Er bekam einen Rückfall, den er zwar auch überwand, dessen Nachwirkungen sich aber noch jahrelang bei ihm fühlbar machten. Seine Gesundheit blieb sehr anfällig, und bei anhaltendem, lauten Sprechen stellten sich heftige Brustschmerzen ein, die ihn befürchten ließen, daß er für den Predigerberuf untüchtig geworden wäre. Nach schwerem Seelenkampfe entschloß er sich daher im Frühjahr 1811, sein Pfarramt niederzulegen, um dem Herrn auf einer anderen Stelle in seinem Weinberge zu dienen.

Es ist nun merkwürdig, welche Stelle er sich zu diesem Zwecke auserwählte. Unter den mancherlei hoffnungsvollen Ansätzen christlichen Lebens am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts war der bedeutendste die „deutsche Christentumsgesellschaft“, die ihren Sitz in Basel hatte und von dort ihre Filialen über fast ganz Deutschland ausbreitete. Fromme evangelische Männer aus allen Ständen hatten sich darin zusammengeschlossen, um christliche Wahr-

heit und Gottseligkeit durch Wort und Tat nachdrücklich in der Welt zur Geltung zu bringen. Das war so recht im Sinne Goßners, und er hatte sich deshalb schon lange mächtig zu dieser Gesellschaft hingezogen gefühlt. Jetzt, wo er frei war, bot er ihr ganz seine Dienste an, und obwohl er katholischer Priester war, wurde er als Sekretär in Basel angestellt. Aus der vielseitigen Arbeit, die ihm als solchem oblag, sei hier nur hervorgehoben, daß sie ihn auch auf das Gebiet der Heidenmission, die ihm bis dahin ziemlich fern gelegen hatte, hinführte und somit von großer Wichtigkeit für seine weitere Entwicklung wurde. Die Christentumsgesellschaft trieb zwar damals noch keine eigentliche Missionsarbeit; aber in ihrem Programm war doch der Keim dazu schon enthalten, und aus diesem Keim wuchs bald darauf eine der größten Missionsgesellschaften, nämlich die Basler, hervor. Goßner fühlte sich sehr wohl im Kreise der neuen Freunde, aber weil er sich bei der aufreibenden Tätigkeit in Basel nicht recht erholen konnte, kehrte er nach Bayern zurück, um mehrere Jahre in München zuzubringen.

Es gelang ihm dort, in den Genuß eines „Benefiziums" zu kommen, nämlich einer Stiftung, die kranken katholischen Geistlichen einen auskömmlichen Lebensunterhalt gewährte mit der einzigen Verpflichtung, täglich eine Messe zu lesen. Kaum war er in München warm geworden, so hielt er regelmäßige Jugendgottesdienste ab, die ihm viel Freude machten und reichen Segen stifteten. Auch war er stets gern bereit, seine Amtsbrüder im Predigen zu vertreten. Und wenn Goßner die Kanzel betrat, so erwiesen sich die größten Kirchen zu klein, um die Menge der Hörer zu fassen; so sehr lockte er trotz seiner schlichten und einfältigen Predigtweise namentlich die Gebildeten an. Einen noch tieferen und nachhaltigeren Einfluß aber übte er durch seine täglichen Abendandachten aus, zu denen er allen heilsbegierigen Seelen seine Wohnung öffnete. In meisterhafter Weise legte er da einen Abschnitt der heiligen Schrift aus oder gab einen Bericht aus der Heidenmission, um zum Schluß alles in einem freien Gebete zusammenzufassen. Männer und Frauen, Handwerker und Professoren, Geheimräte und Barone gehörten zu den ständigen Besuchern, und manche Beziehungen wurden dabei geknüpft, die fürs ganze spätere Leben vorhielten.

So hatte er in München vollauf zu tun, und wenn es auf ihn angekommen wäre, so wäre er wohl immer dageblieben. Aber die Zeiten änderten sich. Die französische Revolution war niedergeworfen, und im Gefolge der Reaktion, die nun eintrat, kehrten die Jesuiten nach Bayern zurück, wo sie in gewohnter Rücksichtslosigkeit mit allen, die nicht ihre Gesinnungsgenossen waren, aufzuräumen begannen. Um der drohenden Gefahr aus dem Wege zu gehen, bewarb sich Goßner bei der preußischen Regierung um die katholische Religionslehrerstelle am Gymnasium zu Düsseldorf, die ihm auch verliehen wurde. In seiner Hoffnung, hier vor den Nachstellungen der Jesuiten sicher zu sein, sah er sich jedoch getäuscht. Zwar konnten sie ihn nicht hindern, in Segen zu wirken und bei seinen Schülern und anderen Leuten, die seine Predigten und Erbauungsstunden besuchten, viele dankbare Liebe zu ernten; aber sie warfen ihm auf Schritt und Tritt Steine in den Weg, und die Regierung ließ ihn leider, trotz seiner dringenden Vorstellungen, ohne Schutz.

Was Wunder, wenn er dieser unerquicklichen Lage überdrüssig wurde und mit Freuden einem Rufe des Zaren Alexander I. in das Pfarramt der Malteserkirche zu St. Petersburg folgte.

Durch seine Predigten entfachte er eine gewaltige religiöse Bewegung in der russischen Hauptstadt, und durch das gedruckte Wort trug er sie weit in die Provinzen hinein. Vier Jahre dauerte sein Petersburger Aufenthalt, an den er nie ohne Wehmut zurückdenken konnte; aber auch hier wurde Goßner infolge allerlei Intriguen vertrieben.

Unstet zog er nun eine geraume Weile in Deutschland umher. Zuerst fand er bei einem alten Freunde, dem Großkaufmann van der Smissen in Altona, gastliche Aufnahme. Dann begab er sich nach Leipzig, wo er fleißig studierte und eine Reihe von Büchern schrieb, unter denen am bekanntesten das „Schatzkästlein" geworden ist, das noch heute in zahllosen Christenhäusern mit Segen gebraucht wird. Die alte, liebe Gewohnheit, täglich Hausandachten zu halten und dazu allen, die es wünschten, Zutritt zu gewähren, mochte er nicht aufgeben. Das aber sollte ihm verhängnisvoll werden. Er erhielt eines Tages eine Vorladung vor die Polizei, wo ihm eröffnet wurde, man hätte in Erfahrung gebracht, daß er allabendlich hinter verschlossenen Türen Versammlungen abhielte; was da getrieben würde? Und als er versicherte, daß er weiter nichts täte, als das Wort Gottes auslegen, bedeutete man ihm, das wäre seines Amtes nicht; dazu wären die Pastoren da. Das Schlußurteil lautete, daß er binnen drei Tagen Leipzig zu verlassen hätte.

Goßner war hierüber sehr niedergeschlagen. Aber der himmlische Vater hatte schon für Trost gesorgt. Als er von der Polizei heimkam, fand er einen Brief vor, worin Graf Reuß ihn herzlich zu einem Besuche auf seinem Schlosse Jänkendorf in der Lausitz einlud; das Reisegeld war gleich beigefügt. Natürlich machte er sich ohne Besinnen auf, zumal da er wußte, daß er in der Umgegend von Jänkendorf noch mehr geistesverwandte, ihm von früher her schon bekannte, liebe Menschen antreffen würde; allen voran die edle Gräfin Reden in Buchwald, mit der ihn eine lebenslänglich ungetrübte Freundschaft verband; ferner Prinz Wilhelm in Fischbach mit seiner Gemahlin Marianne; ferner Graf Dohna in Hermsdorf, Graf Stolberg in Jannowitz, Hofrat von Heynitz in Königshain, und wie sie alle heißen. Selten sind auf einem so kleinen Fleckchen Erde so viele den höchsten Ständen angehörende, wahre Jünger des Herrn vereinigt gewesen wie damals am Fuße des Riesengebirges. Und sie alle wetteiferten förmlich, den Verbannten als Gast in ihren Mauern zu beherbergen und ihm ihre Liebe und Verehrung zu bezeugen.

Trotzdem genügte ihm auf die Dauer diese Tätigkeit nicht. Er sehnte sich danach, wieder eine eigene Gemeinde und ein geordnetes Pfarramt zu haben, und zwar in der evangelischen Kirche, zu der er in aller Stille übergetreten war, nachdem er ihr innerlich schon längst angehört hatte. Um diese Angelegenheit zu betreiben, ging er nach Berlin. Aber seine Bitte um Uebernahme in den evangelischen Predigerstand wurde ihm vom Konsistorium rundweg abgeschlagen. Ohne die freundschaftliche Vermittlung des Barons von Kottwitz wäre es ihm überhaupt nicht einmal gelungen, die Erlaubnis auszuwirken, daß er, der fünfundfünfzigjährige, im Dienste des Herrn so viel-

seitig erprobte Mann, als einfacher Kandidat zur theologischen Prüfung zugelassen wurde. Der alte Pastor Koblank von der Luisenstadtkirche engagierte ihn vorübergehend zu seinem Hilfsprediger. Nach dessen Tode verlieh der König selbst ihm im Jahr 1829 die königliche Patronatsstelle an der Bethlehemskirche.

Seine neue Gemeinde bestand zum Teil aus Abkömmlingen der böhmischen Brüder, die um ihres Glaubens willen ihr Vaterland verlassen und sich unter Friedrich Wilhelm I. in Berlin angesiedelt hatten. Es war also ein guter Kern in ihr, und treue Pastoren hatten sich bemüht, ihr das Erbe der Väter ungeschmälert zu erhalten. Namentlich der letzte Vorgänger Goßners, Jänicke, hatte in der trüben Zeit des Rationalismus unerschrocken schlicht und einfach das lautere Evangelium verkündigt und dadurch die Bethlehemskirche zu einem Sammelpunkte für viele gläubige Seelen aus ganz Berlin gemacht. Goßner trat in dieser Beziehung ganz in seine Fußstapfen, nur daß er noch mehr aus der Tiefe schöpfte, und seine Beredsamkeit noch zündender war. Er war bald der beliebteste Prediger der Hauptstadt, und es gab fast kein Kind, das nicht den „Vater Goßner“ gekannt hätte. Schon zwei Stunden vor Beginn des Gottesdienstes war meistens seine Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt, und obwohl er zwei Stunden lang zu predigen pflegte, stellte sich doch bei den Zuhörern keine Ermüdung ein.

In dieser Weise durfte Goßner bis in sein Alter hinein seines Priesteramts pflegen, während er zugleich der Bibelverbreitung, der äußeren und inneren Mission mit warmem Herzen diente. Nachdem er 1846 von seinem Predigtamt zurückgetreten war, lebte er nur noch seinen Anstalten und ging am 30. März 1858 zur Ruhe des Volkes Gottes ein. Goßner ist vielen vieles gewesen und weithin wird noch heute sein Name mit Dankbarkeit genannt. Vor allem aber war er in Wort und Wandel ein Prediger der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt.

Kleine Mitteilungen.

Philippinen. Ein Missionar der bischöflichen Methodistenkirche von Amerika äußerte sich kürzlich über seine Erfahrungen auf den Philippinen in sehr erfreulicher Weise: „Größeres Verlangen nach dem Worte Gottes habe ich noch nirgends gesehen. Man darf annehmen, daß auf den Philippinen wenigstens drei Millionen Menschen wohnen, die mit der katholischen Kirche völlig und für immer gebrochen haben. Viele dieser Leute suchen nach einer Religion, die das Herz befriedigt, und sie drängen sich zu Tausenden heran, wenn ein protestantischer Missionar irgendwo auftritt. Man denke an den Wandel, der sich hier vollzogen hat! Ehe die amerikanische Flagge in Manilla aufgezogen wurde, war es ein Verbrechen, eine Bibel zu besitzen. Wenn jemand in einer Bibel las, wurde er ins Gefängnis geworfen. Mehr als zwei Jahre, nachdem unsere Truppen in Manilla gelandet hatten, kam ein Mann in mein Haus und wollte mich allein sprechen. Er fragte, ob man

jetzt die Bibel lesen dürfe. Er hatte das gehört, wollte aber der Sache gewiß sein. Ich führte ihn ans Fenster und zeigte ihm die amerikanische Flagge, die über dem Regierungsgebäude wehte, und sagte: „Wo diese Flagge weht, da finden Sie Religions- und Gewissensfreiheit.“ Noch nie ist eine protestantische Kirche in ein Missionsfeld eingetreten, wo sie so raschen und so großen Erfolg hatte. Wir haben heute bereits 21 000 Mitglieder auf den Philippinen, und die Zunahme im verflossenen Jahre betrug 5700. Wir sollten ohne weiteres 25 neue Missionare nach den Philippinen schicken, und ich stehe nicht an zu sagen, daß jeder von ihnen jährlich nicht weniger als 500 Leute in die Kirche aufnehmen würde. (Nach dem Christl. Apologeten.)

Aegypten. Hier sind neuerdings zwei Flugschriften erschienen, die aus der Mitte der alten koptischen Kirche hervorgegangen sind und recht hoffnungsvoll klingen. Die erste derselben enthält Anweisungen, sowie ein Programm für den Religionsunterricht, der seit kurzem nicht nur in den koptischen, sondern auch in all den Regierungsschulen, die mehr als 15 Schüler zählen, gestattet ist. Von den fünf wöchentlichen Religionsstunden sollen drei dem Bibelstudium, eine der Kirchenlehre und eine der koptischen Sprache gewidmet sein. — Die zweite Flugschrift enthält einen Aufruf zur Gründung eines ägyptischen Zweiges der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft. Das Unternehmen ist der Initiative eines Kreises junger Kopten entsprungen und wurde ganz selbständig von ihnen zur Ausführung gebracht. Die Bildung eines solches Zweiges ist ein ermutigendes Zeugnis für die bisher in Aegypten geschehene Missionsarbeit. Sie hat den Hunger und Durst nach dem Worte Gottes im Lande geweckt, und nun rufen die, die schon selbst aus diesem Lebensquell getrunken haben, ihre Landsleute dazu auf, der gesegneten Arbeit der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft in freiwilliger Mitarbeit und Selbstbesteuerung an die Seite zu treten und so das Ihre zu tun, daß ganz Aegypten mit dem Wasser des Lebens, dem Worte Gottes, versorgt werde. (Nach: Der Sudan-Pionier, Mai 1908.)

Abessinien. Aus diesem verschlossenen Berglande darf der schwedische Missionar Karl Cederquist frohe Kunde melden. Schon seit einer Reihe von Monaten ist es ihm gestattet, in der Hauptstadt des Königs Menelik zu verweilen und ungestört zu arbeiten, während bis jetzt die schwedische Mission ihre Arbeit auf das italienische Gebiet am Roten Meere beschränken mußte. Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft hat dem in der Hauptstadt weilenden Missionar drei Kamelsladungen von heiligen Schriften in verschiedenen abessinischen Mundarten zukommen lassen. Er kann auch von einigem Wechsel in der Stellungnahme der Bevölkerung von Adis Abeba, der Hauptstadt des Königs Menelik, berichten. Die Kinder haben angefangen, Evangelien zu kaufen; dann hat der abessinische Bischof nach solchen geschickt. Spione brachten sie aber auch zum König, um ihm zu zeigen, was vor sich ging. Der König las sie und sagte: „Diese Bücher werden wir [illegible]
sind gut.“ — Gegen Ende des letzten Sommers [illegible]
Kindern befohlen, zur Schule zu gehen. Der [illegible]
Cederquists Uebersetzung: „In unserem Lande [illegible]

eine Schmach und Schande. Das Lernen ist deshalb in diesem Lande verachtet; aber wenn keine Unterweisung da ist, werden die Kirchen geschlossen werden, und wenn die Kirchen geschlossen sind, werden wir keine Christen mehr finden. Laßt daher jetzt eure Söhne und Töchter, die über sieben Jahre alt sind, die Schule besuchen; sonst wird der Herrscher euer Erbteil als ein verfallenes wegnehmen, und eure Kinder sollen dasselbe nicht erben. Ich bin imstande, dem Lehrer Nahrung und Lohn zu geben." — Missionar Cederquist hofft, daß dies Dekret, das auf dem Marktplatz der Hauptstadt öffentlich verkündigt worden ist, nicht ohne Wirkung bleiben wird. Mönche und Priester können jetzt nicht mehr sagen, es laufe dem Wunsche des Königs zuwider, wenn die Leute die Schule besuchen. Ebenso wird es schwer sein, die Leute daran zu hindern, die heiligen Schriften zu kaufen. Missionar Cederquist hat den Preis der Evangelien herabgesetzt, um sie möglichst viel in die Hände der Kinder zu bringen. Zuerst kauften sie nur das Johannes-Evangelium, aber jetzt sind alle vier Evangelien „populär" geworden. (Nach dem Neukirchener Missions- und Heidenboten Nr. 4.)

Bücheranzeigen.

Besser, W. F. St. Pauli Erster Brief an die Korinther in Bibelstunden für die Gemeinde ausgelegt. Dritte Aufl. 810 S. 1908. Halle a. S. R. Mühlmann. broch. Mk. 5.

Die trefflichen Bibelstunden, die schon seit 40 Jahren eine weite Verbreitung gefunden haben, bedürfen kaum einer neuen Empfehlung. Das vollständige Werk, 12 Bände in 15 Abteilungen, wovon der vorliegende Band der achte des Gesamtwerks ist, liefert die Verlagshandlung für 40 Mk. statt zu 66 Mk.

Vom Lohgerber zum Diakonissenvater. Friedrich Dändlikers Leben von August Langmesser. Mit 9 Bildern. 224 S. Basel. Kober C. F. Spittlers Nachfolger. geh. Fr. 3.75 = Mk. 3. | geb. Fr. 5 = Mk. 4.

Nur mit steigendem Interesse verfolgt man den hier geschilderten Lebensgang des originellen, glaubensstarken Dändlikers, der zuerst auf seiner Wanderung weit herumkam, ein offenes Auge für die ihn umgebende Welt hatte und seinen Gesichtskreis erweiterte, vor allem aber den Fußspuren seines Gottes folgte, die ihn schließlich ans Diakonissenwerk in Bern führten, das unter seiner und seiner Frau Leitung zu einem weithin segensreichen Werke emporblühte. Das Buch ist mit Frische und Begeisterung geschrieben und bietet eine eindrucksvolle Lektüre, die jedermann zu empfehlen ist. Der Bilderschmuck, sowie die ganze Ausstattung ist prächtig.

Mutter Eva. Ein Bild aus dem Leben. Von K. Roch. 74 S. Ebenda. geh. 75 Cts. = 60 Pf. | geb. Fr. 1.25 = Mk. 1.

Ein entsagungsvolles, aber in der hingebenden Liebe tätiges Leben wird uns hier in ergreifender Schlichtheit vorgeführt; ein Büchlein, das in unserem materialistischen Zeitalter die selbstlose Hingabe und den inneren Frieden eindrücklich zu schildern weiß.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel von P. Steiner.

In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Kober, C. F. Spittlers Nachfolger) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Inhalt.

1908. Nr. 3.

Durch Nacht zum Licht.

Es war am 25. Februar 1904, als der Goßnersche Missionar Lorbeer in Ghazipur einen Hindu auf sein Haus zuschreiten sah. Seine Erscheinung fiel dem Missionar auf. Das Selbstbewußtsein des gebildeten Hindu lag in seiner Haltung, und doch sah sein Gesicht aus wie durchwühlt von inneren Seelenkämpfen. Die Augen verrieten den Denker und die markierten Züge den Charakter. Um die Schultern trug er einen grauen Schal geschlungen und an den Füßen Holzsandalen. Es war gewiß etwas Besonderes, was diesen Mann ins Missionshaus führte. Was mochte er wohl wollen?

Das sollte der Missionar bald erfahren, denn schon trat er in dessen Arbeitszimmer und bat um eine Unterredung. Er stellte sich vor als der Pandit (Sprachgelehrte) und Brahmane Nity Anand aus Benares. Sehr langsam und jedes Wort betonend begann er dann: „Ich bin gekommen, um Christ zu werden; ich habe in der Hindureligion Frieden für mein Herz gesucht, aber nicht gefunden. Meine Seele dürstet nach Erlösung."

Missionar Lorbeer erwiderte ihm darauf: „Wissen Sie auch, daß Christ werden sehr schwer ist? Sie müssen damit allen weltlichen Dingen entsagen und alle Brücken, die Sie mit dem Heidentum verbinden, abbrechen. Christ werden heißt glauben an den [illegible] Christum, unsern Erlöser. Er hat sein Blut für [illegible] d ist um unserer Sünden willen gest[illegible]

Da hellten sich die [illegible]
es von seinen Lippen: „[illegible]

hören." Der Missionar gab ihm nun ein Neues Testament und erklärte ihm verschiedene Sprüche: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. — Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. — Es war eine weihevolle, gottgesegnete Stunde.

Voll Eifer widmete sich nun Nity Anand dem Studium der Bibel und des Katechismus. Wie glücklich war er, als er nach gründlicher Vorbereitung endlich getauft wurde. Er erhielt den Namen Nity Anand Isadas, d. h. der immer fröhliche Diener des Herrn. Nach der Taufe erbat er sich die Erlaubnis zu einer Ansprache an die Gemeinde und legte darauf in begeisterten Worten die Gründe seines Uebertrittes dar, zum Schluß seinen unerschütterlichen Glauben an Jesum Christum, der nun auch sein Heiland geworden sei, bekennend. Da war wohl keiner, der nicht tief bewegt war, als er geendet hatte. Sein Zeugnis war dem Missionar eine große Stärkung und Ermunterung, in seiner Arbeit nicht müde zu werden, wenn sie auch oft erfolglos zu sein scheint. Denn wo es noch solche ernste Gottessucher in einem Volke gibt, da ist noch Hoffnung auf den Sieg des Kreuzes auch über Millionen von Heiden.

* * *

Ergreifend ist es, die Lebensgeschichte dieses Mannes zu hören. Nity Anand wurde im Jahre 1882 als Sohn eines heidnischen Priesters aus der höchsten Brahmanenkaste in Benares, der Zentrale des Hinduismus geboren. Schon im zarten Kindesalter schwebte er zweimal in höchster Gefahr und blieb wie durch ein Wunder am Leben. Als er nur zwei Tage alt war, stürzte das Dach des Hauses über ihm zusammen. Seine Mutter, die ihn mit ihrem Körper schützte, wurde vor Schreck gelähmt. Im Alter von drei Jahren bekam er die Pocken, die durch die Behandlung eines eingeborenen Quacksalbers so verschlimmert wurden, daß er ein halbes Jahr daran litt. Erst fünf Jahre alt verlor er den Vater und kam dann mit seiner Mutter zu seinem Onkel, einem Brahmanen, der ein gründlicher Kenner des Sanskrit war. Von ihm wurde er in den Anfangsgründen dieser Sprache bis zum 8. Jahre unterrichtet.

Nun hielt man den Zeitpunkt für gekommen, dem Knaben die heilige Brahmanenschnur zu verleihen. Dies geschah unter vielen umständlichen Zeremonien, von denen ihm die widerwärtigste das Trinken des Fußwassers von elf Brahmanen war, das man, um es ihm appetitlicher zu machen, mit Zucker versüßt hatte. Daß man ihn zum Schluß vollständig neu einkleidete, gefiel ihm am besten. Er freute sich nicht wenig über sein neues, gelbes Lendentuch, die klappernden Holzsandalen, den langen dicken Stock und die schöne Holztafel, die man ihm schenkte. Mit viel

größerem Stolz als ein deutscher Junge seine erste Uhrkette betrachtete er immer wieder die Brahmanenschnur auf seiner Brust, die ihn den Göttern gleich, ja nach den Schastras (den heiligen indischen Büchern) größer als diese machte.

Zwei Jahre lang wurde er nun von einem älteren Brahmanen in der Ausführung seiner künftigen Amtshandlungen unterrichtet: in der Vollziehung von Trauungen, Totenopfern, Götzenopfern und im Hersagen von Sprüchen für die Opfernden. Mit zehn Jahren war er dann fertig für sein Priesteramt. In diese Zeit fiel der Tod seines liebsten Freundes, der ihn sehr nachdenklich machte. Er fragte sich: „So wie er muß ich auch einst sterben, vielleicht bald, und was wird dann aus mir? Ich muß schnell etwas tun, damit ich selig sterben kann, aber was soll ich tun?

In seiner Herzensangst wandte er sich an seinen Pflegevater; der gab ihm ein Buch mit tausend Versen über Vischnu, den Gott der Erhaltung, und sagte: „Hier sind Worte der Seligkeit. Gehe damit an den Ganges, bade dich in seinen heiligen Fluten, male den Dreizack Vischnus an deine Stirn und lies die tausend Verse fünfmal. Tue dann heiliges Gras in deine Lota (Wassergefäß), mache von einem Teil desselben Ringe an deine Finger, begieße den Rest mit Gangeswasser und sprenge es dann um dich mit den Worten: „Heilig oder unheilig, alt oder jung, immer muß man Heiliges tun.“ Darauf trinke dreimal von dem Wasser und bete: „O, Wassergott, gib mir alles, was ich mir wünsche und mache mich stark!“ Bei diesem Gebet mußt du 24 verschiedene Handstellungen machen. Tue alles gewissenhaft, dann wird dein Herz ruhiger werden.“ Der Knabe tat wie ihm geraten war, er tat es ein ganzes Jahr hindurch, aber sein Tun erschien ihm je länger je törichter, und sein Herz wurde immer unruhiger.

Wieder ging er zu seinem Pflegevater und bat um einen anderen Rat. „Gut, sagte er, bete von nun an Schiva, den Gott der Zerstörung, an. Setze dich dabei auf eine heilige, schwarzwollene Decke und schreibe auf hundert Bel-Blätter: „O, Schiva, ich bete dich an.“ Gehe mit diesen Blättern in den goldenen Tempel, bade den Mahadeo, das Abbild des Schiva, in Milch, opfere die hundert Blätter und verbrenne vor ihm als Brandopfer Sandelholz, geschmolzene Butter und Zucker.“ Das tat der arme Knabe, aber der versprochene Erfolg blieb aus.

Eines Tages beobachtete ihn ein Brahmane aus Mirzapur bei all diesen ermüdenden Uebungen. Der Eifer des erst Zwölfjährigen setzte ihn in Erstaunen. Er faßte eine solche Zuneigung zu ihm, daß er sich vornahm, ihn zu seinem Schwiegersohne zu machen.
selbst und sein Pflegevater wollten nichts
werber war beharrlich und blieb drei
dem Hause sitzen. Auf alle Vorstell

Jawort nicht erhalte, sterbe ich hier vor Eurer Tür vor Hunger." Die Aussicht auf eine reiche Mitgift der Braut stimmte schließlich Nity Anands Verwandte um, und die Hochzeit wurde bald darauf in Mirzapur gefeiert. Der kleine Bräutigam war verzweifelt und machte noch kurz vorher einen Fluchtversuch. Mit Gewalt wurde er schließlich dem nie gesehenen Mädchen angetraut, das, wie sich herausstellte, vier Jahre älter als er selbst war. Wie froh war er, als alle Festlichkeiten vorüber waren und man ihm gestattete, ohne seine Frau nach Benares zurückzukehren.

Er besuchte nun hier die „königliche Schule". Das Studium des Sanskrit, der Astrologie und Astronomie machten ihm Freude. Nebenbei verdiente er sich durch das Lesen und Hersagen von Versen aus den Veden und Schastra viel Geld. So gab ihm einmal ein reicher Mann für das Lesen von 1500 Versen 400 Mark, seidene Kleider und neue Eßgefäße. Ein anderer bezahlte ihm eine ähnliche Leistung mit fünf Morgen Land, Pferd, Ochsen, zwei Kühen und 150 Mark.

Einst kam ein reicher Bankier zu dem jungen Priester und sagte: „Ich bin schon lange krank und keine Arznei will mir helfen; befragen Sie doch, bitte, die Sterne nach meinem Schicksal." Nity Anand tat wie gewünscht, und was sagten die Sterne dem Kranken? „Deine Geburt ist auf den Wiegemonat gefallen, und nur, wenn du dich mit Silber aufwiegst, kannst du gesund werden." Der Kranke erschrak, denn soviel Geld hatte er nicht. Doch schließlich dachte er, die Sterne würden wohl mit sich handeln lassen, die Hälfte seines Gewichts würde vielleicht auch genügen, und ließ eine drei Fuß hohe silberne Statue anfertigen. Erwartungsvoll brachte er sie zu seinem Berater und fragte, wem er sie nun opfern solle. Der gab die diplomatische Antwort: „Opfere sie dem, der sich auf die Sternendeuterei versteht." Mit den Worten: „Keiner versteht sie besser als Sie", opferte er sie dem erfreuten Knaben.

Wir sehen, die Macht des Mammons fing an, Nity Anand's Herz zu umstricken. Aber rechtzeitig trat wieder ein Ereignis ein, das sein Herz mächtig bewegte. Sein Pflegevater wurde schwer krank, und dem Sohne wurde daher der Auftrag, die täglichen Hausopfer zu verrichten. Er sollte baden und den Vischnu speisen. Aber er fühlte plötzlich einen Widerwillen gegen diese tote Zeremonie. Er ging in einen Mangohain, um erst über die Sache nachzudenken. Hier kam es ihm zum Bewußtsein, daß ihm ein solcher Gott, der bedient werden müsse und sich nicht selber helfen könne, nichts nütze. Nach Hause zurückgekehrt kümmerte er sich nicht mehr um den Götzen, da er ja doch nur ein Stein sei.

Als der Vater genesen war, rief er den Ungehorsamen zu sich und suchte ihn zur Vernunft zu bringen. „Sage nie wieder, daß die Götzen Steine sind, fuhr er ihn an; es ist zwar wahr, aber das dürfen wir nicht sagen, wenn wir Geld verdienen wollen. Bedenke doch, daß

ich 300 Anhänger habe, für die ich täglich opfern muß. Sie bringen mir monatlich 500 Mark ein. Wie sollen wir denn leben, wenn ich diese Einnahme verliere?"

Durch diese Worte wurde in Nity Anand der Glaube an die Götzen bis auf den Grund ausgerottet. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen; sie waren also nur der Deckmantel der Brahmanen bei der Ausbeutung der unwissenden Menge! War er denn blind gewesen alle die Jahre? Nie wieder wollte er sie anbeten. Eine wahre Wut ergriff ihn gegen ihre fratzenhaften Bilder, und er fing daher an, sie öffentlich zu zerstören. Zur Strafe dafür wurde er acht Tage lang eingesperrt. Er hatte nichts dagegen, sondern freute sich, Gelegenheit zur Sammlung seines erregten Gemütes zu haben. Schließlich ließ man ihn frei.

In der Gefangenschaft war Nity Anand der Gedanke gekommen, daß vielleicht das Studium der indischen Logik ihm ein Wegweiser zu dem wahren Gott sein könnte. So begann er denn außer seinen Sanskritstudien sich eifrig mit der Logik zu beschäftigen. Aber er merkte bald, daß sie nur Lehrsätze, aber keinen Trost für sein Herz enthielt.

Erst 15jährig bestand er dann an der Universität sein Sanskritexamen mit Auszeichnung, das andere erst mit 20 Jahren zu machen pflegen. Doch alle Weisheit der Welt kann uns keine Seligkeit bringen. Das fühlte der eifrige Gottsucher bald; die Unruhe trieb ihn daher hinaus aus seiner Vaterstadt. Er wollte eine lange Wallfahrt zu allen berühmten Pilgerorten der Hindu machen. Irgendwo mußte doch der Frieden des Herzens zu finden sein, der Weg zu dem Gott, der die Sünder selig macht.

Zuerst wandte er sich nach Ajodhya. Dort sollte ein berühmter Religionslehrer sein. Voller Hoffnung ging er zu ihm und bat ihn um seine heiligen Bücher, damit er darin Heilung für seine Seele finden könne. Der erwiderte ihm sehr gnädig: „Meine Bücher kann ich dir nicht geben, aber wenn du mir zwölf Jahre dienen willst, will ich dir sagen, wie du erlöst werden kannst. Jetzt bist du noch viel zu jung dazu."

Etwas entgegenkommender zeigte sich ein anderer Priester. Er gab dem Suchenden seine Religionsbücher, die Nity Anand in drei Monaten durcharbeitete. Aber was war die Hauptlehre, die sie enthielten? „Wer den Namen Rams anruft, soll selig werden."

Mit wehem Herzen gab er die Bücher zurück. „Ich habe in ihnen nicht gefunden, was ich suchte", sagte er, und selbst dem harten [illegible] wurde das Herz weich bei solcher aufrichtigen Trauer. „[illegible] morgen," tröstete er ihn, „dann rufe ich alle [illegible] von ihnen wird dir gewiß den Weg zur [illegible] nächsten Tage kamen 300 Brahmanen. [illegible] Wort gegeben. Er bittet sie, ihm [illegible] 1. Was ist Seligkeit? 2. Wie [illegible]

geben? Erwartungsvoll lauscht der jugendliche Frager. Aber still und stiller wird es um ihn; will ihm denn keiner Auskunft geben? Nun erheben sich alle und gehen langsam fort. Da merkte er, keiner der 300 Priester kann ihm antworten, keiner weiß den Weg zur Seligkeit?

Ruhe- und friedelos irrte nun Nity Anand weiter von einem Wallfahrtsorte zum andern, schloß sich den verschiedensten Sekten an, studierte ihre heiligen Bücher, immer in der Hoffnung, zu finden, was er suchte, immer wieder enttäuscht. Trauriger als er auszog kehrte er schließlich mit wunden Füßen und wehem Herzen nach Benares zurück.

Bald darauf starb seine Frau in Mirzapur, und die Pflicht rief ihn dorthin, um sie feierlich verbrennen zu lassen. Es würde zu weit führen, alle damit verbundenen Zeremonien zu beschreiben. Erwähnt sei nur, daß Nity Anand sich zum Zeichen der Trauer alle Kopfhaare abrasieren lassen mußte, zehn Tage lang durfte er niemanden grüßen und mußte auf einer Holzpritsche schlafen. Allen Verwandten und Brahmanen hatte er, der Sitte gemäß, ein Essen und neue Kleider zu geben. Aber dies war noch eine kleine Ausgabe gegen die Geschenke, die er dem amtierenden Priester zu geben hatte. Nity Anand geriet durch diese enormen Kosten in Schulden und mußte daher wieder anfangen, wie früher durch das Lesen von Versen Geld zu verdienen.

Nach einiger Zeit starb sein Pflegevater. Er hinterließ seinem Sohne ein schönes, aus Sandsteinen erbautes Haus und mehrere tausend Mark. Der viel Gewanderte glaubte das Geld nicht besser anwenden zu können als zu Forschungsreisen nach dem wahren Gott. Er vergrub also einen Teil der Erbschaft in seinem Hause und begab sich mit dem Rest wieder auf eine längere Pilgerfahrt. Ueberall trat er dem Götzendienste mit scharfem Verstande und beißendem Witz entgegen. Besonders gern widerlegte er die Lügen der Brahmanen aus ihren eigenen, heiligen Büchern. Kein Wunder, daß ihn dies bei dem Fanatismus seiner Gegner oft in Lebensgefahr brachte. So schickte in Aligarh eines Nachts ein Brahmane drei Vagabunden mit langen dicken Knüppeln nach ihm aus. Nichts ahnend schlief Nity Anand oben auf dem flachen Dache der Herberge. Unten im Zimmer lag ein anderer Brahmane neben seinen Büchern. Den schlugen nun die bezahlten Häscher halb tot. Als der so wunderbar Bewahrte am nächsten Morgen ahnungslos vom Dache herunterkam, fand er seinen Kollegen noch besinnungslos am Boden. Er nahm sich seiner an, so gut er konnte, und floh dann von dem Orte, denn er wußte nur zu gut, wem die Schläge zugedacht gewesen waren. Ein zweites Mal hätten ihn wohl seine Feinde nicht verfehlt.

Er wandte sich nun nach Khurja im Pandschab. Hier predigte er im Basar furchtlos gegen den Götzendienst, der die Leute verdumme. Ebenso trat er gegen die Kinderheiraten auf, die das Volk aufrieben, und gegen

das Senanasystem, das die Hebung der indischen Frauen unmöglich mache. Aus den heiligen Büchern bewies er den Zuhörern, daß alle diese Einrichtungen früher nicht bestanden hätten, sondern erst später von den Brahmanen zur Aussaugung der breiten Masse erfunden wären.

Kein Wunder, daß alle Brahmanen des Ortes außer sich waren, als sie diese Reden hörten. Ihre reichen Einnahmen waren gefährdet, das war klar. Sie luden also Nity Anand feierlichst zu einer Disputation ein; diese währte sechs Stunden lang und endete mit der völligen Niederlage seiner Gegner. Die Zuhörer klaschten ihm begeistert Beifall und lachten ihre eigenen Priester aus. In höchster Aufregung und Rache schwörend gingen die Priester nach Hause. Solch ein gefährlicher Mensch mußte erbarmungslos aus der Welt geschafft werden; über das Wie war man bald einig. Es wurden also 16 Stück mit Stechapfel vermischte kleine Kuchen angefertigt und zu dem Verhaßten geschickt. Daß Brahmanen etwas Gutes geschenkt bekommen, ist ja nichts Seltenes, und da Nity Anand gerade hungrig war, verzehrte er mit dem größten Vergnügen fünf Stück.

Plötzlich fühlt der Betrogene eine große Hitze und Schwindel im Kopf. Bewußtlos fällt er hin. Vorübergehende sehen ihn liegen, den Rest des Backwerks neben ihm, und ahnen den Zusammenhang. Der sofort herbeigerufene Arzt pumpt seinen Magen aus und gibt ihm Brechmittel ein. Er kommt wieder zu sich und ist gerettet. An den Folgen dieser Vergiftung litt er aber von Zeit zu Zeit immer wieder und seine Gesundheit war seitdem nie so fest wie vorher.

In Khurja war nun seines Bleibens nicht länger. Er ging nach Delhi. Hier fand er bei den Brahmsamadsch viele Ideen, die ihm zusagten. Bekanntlich treibt diese Sekte keinen Götzendienst. Ihr Gründer, der 1774 geborene Ram Mohan Rai hatte die Veden, den Buddhismus und die Bibel studiert. Er glaubte an eine Reform des Hinduismus auf dem Grunde der Veden und vermischte nun bei der Gründung seiner Sekte die erhabenen Lehren der Bibel mit seinen eigenen Ideen.

Nity Anand blieb einen Monat lang bei den Brahmsamadsch, prägte sich ihre Lehren ein und studierte ihre Bücher. Eins aber mißfiel ihm, daß diese Sekte von einem Menschen gegründet war. Was nützte also alle diese Weisheit, die doch nur von Menschen kam und ihn in seinen Sünden ließ! Nity Anand lenkte daher seine Schritte weiter und kam nach Meerut. Dort lernte er die Sekte des Aryasamadsch kennen. Auch hier fand er die Lehre von einem Gott und Schöpfer aller Dinge. Die Veden wurden als das höchste Religionsbuch gepriesen und ihr Studium zur Pflicht gemacht. Er glaubte also nichts Besseres tun zu können, als die Veden, von denen er ja schon große Teile kannte, von Grund auf zu studieren. Vielleicht würde er in ihnen den Gott der Liebe finden, nach dem seine Seele nun schon so lange durstete, wie der Hirsch nach frischem Wasser.

In Nagpur sollte ein sehr gelehrter Pandit wohnen, der in den Veden bewandert war, wie kein anderer. Der Lernbegierige ging also wieder nach Benares, versah sich aus seinem Vorrat mit dem nötigen Gelde und reiste nach Nagpur. Er war jetzt 18 Jahre alt. Ram Chando Goswami, der himmlische Pandit, wie er wegen seiner hervorragenden Weisheit genannt wurde, empfing ihn sehr gütig. Er beschäftige sich zwar nicht mit Unterrichten, sagte er, aber da Nity Anand so strebsam sei, wolle er es mit ihm versuchen. Von Tag zu Tag sah er ihn lieber und unterrichtete ihn drei Jahre lang unentgeltlich in den Veden. Die herrliche Sprache dieser uralten Bücher entzückte den Schüler und nahm ihn eine Zeitlang gefangen.

Als die drei Studienjahre um waren, hatte Nity Anand ein Examen vor seinem Lehrer abzulegen, der ihm darauf wegen ausgezeichneter Leistungen eine Prämie verlieh. Ja, er ließ sich sogar mit seinem Schüler zusammen photographieren und schickte das Bild an alle Rajas. So wurde Nity Anand mit 21 Jahren als Vedantist in ganz Indien bekannt.

Als berühmter Mann und reich an Wissen kehrte er nach Benares zurück. Hatte ihm das Studium der Veden den Frieden seines Herzens gebracht? Nein, er sah je länger je mehr, in der Hindureligion gab es keinen Frieden. Der Stolz der Indier auf die Veden war doch schließlich nichts als Nationalstolz, und ihre Religion bestand aus einer Kette von Widersprüchen. Wenn die Veden nur einen Gott kannten, wozu denn die Götzenbilder? Er fing daher von neuem an, die Götzenbilder zu zerstören. Wenn die Veden keine Kasten kannten, warum denn die Fesseln der Kaste? — Er brach daher die Kaste und ließ sich von einem Diener aus der Shudra-Kaste das Essen kochen. Warum die Brahmanenschnur und der Heidenzopf, wenn in den Veden nichts davon stand? Nity Anand warf also beides von sich.

In öffentlichen Reden stellte er die Brahmanen furchtlos als gewissenlose Blutsauger ihres eigenen Volkes dar, die nur um schnöden Gewinnes willen die suchenden Pilger vor steinernen Götzen knieen ließen. Die schlauen Priester hätten den mutigen Redner am liebsten getötet. Aber ihn vergiften war nicht möglich; einmal in solcher Falle gewesen, war er zu vorsichtig geworden; ihn auf andere Weise zu morden, war ihnen zu gefährlich, denn die englische Regierung kannte in solchen Fällen kein Erbarmen. So erklärten sie ihn einfach für verrückt, für kastenlos, ja für eine Fleischwerdung des Bösen.

Das half. Die abergläubische Menge floh ihn und hörte seinen Reden nicht mehr zu. Die eigenen Verwandten aßen nicht mehr mit ihm; niemand wollte mit ihm reden oder von ihm berührt sein, überall wurde er verfolgt. Er hatte die Hölle auf Erden.

Alles, was er besaß, hatte er verloren. Was nützte ihm nun all' sein Wissen, was die Lehren des Brahmsamadsch und Aryasamadsch, die doch nur Menschenstückwerk waren, was die Schönheit der Veden? Wie sollte er als armer Staubgeborener nach seinem Tode einst vor dem Gott erscheinen, der in den höchsten Himmeln wohnt?

Es ist fast unbegreiflich, daß Nity Anand bis jetzt noch nichts von der christlichen Religion gehört hatte. Aber der Heiland wartete wohl, bis seine Stunde gekommen war. Es war am heiligen Abend des Jahres 1903, als der Ausgestoßene in Benares traurig durch die Straßen schritt. Plötzlich hört er wunderbaren Gesang und sieht aus den Türen eines stattlichen Hauses helles Licht fluten. Er bleibt stehen und erblickt einen Weihnachtsbaum in seinem Lichterglanze. Das Haus (eine Kirche) war gefüllt mit Menschen. Auf ihren Gesichtern lag Andacht, Glück und Freude. Nach dem Gottesdienste fragte er einen der Heraustretenden, was denn dies alles zu bedeuten habe. Heute sei der große Tag, antwortete man ihm. „Wessen großer Tag denn?“ fragt er wieder, und die Antwort lautet: „Heute ist der große Tag unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi.“ „Wer ist Jesus Christus?“ fragt er immer erstaunter. Und ihm wird nun die selige Botschaft: „Jesus Christus ist der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen, die Sünder selig zu machen.“

Der vor kurzem noch so Traurige geht wie ein Träumender nach Hause. Neue Hoffnung durchdringt ihn. Sollte es vielleicht solchen Jesus auch für ihn geben? War es wirklich möglich, daß auch er einst selig würde? Vor dem Schlafengehen betete er inbrünstig: „O, du Gott der Christen, gib mir heute Nacht ein Zeichen, daß du auch mich annehmen willst, so will ich kommen und dir dienen und dein eigen sein, mein Leben lang.“ Darauf schlief er ruhig ein.

In der Nacht hatte er folgenden merkwürdigen Traum: Er stand bis zur Hälfte im Wasser, das ihn von allen Seiten umwogte. Sobald er nach rechts oder links ging, um sich zu retten, sank er immer tiefer hinein. In seiner Verzweiflung rief er laut um Hilfe. Da sah er am fernen Ufer einen Greis auf einem schmalen Wege stehen. Nity Anand rief ihm zu: „Hilf mir, hilf mir schnell, ich ertrinke!“ Die leuchtende Erscheinung winkte nur stumm. Ganz verzweifelt schrie er nun: „Sag' mir doch, wie ich zu dir kommen soll, das Wasser ist ja von allen Seiten so tief.“ Da erwiderte der Greis: „Gehe in gerader Richtung auf mich zu, siehe weder rechts noch links, dann wirst du nicht untergehen.“ Mit Zittern und Zagen tat Nity Anand, wie ihm gesagt war, und erreichte glücklich den schmalen Weg, der nur einen Fuß breit war. Wie geblendet blieb er vor der Lichtgestalt seines Retters stehen, der nun zu ihm sagte: „Folge mir nach, sieh nicht nach hinten, sonst mußt du versinken; mein Weg ist schmal, folge sorgfältig meinen Fußtapfen.“ Eine Zeitlang gingen

nun die Beiden so hintereinander, dann verschwand die Lichtgestalt und Nity Anand erwachte.

Als Nity Anand erwachte, stand mit ihm ein anderer Mensch auf. Es war ihm klar, Gott hatte sein Gebet erhört und ihm eine Antwort gegeben. Die Deutung des Traumes wurde ihm nicht schwer. Das Meer, in dem er fast umgekommen wäre, war der Hinduismus mit all seiner Unruhe und Qual, sein Retter Jesus Christus, und der schmale Weg, der Weg zur Seligkeit. Ein heißes Dankgebet entrang sich seinen Lippen.

Am Tage darauf forschte er in dem Inseratenteile einer Zeitung nach einem Buch über die christliche Religion. Er fand aber nur ein Werk angezeigt mit dem Titel: „Das Buch aller Religionen.“ Unverzüglich ließ er es sich kommen und studierte es mit großem Eifer. Der christlichen Religion war darin ein breiter Raum eingeräumt, und je mehr er darüber las, um so mehr ging ihm das Herz auf. Er hatte alle Fleischwerdungen des Vischnu studiert, die so sündig und Gottes unwürdig waren. Jetzt lernte er aus diesem Buche die eine wahre Fleischwerdung Gottes kennen, die so unbefleckt und rein war, nicht gekommen, die Welt zu verderben, sondern selig zu machen. Ganz besonders gefiel ihm die Geschichte von dem zwölfjährigen Jesus im Tempel. In dem Knaben, der durch seine Weisheit die Gelehrten in Erstaunen setzte, der alles vergaß, weil er im Hause seines Vaters sein mußte, erkannte er klar den fleischgewordenen Gottessohn. Er fühlte, nur bei ihm kann der Durst seiner Seele gestillt werden, dieser Jesus wird auch sein Heiland werden.

In Benares war es ihm nun unmöglich, zum Missionar zu gehen. Seine Verwandten hätten ihn daran verhindert. Auch hatten ihm die Schmähungen der Brahmanen den Ort verleidet. War schon jetzt sein Leben unter ihnen gefährdet gewesen, wie würde es erst werden, wenn er Christ würde. Nein, in einer andern Stadt, in einer neuen, freundlicheren Umgebung wollte er ein neues Leben anfangen. So kam er nach Ghazipur. Der Kirchturm der schönen Missionskirche zeigte ihm den Weg zum Missionar. Ueber die erste Begegnung mit demselben und über seine Taufe ist schon im Anfang dieser Geschichte erzählt worden.

Wie gestaltete sich nun Nity Anand Isadas' Leben nach der Taufe? Für seine Verwandten war er jetzt tot; sein Haus, Land und Vermögen nahmen sie ihm fort. Aber er grämte sich nicht darum, er hatte den Frieden seiner Seele gefunden, und das war ihm genug. Redlich und fleißig wollte er von nun an arbeiten, um sich sein Brot zu verdienen, dann würde ihm der Herr auch seines Leibes Nahrung und Notdurft bescheren. So nahm er denn an der Missions-Hochschule in Ghazipur die Stelle des ersten Sanskrit-Lehrers an.

Seine Schüler liebten und verehrten ihn; sie sagten: „er behandelt uns wie ein Freund, nicht wie ein strenger Lehrer.“ In seinen Muße-

stunden wurde er viel von Brahmanen bestürmt, denen er wieder und wieder die Gründe seines Uebertrittes zum Christentum mitteilen mußte. Oft kamen sie dutzendweise, um mit ihm zu disputieren; aber bei seiner Kenntnis ihrer eigenen Religion, seiner Verstandesschärfe und seinem Glauben war es ihm immer ein leichtes, sie zum Schweigen zu bringen. Mit Missionar Lorbeer und seiner Familie verband ihn eine herzliche Freundschaft. Stets hatte er eine Ueberraschung für dessen Kinder, wenn sie ihn besuchten, und oft trug er sie glücklich auf seinen Armen.

Das lange Wanderleben, die vielen Verfolgungen und vor allem die ausgestandenen Seelenqualen früherer Jahre hatten aber seine Gesundheit untergraben. Die Schularbeit wurde ihm daher zu schwer, und er begab sich darum nach Bankipur, wo er als Mitarbeiter einer Zeitung eine leichtere Stelle annahm.

Hier ist er im Herbst 1907, nur 25 Jahre alt, an einem Blutsturz gestorben. Sein Glauben ist bald zum Schauen geworden. O, wie selig wird dem müden Pilger gewesen sein, als er den Gott der Liebe von Angesicht zu Angesicht schauen durfte, der ihn nach seines Lebens mühevoller Wallfahrt nun im ewigen Vaterhause ausruhen läßt. (Nach: Die Biene auf dem Missionsfelde.)

Eine Denkmalsweihe in Sumatra.

Von Siboga aus, der Hafenstadt des Bataklandes zieht eine Straße hinauf nach dem Hochtal Silindung. Den Barmer Missionsleuten ist diese Straße gut bekannt. An hundert und mehr von ihnen sind diese Straße schon gezogen hin und her, mit und ohne Gepäck; aber alle mit dem brennenden Verlangen, den Batak das Wort Gottes zu verkündigen. Es ist die Missionsstraße geworden, auf der das Evangelium ins Land der Batak gekommen ist.

Ungefähr halbwegs, aber etwas seitwärts von dieser heute sehr belebten Straße, inmitten der Berge liegt ein batakisches Dorf; Lobu Pining ist sein Name. Das war das Ziel einer kleinen Gesellschaft Barmer Missionsleute — es mögen vielleicht 10—12 gewesen sein —, die am 19. Februar von Silindung her die Missionsstraße entlang zogen. Sie waren schon sehr früh von Pea Radja aufgebrochen; denn der Weg war weit. Noch war die Sonne nicht aufgegangen. Aber der Mond und der in den Tropen so glänzende Sternenhimmel beleuchteten den Weg, der durch die herrliche Tropenlandschaft hindurchführte. Es war prachtvoll, frisch und kühl, und froh erschallten die Lieder der kleinen Reisegesellschaft in die stille Morgenluft hinein. Die Missionsleute waren nicht die einzigen,

die diesen Weg entlang zogen. Bald stießen andere zu ihnen, hier ein Trupp sonntäglich gekleideter Batak, dort eine Schulklasse, von ihrem Lehrer geführt. Sie hatten alle das gleiche Ziel: Lobu Pining.

Und was war's, was sie alle dorthin führte? Wir gesellen uns zu ihnen im Geist und lassen es uns erzählen. 74 Jahre ist es jetzt her, da zogen zwei Männer von Siboga her hinauf nach dem Tal Silindung. Zwei Amerikaner waren es, Munson und Lymann, die ersten Missionare, die den Batak das Evangelium verkündigen wollten. Mit den Sitten des Landes noch unbekannt, hatten sie es unterlassen, sich durch Häuptlinge das Geleit geben zu lassen von einem Platz zum andern. Zudem war kurz vorher das ganze Silindung-Tal ausgeraubt worden durch Mohammedaner aus dem Süden, die weiße Kleider trugen. Dadurch war die ganze Gegend gegen fremde Leute besonders mißtrauisch geworden. So war's geschehen, daß die beiden Missionare nur bis Lobu Pining kamen. Dort stellten sich ihnen die Batak entgegen, erschlugen die beiden Amerikaner, verzehrten sie und warfen die Knochen in ein Sumpfloch in der Nähe.

Fast 30 Jahre hat es darnach gedauert, ehe wieder Missionare jene Straße hinaufzogen. Diesmal waren es Rheinische Missionare, und seitdem ist die Straße nicht mehr leer geworden von ihnen. Sie haben lange vergeblich geforscht, wo wohl der Platz sei, an dem damals ihre beiden Vorgänger den Märtyrertod gefunden haben; sie haben es aber nicht erfahren können. Die Leute, die es mit erlebt hatten, waren sehr zurückhaltend; es war, als wenn sie sich ihres bösen Tuns schämten. Endlich im vergangenen Jahr hat Miss. Schrey den Platz gefunden. Und wunderbar! Da, wo einst das Sumpfloch war, steht jetzt ein großer, mächtiger Baum. Einer der damaligen Batak, vielleicht einer der Mörder, hatte einen Zweig von einem Hariarabaum neben das Sumpfloch gesteckt; in welcher Absicht, das wissen wir nicht. Aber dieser Zweig hatte Wurzel geschlagen und war nun zu einem mächtigen Baum herangewachsen, wie ein von Gott selbst gesetztes Denkmal auf dem Grab der beiden Märtyrer. Missionar Schrey ließ nun aber einen Aufruf an die sumatranischen Missionare und an die Batakchristen ausgehen, den beiden Erschlagenen auch ihrerseits ein Denkmal zu setzen. Es ist ein großer Granitstein mit erhabenem Kreuz. Mit vergoldeten Buchstaben trägt das Kreuz die Inschrift: „Hier ruhen die Gebeine der beiden amerikanischen Missionare Munson und Lymann, erschlagen und aufgegessen im Jahre 1834. Joh. 16, 1—3.“ Darunter das Wort: „Mudar ni halak Martyr. i do boni huria ni Tuhan Jesus“, d. h. zu deutsch: „Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche Jesu.“ Dies Denkmal soll heute eingeweiht werden.

Das ist, was uns die Missionare erzählen. Und da ist auch nach 3—4stündigem Ritt das Dorf Lobu Pining erreicht. Im Hause des Dorfhäuptlings Ompu Tombak wird Rast gemacht. Er ist bereits ein

alter Mann, nicht weit von den Achtzigern. Zur Zeit, als die Mordtat geschah, war er 3—4 Jahre alt. Er weiß noch gut vom Hörensagen, was damals geschah; ist er doch der Sohn des Anführers der Bande, die damals die Tat beging. Der alte Mann hatte sich lange, lange gegen das Evangelium gesträubt. Ein christlicher Aeltester Maleachi hatte sich viel um diesen alten verknöcherten Heiden bemüht. Nachdem nun kurz nacheinander, innerhalb zweier Wochen, seine beiden Frauen gestorben waren, kam er endlich zum Lernen und ist jetzt in den Taufunterricht eingetreten. In dem Hause des Ompu Tombak wurde nicht lange Rast gemacht. Man ging in den Wald hinein zu der Stätte des Denkmals, etwa 10 Minuten weit. Schon von weitem grüßte der Gesang der Schüler: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?“ Der Platz war schön eingefriedigt mit Guirlanden, eine Ehrenpforte war am Eingang errichtet. Die Schüler sangen das Lied: „Fels, auf den ich schaue“, und darnach wurde von der ganzen großen Versammlung das Lied gemeinsam gesungen: „Alle Menschen müssen sterben“, worauf dann einer der ältesten Missionare, Metzler aus Pea Radja, eine Ansprache über den Spruch hielt, der auf dem Denkmal verzeichnet steht, Joh. 16: „Sie werden euch in den Bann tun. Es kommt die Zeit, daß, wer euch tötet, wird meinen, er tue Gott einen Dienst daran, und solches werden sie euch darum tun, daß sie weder meinen Vater noch mich erkennen.“ Er sprach davon, wie die Leute von Lobu Pining, d. h. ihre Vorfahren, damals nicht gewußt hätten, was sie taten, als sie die Missionare ermordeten. Die Feier würde jetzt aber nicht gehalten, um sie dafür zur Rechenschaft zu ziehen, sondern um ihnen zu sagen, daß noch Gnadenzeit für sie sei und daß sie jetzt Jesu folgen sollten. Und dann erzählte er ihnen von der Mutter des einen Ermordeten, die, als sie die Kunde von dem schrecklichen Tode ihres Sohnes erhielt, nicht darüber trauerte, daß sie ihren Sohn verloren hatte, sondern darüber, daß sie nicht noch einen Sohn habe, der nun an seine Stelle treten könne, um den Batak von der Liebe Jesu zu sagen. Sie habe seit der Zeit immer für die Batak gebetet, und nun sei es ja vor aller Augen, wie der Herr ihr Gebet erhört habe. Wir wissen nicht, ob diese alte Dame es noch erlebt hat, daß die Rheinischen Missionare das Werk aufgenommen haben, dem damals ihr Sohn zum Opfer gefallen ist. Aber wenn heute 69 Missionsarbeiter in der Batakmission stehen und auf 43 Hauptstationen und 357 Außenstationen über 82 000 Christen gesammelt sind, so mag sie jetzt vor Gottes Thron dafür danken, wie so überraschend reich, wirklich über Bitten und [illegible] Gott ihr Gebet erhört habe.

Nun wurde das Lied [illegible] wirst du, mein Leib, nach [illegible] sprache hielt in Ank[illegible]

welches der Welt Sünde trägt". Auf Jesus als das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, hätten die beiden amerikanischen Missionare gern hingewiesen. Die Batak selbst hätten ja ein Gefühl davon, wie jemand da sein müsse, der ihre Sünden auf sich nähme und davontrüge. Und da erzählte er etwas, was er vor kurzem auf seiner Station Purba erlebt hatte, in einer Gegend, wo inmitten des Heidentums die Mission erst angefangen habe, festen Fuß zu fassen. Vor Jahren hätten die Heiden dort einen Büffel abgesondert und gesalbt, um auf ihn zur gegebenen Zeit alle Sünden abzuladen. Um die letzte Weihnachtszeit herum habe man dann ein siebentägiges Fest veranstaltet und die Ahnengeister angerufen. Das Tier sei an den Schlachtpfahl angebunden und auf dasselbe von dem Priester alle Sünden der Leute gelegt worden. Dann habe man dem Büffel gesagt, nun solle er davonlaufen. Das habe er aber nicht tun können, denn man hatte ihn wohlweislich angebunden, um doch einen materiellen Nutzen von ihm zu haben. So sei er geschlachtet und verzehrt worden. Missionar Guillaume hatte ihnen das Törichte ihrer Handlungsweise vorgehalten: erst hätten sie alle ihre Sünden auf das Tier gelegt und nun äßen sie alle Sünden gewissermaßen wieder in sich hinein. Da waren sie stutzig geworden, und Guillaume wies sie hin auf das rechte Opferlamm, das alle unsere Schuld auf sich genommen und hinweggetragen habe auf das Kreuz.

Wieder wurde ein Lied gesungen: „Himmelan geht unsere Bahn, wir sind Gäste nur auf Erden", und dann sprach ein eingeborener Prediger, der Pandita Henoch, über das Wort, das unten am Grabdenkmal steht: „Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche Jesu," nachdem er zuvor von der ganzen Versammlung den dritten Artikel des christlichen Glaubens hatte auffagen lassen. Er berührte dabei die Sitte der Blutrache, die bei den Batak herrschte. Von einer anderen Blutrache wisse das Evangelium Jesu. Das von seinen Feinden vergossene Blut des Heilandes und auch das Blut seiner Gläubigen schreie gen Himmel, aber nicht „Rache", „Rache", sondern „Gnade", „Gnade". Diese Gnadenzeit sei jetzt für die Batak angebrochen, und viele von ihnen seien zum Leben hindurchgedrungen. Und nun ward Schluß gemacht mit dem Liede: „Wer sind die vor Gottes Throne?" und Verlesung des 100. Psalms und dem Tauflied, das bei den Tauffesten gesungen wird: „Meine Freud ist unaussprechlich, weil ich ja getauft nun bin."

Das ist die Geschichte von der Denkmalsweihe auf Sumatra. Aber das schönste Denkmal ist nicht das von Stein, das dort in Lobu Pining steht, sondern die immer größer werdende Kirche Christi in den Bataklanden auf Sumatra. (Barmer Missionsblatt.)

Kleine Mitteilungen.

In Madras (Indien) wurde im Januar d. J. der Grundstein zu einem neuen Gebäude des dortigen Depots der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft gelegt. Bei dieser Gelegenheit sprach der Gouverneur Sir Arthur Lawley herzerquickende Worte, die in Heidenlanden doppelt wohltun. Unter anderem sagte er: „Sünde und Schande, Sorgen und Leiden gibts überall in der Welt; in der fernsten Wildnis Afrikas, in den Dickichten Asiens ebensogut wie in dichtbevölkerten Städten; in der kleinsten Hütte und im stolzesten Palast immer das gleiche Bild ... Aber es gibt ein Mittel, frei zu werden; das liegt im Worte Gottes und in der Lehre Jesu Christi. Hier ist unsere Hoffnung und unser Glaube ... und es ist unser Vorrecht als Christen, dies hinauszutragen bis ans Ende der Welt. — Wir wollen täglich ein wenig geduldiger werden, ein wenig mutiger, aufrichtiger und treuer, wollen täglich zunehmen an Liebe und an Ebenbildlichkeit mit Christus, bis der Tag kommt, da wir schauen sollen den König in seiner Schöne."

— An der Jahresfeier der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft, die im Mai unter zahlreicher Beteiligung von Christen aller Kirchen und von Missionsmännern aller Gesellschaften stattfand, wurde von den Rednern unter anderem darauf hingewiesen, daß den verschiedenen Missionsgesellschaften noch nie eine Bitte um Bibeln abgeschlagen worden sei. Im vergangenen Jahr waren zu der großen Zahl der auf Kosten dieser Gesellschaft hergestellten und verbreiteten Uebersetzungen drei neue hinzugekommen, die in Lengua, der Sprache der Indianer von Paraguay, die in Lu-Nyankole, der Sprache eines Stammes südwestlich von Uganda, und die in Hindi-Sindhi, Nordwestindien. Die Bibelgesellschaft verbreitet jetzt die vollständige Bibel oder das Neue Testament oder doch einzelne Bibelteile in 412 Sprachen. Zur teilweise auch unentgeltlichen Verteilung gelangten 5 688 381 Bände, 272 000 mehr als im Vorjahre, aber 298 000 weniger als im Jahr 1905/06. Die Einnahmen betrugen Mk. 4 791 000, die Ausgaben Mk. 4 529 860; es bleibt also ein Ueberschuß von über Mk. 250 000. Aber der Vorsitzende der Gesellschaft, der Marquis von Northampton, bemerkte mit Recht, es laute wie ein Hohn, von Ueberschuß zu reden, wenn zugleich berichtet werde, man habe weit nicht allen Anforderungen gerecht werden können.

Bücheranzeigen.

Funcke, D. O. **Vademekum für junge und alte Eheleute.** Buchschmuck von Margarethe Türoff-Funcke. 370 S. Altenburg. S.-A. Stephan Geibel.
brosch. Fr. 4.80 = Mk. 3.60. | geb. Fr. 6.15 = Mk. 4.60.

Der bekannte Verfasser bietet hier in 27 inhaltsreichen Kapiteln Ehepaaren jeder Art aus dem reichen Schatze seiner Menschenkenntnis und Lebenserfahrung vortreffliche und bewährte Fingerzeige zu einer christlichen, gesegneten Ehe. Das Büchlein will jungen und alten Lesern ein Führer in Freud und Leid sein und ihnen den Weg

zur Erhaltung oder Wiedererreichung des ehelichen Friedens und Glückes zeigen. Daß es keine trockenen, theoretischen Abhandlungen sind, dafür bürgt der Name des Verfassers der auch hier in packender, ansprechender Weise seine Kapitel über die häuslichen Verhältnisse zu schreiben versteht.

Juzi, W. Fester Grund. Religiöse Betrachtungen über Denken und Glauben. Basel. Fr. Reinhardt. geb. Mk. 3.20 = Fr. 4.

Es sind lauter aktuelle Probleme des religiös-kirchlichen Lebens, die der Verfasser hier behandelt: Bildung und Glaube, das Recht der Kirche, die Autorität der Bibel, die Frage der Gebetserhörung, der Bekehrung, der sittlichen Freiheit, der Mission u. a., vor allem aber die Bedeutung der Person Christi für den Menschen. Die Abhandlungen wollen namentlich Suchenden den Weg und das Ziel zum festen Grunde des christlichen Glaubens zeigen und sie zu religiöser Klarheit und Gewißheit führen.

Windolf, H. Psalmenklänge. Eine Sammlung geistlicher Lieder für jeden Tag des Jahres zur häuslichen Erbauung. Kommissionsverlag von J. G. Oncken Nachf. Kassel. geb. Mk. 2.75.

Diese Sammlung geistlicher Lieder wird vielleicht manchem willkommen sein, der mit dem Verfasser gern in Psalmen den Herrn, seinen Gott preist. Was den Inhalt und die Form der Poesien betrifft, so atmen sie viel Innigkeit des Glaubens und der Heilandsliebe und zeichnen sich durch Schlichtheit aus. Nur die beiden ersten Verse des Liedes auf Seite 229 wären besser weggeblieben, da sie sich nicht über die Stufe der Reimerei erheben und noch dazu recht trivial sind.

Dennert, E. Dr. Ist Gott tot? Gott — Welt — Mensch? Drei Kernfragen der Weltanschauung naturwissenschaftlich beleuchtet. Stuttgart. M. Kielmann. brosch. Mk. 2. | geb. Mk. 3.

Die drei Vorträge, die der unermüdliche Apologet Dr. Dennert in Zürich und mehreren andern Städten gehalten hat, wollen versuchen, von den Ergebnissen der Naturwissenschaften aus den modernen Menschen auf den Weg zu Gott zu führen oder vielmehr: sie wollen versuchen, die Steine fortzuschaffen, die das moderne Denken den Gottessuchern unserer Zeit auf den Weg zu Gott geworfen hat. Er behandelt deshalb die drei wichtigen Fragen: 1. Dürfen wir noch an Gott glauben? — 2. Wie ist die Welt entstanden? — 3. Das Woher und Wohin des Menschen. — Bei dem entschieden christlichen Standpunkt, den der Apologet Dennert einnimmt, erhält der Leser auch diese Fragen im Sinne der biblischen Offenbarung beantwortet.

Erläuterungen zum Neuen Testament von D. A. Schlatter, Prof. Neue Gesamtausgabe in drei Bänden. Erste Lieferung. Calw und Stuttgart. Vereinsbuchhandlung. Mk. 1.

Die bisher erschienenen Einzelbändchen der vortrefflichen Erläuterungen zum Neuen Testament für Bibelleser von Prof. Schlatter sollen nun in einer Gesamtausgabe in drei Bänden erscheinen und zwar soll der erste Band in 8 Lieferungen à Mk. 1. — bis zum Herbst 1908 vollständig vorliegen und die Evangelien samt der Apostelgeschichte umfassen. Die Vorzüge der Schlatter'schen Auslegung sind bekannt und wir verweisen hier gern Theologen wie bibellesende Gemeindeglieder auf das erscheinende Bibelwerk.

Martin Luther als deutscher Klassiker. Auswahl aus seinen Dichtungen und Schriften nebst einer Einführung von Eugen Lessing. Mit einem Bilde Luthers von Lukas Cranach. Hamburg-Großborstel. Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. geb. Mk. 1.

Ein kleines Lutherbuch mit einer feinen Auslese von Briefen, Liedern und Sprüchen, das möglichst weite Verbreitung verdient.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel von P. Steiner.

In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Kober, C. F. Spittlers Nachfolger) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

1908. Nr. 4.

Inhalt.

Gnadental.

Im Jahre 1694 — im gleichen Jahre, in dem der bekannte Gottesleugner Voltaire geboren wurde — ward in Holland eine Ausgabe des Neuen Testaments gedruckt. Es war ein kleines, holländisches Büchlein mit gotischer Schrift, das damals in Dorf und Stadt, bei hoch und niedrig Eingang fand. Manches Exemplar mag in jener Zeit wohl auch seinen Weg über das Weltmeer hinüber in die holländischen Kolonien, nach Amerika und nach Niederländisch-Indien gefunden haben. Doch darüber läßt sich heute nichts Bestimmtes mehr sagen. Aber fast 50 Jahre später, im Jahre 1737, befand sich das kleine holländische Testament unter den wenigen Büchern, die der Brüdermissionar Georg Schmidt mit nach Südafrika nahm, als er sich dort in der damaligen Wildnis des Kaplandes unter den verachteten Hottentotten niederließ, um ihnen mit dem Evangelium zu dienen. Hier, am Eingang einer Schlucht, der sogenannten Pavianskluft, auf dem Grund und Boden des heutigen Gnadental, erbaute er sich eine Hütte und legte einen Garten in der Wildnis an. Er leitete die Hottentotten zu äußerer Arbeit an und lehrte sie graben, pflanzen und bauen; an den Abenden und Sonntagen hielt er gottesdienstliche Zusammenkünfte, denen 35 bis 50 Eingeborene anzuwohnen pflegten. Sechs Jahre wirkte er in dieser Weise unter den Hottentotten; da erhob sich, als er die Erstlinge derselben taufen und verschiedene Europäer in der Kolonie zum lebendigen Glauben an Christum führen durfte, heftiger Widerstand gegen seine Person und Wirksamkeit. In der Kapstadt entstand großes Aufsehen und Unwille,

daß man die Schepsels, wie man die Hottentotten nannte, den Menschen gleichmache. Georg Schmidt wurde bei der damaligen holländischen Kolonialregierung angeschwärzt und ihm das weitere Taufen untersagt.

In seiner Wirksamkeit behindert und in seinem Amt von den Behörden nicht anerkannt, beschloß er schließlich nach Holland zu reisen, um sich hier zu rechtfertigen und die Erlaubnis zur uneingeschränkten Ausübung seines Berufs als Missionar auszuwirken. Nach rührendem Abschied von seiner kleinen, aus 47 Personen bestehenden Gemeinde trat er 1744 die Reise nach Europa an.

Er kehrte nimmer zu seiner verwaisten Herde in der Pavianskluft zurück. Zwar fand seine bisherige Wirksamkeit in der Heimat die gebührende Anerkennung, aber vergeblich waren seine und der Brüdergemeine Bemühungen um Erlaubnis zur Rückkehr nach Südafrika und Wiederherstellung der Mission daselbst. Vergeblich warteten seine Hottentotten auf ihn, wie er denn auch seinerseits seine Pfleglinge nicht vergessen konnte und sie auf betendem Herzen trug, bis er 1785 in Niesky entschlief.

Nahezu ein halbes Jahrhundert verging, ehe das kleine Erbe von G. Schmidt von der Brüdergemeine angetreten und die Mission in Südafrika wieder aufgenommen werden konnte. Im Jahr 1792 trafen ihre nächsten Sendboten dort ein und bauten wieder auf,was seit Georg Schmidt's Wirksamkeit zerfallen war.

Siebzehn Jahre darauf, am 17. Juni 1809, berichtete eins der Unitätsmitglieder der Brüdergemeine, Bischof La Trobe, über die neue Missionsniederlassung an der Pavianskluft an die Britische Bibelgesellschaft und bat dieselbe um Zusendung von Bibeln an die dortige Hottentotten-Gemeinde. Er schrieb bei dieser Gelegenheit:

„Durch die Gnade Gottes durften wir die von G. Schmidt im Jahre 1737 begonnene Mission unter den Hottentotten wieder aufnehmen, indem uns auf wiederholte Bitten die holländische Regierung endlich gestattete, 1792 wieder Missionare ins Kapland zu senden. Sie ließen sich an der alten Missionsstätte nieder, wo nur noch die Ruinen von Schmidt's Wohnung und der von ihm angelegte Garten die Spuren seiner einstigen Wirksamkeit aufwiesen. Inmitten des Gartens fand sich unter anderen Bäumen noch ein mächtiger Birnbaum, den seine Hand gepflanzt hatte. Der bescheidene Mann dachte damals wohl kaum daran, daß er damit den Grund zu einem Gotteshause und zu einer Schule legte, ja zu einem Tempel, worin sich dereinst die Herrlichkeit Gottes offenbaren würde. Seine Absicht, als er jenen Baum pflanzte, war lediglich die, dereinst einigen Nutzen aus ihm zu ziehen; aber es war ihm nicht vergönnt, seine Frucht zu genießen. Denn als das von ihm verkündigte Wort an den Hottentotten wirkte und eine kleine Gemeinde um ihn her erstand, mußte er seine Arbeitsstätte verlassen und nach Europa zurückkehren.

Mittlerweile wuchs sein Birnbaum empor und wurde der Tummelplatz der Paviane, die in jener Kluft heimisch waren, bis sie 1792 durch die Ankunft von drei Missionaren verscheucht wurden. Um die neuen Ankömmlinge sammelten sich alsbald von allen Seiten her eine große Anzahl von Hottentotten, die ihre Kraale neben der bescheidenen Wohnung der Missionare aufschlugen. Ihr Gotteshaus aber war der Birnbaum; unter seinem Laubdach versammelten sie sich morgens und abends, lasen und hörten Gottes Wort, beteten und sangen miteinander. Den Tag über aber diente der schattige Raum als Schulzimmer für ca. 200 bis 300 Kinder, die hier im Lesen und in den Heilswahrheiten des Christentums unterrichtet wurden.

„Diese Unterweisung ist denn auch bis auf diesen Tag fortgesetzt worden und zwar hauptsächlich an derselben Stätte, obschon seitdem eine geräumige Kirche für den öffentlichen Gottesdienst erbaut worden ist; denn nun sind es mehrere Hundert Hottentotten, die zur Gemeinde gehören und das Wort Gottes als ihren höchsten Schatz betrachten."

Dieser Brief von La Trobe erregte bei den damaligen Mitgliedern der Britischen Bibelgesellschaft, einem Steinkopf, Owen und Hughes, die größte Freude, und gern kam man der Bitte um Zusendung von holländischen Neuen Testamenten nach. Mit einem holländischen Segelschiff wurde eine Partie solcher ans Kap der guten Hoffnung geschickt; auf einem Ochsenwagen wurden sie von der Kapstadt aus über Stellenbosch nach Gnadental, wie jetzt die Pavianskluft hieß, befördert. Der Segen hievon blieb nicht aus. Am 27. Juni 1810, ein Jahr nach jenem Brief, berichtete einer der Missionare aus Gnadental nachstehendes Begebnis:

„Ein junges Hottentotten-Weib erzählte mir vor kurzem, daß sie mit Gott und ihren Lehrern, den Missionaren, gänzlich verfallen gewesen sei. In diesem Gemütszustand beschloß sie, Gnadental den Rücken zu kehren und soweit als möglich fortzugehen, um dann noch ihres Herzens Gelüsten zu leben. So machte ich mich denn, erzählte sie, eines Tages voll böser Gedanken auf den Weg. Als ich auf das offene Gefilde hinauskam, bemerkte ich hier zwei Schulmädchen, die auf dem Felde Brennholz sammeln sollten und sich ins Gras gesetzt hatten. Als ich mich ihnen näherte, sah ich, daß sie eins der neuen Bücher (ein Testament) vor sich aufgeschlagen hatten und laut daraus vorlasen. Als ich an ihnen vorbeiging, lasen sie eben die Worte: Hinweg mit ihm! Hinweg mit ihm! Kreuzigt ihn! — Diese Worte, die an mein Ohr schlugen, fielen wie ein Donnerschlag in mein verdüstertes Herz. Es war, als ob ich sie selbst gegen meinen Heiland ausgestoßen hätte. Ich fühlte mich so getroffen, daß ich ihn in meiner Herzensangst anrief, sich meiner zu erbarmen und mir meine Sünden zu vergeben. Nun kehrte ich auch wieder nach Gnadental zurück. Diese Umkehr wurde durch das Neue Testament, das

Sie uns zuschickten, herbeigeführt. Von Ihnen empfing es jenes Schulmädchen, das sonst keines besessen hätte und auch nicht hätte darin lesen können."

Soweit der Brief des Missionars. Aber noch ein Blatt der Erinnerung liegt vor uns. Es war am Weihnachtsabend 1792, als die drei Missionare Marsveld, Schwinn und Kühnel an den verfallenen Mauerresten von Georg Schmidt's einstiger Wohnstätte standen. Da wurde von den Hottentotten ein altes, wohl 80 jähriges Mütterlein herbeigeführt, das kaum mehr gehen konnte und sich vor Schwäche alsbald auf den Boden niederließ. Es war die alte Lena, die einzig Ueberlebende von den fünfen, die Schmidt seinerzeit getauft hatte. Als man sich darnach erkundigte, was Schmidt sie gelehrt hatte, erklärte sie, nichts mehr davon zu wissen, da sie alles vergessen habe. Erst als sie weiter gefragt wurde, ob er ihr nicht von Jesu Christo, dem Heilande der Welt, erzählt habe, da wachten alte Erinnerungen bei ihr auf und sie bejahte die Frage. Und als dann die Brüder von dem Zweck ihres Kommens redeten, da faltete sie ihre Hände und rief: „Nun, Gott sei Dank!", was jenen durchs Herz ging. Auch erzählte sie nun aus freien Stücken, daß sie noch ein Buch hätte, das ihr Georg Schmidt geschenkt habe. Es wurde geholt. Sehr gut verwahrt, steckte es in einem ledernen Futteral, das noch in zwei Schaffelle eingewickelt war. Man fand ein holländisches Neues Testament mit gotischer Schrift. Lena selbst konnte nicht mehr drin lesen; ihr Augenlicht hatte zu sehr abgenommen. Einer jungen Hottentottin, die von einem der Getauften lesen gelernt hatte, wurde das Buch gereicht. Sie schlug das zweite Kapitel des Evangeliums Matthäi auf und las die Geschichte von der heiligen Nacht und dem neugeborenen Jesuskindlein.

Auf den Trümmern der Niederlassung und des Gemeindleins des entschlafenen Schmidt erhob sich dann ein hoffnungsreicher Neubau, zwar zunächst nur eine armselige, kleine Lehmhütte, aber doch eine Hütte Gottes bei den Menschen, der noch viele, viele folgen sollten. Auch die Wildnis wurde gelichtet, und neben dem Garten mit dem historischen Birnbaum wurde der Gottesacker angelegt und mit einer Rosenhecke umgeben. Dann wurde 1799 der Grundstein zum Gotteshaus gelegt, aber der Birnbaum blieb noch längere Zeit der Ort, wo man sich zu Gesang und Gebet versammelte. Am 3. Januar 1800 endlich trug man die alte Lena als letzte Zeugin aus den ersten Tagen der Missionsarbeit in der Pavianskluft zu ihrer letzten Ruhestätte auf den Gottesacker. Bald darauf, am Neujahrstage 1806, erhielt die Missionsstation Paviansklust den Namen „Gnadental", denn Gottes Gnade war hier an den armen Hottentotten offenbar worden.

Wiederum waren Jahrzehnte vergangen und das neunzehnte Jahrhundert ging seinem Ende zu. Da machte der Vorsteher der Südafri-

kanischen Bibelhilfsgesellschaft Dr. Hole im Jahr 1884 eine Rundreise durch die Kapkolonie und besuchte auch die Missionsstation Gnadental. Er wurde hier herzlich willkommen geheißen und mit allem, was ihn interessieren konnte, bekannt gemacht. Schließlich holte Missionar Hettasch ein kleines Kästchen herbei und öffnete es. „Sehen Sie da, das ist eine kostbare Reliquie", sagte er und entnahm dem Kästchen ein Neues Testament, alt und unscheinbar, aber ein wertvolles Andenken. Es war das holländische Neue Testament vom Jahr 1694, das einst Georg Schmidt der Lena geschenkt und das diese bis in ihr hohes Alter sorgsam aufbewahrt hatte. Das Kästchen aber, das ihm nun als Aufbewahrungsort diente, war aus dem Holz des alten Birnbaums verfertigt, der einst zwischen dem Garten und dem Gottesacker stand. Die alte Lena hatte man zu Grabe getragen und der Birnbaum war abgestorben, aber das Neue Testament hatte sie überlebt. Vor allem aber hat das Gotteswerk in Gnadental, das durch die Verkündigung des Lebenswortes aus jener Wildnis hervorgegangen ist, allen Wechsel der Zeit überdauert.

Die Bibel in Bulgarien.

Bulgarien mit seinen weiten Ebenen und fruchtbaren Tälern, mit seinen üppigen Weizenfeldern und Beständen von Obstbäumen, mit seinen aromatischen Gebüschen, düstern Wäldern und rieselnden Bächen, die vom Balkangebirge her das Land durchschneiden und befruchten, ist ein ideales Heim für eine ackerbautreibende Bevölkerung. Und in der Tat, die Bulgarier sind fast alle ohne Ausnahme Bauern. Etwa sieben Zehntel der Bevölkerung treiben Landbau, und zwar als Besitzer einer eigenen kleinen Scholle, während der Handel des Landes meist in den Händen von Ausländern liegt. Im allgemeinen steht der bulgarische Bauer im Rufe eines freundlichen, zufriedenen Menschen, der ein einfaches, fast patriarchalisches Leben führt und Fremden gegenüber außerordentlich gastfrei ist.

Wie bekannt, macht sich in Bulgarien gegenwärtig eine sehr starke nationale Bewegung geltend, die auf politische Selbständigkeit und Unabhängigkeit von der türkischen Oberhoheit gerichtet ist und in neuester Zeit zur Proklamation des Königreichs geführt hat. Dieser nationale Patriotismus bildet ein festes Band zwischen der kräftigen Landbevölkerung und läßt alle eigenen Interessen in den Hintergrund treten. Nachdem die politische Geschichte Bulgariens lange Zeit hindurch nur dunkle Blätter

aufgewiesen hat, ist jetzt unter dem Volk ein Geist der Tatkraft und des Fortschritts erwacht, der nicht nur nach politischer Freiheit trachtet, sondern auch auf Bildung und wirtschaftliche Wohlfahrt gerichtet ist.

Zugleich läßt sich aber auch, wie das in solchen Fällen gewöhnlich zu geschehen pflegt, ein religiöses Erwachen bis auf einen gewissen Grad wahrnehmen, dem die Bibelgesellschaft durch eine möglichst große Verbreitung der heiligen Schrift entgegenzukommen sucht. So hat sie im letzten Jahr 25 000 Exemplare heiliger Schriften in Bulgarien umgesetzt, dreimal mehr als im vorangegangenen Jahre. Eine neue Auflage des bulgarischen Neuen Testaments in 10 000 Exemplaren wurde innerhalb von fünf Monaten abgesetzt und ebenso eine Auflage des Psalters von gleichhoher Auflage im Laufe des letzten Jahres. „Das Bedürfnis nach der Heiligen Schrift", schreibt der Bibelagent in Konstantinopel, „ist zurzeit in Bulgarien so groß, daß wir ihm kaum nachzukommen imstande sind." Besonders macht sich dasselbe unter der Landbevölkerung geltend. Aber auch in den höheren Kreisen finden sich solche, die der göttlichen Wahrheit nachfragen. Davon berichten die beiden bulgarischen Bibelkolporteure Athanasoff und Letschoff mancherlei erfreuliche Züge.

Ein Landmann, der dem Kolporteur eine Bibel abkaufte, bat diesen zugleich, mit ihm in seinen Weinberg zu gehen und dort seinen Arbeitern etwas aus der Bibel vorzulesen. Athanasoff erfüllte diese Bitte gern und las ihnen aus Apostelgeschichte 2 die Pfingstgeschichte vor. „Wie kommt es," meinten hierauf die Leute, „daß so etwas heutzutage nicht mehr vorkommt?" „O doch", erwiderte der Kolporteur, „wenn wir nur einfältig glauben und von ganzem Herzen darum beten; denn Gott ist derselbe gestern, derselbe heute und in Ewigkeit." „So," meinte einer von ihnen, „das erklärt die Sache; nun wollen wir künftighin versuchen, im Glauben, mit Gebet und Aufmerksamkeit die heilige Schrift besser verstehen zu lernen."

Kolporteur Letschoff kam unter anderen mit einem Bauern zusammen, der an ihn die Frage richtete: „Steht denn auch etwas in der Bibel geschrieben von Würmern, die unsere Weinberge zerstören? „O ja", sagte der Kolporteur zum großen Erstaunen des Bauers, und las ihm aus dem 28. Kapitel des fünften Buch Mosis den 39. Vers vor, wo dem Uebertreter des Willens Gottes mit den Worten der Fluch Gottes angedroht wird: „Du wirst Weinberge pflanzen und bauen, aber keinen Wein trinken noch lesen; denn die Würmer werden's verzehren." „So wird's dem ergehen," fügte Letschanoff hinzu, „der der Stimme des Herrn nicht gehorcht." Das machte einen solchen Eindruck auf den einfachen Bauer, daß er sofort eine Bibel kaufte.

Eines Tages, berichtet Athanasoff, traf ich einen alten Hirten. Er ließ sich von mir eine Bibel reichen und fragte: Was ist der Preis von *diesem* gesegneten Buch? Zweiundeinviertel Franken war die Antwort. —

Hier, mein Sohn, nimm diese drei Franken dafür, und Gott segne euch in eurem Werk zum Wohl und Heile unserer Rasse, sagte der Hirte, und ging mit seiner Bibel hinweg wie einer, der den größten Schatz gefunden hat.

Ein Dorfbewohner kam zum Kolporteur und kaufte ein Neues Testament für seine Tochter. „Lies uns doch etwas aus den Evangelien vor," bat er sodann, „damit wir doch etwas daraus lernen", worauf der Kolporteur einiges aus den Abschiedsreden Jesu vorlas. Der Landmann dankte ihm dann mit den Worten: „Gott segne dich, mein Sohn; solche Worte habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gehört." Zwei weitere Dörfler, die gerade zugegen waren, kauften hierauf auch ein jeder ein Neues Testament. Bei einem Jahrmarkt verkaufte Letschoff in dem einen Dorf innerhalb von drei Tagen nicht weniger als 105 Exemplare der heiligen Schriften.

Die Priester der orthodoxen griechischen Kirche sind im allgemeinen gern bereit, durch ihr Ansehen der Bibelverbreitung unter dem Volk hilfreiche Hand zu leisten, besonders wenn es gilt, die Zweifel der Bauern über die Echtheit der Bibelübersetzung zu zerstreuen. So fragte z. B. ein Bauer den Kolporteur, von dem er ein Neues Testament gekauft hatte, ob es denn auch das echte Evangelium sei. Hierauf wies ihn der Kolporteur an den gerade daherkommenden Priester und sagte: Frage doch Seine Hochehrwürden! Dieser bezeichnete das Testament sofort als eine protestantische Ausgabe, worauf der Bauer ihn bat, etwas daraus vorzulesen. Das tat der Priester, indem er einige Stellen aus der Bergpredigt und aus der Apostelgeschichte vorlas. Schließlich meinte er: du darfst beruhigt sein; das ist das echte Evangelium. Zugleich kaufte er ein Testament für sich selbst, und das gleiche taten auf sein Beispiel hin verschiedene Bauern, die zugegen waren.

In Varna nahm ein angesehener Priester den Kolporteur Athanasoff aufs gastfreundlichste auf und äußerte sich in höchst dankbarer und anerkennender Weise über die Tätigkeit der Bibelgesellschaft. Er hatte sogar beim Synod der orthodoxen Kirche den Antrag gestellt, man solle der Bibelgesellschaft im Namen der bulgarischen Nation seinen Dank für ihre Bestrebungen aussprechen. Einige Mitglieder stimmten dem bei, andere lehnten aber den Antrag ab. Den Bewohnern von Varna aber erklärte der Priester: Meine Kinder, kaufet ruhig diese Bücher! und pries die Bibelgesellschaft als den größten Wohltäter der Menschheit. Auf seine Empfehlung hin kauften dann viele die Evangelien.

Auf dem Marktplatz einer Stadt, schreibt Kolporteur Letschoff, setzte ich 41 Exemplare heiliger Schriften ab. Unter anderen kam auch der Lehrer der orthodoxen Schule und kaufte 40 Exemplare der vier Evangelien, um sie an Weihnachten und am Epiphaniasfest unter seinen Schülern

zu verteilen. Ich habe allen Grund zu hoffen, daß durch diesen Lehrer Gottes Wort in den Herzen von jung und alt in der Stadt Eingang finden werde.

Während ich, schreibt Athanasoff, bei einer anderen Gelegenheit mit einem Offizier, der eine Bibel zu kaufen wünschte, über religiöse Dinge sprach, gesellte sich ein anderer Offizier zu uns und meinte: „Wenn Sie etwa ein wissenschaftliches Werk zu kaufen gedenken, so tun Sie recht daran; aber dieses Buch da ist von keinem Wert." Ich erwiderte darauf: „Die Bibel lehrt uns, wer den Himmel und die Erde erschuf und alles in wunderbarer Weise ordnete; sie lehrt uns unsere Pflichten gegenüber Gott und den Menschen. Kann man sie da wohl ein Buch ohne Bedeutung nennen? Dann bat ich sie, mit mir das erste Kapitel der Genesis, das erste und achte Kapitel der Sprichwörter und ähnliche Stellen zu lesen. Schließlich meinte der Offizier: „Sie scheinen zwar ein ganz einfacher Mann zu sein, aber Sie reden wie ein Gelehrter. Was Sie da sagen, ist eine Sache, über die man nachdenken muß." Dann kaufte er seine Bibel und verabschiedete sich.

Von Rustschuk schreibt derselbe Kolporteur: Auf der Bahnstation sprach mir ein Herr aus den höheren Kreisen Mut zu und meinte: „Ihre Gesellschaft tut ein heiliges Werk, und ohne ihre Wirksamkeit und Opfer bliebe die Welt in Finsternis und ohne Kenntnis von Gott. Gott sei es gedankt, daß die Gesellschaft auch unserm Lande das Evangelium bringt und daß jeder Bulgare Gottes Wort in seiner Muttersprache lesen kann." — Der Herr hatte vorher eine Bibel gekauft und nun kauften auch zwei seiner Freunde, die ihn begleiteten, eine solche. Dann verließen sie mich in der herzlichsten Weise und mit den anerkennendsten Worten.

Solche Züge, wie sie uns aus der Bibelverbreitung in Bulgarien berichtet werden, lassen erkennen, daß die Bibelgesellschaft bei der gegenwärtigen nationalen und geistigen Bewegung des bulgarischen Volkes zu besonders eifriger Tätigkeit aufgefordert wird. Es liegt ihr deshalb auch sehr daran, so rasch als möglich neue Auflagen der Heiligen Schrift zu veranstalten und die bisherige Ausgabe der bulgarischen Bibel revidieren zu lassen. Zu diesem Zweck hat sie zwei alte Missionare der amerikanischen Missionsgesellschaft, die viele Jahre in Bulgarien gearbeitet haben und als gründliche Kenner der bulgarischen Sprache bekannt sind, gewonnen, die sich dieser Aufgabe in der nächsten Zeit unterziehen wollen.

Die Söhne Israels in Marokko.

Die Juden sind für den, der an die Bibel glaubt, zu allen Zeiten ein höchst merkwürdiges Volk gewesen. „Ich werde sie in alle Lande zerstreuen." Wie wunderbar ist dieses prophetische Wort in Erfüllung gegangen! Wo ist das Land, wo keine Juden wären? Fast möchte man sagen, daß sie selbst am Nordpol anzutreffen sind.

In Marokko, an der afrikanischen Nordküste, haben sich die Nachkommen Abrahams schon bald nach der babylonischen Gefangenschaft niedergelassen. Später sind ihrer dort noch viele von Spanien her hinzugekommen. Denn als hier die Inquisition wütete und alle mit Feuer und Schwert verfolgte, die nicht zur römischen Kirche gehörten, wurden auch die Juden grausam verfolgt. Viele ließen sich taufen, obgleich sie in ihrem Herzen Juden blieben, um so dem Gefängnis und der Folter zu entrinnen. Manche aber zogen es vor zu fliehen, und von diesen Flüchtlingen ließen sich viele in Marokko nieder. Die größte Zahl der Juden wohnt hier in den größeren Küstenstädten. In Fes wohnen etwa 15000, in Marokko 12000, in Mogador 8000, in Tanger 7000, in Tetuan 10000 Juden.

„Sie sollen werden zum Fluch, zum Wunder, zum Hohn und zum Spott unter allen Völkern, dahin ich sie verstoßen werde; darum, daß sie meinem Worte nicht gehorchen, spricht der Herr" (Jer. 29, 18). Auch in Marokko ist diese Weissagung in Erfüllung gegangen.

Wo die Mauren in ihrem Klima gerne weiße Kleider tragen, kennt man die Juden an ihren dunklen Kleidern. Sie dürfen keine Fußbekleidung in den Straßen tragen, und selbst wenn der Sultan den Juden freundlich gesinnt sein sollte und versuchen würde, ihr Los zu verbessern, würde dies durch den Haß der mohammedanischen Bevölkerung unmöglich gemacht werden.

Als Sultan Soliman den Juden erlaubte, Schuhe zu tragen, wurde die Erbitterung der Mohammedaner so groß, daß die Juden öffentlich in den Straßen von Fez totgeschlagen wurden und selber baten, das alte Gesetz möchte wieder in Kraft treten.

Wie die Juden sich in vorigen Jahrhunderten in Europa nur in einem bestimmten jüdischen Stadtviertel niederlassen durften, Ghetto genannt, so dürfen auch jetzt noch die Juden in Marokko nur im jüdischen Viertel, Mellah genannt, wohnen. Mellah heißt die Salzstelle; denn die Juden werden vom Sultan gezwungen, die Köpfe der hingerichteten Verbrecher zu salzen, bevor sie auf der Stadtmauer aufgestellt werden.

Das Elend in den Mellah in Marokko ist sehr groß. In 139 Häusern leben etwa 10000 Juden, in einem Hause sollen sogar 178

Menschen wohnen. In einem Hause mit 26 Zimmern wohnen in etwa 12 Zimmern 2 bis 3 Familien.

Beim Sonnenuntergang werden die Tore der Mellah geschlossen und von arabischen Wächtern bewacht, welche die Juden zählen müssen.

Ohne Erlaubnis des Sultans dürfen die Juden sich nicht verheiraten, und ihre Toten werden sie gezwungen so schnell wie möglich zu beerdigen.

Außer dem Mellah dürfen die Juden kein Eigentum besitzen, und in einem Gerichtshof wird ihr Zeugnis nicht angenommen.

Eine eigenartige Sitte haben die Juden in Marokko am 2. Neujahrstage. Nach dem Nachmittagsgottesdienst gehen die Juden zum Strand. Jeder Jude nimmt 20 kleine Steine in seine Hände und sagt dann die folgenden Worte: „Wer ist ein Gott, wie du bist, der die Ungerechtigkeit vergibt und die Sünden der Uebergebliebenen deines Erbes austilgt? Er wird nicht ewig seinen Zorn behalten, denn er liebt Barmherzigkeit. Er wird sich wieder zu uns wenden und uns gnädig sein. Er wird unsere Ungerechtigkeit vertilgen und unsere Sünden in die Tiefe des Meeres werfen."

Nach diesen Worten werfen die Juden einen Haufen Steine ins Meer. Dann sagen sie weiter: „Möchtest du alle Sünden deines Volkes an einen Ort werfen, wo sie nicht mehr erinnert oder gefunden werden!" Wieder werden Steine ins Meer geworfen. „Du wirst Jakob Treue beweisen und deine Barmherzigkeit Abraham, wie du unsern Vätern geschworen hast vor Zeiten. Amen!"

Jetzt kehren die Juden zurück, völlig mit sich selber zufrieden! Haben sie nicht alle ihre Sünden ins Meer geworfen? Jetzt sind sie verschwunden, warum sollen sie darum Buße tun?

Seit 1844 besteht in Marokko eine christliche Judenmission, deren Vertreter im Ghetto wohlgelitten sind und den Juden den zeigen, der auch für sie am Kreuze gestorben ist. Und gar manche, denen trotz alles Steinewerfens ins Meer Herz und Gewissen doch friedlos geblieben sind, haben durch ihn wahrhafte Vergebung der Sünden und bleibenden Frieden gefunden. (Zionsfreund).

Ein Bibelübersetzer im Sudan.

Missionar A. W. Banfield war ein Mitglied der Schar kanadischer evangelischer Missionare, welche sich zuerst unter dem eigentlichen Nupe-Volk niederließen. Dies Volk wohnt zwischen dem Yoruba- und dem Hausaland in Westafrika, und man findet es an beiden Ufern des *Niger*. Seine Wohnsitze beginnen in der Nähe von Lokodja an der

Mündung des Benuë-Flusses in den Niger, und sie dehnen sich etwa 67 Stunden weit nach Norden aus. Nach der Schätzung Bischof Tugwells von der englischen Kirchenmission beläuft sich die Nupe sprechende Bevölkerung etwa auf eine Million. Missionar Banfield ist aus Kanada gebürtig und ging vor sieben Jahren mit der Pioniergesellschaft der afrikanischen Industrie-Mission (jetzt die Sudan-Inland-Mission) von Toronto hinaus, um eine neue Missionsarbeit in Nord-Nigeria zu beginnen. Sie ließen sich in Patagi nieder, das ungefähr 167 Stunden von der Küste und etwa 47 Stunden von Lokodja entfernt ist. Missionar Banfield gehört den „Mennonitischen Brüdern in Christo" an, und die kanadischen Glieder seiner Gemeinschaft interessierten sich sehr für die „afrikanische Industrie-Mission". Als er jedoch im Jahre 1905 zu einer kurzen Erholung nach Kanada zurückkehrte, entschloß sich die Mennonitenkirche, eine eigene Mission in Nord-Nigeria anzufangen. Seitdem ist Missionar Banfield der Leiter dieser Arbeit gewesen, welche einem Ausschuß der Mennonitenkirche unterstellt ist. Das gegenwärtige Hauptzentrum der Mission ist der Ort Shonga, welcher bis vor kurzem die nördlichste Missionsstation am Niger war; doch hat seitdem die englische Kirchenmission sieben Stunden weiter landeinwärts eine Station eröffnet.

Im Februar 1908 kam Missionar Banfield zum ersten Mal nach London, um seine Uebersetzung der vier Evangelien in die Nupe-Sprache, deren Herausgabe die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft unternommen hat, durch den Druck zu führen. Mit dieser Arbeit wurde er durch eine Konferenz von Missionaren der englischen Kirchenmission, der Sudan-Inland-Mission und der mennonitischen Brüder in Christo betraut, die im Jahre 1906 unter dem Vorsitz des Bischofs Tugwell in Patagi gehalten wurde. Eine frühere Uebersetzung der Evangelien in die Nupesprache, welche die Bibelgesellschaft 1899 gedruckt hatte, erwies sich als ungenügend, und die Konferenz faßte den Beschluß, daß eine neue Uebersetzung veranstaltet werden müsse. Während Missionar Banfields Aufenthalt in London fand im Bibelhaus folgende Unterredung mit ihm statt.

„Wie wurde die Nupe-Sprache zur Schriftsprache gemacht?"

„Bei unserer Konferenz mußten wir zu einer Uebereinkunft in bezug auf das Alphabet kommen, das wir anwenden sollten. Unter den Missionaren dort waren einige Differenzen entstanden, welche jedoch glücklich beseitigt wurden. Dann einigten wir uns in bezug auf eine allseitig gutgeheißene Uebersetzung des Gebets des Herrn, des apostolischen Glaubensbekenntnisses und der zehn Gebote. Auf dieser Konferenz besprachen wir uns auch und kamen zu einer Einigung betreffs der Wiedergabe wichtiger Eigennamen und christlicher Ausdrücke wie „Jesus Christus", „heiliger Geist", „Rechtfertigung", „Heiligung" ꝛc. Die Konferenz ersuchte mich dann, die vier Evangelien neu zu übersetzen, wobei ich die Arbeit, wie

ich sie fertig bekam, den anderen Gliedern der Konferenz zur Begutachtung zusenden sollte. Man ersuchte mich auch, ein Nupe-Wörterbuch und eine Grammatik zusammenzustellen.

„Ich fing dann an zu übersetzen, wobei ich immer ein Exemplar meiner fertigen Arbeit rundsandte, so daß sie durch die Hände von fünf Missionaren zur Korrektur ging. Eine zweite Konferenz wurde im Oktober 1907 in Shonga gehalten, wo ich die Resultate vorlegte. Die letzte Revision wurde mir dann überlassen. Ich legte die englische revidierte Uebersetzung zugrunde, wobei ich auch noch andere Uebersetzungen zu Rate zog."

„Hatten Sie irgend welche eingeborene Gehilfen bei der Arbeit?"

„Ich hatte keinen speziellen Gehilfen. Natürlich prüfte ich jeden schwierigen Punkt mit meinem eingeborenen Lehrer und auch mit anderen intelligenten Nupe, Mohammedanern wie Heiden. Aber über einen gewissen Punkt hinaus ist es schwierig, wirksame Hilfe bei denen zu finden, welche keine christliche Erfahrung haben, und ich habe noch nie Gelegenheit gehabt, mit einem eingeborenen Christen zu arbeiten, der ein reiner Nupe ist."

„Können Sie irgend eine besondere Schwierigkeit nennen, welche Sie in der Uebersetzung fanden? Gibt es z. B. viele Wörter in den Evangelien, für welche Sie in der Nupe-Sprache kein entsprechendes Wort finden?"

„Keine so große Anzahl von Wörtern. Die Nupe-Sprache eignet sich sehr gut für das Evangelium. Es ist eine sehr reiche Sprache, mit einem großen Wortschatz. Ich habe schon ein Nupe-Wörterbuch von über 11 000 Wörtern zusammengestellt. Die Anzahl von beinahe gleichbedeutenden Ausdrücken ist in der Nupe-Sprache außerordentlich groß. So habe ich mehr als 100 Wörter für „groß" gefunden und ungefähr 60 Wörter für „klein". Z. B. man sagt, ein Pferd sei klein; aber sie wenden nicht dasselbe Eigenschaftswort an, wenn sie sagen wollen, ein Haus sei klein. Das Haus wurde klein gebaut und konnte nicht größer wachsen; aber das Pferd wurde klein geboren und würde wachsen, darum ist ein unterschiedliches Nupe-Eigenschaftswort erforderlich. Im Englischen brauchen wir dasselbe Wort, wenn wir von dünner Suppe und von einem dünnen Mann oder einer dünnen Schnur reden; aber sie haben in jedem Falle ein verschiedenes Eigenschaftswort. Sie besitzen 50—60 Wörter mit der Bedeutung „kurz".

„Die Nupe bezeichnen manche Dinge deutlicher als wir. Wir sprechen von heute und morgen, und den folgenden Tag nennen wir übermorgen; aber sie haben einen besonderen Ausdruck dafür, und so haben sie auch einen Ausdruck für vorgestern.

„Während ich mit einem Nupe-Lehrer meine Studien machte, habe ich meinem Wortschatz durchschnittlich täglich 15 neue Wörter oder 2000

Wörter im Jahre zugefügt. Ich entdecke immer neue Wörter, und diese müssen natürlich alle klassifiziert werden."

„Versuchen Sie auch wohl, neue Wörter von den Eingeborenen zu sammeln?"

„Ich lese Wörter auf, wo ich nur kann. Ich gehe nie irgendwohin ohne Notizbuch und Bleistift, und ich unterhalte mich mit meinen Leuten, so oft ich mich auf der Reise befinde. Auf einer Expedition gab ich einem Jungen 10 Kaurimuscheln für jedes neue Wort, das er mir sagen konnte, während ich mit ihm draußen war. Das war keine große Ausgabe, da 1000 Kaurimuscheln einen Wert von ungefähr 25 Pfennigen repräsentieren."

„Ist der Bau der Sprache sehr kompliziert?"

„Ja, das ist gerade die Schwierigkeit. Die Anwendung des Zeitwortes ist sehr kompliziert, ebenso auch seine Stellung im Satz. Das Fürwort jedoch ist einfach. Es gibt nur zwei Zahlen, Einzahl und Mehrzahl, und es gibt keinen bestimmten Artikel. Die Nupe haben ein vorzügliches Zahlensystem, wodurch das Zählen leicht wird und bis auf 100 Billionen fortgeführt werden kann."

„Wie geben Sie Worte in den Evangelien wieder, die Dinge darstellen, welche die Nupe nie gesehen haben?"

„Gut, ich gebe Ihnen einige Beispiele. Wir fanden kein Wort für Traubenwein, da sie keine Trauben haben; so haben wir das englische Wort dafür genommen. Wir nennen ein Zelt ein „Tuchhaus". Wir fanden es schwierig, das Wort „Witwe" zu übersetzen, denn es gibt keine Witwen, Witwer, Junggesellen oder alte Jungfern; sie sind alle verheiratet. Wenn der Mann einer Nupe-Frau stirbt, wäscht sie und wechselt sie drei Monate lang ihre Kleider nicht, noch begibt sie sich unter die Leute. Nach dieser Zeit heiratet sie flugs wieder. So haben wir für „Witwe" das Wort genommen, welches eine solche Frau bezeichnet. In gleicher Weise gibt es kein Wort für Junggesellen; aber die Nupe haben ein Wort, welches wörtlich die Bedeutung „Rotauge" hat, und welches man anwendet, um einen jungen Mann zu bezeichnen, welcher traurig ist, weil er gern heiraten und jemand haben möchte, der ihm das Essen kocht, aber er hat nicht genug Geld, sich eine Frau zu kaufen. Die Nupe haben keine besonderen Ausdrücke für „Sohn" und „Tochter"; sie sagen, „Mann-Kind" und „Frau-Kind."

„Die Nupe haben kein unterschiedliches Wort für „Seele" oder „Gemüt" oder „Gewissen". Sie drücken das alles mit einem umfassenden Ausdruck aus, welcher „Herz" bedeutet. Wir haben ein Wort für „heilig" angenommen, welches wörtlich „rein" bedeutet. Für „beruhigt" brauchen wir ein Wort, welches bedeutet „ein Herz, welches sich niedergelegt hat." Es war kein entsprechendes Wort für „glauben" da, so haben wir eins gemacht, indem wir zwei Worte vereinigten, nämlich „annehmen" und

„Wort“ (das Wort annehmen). Das Nupe-Wort für „Almosen geben“ heißt „Gott geben“. Sie haben nie Schnee gesehen, so übersetzen wir „so weiß wie Schnee“ mit „so weiß wie Baumwolle.“ Für Lilie sagen wir „weiße Blume“, da sie eine kleine weiße Blume auf den Feldern haben. Wir übersetzen „Synagoge“ mit „Schule“. Wir haben für Gemeinde ein Wort prägen müssen; es heißt „die heilige Gesellschaft“; die Kirche nennen wir das „Haus Gottes“.

Missionar Banfield, der diese schwierige Uebersetzungsaufgabe vollführt hat, ist erst 30 Jahre alt. Nachdem er viermal hintereinander Schwarzwasserfieber gehabt, blieb er jetzt frisch und gesund und zeigt ein fröhliches Angesicht. Wie jeder wahre Missionar strahlt er Optimismus aus und verlangt sehnlich, wieder auf sein Arbeitsfeld zurückzukehren. Wie sehr Missionar Banfield Meister der Sprache ist, beweist die Bezeichnung, welche die Eingeborenen, unter denen er arbeitet, ihm geben; sie nennen ihn „za bokum Nupe“, d. h. „der weiße Nupe“. Wenig Missionare erhalten ein so beneidenswertes Zeugnis. (Missions- u. Heidenbote.)

Kleine Mitteilungen.

Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. In einer Hindu-Mädchenschule, die unter der Leitung der mit der englischen Kirchenmission verbundenen Senana-Mission steht, muß jedes Kind biblische Geschichten lernen, und es wird Wert darauf gelegt, daß sie diese biblischen Geschichten dann ganz frei wiedererzählen, und zwar mit ihren eigenen Worten, etwa so, wie sie dieselben zu Hause ihren Angehörigen erzählen würden. Da erzählte ein Hindumädchen die Geschichte vom barmherzigen Samariter folgendermaßen: „Es war einmal ein reicher Kaufmann, der ging durch einen Wald. Da wurde er pößlich von Räubern angegriffen, die ihn schlugen und all sein Geld wegnahmen und ihn halbtot liegen ließen. Da ging ein Brahmane vorbei, und als er ihn sah, sagte er zu sich selbst, es ist ja nur ein Straßenfeger, und ging weg. Da kam auch ein Mohammedaner. Als der ihn liegen sah, meinte er: das ist kein Verwandter oder Freund von mir; warum soll ich mich um ihn bekümmern, und so ging er auch weg. Zuletzt kam ein Christ angeritten, und da er Mitleid mit dem armen Manne hatte, verband er ihm seine Wunden mit Zeugstreifen, die er von seinem eigenen Turban abriß. Dann setzte er ihn auf sein Pferd und nahm ihn mit sich zu dem Missionshospital und gab dem Doktor Sahib zwei Rupien und sagte: mache diesen Mann wieder gesund, und wenn ich wiederkomme, will ich dir noch 20 Rupien geben.“

Bibelniederlage in Jerusalem. Alljährlich zur Osterzeit landen große Scharen von Pilgern in der Hafenstadt Jaffa und begeben sich von da

teils zu Fuß, teils auf der Eisenbahn hinauf nach Jerusalem, um hier an heiliger Stätte das Osterfest zu begehen. Ihre Zahl beläuft sich mindestens auf 20 000 Personen, die sich von nah und fern hiezu einfinden, meist Russen, Armenier, Bulgaren, Griechen und Abessinier. Von diesen besuchen viele auch die Schriften-Niederlage der Britischen Bibelgesellschaft, die an günstiger Lage in Jerusalem gelegen, für jedermann durch eine Inschrift in mehreren Sprachen kenntlich ist. Letzte Ostern wurde auch ein Versuch gemacht, unter den Pilgern, die sich die meiste Zeit über in der Umgebung der russischen und griechischen Kirchen aufhalten, die heiligen Schriften kolportieren zu lassen. Zu diesem Zweck wurde der Kolporteur Segal von Port Said über die Osterzeit nach Jerusalem geschickt. Der Mann ist für diese Aufgabe besonders geeignet, denn er spricht nicht weniger als zwölf Sprachen: Arabisch, Bulgarisch, Kroatisch, Holländisch, Englisch, Französisch, Deutsch, Hebräisch, Italienisch, Portugiesisch, Rumänisch und Russisch In den fünf Wochen, die er unter den Pilgern in Jerusalem arbeitete, verkaufte er über 730 Bibelteile in verschiedenen Sprachen. Viele derselben wurden von den Pilgern als Andenken an die heilige Stadt gekauft und als solche mit in die Heimat genommen.

— „Wohin richtest du beim Gebet dein Angesicht? fragte ein frommer Mohammedaner den Kolporteur Segal. „Wohin sollte ich es richten?" erwiderte dieser. „Nun," meinte der Moslem, „wir wahren Gläubigen wenden es gegen Mekka, die heilige Stätte, und die Juden gegen Jerusalem; aber wohin richtest du als Christ dein Angesicht bei deinen Gebeten?" „Ich richte mein Antlitz gen Himmel zu dem einen, wahren Gott", entgegnete der Kolporteur. — „Das ist das allein Richtige," meinte der Moslem, „denn die heilige Person ist mehr denn der heilige Ort."

— Beim letzten Jahresfest der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft sagte ein Redner: „Wir versammeln uns und gratulieren uns zu dem, was wir getan haben, wo wir oft ein großes Klagelied anstimmen sollten über das, was nicht getan worden ist."

Bücheranzeigen.

Das Wort des Heils. Eine volkstümliche Auslegung der Bücher des Neuen Testaments. Herausgegeben von P. Hermann Josephson. Die Apostelgeschichte von Lic. W. Hadorn. Bern. 90 Pf. — Erster Brief an die Korinther von P. S. Balke. 90 Pf. — Epheserbrief von Dir. P. Burckhardt. Berlin. 50 Pf. — Die beiden Briefe an die Thessalonicher von Insp. P. Haarbeck. Barmen. 60 Pf. — Drei Johannesbriefe von Kons.-Rat P. Blau, Werningerode. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg. 60 Pf.

Die Hefte bieten treffliche Handreichung für Bibelstunden und Bibelbesprechungen, weshalb sie Gemeinschaften und Vereinen, Helferkreisen, Stadtmissionaren und Bibellesern in der Hausgemeinde recht zu empfehlen sind. Hat auch jeder einzelne Bearbeiter

seine eigene Art, so stehen sie doch alle auf dem gemeinsamen Grunde des Glaubens an den lebendigen Herrn. — Der Subskriptionspreis pro Serie von 5 Heften beträgt bei Vorausbestellung der ganzen Sammlung statt Mk. 3.50 nur Mk. 2.50.

Das Leben Jesu. Von F. W. Farrar. Deutsche Bearbeitung von Dr. theol. F. Barth; Prof. in Bern. Illustriert mit hundert Kunstblättern außer Text nach Werken moderner Meister und dreihundert Abbildungen im Texte. Neuenburg. Verlag von F. Zahn. Erscheint in 15 monatlichen Lieferungen, à Fr. 1.25 für Subskribenten, à Fr. 2.— für Nicht-Subskribenten.

Dieses berühmte Werk des gefeierten englischen Theologen Farrar bedarf keiner besonderen Empfehlung. Die im Jahre 1874 erschienene englische Ausgabe des „Lebens Jesu", eine Frucht langjähriger Studien in der Schrift und Geschichte, erlebte binnen zwei Jahren 26 Auflagen, an die sich mehrere Uebersetzungen anschlossen. Die vorliegende Uebertragung ins Deutsche durch Prof. Barth ist ganz vortrefflich und wird sowohl dem Originaltext als dem deutschen Verständnis durchaus gerecht. Durch die gediegene, hervorragend schöne Ausstattung wird damit dem deutschen Christenvolk ein Prachtwerk ersten Ranges dargeboten.

Das Siegel und das Lamm. Betrachtungen über die Offenbarung. Von L. Pettingill. Autorisierte Uebersetzung von Gräfin Elisabeth Groeben. Kassel. J. G. Oncken Nachfolger. brosch. Mk. 1.25. | geb. Mk. 1.50.

Das hübsch ausgestattete Büchlein will keine wissenschaftliche Auslegung der Offenbarung geben, sondern nur eine schlichte, für jeden Bibelleser verständliche Erklärung derselben in Form von Betrachtungen. Deshalb sind auch in dieselben je und je passende Liederverse eingefügt. Das Büchlein gibt dem Leser der Offenbarung treffliche Winke.

Jesus und das Brautpaar von Kana. Ein Hochzeitsbild für Sakristeien, Traukapellen, Hochzeitsstiftungen in Haus und Kirche. Von Ed. v. Gebhardt.

Lasset die Kindlein zu mir kommen. Von Fritz v. Uhde. Verlag v. D. W. Callwey in München.

Dem christlichen Hause werden hiemit zwei Kunstblätter geboten, die zu allen Herzen sprechen. Das erstere ist in drei Ausgaben erschienen: in einer farbigen Gravüre zu 20, bezw. 30 Mark, und einer Volksausgabe zu 3 und 4 Mark. Das Uhde-Bild, das sich besonders für Schul- und Kinderzimmer eignet, kostet im Format von 37,5 ×28 cm einzeln nur 40 Pfenig und ist in Partien noch billiger. Wir machen auf diese schönen Kunstblätter aufmerksam und empfehlen sie angelegentlichst.

Bachofner, A. Madame Elisabeth von Frankreich. Ein Lebensbild aus der letzten Königsfamilie der Bourbonen. Basel, Kober, L. F. Spittlers Nachfolger. geh. Fr. 2.— Mk. 1.60. | geb. Fr. 3.— Mk. 2.40.

Die Schreckenstage der französischen Revolution und das edle Bild der frommen, schwergeprüften Königstochter werden uns hier in ergreifender Weise vorgeführt. Das kleine Geschichtsbild eignet sich sehr zum Vorlesen im Familienkreise.

Pélaz, A. Den Freunden unseres jungen Volks. Nach dem Französischen „Aux amis des jeunes" von M. K.-G. 192 S. geh. Fr. 2.— Mk. 1.60 | geb. Fr. 3.—Mk 2.40.

Treffliche Winke für die Erziehung und Behandlung unserer Jugend, aus denen nicht nur die Erfahrung, sondern auch wahre Liebe spricht.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel von P. Steiner.

In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Kober, C. F. Spittlers Nachfolger) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.


Stanford University Libraries
3 6105 012 818 188

